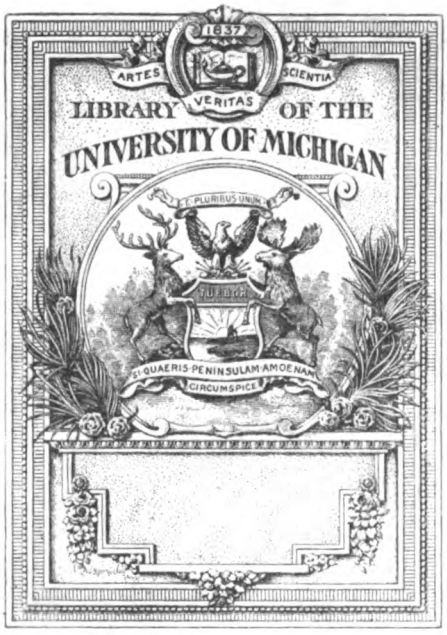
B 704,223 DUPL

Literaturgeschichte der Deutschen Stämme und Landschaften

von

Josef Nadler


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

830.9
N14

Literaturgeschichte

der

Deutschen Stämme und Landschaften.

Von

Josef Nadler.

II. Band.

Die Neustämme von 1300, die Altstämme von 1600–1780.

Regensburg 1913.
Druck und Verlag von J. Habbel.

Copyright 1913, by Josef Habbel, Regensburg.

Freunden und Fremden.

Geschichte als Tatsache ist keine Summe von Einzeltaten Einzelner; denn wie sollten sie ein Ganzes werden, wenn tausend blinde Willen sie bewegten und wenn sie keine gemeinsamen Wurzeln hätten. Geschichte als Erkenntnis ist kein Zusammenzählen von Einzelkenntnissen; denn wie soll ich zur überschauenden Höhe des Ganzen gelangen, wenn ich die Bausteine der Kenntnisse nur neben einander lege. Geschichte als Darstellung ist keine Büstensammlung; denn die Wirklichkeit zeigt mir nicht Einzelne sondern Massen und der Erkenntnis ist der Einzelne nicht Zweck sondern Mittel.

So kann die Monographie im höchsten geschichtlichen Sinne kein Ende sondern nur ein Anfang sein, Vorarbeit, ein Zusammenfassen von Teiluntersuchungen, um Teilkenntnisse zu prüfen und um zu erproben, ob sie zueinander passen. Die Biographie und eine Gesamtdarstellung, die Biographien aneinander reiht, läßt den Einzelnen, so groß er sein mag, größer erscheinen als er ist; sie tut den Tausenden unrecht, die sie verschweigt, ohne die der Einzelne weder lebte noch wirken könnte. Die Gesamtbetrachtung solcher Art — und sie ist gar keine — behängt einen Helden, den sie sich willkürlich wählte, mit den Kränzen von Jahrhunderten. Das ist vielleicht Dichtung aber keine Geschichte. Da gilt kein Einwand: die Masse, Völker, Stämme sind ja viele Einzelne. Das sie sind eben nicht. Sie sind ein Wesen höherer Ordnung, in dem der Einzelne wohl inbegriffen ist, aber tausend Einzelne, willkürlich und künstlich versammelt, geben eben nur eine Mehrheit, kein Volk, keinen Stamm, kein Ganzes.

Gesamtgeschichte an Einzelnen betrachten und erkennen wollen, hieße in einen Baumstamm Längseinschnitte an beliebiger Stelle und nach Gutdünken zu machen, um so den Aufbau des Baumes zu erkennen. Da bleibt eben nur der Querschnitt, Querschnitte so eng als möglich übereinander gelegt. Die zeigen mir in der Geschichte das Ganze, den Aufbau, das Nebeneinander, Ineinander, Wegeneinander von Raum und Zeit. Und nur weil ich fürchtete, das Buch noch fremder zu machen als es schon scheinen mag, nur darum verzichtete ich darauf, den Einzelnen völlig unter den Spiegel des Ganzen zurückzudrängen. Man mag mich schelten, daß ich Leben und Werk so manches Einzelnen zerrissen habe, das uns Meister der Darstellung in glänzender Geschlossenheit aufgebaut haben. Ich bin keinem Einzelnen verschrieben sondern einem Ganzen.

Brandenburg mit Berlin und Baiern mit Wien und München werden erst spätere Blätter beherrschen. Der große Einfluß Berlins auf das Geistesleben um 1750 ist wie so manches andere Legende. Als sich die Brandenburger

275359

Hauptstadt literarischer Ausdruck wurde, war das achtzehnte Jahrhundert fast zu Ende. Baiern aber, der alte Westen wie der neue Osten rechts der Enns, waren eigene Wege gegangen schon seit dem dreizehnten Jahrhundert. Die Jahre von 1600 bis 1800 woben nur die Sachsen und die Neustämme, die Franken, Thüringer und Alamannen zu gemeinsamen Schicksalen zusammen.

Grenzpfähle habe ich nirgends beachtet, wo mir nur ein deutscher Laut entgegenklang. Das Schrifttum niederfränkischer und sächsischer Zunge ist dem Historiker so wertvoll wie „Faust". Holland und die Baltenlande, ich bin so weit gegangen als ich Deutsche traf. Wir sind nicht reich genug, um verschwenden zu können. Aber ich bin die Sprachgrenzen im deutschen Osten ohne Vorurteil und Dünkel abgegangen. Man kann Ahnentafeln nicht verbessern. Ich halte eine Klärung all der Einflüsse des Blutes, der Umgebung und der Literatur an unserer Ostgrenze für ungleich wichtiger als die Frage, was uns alles über den Rhein und über die Nordsee zugekommen ist. Wir sind reich genug, um Eigenes vom Fremden zu scheiden. Wir sind groß genug, daß sich ein Drittel unseres Volkes erinnern kann, ruhigen Blutes, woher es gekommen ist.

Mit aller Kraft muß ich mich gegen mißverständliche Worte wahren wie etwa „Heimatkunst" und wie „Provinz". Provincia, das kennen wir weder im Wort noch in der Sache. Das ist eine Vorstellung, die sich mit Beil und Rutenbündel verknüpft und den kitzelnden Gedanken eines herrschenden Mittelpunktes voraussetzt. Auch „Heimatkunst" hat zunächst mit dem nichts zu tun, was ich wollte. Ich lasse mir mit Worten nicht wegbezeichnen, was ich in der Sache gewonnen zu haben glaube. Vor allem eines will mir nicht aus der Feder, weil es lautlich und dem Sinne nach so häßlich tönt: Partikularismus. Das Wörtchen wurde mir mit festem Daumen auf das Buch gedrückt. Doch ängstlichen Seelen, die um so deutscher zu sein glauben, je mehr sie den Teil mit dem Ganzen verwechseln und „haltet den Dieb" rufen, kann ich an Eides statt versichern, daß ich weder mit den bairischen Briefmarken noch mit dem süddeutschen Lotterievertrag etwas zu tun habe. Wirklich nicht. Ich habe kein Organ für diese Sünde, da ich Österreicher bin.

Bei der Darstellung der schwäbischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert glaube ich bekannt zu haben, welche Bedeutung ich den politischen Grenzen zumesse. Nicht zu wenig aber auch nicht zu viel. Doch wenn man mit Aufgebot von sehr viel Atem beweisen möchte, daß irgend ein Herzogtum, ein Königreich, ein Fürstentum es sei, das als Urquell literarische und künstlerische Kräfte speiste, so läßt sich mit viel weniger Stimmkraft dagegen halten, daß jeder Eroberungszug irgend eines deutschen Königreiches alle zehn Jahre die Literaturgeschichte umstoßen könnte. Wolfram von Eschenbach könnte

nacheinander Württemberger, Österreicher, Preuße und wieder Baier werden. Aber ein Ostfranke wäre er immer geblieben.

Von dem Augenblick, da die geschichtlichen Quellen reicher und lebhafter flossen, war ich gezwungen auch das andere Problem schärfer zu stellen, das von der Erkenntnis stammestümlicher und landschaftlicher Einheiten nicht zu trennen ist, die Frage nach dem Blute. Familiengeschichtliche Kenntnisse, Forschungen, Urkunden und Methoden sind erst seit Ottokar Lorenz wirklich in den Bereich der Wissenschaft gerückt worden. Blutsgemeinschaft ist der Kern der Stammesforschung und Landeskunde, der Ausgangspunkt für jede geschichtliche Erkenntnis, die tiefer möchte als die äußerlichsten Tatsachen auf den ersten Blick zu gestatten scheinen. Ich habe getan, was ich konnte, und daß der wissenschaftliche Betrieb in dieser Richtung erst nach Jahren zählt, kann niemand billigerweise mich entgelten lassen. Wer die Literatur der Schweiz, des Elsasses, Schwabens und Österreichs nur flüchtig kennt, wird in dem zahlreichen Auftreten gleicher Namen durch mehrere Jahrhunderte eine Frage sehen, ob nicht ganze Blutsgemeinschaften und ganze Sippen von Dichtern und Künstlern der bewegende Urgrund des geistigen Lebens seien.

Von meinen Freiburger Kollegen hat mich Albert Büchi sachverständig, kenntnisreich und stets bereit für die Abschnitte über die Schweiz beraten. Stanislaus Dobrzycki machte mir aus seinen Zetteln polnische Literatur zugänglich, die uns hier nicht erreichbar war. Dankbar bekenne ich mich zu den Anregungen von der allgemeinsten Kenntnis bis zu Einzelheiten im Stil, die mir auch aus dem kleinsten Beitrag Erich Schmidts in der Allgemeinen deutschen Biographie geflossen sind.

Auf einer schönen Fahrt nach Murten machte mich mein Berner Kollege Graf von Mülinen darauf aufmerksam, daß jenes Witzwort des Berner Bibliothekars Sinner und die letzte Anklage Henzis auf geschichtliche Gültigkeit keinen Anspruch haben. Es war zu spät, um noch in den Text einzugreifen. So mögen beide Stellen als unverbürgt stehen bleiben. Sie zeichnen und beleuchten doch, wenn nicht die Stadt so doch die Männer, denen sie in den Mund gelegt werden.

Der Name meines Lehrers August Sauer stand vor dem ersten Bande. Er sollte dem ganzen Werke vorantönen. Die Fülle von Anregungen und Hinweisen, die er mir in Briefen, auf Postkarten, Zetteln und Sonderabzügen, die er mir am Rand der Fahnen und noch der umbrochenen Bogen zukommen ließ, haben vieles untergründet, zurechtgerückt, ja an dieser und jener Stelle mich abgehalten, unrecht zu tun, wo mir Anteil und Leidenschaft lauter wurden als sie sollten und durften.

Freiburg im Üchtland, Februar 1913.

Übersicht.

Viertes Buch.

I. Kapitel. Der Bund der Neustämme. S. 3 bis 102.

1. Grundlagen. S. 3 bis 8. Art der Besiedlung jenseits der Elbe. Verschiedene Urvölker, verschiedene Siedelvölker. Vergleich mit dem Erzgebirge. Stellung der Neustämme zur Entwicklung der Altstämme. Verhältnis zur Kultur Polens. Franken und Alamannen und die Entwicklung des Ostens. Bedeutung Leipzigs und der Leipziger Kämpfe.

2. Heidelberg. S. 8 bis 20. Franken und Alamannen. Die neue Form. Vorbereiter. Grundprobleme des neuen Verses. Lobwasser, Denaisius, Schede. Heidelberg, Glaube und neuer Vers. Der Heidelberger Späthumanismus. Lotichius. Denaisius. Lobwasser. Schede. Lingelsheim, Bernegger und der Heidelberger Kreis. Zinkgref und Friedrich Lingelsheim. Opitz und die Heidelberger. Der Aristarchus. Heidelberger Freunde. Zinkgrefs Ausgabe von Opitzens Gedichten. Buch von der deutschen Poeterey. Wert und Inhalt. Stellung zum Osten. Theobald Höck.

3. Schlesien. S. 20 bis 30. Geographische Lage Schlesiens und Bedeutung für die Umwelt. Urvolk und Neuvolk. Straßen. Charakter des Stammes. Humanisten in Schlesien. Keine geschlossene Entwicklung. Humanistische Richtungen. Die Breslauer. Corvinus. Kirchenbewegung. Metzler. Die schlesischen Humanisten und die Habsburger. Georg Werner. Das Drama der Landschaft. Bunzlau, Lage und geistiges Leben. Die Familie Opitz deutsch oder slavisch? Der Name Opitz. Opitz, der Erbe des Landes und der Vaterstadt. Sein Leben, seine Dichtungen. Opitz und die deutsche Oper. Tscherning. Köler. Andreas Scultetus. Scherffer. Czepko. Dialektdichtungen. Henel von Hennenfeld.

4. Preußen. S. 30 bis 57. Stellung des Problems. Geographische Lage. Der Deutsche Orden und die Eroberung des Landes. Art der Besiedlung des Binnenlandes. Heinrich Fleming und Eberhard von Neisse. Besiedlung der Küste. Die Stadtbevölkerung. Herkunft und Zusammensetzung. Das Binnenland mitteldeutsch oder niederdeutsch? Stammesabkunft des Deutschen Ordens und der Bischöfe. Wie man sich das Entstehen der mitteldeutschen Mundart vorstellt. Das Stammesproblem im Deutschen Orden. Die Grundbevölkerung des Binnenlandes schlesisch, Schlesier Träger des Geisteslebens. Schlesier in Posen. Schlesier in Thorn und Kulm. Laurentius Corvinus. Coppernicus und sein „Siebengestirn". Geistesleben in Kulm. Konrad Bitschin und seine Schriften. Der Hof zu Marienburg. Musik. Meister Marienwerder und Dorothea von Montau. Humanismus auf Schloß Riesenburg. Paulus Speratus. Ermland und seine Bischöfe. Gleichklang mit der Entwicklung Polens. Dantiscus, Hosius und Kromer. Rückblick auf die Literatur des Binnenlandes. Die preußischen Städte. Politische Wirren. Die Artushöfe und ihre Bedeutung für das bürgerliche Leben. Herkunft, Ausbreitung und Wesen der Höfe. Der Humanismus und die preußischen Städte. Königsberg, höfisches und bürgerliches Leben. Georg Sabinus. Poetenzirkel. Der Herzog und die Musik. Seine Schriften. Johannes Eccard, seine Bedeutung für die Musik in Preußen. Entwicklung des deutschen Liedes in Königsberg. Simon Dach und seine Freunde. Albert, Robertin, Stobaeus. Die Seele der Königsberger Liederdichter. Grundstimmungen und Formen. Spätere Dichter. Gegensätze zwischen Königsberg und Danzig. Die Literaturformen Danzigs: politische Dichtung und Drama. Johann Raue. Polnische Aufführungen.

5. Dresden und Meißen. S. 57 bis 66. Kursachsen im politischen und geistigen Leben. Der Dresdener Hof und sein kultureller Aufstieg. Entwicklung des Dramas in Dresden. Die englischen Komödianten. Herkunft der Ritterspiele. Ihr Ausbau am Hofe. Nosseni. Die Dresdener Oper. Heinrich Schütz. Textdichter: Buchner, David Schirmer, Dedekind, Krieger, Geller. Stadt Dresden und Land Meißen. Martin Rinkart, Familie und Leben. Sein Dramenzyklus, Wesen und Bedeutung. Der Lyriker Rinkart. Paul Fleming und seine Leipziger Freunde. Bedeutung für Opitz. Leben und Lyrik. Die Meißner Dichter: Finkeltaus, Brehme, Homburg, Schoch.

6. Lausitz und Schlesien. S. 66 bis 102. Geographische Lage und Bevölkerung der Lausitz. Politische Verhältnisse. Stammescharakter des Adels. Geistiger und kultureller Tiefstand im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Die Sechsstädte. Alter der Städte. Stadt und Wende. Spottlieder. Görlitz und seine Kultur. Die Schule. Drucker. Trotzendorf. Zacha-

rias Puschmann. Scultetus und das convivium musicum. Das religiöse Leben der Landschaft und seine Beziehungen zur alten und neuen Bevölkerung. Das Wendische. Schwenckfeld. Weigel. Beziehungen zu Alamannien. Der Edelmann der Altstämme und der Neustämme. Jakob Böhme. Herkunft und Wanderungen. Die Sage um ihn. Kämpfe in Görlitz. Woher stammen seine Ideen? Grundgedanken. Die Qualitäten in seinem Weltbilde. Seine Sprachphilosophie und Sprachmystik. Bedeutung. Seine Schüler. Die Edelleute in seiner Umgebung. Abraham von Frankenberg. Die ostdeutsche Mystik. Scheffler. Ideen und Form seiner Lyrik. Das Kirchenlied in der Lausitz. Paul Gerhardt. Franck von Guben. Spaltung der mystischen Elemente. Entfesselung der Massen. Zinzendorf und seine Familie. Frauenkultur. Wesensverschiedenheit der Mystik und des Pietismus. Zinzendorf ein Improvisator. Entartung der Herrnhuter. Eindringen der Mystik in die weltliche Literatur. Blutpoesie. Das Kirchenlied in Schlesien. Kuhlmann und Hallmann. Hofmannswaldau. Lohenstein. Zigler. Logau. Aufstieg durch die zugewanderten Schlesienfremden. Landschaftliche Quellen des neuen schlesischen Dramas: Thüringen, Niederfranken. Andreas Gryphius, Herkunft und Heimat seiner Familie. Leben, Epen und Lyrik. Entwicklung des niederländischen Dramas. Gryphius und die Niederländer. Seine Dramentechnik und sein Dramenstil. Seine Lustspiele. Zittau, Humanismus, Schulen und Drucker. Gegensatz zwischen Görlitz und Zittau. Christian Weise, Lustspieltechnik und Lustspielstil. Seine Romane. Christian Günther. Das neue Lied.

II. **Kapitel. Die sächsische Welt.** S. 103 bis 146.

1. **Westfalen und Niederfranken.** S. 103 bis 116. Der Einfluß Niederfrankens. Das Problem. Niederfranken, Niedersachsen und die deutsche Einheit. Fränkisch-sächsische Kulturdurchdringung. Wie sie sich in der Malerei und Buchkunst spiegelte. Brügge, ein gemeinniederdeutsches Literaturzentrum. Mittelniederdeutsche Literatur. Die Brüder vom gemeinsamen Leben. Ihre praktische Richtung. Die Predigt. Osnabrück. Dederich Coelde. Das Buch vom status mundi. Die Paderborner kirchenpolitischen Schriftsteller. Hermann von Schildesche. Theodor von Riem. Dietrich von Nieheim. Gobelinus Persona. Münster. Lateinische Literatur. Bernhard von der Geist. Hermannus Zoestius. Werner Rolevinck und sein Buch De laude veteris Saxoniae. De Bucolicis Vergilii. Opusculum de reliquiis Bacchi. Die Münsterer Fraterherren und ihre Bücherindustrie. Johannes Veghe, Predigten und Schriften. Die münsterländischen Schulen im Zeitalter des Humanismus. Alexander Hegius. Rudolf von Langen. Die westfälischen

Edelleute und der Humanismus. Westfälische Schulen. Die Münsterer Domschule. Wiedertäufersturm. Hermann von Kerssenbroch. Drama in Münster. Westfälische Drucker. Westfälische Humanisten. Der neue Niederfranke. Friedrich Spee. Das niederländische Drama.

2. Ostfalen. S. 117 bis 126. Blutmischung in Ostfalen. Aufnahme der hochdeutschen Schriftsprache. Literarischer Grundzug der Landschaft. Eike von Repkow. Das Kloster Ebstorf. Braunschweig, Stadt und Land. Gedichte. Hermen Bote. Jakob Scracz. Herkunft und Ausbildung der Eulenspiegelschwänke. Das Buch. Braunschweiger Hofliteratur. Herzog Heinrich Julius. Seine Dramen. Herzog Anton Ulrich. Seine Umgebung: Justus Georg Schottel und Andreas Heinrich Buchholtz. Dichtungen des Herzogs Anton Ulrich. Die Braunschweiger Oper. Ihre Beziehungen zu Hamburg. Heinrich Tolle in Göttingen. Mundartdichtung in Hannover. Der Stolberger Kulturkreis, Bibliothek und Musik. Johann Gottfried Schnabel.

3. Mecklenburg. S. 127 bis 131. Älteste Literatur. Eberhard von Wampen. Das Redentinerspiel. Bordesholmer Marienklage. Die Rostocker Universität. Das Drama in Mecklenburg. Ein niedersächsischer Theaterzettel. Buchdruck und Denkmäler. Das Doberaner Anthyrlied. Die Kunstdichtung. Johann Lauremberg. Joachim Rachel. Daniel Georg Morhof. Spätere Mundartdichtung. Sibylla Schwarz.

4. Hamburg und Lübeck. S. 131 bis 146. Die Wendenzeit. Der Sachse zu Wasser. Bildung der Hansa. Hamburg und die Entwicklung des Bürgertums. Lübeck. Literaturform, das Fastnachtsspiel. Herkunft, Stoffe und Aufführungen. Johannes Stricker. Reincke de Voß. Lübeck die Druckerstadt. Hamburg. Historische Lieder. Störtebeker. Domann und sein Hansalied. Hamburg und die große deutsche Entwicklung. Holländer in Hamburg. Ihr Einfluß auf das Drama. Volksstücke. Johann Rist. Die Hamburger Sprachgesellschaften. Zesen und Rist. Fremde in Hamburg. Johann Balthasar Schupp. Georg von Greflinger. Die Oper und ihre gesellschaftlichen Voraussetzungen. Bau des Opernhauses. Kampf mit dem Pietismus. Entwicklung der Hamburger Opern. Durchdringen der Mundart. Das sächsische Singspiel. Johann Philipp Praetorius. Ausgang der alten Oper. Englischer Einfluß an Stelle des niederfränkischen. Entwicklung des Hamburger Zeitungswesens. Die englischen Wochenschriften, das Muster der Hamburger. Der „Vernünftler“. Brockes und sein „Patriot“. Die Deutschübende Gesellschaft. Die Deutschgesinnte Gesellschaft und ihre Bedeutung. Brockes. Seine Werke. Friedrich von Hagedorn.

III. Kapitel. Die Altstämme. S. 147 bis 207.

1. Kassel und Köthen. S. 147 bis 169. Die Altstämme im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Scheinbares Zurücktreten gegen die Neustämme. Entscheidender Einfluß des großen Krieges auf den Niedergang der Literatur? Der letzte Grund des Zusammenbruchs des alten Bürgertums. Bedeutung Hessens und Thüringens von 800 bis 1800. In diesen Landschaften Anschluß an die Neustämme. Franken und Alamannen. Kassel. Beziehungen zu Niederfranken. Moritz I. der Gelehrte. Seine Bildung. Seine Schulen. Das collegium Mauritianum. Aufgabe dieser Schule. Schulplan. Die Kasseler Hofkunst. Das Schuldrama. Landgraf Moritz als Dramatiker. Beziehungen zu England. Johannes Rhenanus. Sein Speculum aistheticum. Der Vers des Stückes. Die englischen Komödianten in Kassel. Die hessische Truppe. Der Kasseler Theaterbau. Musik. Ausgang. Darmstadt. Die Koburger Literatur. Die actus oratorii. Jakob Rosefeld. Johann Bechstedt. Johann Christoph Kohlhans. Die Rudolfstädter Festspiele. Schuldrama in Frankenhausen und Rudolfstadt. Erfurt. Kein Theater. Kaspar Stieler. Bedeutung des Kalvinismus für die Kultur der alten mitteldeutschen Landschaften. Köthen ein Sammelpunkt. Der Stamm und die Landschaft. Das Anhalter Haus. Fürst Ludwig. Christian von Anhalt. Stiftung des Palmenordens. Die Entwicklung der Sozietäten und die Hüttenbünde. Die italienischen Akademien. Fürst Christian, der Palmenorden und der slavische Osten. Französische Orden. Fürst Ludwig und Wolfgang Ratichius. Fürst Ludwigs gereimtes Reisetagebuch. Tobias Hübner. Diederich von dem Werder und Torquato Tasso. Vorläufer italienischer Literatureinflüsse Hans Christoph Fuchs. Diederichs befreites Jerusalem. Seine übrigen Werke. Philipp von Zesen. Ausgang des Ordens.

2. Nürnberg. S. 169 bis 181. Nürnberg und Augsburg, ihr Glück und Ende. Ungebrochene Fortentwicklung Nürnbergs. Zur Universität Altdorf. Die Presse in Nürnberg. Jakob Ayrer. Englische Komödianten. Das Nürnberger Theater. Beeinflußt durch das englische Singspiel. Anlage der Nürnberger dazu. Der Rat und das Theater. Ayrers Werk und Wert. Theaterbau. Johannes Velten und Nürnberg. Meistersänger und Spruchsprecher. Die Fremden in Nürnberg. Harsdörfer. Das Poetenkränzchen. Klaj, Dilherr und Birken. Stammesgeschichtliche Bedeutung des Blumenordens.

3. Schwaben und Elsaß. S. 181 bis 198. Verschiedene Entwicklung des alten Verhältnisses Ostfranken—Nürnberg und Schwaben—Augsburg. Der Ansbacher Hof. Die schwäbische Literatur. Johann Sebastian Wieland. Johann Valentin Andreä, sein Leben und seine Beziehungen. Seine Dich-

tungen — die Dialogform. Tübinger Liederdichter. Die Literatur des Stuttgarter Hofes. Feste und Aufzüge. Georg Rudolf Weckherlin. Das Antike, Volkstümliche und Mittelalterliche seiner Lyrik. Weckherlin und Opitz. Das akademische Drama in Straßburg. Kaspar Brülow. Das Straßburger Dichterkränzchen: Rumpler von Löwenhalt, Schneuber, Thiederich, Hecht. Ein Stammesproblem: wie werden Volksfremde deutsch? Die Entwicklungsreihe Fischart, Moscherosch, Grimmelshausen. Moscherosch, Leben und Art. Das Elsässische an „Philander von Sittewald". Grimmelshausen. Fränkisches und Alammanisches in seinen Schriften. Stoff, Technik und Art des „Simplicissimus".

4. Landschaften des Pietismus. S. 198 bis 207. Mystik und Pietismus. Pietismus und Rechtgläubigkeit. Die landschaftlichen Ausgangspunkte der Bewegung. Ostfalen: Johann Arndt. Die Niedersachsen. Das Elsaß: Philipp Jakob Spener. Das Erzgebirge: Gottfried Arnold. Zusammenschluß. August Hermann Francke. Der Pietismus in Halle und Gründung der Universität.

Fünftes Buch.

I. Kapitel. Die Schweiz. S. 211 bis 257.

1. Urschweiz und Rheintal. S. 211 bis 217. Verhältnis der Literaturquellen Königsberg, Hamburg, Zürich—Bern. Soziale und politische Gründe. Bedeutung der Schweiz für die Methode der geschichtlichen Betrachtung. Das Drama der Urschweiz im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Literatur in Zug: Johann Kaspar Weißenbach; in Sankt Gallen: Josua Wetter; im Toggenburg: Johannes Grob. Literarisches Leben in Basel. Drama und Presse. Philologenarbeit. Drollinger. Historiker.

2. Bern. S. 217 bis 230. Politische Verhältnisse. Berner Staatsgedanken. Literarische Wertung Berns durch Berner und Fremde. Die Liederliteratur des Oberlandes. Hans Rudolf Rebmann. Jakob von Graviseth, seine Heutelia und seine Bücherschenkung. Beat von Muralt und seine lettres. Grundgedanken der Briefe. Pietismus in Bern. Das Drama in Bern. Die Familie Haller und die Jugend des Dichters. Zusammenhang der „Alpen" mit der Literatur des Oberlandes und mit Muralt. Hallers Staatsromane. Wochenschriften in Bern. Einheimische Dichter. Sinn der historischen Reihe Graviseth, Muralt, Henzi. Samuel Henzi.

3. Zürich. S. 230 bis 257. Politische Verhältnisse. Stadt und Land. Die Züricher Literatur im siebzehnten Jahrhundert. Züricher Zeitungswesen. Die Familien Bodmer und Breitinger. Die Diskurse der Mahlern. Englische

Literatur in Zürich. Die Kunsttheorie Bodmers und Breitingers. Ihre Mitarbeiter. Bodmers Dichtungen. Urs Balthasars „Patriotische Träume“ und die Gründung der Helvetischen Gesellschaft. Zweck und Verhältnis zu einer neuen Renaissance. Pädagogische Pläne. Geistiges Leben in Zürich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Das neue Leben und seine Gründe. Einfluß der Familienbildung. Bedeutung der Familie Hirzel. Salomon Geßner. Lavater. Salomon Landolt. Auftreten unschöpferischer Genies. Leonhard Meister und der Dilettantismus. Pestalozzi. Gaudenz von Salis-Seewis und Bernold von Walenstadt. Auflösung und Reinigung in Johann Kaspar Schweizer.

II. Kapitel. Leipzig und Halle. S. 258 bis 295.

1. Altleipzig. S. 258 bis 274. Lage und stammestümliche Bedeutung der Stadt. Theater und Zeitungswesen im siebzehnten Jahrhundert. Die Musik. Kuhnau und Bach. Die Literatur. Christian Reuter. Otto Mencke, der Schöpfer der Leipziger gelehrten Presse. Das Lausitzer Poetenkränzchen und Entwicklung zur Deutschübenden Gesellschaft. Abkunft und Jugend Gottscheds. Sein Einwachsen in Leipzig, sein Verhältnis zur Deutschen Gesellschaft. Seine Gesellschaftsgründungen. Sein Einwachsen an der Universität. Seine Wochenschriften und seine Kunstlehre. Verhältnis seines ganzen Wesens zur ostpreußischen Stammesbildung. Der Dichter Gottsched. Die Gattin seine Mitarbeiterin. Verhältnis zwischen Dramendichter und Bühne vor Gottsched. Die Anfänge Karoline Neubers. Vorzeichen des Zusammenbruchs.

2. Die Leipziger Kämpfe. S. 275 bis 282. Gründung der „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache“. Der Salon Christines von Ziegler. Beginn des Kampfes mit den Schweizern. Feinde in Preußen und Schlesien. Bruch mit Karoline Neuber. Neue Schüler und Freunde. Liscow und Rost. Pläne auf Wien. Klopstocks „Messias“. Schönaich. Gottscheds Ausgang.

3. Halle. S. 282 bis 295. Der Literaturtrieb Halles. Stammestümliche Umbildung der Stadt. Stellung Halles in den Kämpfen der Zeit. Pietismus und Aufklärung. Thomasius. Wolff. Sieg des Pietismus. Ästhetiker in Halle. Die Literatur der Stadt. Velten und Händel. Anteil der Frauen. Der Pietismus und die neue Renaissance. Immanuel Pyra. Sein christlicher Idealismus. Samuel Gotthold Lange und die Gemeinschaft der Empfindsamen in Laublingen. Die Lieder des Kreises. Pyras Stellung in den literarischen Kämpfen. Gleim, Uz, Götz und die Laublinger Empfindsamen. Langes Horazübersetzung. Halle, ein literarischer Ausgangspunkt.

III. Kapitel. Die Niedersachsen. S. 296 bis 371.

1. Ostfalen und Meißen. S. 296 bis 319. Beziehungen und Stellung der beiden Landschaften. Die Familie Gleim fränkisch. Gleims Dichtungen. Die Grenadierlieder. Preußischer Patriotismus oder deutsches Nationalgefühl? Gleims Stellung zur Antike und zum Pietismus. Bedeutung Gleims als Dichterfreund und Umbildner des Pietismus. Lichtwer. Sachsen und Meißner in Leipzig. Zusammenströmen der Jugend. Die Familie Schlegel und Johann Elias Schlegels Anfänge. Schwabe und seine „Belustigungen" als Sammler. Die Familie Giseke und der Dichter Giseke. Abfall der Bremer „Beiträge". Literarischer Charakter der neuen Zeitschrift. Klopstocks „Messias" entdeckt. Gellert und Rabener als Dichter und Menschen. Der Kreis um Lessing. Mylius und Weiße. Lessings Anfänge. Die neue Bühne in Leipzig. Lessing, Kleist, Clodius, Weiße, Brawe, Cronegk. Die Literaturbriefe. Weiße und Thümmel. Thümmels Werke. Weißes Werke. Klopstock und Lessing und ihre Heimat. Quedlinburg und Ostfalen. Literarische Anlage und Vorliebe des Sachsen. „Messias" und „Heliand". Relative Zeitwerte beider Dichtungen. „Messias" die Erfüllung Pyras. Verchristlichen der Antike. Der Vers im „Messias". Das Erzgebirge als Heimat der Meißner Dichter und der Lessing. Die Lessing Slavensprößlinge aus Böhmen. Name und soziale Stellung der Familie. Lessing und die literarischen Überlieferungen des Erzgebirges. Lessing ein Humanistentypus. Das Volksfremde an Lessing. Klopstock und Lessing.

2. Kopenhagen. S. 319 bis 331. Sachsen, Römer und Renaissance. Kopenhagen eine sächsische Königsstadt. Herkunft und Beziehungen der dänischen Könige. Christian Wernicke. Die Rantzau. Holberg und das dänische Theater. Wie Holbergs Werke deutsch wurden. Elias Schlegel in Kopenhagen und seine Bühnenarbeit. Bernstoff und das neue Kopenhagen. Klopstock, Basedow, Cramer, Funk, Gerstenberg, Claudius, Schönborn, Sturz, Münter, Resewitz in Kopenhagen. Gesellschaftliche Mittelpunkte. Klopstock und die Jugend. Die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur". Gerstenberg, Shakespeare, Ossian und Homer. Kampf mit Lessing. Gerstenbergs „Ugolino" und Sturzens „Julie". Meta Moller und die Fortarbeit am „Messias". Die germanische Mythe als Stoff- und Formelquelle. Klopstocks Dramen. Der Zusammenbruch.

3. Hamburg. S. 331 bis 343. Beziehungen zu Kopenhagen. Liscow in Hamburg und Lübeck und seine Satiren. Die Hamburger Presse. Die neue Bühne. Karoline Neuber scheitert in Hamburg. Hamburger Theaterdichter: Behrmann und Stüven. Hinrich Borkenstein, der Neuschöpfer der Hamburger Lokalposse. Schönemann und seine neue Truppe: Ackermann,

Uhlich, Ekhof, Krüger, Sophie Schröder. Abfall Sophie Schröders und ihre neue Truppe. Sophie Schröder und die Truppe Ackermann. Der junge Schröder. Ackermann und Schönemann. Ackermanns Aufstieg. Ackermanns Hamburger Theater und die Gründung des Nationaltheaters. Lessings Vergangenheit in Breslau. „Laokoon". Lessing Dramaturg in Hamburg. „Minna von Barnhelm" und „Hamburgische Dramaturgie". Der Zusammenbruch und seine Gründe. Ackermann wieder Leiter. Seine neuen Kräfte. Schröders Aufstieg und sein erstes Unternehmen. Sein Spielplan. Eroberung Shakespeares. Schröders zweites und drittes Unternehmen in Hamburg.

4. Die sächsische Scholle. S. 344 bis 356. Das freie Land Sachsens und Stadt Hamburg und Hof Kopenhagen. Die Familie Boie. Boie und Gotter in Göttingen und die Gründung des Musenalmanachs. Das Göttinger Dichterkränzchen: Hahn, die beiden Miller, der junge Cramer, Hölty. Anteil Bürgers. Klassische Philologie in Göttingen und Heyne. Heyne und sein Schüler Voß. Voß und das Dichterkränzchen. Wandsbeck. Die Familie Claudius. Claudius in Hamburg und das geistige Leben der Stadt. Reimarus, Alberti, Goeze, Bode. Claudius Redakteur in Hamburg; und in Wandsbeck. Voß in Wandsbeck. Anfänge des deutschen Homer. Claudius' Art und Kunst. Tod der ältern Generation: Bernstorff, Sturz, Klopstock. Ein Junger: Gottwert Müller. Klopstocks Ausgang. Der junge Bernstorff und das neue Kopenhagen. Die Jugend der beiden Stolberg. Voß und Stolberg in Eutin. Der deutsche Homer von Stolberg und Voß. Stolbergs Dichtungen, innerer Wandel und Zwist mit Voß.

5. Ostfalen. S. 356 bis 366. Stellung Ostfalens. Das Braunschweiger Carolinum. Jerusalem und seine Schutzschrift. Gärtner, Zachariä, Ebert, Arnold, Eschenburg, Mauvillon in Braunschweig. Leisewitz. Das Thüringische im Ostfalen. Bürger. Göckingk. Familien des Namens Winckelmann. Winckelmanns Entwicklung zur Antike. Lessing in Wolfenbüttel. „Emilia Galotti." Kampf mit Goeze. „Nathan der Weise" und „Erziehung des Menschengeschlechts". Lessings Stellung und Wirkung.

6. Westfalen. S. 367 bis 371. Westfalen und Niederfranken. Justus Möser. Franz von Fürstenberg und das Münsterer Schulwesen. Seine Seelenfreundin Amalia von Gallitzin. Bernard Overberg. Hamann, Stolberg und Goethe in Münster.

IV. Kapitel. Rheinfranken und Schwaben. S. 372 bis 465.

1. Königsberg und Riga. S. 372 bis 386. Schlesier noch immer Träger der Literatur. Pietismus und Aufklärung in Preußen. Charakter der Stadt Königsberg. Kants Abkunft und Anfänge. Die Familie Hamann

und Hamanns Anfänge. Die Baltenlande. Hamann in Riga. Freunde in Riga: Lindner und Berens. Hamanns Umkehr. Die Königsberger Freunde. Die Familie Hippel. Hippel, Kant, Hamann und Herder. Die Familie Herder und Herders Jugend. Kanter, Lauson und Scheffner. Herder in Riga. Die Fragmente und Kritischen Wälder. Riga verödet. Der junge Lenz. Hippels Dichtungen. Hamanns Schriften. Kants Werke. Kant und Hamann. Hamanns Ideen und Stil. Die Königsberger Lyriker.

2. Frankfurt. S. 386 bis 394. Das Theater der Stadt seit dem fünfzehnten Jahrhundert. Die französische Bühne während der Besetzung. Die Familie Goethes. Goethes Ahnen. Bedeutung der Lindheimer. Cornelius Lindheimer und Ferdinand Lindheimer. Geistiges Leben unter Goethes Ahnen. Der Vater. Die Mutter. Bedeutung von Vater und Mutter für den Knaben. Goethes Jugend und Fahrt nach Leipzig.

3. Straßburg. S. 395 bis 408. Begegnung zwischen Goethe und Herder. Entwicklung des jungen Goethe bis Straßburg. Dichtung und Bildung in Leipzig; Krankheit und Heilung in Frankfurt. Entwicklung Herders bis Straßburg. In Nantes und Hamburg und Eutin. Vorbereitung beider auf Straßburg. Herder Goethes Erzieher. „Über den Ursprung der Sprache." Homer, Pindar, Shakespeare. Ossian. Das Straßburger Leben. Sprachforscher und Historiker. Schoepflin und Oberlin. Verwandtschaft der Ideen Herders und Goethes mit diesem Straßburger Leben. Goethe und das Elsaß. Lenz, Pfeffel. Goethe in Sesenheim.

4. Rheinfranken. S. 408 bis 425. Die Empfindsamkeit in Rheinfranken und ihre Entwicklung. Ihr Wesen und ihre Quellen. Darmstadt. Sturz, Merck und Lichtenberg. Der Darmstädter Hofkreis. Merck. Leuchsenring. Herder in Darmstadt und Karoline Flachsland. „Götz von Berlichingen" und Goethe in Darmstadt. Die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen". Der neue Prosastil. Wetzlar und die Wertherstimmung. Rheinfahrt mit Lavater und Basedow. Rückblick auf Cochem und Lindenborn. Die Brüder Jacobi. Die Frankfurter Freunde. Friedrich Maximilian Klinger. Lili Schönemann. Schweizerreise und Fahrt nach Weimar. „Götz von Berlichingen." „Die Leiden des jungen Werther." Pläne, Trümmer und Kleinigkeiten.

5. Schwaben. S. 425 bis 444. Die Schwaben als Erben der Züricher. Literarische Aufgaben. Das reichsfreie Schwaben. Wieland. Leben, Entwicklung. Wert und Wesen seines Werkes. Der junge Schubart. Schubart in Augsburg und das Augsburger Leben. Schubart in Ulm und das Ulmer Leben. Johann Martin Miller. Schubarts Charakter. Das herzogliche Schwaben. Politische und literarische Probleme. Herzog Karl Eugen. Die

Stuttgarter Oper. Das Württemberger Zeitungswesen. Publizisten: die beiden Moser, Wekhrlin. Politische und künstlerische Befreiung. Vorkämpfer: Huber und Gemmingen. Die neue Stuttgarter Bühne. Die Literatur im Tübinger Stift: Faber, Duttenhofer, Hartmann, Reinhard, Conz, Stäudlin. Die Karlsschule. Die Familie Schiller. Der Name. Schiller und die Schiller von Herdern. Schillers Jugend. In der Karlsschule. Einfluß des Staates Württemberg und der Landschaft Schwaben. Erste Dramen. „Die Räuber." Stäudlins Almanach. Stäudlin und Schiller. Die Flucht.

6. Die Pfalz. S. 444 bis 456. Pfälzer Poeten: Götz, Hahn, Maler Müller. Friedrich Müller in der Pfalz. Seine Idyllen. Mannheim. Die Akademie der Wissenschaften. Die deutsche Gesellschaft. Schwan. Das Mannheimer Hoftheater. Das Mannheimer Nationaltheater. Lessing. Die Anfänge. Der Leiter Dalberg. Die Schauspieler. Iffland, Beil, Beck. Die Verfassung des Theaters. Entwicklung des Spielplanes. Schiller in Mannheim. „Fiesko." „Kabale und Liebe." Ausblick auf die neue Zeit.

Viertes Buch.

Aufmarsch der Stämme.

I. Kapitel.

Der Bund der Neustämme.

1.

Grundlagen.

Die Wege, die Völker in ihrer innern Entwicklung zu schreiten haben, kann keines umgehn oder überspringen.

Zwischen Elbe und Niemen waren langsam Stämme deutsch geworden, die sich zäh und lange gegen den Wandel ihres Wesens gewehrt hatten, eine kaum übersehbare Völkermasse, die den nationalen Besitz verdoppelte. Das waren keine spärlichen fremden Trümmer, dem Schwerte entronnen, die spurlos in der einbrechenden Flut versunken wären. Langsam waren die deutschen Gewässer auf diesem Boden eingesickert; die höchsten Spitzen der alten Welt ragen noch heute auf der Lüneburger Heide, an der Spree, im äußersten Osten über den Spiegel. Es war ein allmähliches Aufzehren zunächst der Sprache, des Glaubens, der Sitte, des Rechts; ein Umprägen der äußeren Typen; ein Aufheiraten und Vermischen. Und als diese Stämme in der deutschen Sprache zu dichten begannen, den Fremden war's eine erlernte, den Zugewanderten ein spätes Lösen der Zunge, und als andere dieses Schrifttum zu klassifizieren begannen, so schrieb man darüber hin, als ob sie niemals anderes Fleisch und Blut gewesen wären. Und doch sind nicht einmal die Fremden, ehe sie deutsch wurden, ein einiges gleiches Volk gewesen. Die Slaven rechts der Elbe, die Spree hinab bis an den Bober, die Oder abwärts, an der Weichsel, an der Passarge und am Pregel, das waren ja Stämme, so verschieden wie der Sachse und der Alamanne, der Baier und der Franke. Die Polabier, die Wenden, die Polen, die Litauer und die Preußen, was lag nicht alles trennend zwischen ihnen! Und die diese vielfach verschiedenen Völker eindeutschten, waren wieder Welten für sich. Jenseits der Elbe, die Küste entlang Sachsen und Niederfranken. Aus dem Quellengebiet des Mains und der Saale Thüringer und

Ostfranken. Rechts und links der Spree wiederum vier Grundelemente, aus denen das Neue gemischt wurde. Die Füße werden unsicher, die den Spuren des reifenden Volkstums nachgehn, und in solcher Fülle die Blicke verwirrt, die nach festen Charakterlinien suchen. Es ist ein Augenblick höchster Spannung, da diese Stämme zu schreiben beginnen, da sie die Pressen in Bewegung setzen. Was wird es werden?

Schon einmal um 1530 hatte es Deutschland erlebt, wie aus einem Neubruch Kultur und Literatur wächst; aber in Joachimstal waren es Deutsche, freilich in buntem Durcheinander, die sich in freier Wahl zu einer neuen Gesellschaft zusammenfanden, Deutsche, von denen selbst der Heimatloseste Traditionen mitbrachte, das Erbe eines alten, gefestigten Stammes. Doch diese Fremden hatten in ihrer Muttersprache noch gar nicht denken und dichten können, Kinder, die, ehe sie sprechen gelernt, dem neuen Leben zugeführt wurden. Jetzt waren sie reif und traten hinaus und fanden, daß die Altstämme die Bahn bereits durchlaufen hatten, die sie wie jedes junge Volk zu beginnen hatten. Sie mußten an die Vorausgeeilten heranzukommen trachten.

Die Kultur der höfischen Zeit und der Mystik waren die typischen Äußerungen jedes neu gesteigerten Völkerlebens. Die Seele noch unbefreit in den Fesseln konventioneller Gesellschaft und mit den Frauen der Mystik auf dem ersten Fluge zu individueller Weltanschauung. Dann hatte die Renaissance die Schranken geöffnet und eben jetzt bogen die Neustämme von ihrem Seitenwege her in die große Straße ein und sahen die alten Kolonnen nach harten Gefechten, ermüdet manche und verwundet, siegesfroh andere, alle aber neuen Erfolgen zustreben. Was konnten sie anders als sich anschließen, den Zug vorbeilassen, wobei es freilich für sie noch manches Scharmützel mit Gegnern gab, das die voranmarschierenden Altstämme längst schon ausgefochten hatten. So quälten sich die Stämme des Ostens noch mit Problemen ab, die im Westen keine mehr waren, genossen Freuden und Seligkeiten, die der Franke und Alamanne, reifer und älter, nicht mehr kannte, suchten noch einmal Formen, eine Arbeit, die im Westen um 1200 und 1500 bereits geleistet worden war. Indem sie so im Rücken der Marschkolonne Nachwirkungen früherer Kämpfe erledigten, machten sie den Scharen da vorn den Weg leichter, aber der ganze Ablauf des Seelenlebens blieb weit mehr im Bann einer verflossenen Vergangenheit als unter dem Eindruck der reiferen Psyche des Westens. Daß um 1600 Fürsten und Höfe wieder den literarischen Reigen führen, daß der Adel wieder in die Front rückt, an Stelle der Poeten und Meistersänger als neuer Typus der Kavalier tritt; daß die romanische Welt als Franzosen und Italiener, nicht als Griechen und Römer, die deutsche Literatur bewegen, das war

zunächst keine Reaktion gegen die fränkische und alamannische Blüte der letzten Generationen, das war die erste nationale Regung der neuen Stämme des Ostens, gewiß zum guten Teil unter Einfluß des slavischen Temperaments. Da die neue Bewegung von der Oder her kam, da das polnische Blut so stark im Schlesier wirkte, die Jagellonenuniversität Krakau ganze Generationen erzogen hatte, Söhne der neuen deutschen Stämme in polnische Dienste traten und Polen die Bischofstühle Preußens bestiegen; da hier an der Grenze fast wie am Rhein die Glieder der beiden Nationen durcheinander gerieben wurden, gingen von Polen starke Ströme geistigen Lebens zunächst auf die Grenzlandschaften über. Kein Wunder! Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts stand die slavische Macht auf freiem Gipfel. Der deutschen Entwicklung voraus, galten damals schon die polnischen Höfe als die besten Schulen für jede Kenntnis und für gesellschaftliche Formen. Eben begann der Edelmann zu herrschen und jene Blüte aristokratischer Kultur heranzureifen, die Deutschland um 1200 besessen hatte. Eben um 1550 setzte sich die polnische Nationalliteratur gegen die humanistische durch. Lange vor Deutschland wurde dort Ronsard wirksam. Sein Freund, Johann Kochanowski, geboren 1530 zu Syczyn bei Radom, und der polonisierte ruthenische Edelmann Nicolaus Rej von Naglowice leiteten wie der Westen die neue Zeit mit Psalmenübersetzungen ein. Der Lemberger Simon Szymonowicz Bendonski, 1557—1629, führte die Idylle ein und schuf das polnische Schäfergedicht. Diese typischen Züge des neuen Lebens, aristokratische Kultur, nationale Formen gegenüber den humanistischen, Naturfreude und Schäferpoesie, die der Osten in die Bewegung einschob, waren in Polen ein Menschenalter zuvor bereits ausgebildet. Die Neustämme wurden zum Teil von Äußerungen ihres slavischen Grundelements getrieben; Polen war das eine der neuen Kraftzentren. Wie könnte es auch anders sein! Völker wischt man nicht wie mit nassem Schwamme von der Tafel. Sie mögen dezimiert worden sein; sobald sie in einem andern Stamm aufgehn, muß ihr Wesen sich in der neuen Verbindung äußern mit derselben Sicherheit, wie versteckte und gebundene chemische Elemente sich äußern. Slavische Einflüsse wirkten auch von Süden her. Amos Comenius durchsetzte die neuen Landschaften bis an die Küste mit seinem Einfluß, und selbst die Sprachgesellschaften des Westens konnten sich ihm nicht völlig entziehn. Es haben auch wenig Deutsche wie dieser Slowake die eigenartigen Bedingungen des Deutschen für den Vers klarer erkannt. Die Anregungen für die neue Tat des Ostens lagen gewiß in der Heimat. Opitz traf im Westen nur auf verwandte Mühe, auf Vorbilder, die in Polen längst schon wirksam waren. Es ist schwer einzusehn, warum solche Einflüsse an der Weichsel und Oder, woher doch die Grundelemente der neuen Völker stammten, peinlich und

unangenehm sein sollten, die man dem ebenso wesensfremden Franzosen gern und willig zugestand. Die Fremde war es nun einmal.

Da es ein erstes Erwachen des Volkstums war, in Polen des slavischen und auf dem Neubruch des deutschen, so vollzog es sich eben auch in den typischen Formen, in die es sich im Westen schon um 1200 hinübergebildet hatte. Daher steht eine neue poetische Form beherrschend im Mittelpunkte des neuen Dranges; daher bezwingt der Vers wie damals die Seele und steigert sich zur Virtuosität und artet in Spiel und Reimkunst aus wie im späten dreizehnten Jahrhundert; daher wird das Kunstlied wieder allgewaltig und geht mit dem Volkslied wie einst im bairischen Osten neue Verbindungen ein; daher Nachbilden und Nachahmen, nicht in fremder Sprache wie bei den Poeten der fränkischen und alamannischen Zeit, sondern Nachbilden in deutscher Sprache, was an den Romanen bezaubernd in die Augen glänzte; daher sammeln sich die Dichter wieder um die Fürsten, daher die Verachtung gegen das sechzehnte Jahrhundert, das zu dieser Zeit stand wie einst die Renaissance der Karlinge und Ottonen zur höfischen; daher eine neue Kultur, deren Träger der Kavalier ist, der dem Volke noch ferner steht als der Aristokrat des dreizehnten Jahrhunderts; daher eine galante Zeit, wie das Rittertum den Frauen diente.

Waren die Revolutionen der fränkischen und alamannischen Generationen ein Riß zwischen Vergangenheit und Gegenwart, während sich die Entwicklung des Jahrhunderts doch im gleichen Takte vollzog, jetzt ist das Unrhythmische in die deutsche Welt gekommen. Die Kolonnen marschierten nicht mehr im Takt. Der Westen war einer Vergangenheit ledig, die dem Osten, weil ungenossen, stets ein lockender Traum blieb: Der Westen wurde klassisch, der Osten romantisch. Und weil es gegen die Ergebnisse des Westens keine Wände gab, so verwischte sich sogar in den Neustämmen der scharfe Rhythmus des Lebens. Es war die Entwicklung eines Jünglings, dem ein älterer Freund den Übergang zum Mann erleichtert. Aber ersparen kann ihm die weiseste Erfahrung nicht, was er nun einmal selber erleben muß. Die Seele des deutschen Ostens war nicht konventionell im Sinn der höfischen Zeit und doch noch nicht individuell im Geist der Altstämme. Wie es keine scharfe Grenze gibt zwischen dem symbolischen und typischen Seelenleben der Urzeit und dem konventionellen des dreizehnten Jahrhunderts, so war jetzt örtlich der große Prozeß nicht völlig durchgedrungen; der Osten steckte noch tiefer in den alten Formen, weil er zur selben Zeit erst am Anfange stand, wo der Westen schon über Mittagshöhen schritt.

Es schiebt sich ein breiter Riegel zwischen die Stämme jenseits der Elbe, das ist die fast rein fränkische Mark Brandenburg. Westlich davon herrscht der

Sachse im Bund mit dem Niederfranken, östlich der Thüringer mit dem Ostfranken. Im Westen wurden die Sprachgesellschaften der Sammelpunkt aller Kräfte, die nach vorwärts drängten, im Osten stand der Dichter allein. Die Gründe liegen in den Stämmen. Das fränkische Übergewicht hatte sich im sechzehnten Jahrhundert besonders drückend durch die unbedingte Herrschaft des Formalen erwiesen. Die humanistischen Poeten waren durchwegs Franken gewesen, der Alamanne, damals nationaler und deutscher und niemals ausschließlich Formtalent, geriet stark ins Hintertreffen. Sobald der Druck nachließ, wurden seine Gedanken frei und strömten nach allen Seiten aus. Die Mystik, von Alamannen zur höchsten Blüte gebracht, war noch im dreizehnten Jahrhundert das Gegengewicht der Innerlichkeit geworden gegen die Herrschaft der Form in der Kultur, in der Kirche, in Dichtung und Leben. Nun hatte der Humanismus abermals die Form übertrieben betont, und die Kirchenspaltung war nicht imstande gewesen das Glaubensleben zu vertiefen. Sie hatte den Humanismus niedergebrochen, aber die Kirche trostlos leer gemacht. Da kam nun von Alamannien her der Pietismus. Längs der bairischen Grenze nach Böhmen, wo einst die Gedanken der alamannischen Brüdergemeinden gewandert waren, stand jetzt zur Zeit der Gegenreformation kein Weg mehr offen. Die einzige freie Bahn war ins Herz Deutschlands, in die lutherisch beherrschten Landschaften, die umgekehrte Richtung, die die Mystik genommen hatte. Das gesellige Band der alten Brüdertendenzen war das deutsche Hüttenwesen geworden und da der Meister vom Stuhl der Straßburger Bauhütte Großmeister aller deutschen Hütten war, und da das Hüttenwesen die Symbole und Formeln abgab für die neuen Sozietäten und Akademien, so hatte Alamannien die Organisation in der Hand, um sich im Mitteldeutschen, im Fränkischen durchzusetzen. Da sich aus den Sprachgesellschaften die deutschübenden Gesellschaften entwickelten, in deren Schoße die zweite Blütezeit heranreifte, so hatte der Alamanne im Geiste längst gesiegt, ehe die Schweizer äußerlich die vorbereitenden Fragen entschieden. Sie hatten in Wahrheit ihre Stellungen bis Leipzig vorgeschoben.

Um Leipzig und Halle konzentrierten sich wirklich die literarischen Mächte wie 1813 die deutschen Armeen. Die Niedersachsen zogen sich nach erfolgreichen Tagen in Hamburg gegen den Mittellauf der Elbe heran. Die Gruppe der östlichen Landschaften gab den Feldherrn her, den Königsberger Gottsched, der ihre ganze geschlossene Kraft mitbrachte. Er war das einfache notwendige Ergebnis geographischer und stammestümlicher Grundlagen. Die drei Literaturherde, die sich im siebzehnten Jahrhundert herausbildeten: Schlesien—Lausitz, Altpreußen, Meißen, gehörten innerlich zusammen; geographisch als die Tiefländer an der Elbe vor dem böhmischen Tor,

an der obern Oder, an der untern Weichsel; ethnographisch als Landschaften mit analogem Aufbau. Meißen und Schlesien waren im wesentlichen von Thüringen und Ostfranken her besiedelt worden, Altpreußen, das Binnenland, von Meißen und Schlesien. Daher fand Opitz nur in Meißen und Preußen geschlossene Schulen, daher erhielt Gottscheds Stellung erst durch das Gewicht dieser ethnographischen Kombination die eigentliche Wucht. Was seit dem dreizehnten Jahrhundert über das sechzehnte hinaus als gegensätzliche fränkische und alamannische Sonderentwicklung einer Entscheidung entgegentrieb, wurde hier um 1740 ausgefochten. Der Erfolg war überraschend. Franken und Alamannen fanden sich zum erstenmal zu gemeinsamer Kultur, während die Stämme des Ostens ganz neue Wege einschlugen. In diesem Ganzen war die Stellung der Lausitz, die durchaus selbständig und eigenartig war, von Bedeutung, da sie Meißen, Schlesien und Preußen, unberührt von allen, doch ausgleichend und räumlich verband. So war das System der Landschaften des Ostens ähnlich wie im Westen. Den beiden Ästen der fränkisch-mitteldeutschen und der alamannischen Landschaften entsprechen die beiden Längszüge Preußen und Schlesien, hier durch Polen getrennt wie die zwei westlichen Arme durch Baiern. Und wie die Mittelachse Nürnberg—Augsburg sie verband, so schlossen im Osten Breslau, Posen, Thorn und Kulm den nördlichen Ast an der Küste und den südlichen von der Elbe bis über die Oder zusammen.

2.

Heidelberg.

Die feine Stadt der Former und Liedersänger, der Aristokraten und humanistischen Poeten leuchtete immer noch. Wieder war etwas Neues im Werden, und immer noch waren es Franken, die längst auf dem Wege waren, ein gutes Stück der Sonne entgegen, als auch der Alamanne aufbrach. Aber diesmal war's ihm ernster. Immer war der Franke rheinaufwärts gestiegen, jetzt kamen sie den Strom herab, ersparten ihm den Weg, machten sich in Heidelberg heimisch, versuchten sich selber in Formen. Und Fremde kamen, da aus dem Osten weit her, und einer tat es sogar allen voran. Alamannen! Schüler einst und immer, die aus der Hand des Franken empfingen, und nun brachten sie selber Handgüter mit. Straßburg und Heidelberg schienen ihre Rollen zu tauschen.

Die alten höfischen Formen waren im dreizehnten Jahrhundert noch zerbröckelt, und was die folgenden Generationen zu denken und zu fühlen

hatten, strömte in freier Rede hin. Dann hatte der Franke sich in klassische Gewänder gehüllt, sein Ohr war verwöhnt und das Auge, und als ihn die fremden Formen nicht mehr freuten und als er wieder nach heimischen langte, griff er ins Leere. Kaum daß er's merkte, war die Muttersprache anders geworden, und in der Freude der Hexameter und sapphischen Oden hatte er's versäumt, solang sie biegsam im Werden war, sie neuen Formen zuzubilden. Jetzt war sie abgekühlt und fertig, und wer sie ändern wollte, mußte feilen und glätten. Künstliche Arbeit! Es galt dem Verse, da der Deutsche jetzt wieder in heimischer Sprache, verwöhnt und verfeinert, dichten wollte. Denn was der Meistersänger Verse und Strophen nannte, das galt einmal in den Zeiten der vorhumanistischen Barbarei. Jetzt wollte er's feiner. Berufene und Unberufene, Gelehrte, Poeten und Humanisten hatten den Mangel längst gefühlt und es versucht. Der Chorherr im Wengenkloster Martin Myllius, der 1521 starb, hatte vier Jahre zuvor in seinen deutschen geistlichen Liedern sich abgemüht die Verse gefällig zu bilden. Dann kam ein Züricher Konrad Gesner, der erste Theoretiker der Form und der erste Alamanne, der es wagte. Die wichtige Schrift, der Mithridates, fällt genau in das Jahr, da die große Generation der fränkischen und alamannischen Zeit ausstarb und der neue Tanz anhub: 1555. Er wollte den Unterschied der Sprachen erörtern und empfand die Schwierigkeiten des Deutschen, mit seinen harten Konsonantenverbindungen flüssige Verse zu bilden, und doch setzte er sich in merkwürdigem Unverständnis für das Wägen der Silben nach antiker Form ein. Das silbenzählende Französisch erschien ihm als Gefahr, und als mutiger Wager baute er bewußt die ersten deutschen Hexameter, schweres Gefüge, betont und unbetont in gleichmäßigem Wechsel nebeneinander ohne das Hellere, Weichere, Leichtere einer zweiten unbetonten Silbe neben der tonführenden. Den Dreien, Paul Rebhun, Ackermann und Laurentius Albertus, war es schon mehr gewesen als eine bloße Ahnung, daß der Rhythmus der deutschen Rede und also des deutschen Verses auf dem klangvollen Wechsel von tonstarken und tonschwachen Silben ruhe. Der Humanismus griff, wie überall, so auch hier entschlossen zu. Johannes Engerd aus Neustadt in Thüringen — er war Professor in Ingolstadt und starb 1587 — versuchte in seiner Prosodia germanica de condendis rhythmis germanicis 1583 die erste geschlossene Theorie des deutschen Verses, und Johannes Clajus aus Harzberg in Kursachsen, 1533 bis 1593, ging in bewußtem Anschluß an klassische Meister mit seinen neunzehn Regeln bereits auf feinere Nuancen ein, indem er verlangte, ein Hinabdrücken ins Tonlose von Silben betonter Höhe sei nicht statthaft. Amos Comenius bemerkte in einem Briefe sehr einsichtsvoll, wie im Deutschen fast alle Silben wegen ihres Diphthongs, wegen Häufung der Mitlaute oder wegen starker

Betonung lang seien. Kurze gäbe es nur wenige. Und er fuhr fort: „Aber ein viel größeres Hindernis erhebt sich hieraus, daß die übrigen heutzutage gebräuchlichen Sprachen (unsere slavische mit ihren Dialekten ausgenommen) die natürliche Stellung der Worte bewahren, wie sie kraft der Syntax sich verbinden, und nicht versetzt werden können, wie es die Feinheit des Metrums und sogar die Notwendigkeit fast immer erfordert.“ Hier war viel tiefer erkannt, was den deutschen Vers vom antiken trennte, die Syntax, die Unmöglichkeit, Redeteile wohlgefällig voneinander zu lösen und in freier Wahl nach den Forderungen des Rhythmus, des Versmaßes zusammenzustellen. Das war noch wichtiger als die Unmöglichkeit, mit der so ganz anders gearteten Fülle der deutschen Silben klassische Verse ganz gleichartig nachzubilden.

So stand die Frage. Zwei Grundlagen gab es, auf denen man den deutschen Vers wieder einrenken konnte. Der klassische entstand aus dem rhythmischen Wechsel der Silben, die ungleich waren an innerm Gehalt, kurze und lange, die Stimme verweilte und eilte, Bewegungswechsel, Tempo, Zeitdauer war der Träger der künstlichen Form der Rede, und man hatte sich gewöhnt, die lange Silbe gegenüber den beiden kürzeren oder von zwei Längen, je nach dem Versmaß, die eine durch stärkere Betonung auszuzeichnen. Der deutsche Vers lebte von andern Mitteln. Hier schwoll die Stimme in rhythmischem Wechsel betonend und tonlos auf und ab, und nur an jenen Stellen, wo sich der Dichter eine unbetonte Silbe versagte, trat zur Tonfülle ausgleichend die Tondauer und Tonhöhe. Die Stimme verweilte länger auf der betonten Silbe, um die Pause in der Nähe auszugleichen, und zeichnete, da jetzt zwei Tonstärken beisammenlagen, die eine noch durch Tonhöhe aus. Hier herrschte Klangfarbe und Ton. Unter den Händen der Meistersänger waren diese Gegensätze etwas verwischt worden. Noch immer hing der Rhythmus vom Betonen und Nichtbetonen der einzelnen Silbe ab. Nur verfuhren sie willkürlicher und legten Silben den Ton bei, denen er nicht gebührte, und nahmen ihn anderen. Wie weit das im einzelnen ging, mag niemand entscheiden, da keiner gehört hat, wie sie ihre Verse sangen und lasen. Aber wer an den regelmäßigen Wechsel metrischer Einheiten in den antiken Gedichten gewöhnt war, dem mußten diese Verse barbarisch erscheinen. Die Sache lag ziemlich klar; aus der Erkenntnis, daß der innere Bau der deutschen Sprache ein treues Nachbilden klassischer Versformen unmöglich mache, mußte der Entschluß reifen, sich von diesem Phantom loszureißen. Aber den regelmäßigen Wechsel der metrischen Einheiten der Antike auf die deutschen Betonungsverhältnisse zu übertragen, das lag sehr nahe, wurde immer klarer erkannt und endlich praktisch durchgeführt.

Drei fällten die Vorentscheidung und gaben der Frage zugleich eine neue Wendung, und die Heimat der drei ist bezeichnend genug für die landschaftliche Wertung der neuen Bewegung. Ambrosius Lobwasser aus Schneeberg, 1515—1585, der Zwickauer und Joachimstaler Heimat, Peter Denaisius, 1560—1610, aus Lothringer Familie, der in Straßburg geboren wurde, und Paul Schede aus dem Fränkisch-Hennebergischen, 1539—1602.

Die Nachblüte des Humanismus und konfessionelle Verhältnisse waren entscheidend für die Beantwortung der Frage. 1556 war in der Pfalz die Reformation eingeführt worden. Die Stadt, von allen Seiten aus nächster Nähe dem Einflusse verschiedener Kirchen erreichbar, spaltete sich in drei Parteien. Die Lutheraner führte der Hofrichter Erasmus von Venningen, die Anhänger Zwinglis und Calvins Ernst, die Freunde Melanchthons der Kurfürst Otto Heinrich selbst. Vom 5. bis 7. Juni 1560 gab es die große Disputation; der Kurfürst neigte zum Kalvinismus, es wurde reformiert, Melissus richtete 1572 den Kirchengesang ein, die Genfer Kirchenzucht wurde eingeführt und 1574 Theodor von Beza festlich durch die Universität bewirtet. Seit 1577 herrschte wieder das Luthertum, und 1583 hatte man auf fürstlichen Befehl wieder zu glauben, was Calvin über das Abendmahl lehrte. Durch den Anteil Heidelbergs „der Calviniſten fürnembstes Asylum und Ketzer Nest", am Kirchengesange bahnte die Stadt die Reform des deutschen Verses an. Das Milieu, aus dem sie erwuchs, war der Späthumanismus. Wie zu Anfang des Jahrhunderts sammelte sich jetzt am Ende noch einmal ein Kreis klassischer Poeten auf diesem klassischen Boden, neben dem Brandenburger Georg Sabinus in Königsberg sogar der bedeutendste dieser Jahrzehnte, Petrus Secundus Lotichius, 1528—1560, aus Niederzell bei Schlüchtern. Im Kloster seiner Heimat bei seinem Oheim entstanden die meisten seiner lateinischen Gedichte. Weite Fahrten führten ihn durch die Welt; in Padua wurde er Doktor der Medizin, und Kurfürst Otto Heinrich berief ihn als Professor nach Heidelberg. Ovid und Vergil waren seine Muster; 1551 erschien seine berühmte Sammlung Elegiarum liber et carminum libellus. Denaisius, der als Assessor am Reichskammergericht in Speier wirkte und in Heidelberg starb, war am schwächsten beteiligt. Vom Humanismus kam auch er, und nur daß er von lateinischen Gedichten zu deutschen überging und mit einem Hochzeitsgedicht in Zinkgreffs Sammlung geriet, sicherte ihm seinen Platz. Ambrosius Lobwasser hatte auf weiten Reisen, die ihn nach Löwen und Paris führten, in Berry Hugenotten kennen gelernt und von dem neuen Psalter, den Marot und Beza 1562 geschaffen hatten, tiefe Eindrücke empfangen, vor allem von den Melodien. Und weil er sie den Deutschen vermitteln wollte und darum an den Versen nichts ändern durfte, begann er die Psalmen genau im Versmaß

des französischen Originals zu übersetzen. 1565 war das Buch fertig. Er gab Bemerkungen über den Versbau bei. Die Reime sind den fremden peinlich nachgebildet, Alexandriner, Zehn- und Elfsilber sind vertreten. Im Grunde schuf die Sammlung nur Verwirrung. Denn zu den antiken und nationalen Grundlagen kam nun eine dritte, das silbenzählende Französisch. Was wertvoll war, das war der Einfluß der Musik, die dem deutschen Vers zustatten kam. Der Druck verzögerte sich, und als das Buch 1573 erschien, war es bereits da, von einem andern, von Paul Schede. Melissus, wie er sich nannte, war ein Humanist fränkischen Geblüts, zu Mellrichstadt geboren, die Mutter eine Verwandte Martin Polichs, studierte auf den mitteldeutschen Universitäten, wurde in Wien zum Dichter gekrönt, befreundete sich mit dem Komponisten Orlandus Lassus und Goudimel, mit Henri Etienne und Josef Scaliger, war 1567 in Paris und lernte in Genf Beza kennen. 1570 wurde er von Friedrich III. nach Heidelberg berufen, um das Gesangbuch der Pfälzer Reformierten zu schaffen. 1572 erschien sein Psalter, der im wesentlichen dieselben Grundsätze wie Lobwasser befolgte. Er stand noch stärker unter französischem Einfluß, und es klingt so widerspruchsvoll, wenn gerade er die Abhängigkeit von der Fremde bedauert. 1574 erschienen seine Stegreifgedichte Schediasmata, 1586 wurde er Bibliothekar.

Als 1583 der strenglutherische Kurfürst Ludwig VI. starb, wurde der ebenso strenge Kalvinist Johann Casimir Administrator, und der junge Kurprinz Friedrich IV. mußte sein Bekenntnis wechseln. Die Erzieher, die für ihn berufen wurden, neben Otto von Grünrad Georg Michael Lingelsheim, wurden die eigentlichen Förderer der neuen Literatur. Lingelsheim war ein Straßburger, geboren 1556, und wurde fast gleichzeitig mit seinem Landsmann Peter Denaisius kurpfälzischer Rat. Ein herrlicher Mensch, der christliche Cato und Varro, wie sein Freund Bernegger ihn nannte, literarum literatorumque fautor primus. In seinem Hause reifte der neue Geist heran: Straßburg in Heidelberg. In der Elsässer Hauptstadt hielt Matthias Bernegger, 1582—1640, ein Oberösterreicher aus Hallstadt, die Beziehungen des Kreises zusammen, die halb Europa umspannten. Hugo Grotius und Kepler standen obenan. Vom Straßburger Gymnasium war er als Professor der Geschichte und Beredsamkeit an die Universität gekommen. Gedruckt wurde wenig von ihm. Sein Panegyricus auf Ludwig XIII. und seine laudatio funebris für Gustav Adolf bewiesen es ebenso, wie seine Behauptung, man müsse unter Umständen gegen den Kaiser kämpfen, daß ihn, den Fremden, kein Hauch des alten Straßburger Geistes berührt hatte. Er besaß eine wertvolle Bibliothek, die Robert Robertin katalogisierte, und richtete sich, sehr zu seinem Schaden, eine eigene Druckerei ein.

Unter Lingelsheims Führung reiften die Jünglinge heran, in denen so viel Köstliches schlummerte, das doch nur zum kleinern Teile Früchte trug: sein eigener Sohn Friedrich, Johann Joachim von Rusdorf und Julius Wilhelm Zinkgref. Rusdorfs Geschlecht war niederbairisch, sein Vater wurde Kalvinist und trat in Pfälzer Dienste. Er versuchte sich in lateinischen Gedichten, und wenn er auch als Diplomat die ehernen Räder nicht aus den Geleisen hob, seine Figur ist im Bild der Zeit unentbehrlich. Die herzlichste Freundschaft verknüpfte den jungen Lingelsheim und Zinkgref. Johann Bernhard Weidner gab 1619 in der Triga amicopoetica die Gedichte dieses Bundes heraus. 1607 wurden beide in Heidelberg immatrikuliert, machten mitsammen die große Reise, studierten in Orleans. Kurz nach der Heimkehr aus Italien starb Friedrich 1616 frühreif und selten begabt. O spes mortalium falsas, rief der berühmte Philolog Gruter aus, erat sane adolescens supra aetatem doctus, supra saeculum moderatus. Seine lateinischen Verse sind glatt und gemütvoll, und voll Ergriffenheit liest man die Distichen, die er, trüber Ahnungen voll, vor seinem Ende an den Vater richtete:

Siehst du nicht, wie in der Fluten Gewalt, die weithin dunkeln,
Ächzt der Kiel, ans Geklipp' prallend mit grimmiger Wucht?
Wie der Bug und die Rahen stöhnen, die Taue zerrissen,
Wie in mein Segel rast trotzig das Wetter aus Süd.
Bei den Banden, die euch einst einten, beschwör' ich dich, Vater,
Bei der Mutter Gebein, ach, nun Asche und Staub,
Und bei allem, was teuer dir ist, laß den Sohn nicht in Seenot,
Den aus sicherer Bahn reißen die Wogen mit Macht.
Laß mich nicht nackt am Strande verschmachten, am steinigen Strande,
Oder in Trümmern, zerschellt, suchen am Ufer, was mein.
Und wenn doch mir das Leben entgleitet im Tode der Wellen,
Und vergebens mein Flehn sucht in der Höhe den Gott,
Nein, dann sollst du des Bildes nicht denken, des scheiternden Schiffes,
Sollst zu spät, ach zu spät, ringen die Hand nicht nach mir.

Zinkgref war kein voller Pfälzer, die Familie stammte aus Frankfurt, im Grunde ein Landsmann Goethes, war aber mit der Pfalz aufs engste verwachsen. Wohlhabend und vor der Not des Lebens gesichert, brauchte er kein Amt zu suchen und er suchte es nicht. Nach seinen „Schulbossen" 1618, einer satirischen Anekdotensammlung, gab er im folgenden Jahre Sentenzen heraus, die sinnbildliche Darstellungen erläuterten: Emblemata ethicopolitica. Es war wie es immer geht, wenn ein Gedanke in dunkler Schönheit sich ins Freie ringen will und niemand ist, der das Wort ausspräche, das jedem lösungsbereit auf der Lippe liegt.

1619 hatte Lingelsheim für seine zahlreichen Kinder einen neuen Erzieher gefunden, einen Schlesier, dem schon ein Ruf voranging. Der zweiundzwanzigjährige Bunzlauer brachte vom Görlitzer und Beuthener Gymnasium die übliche Schulweisheit mit, aus Frankfurt an der Oder ein humanistisches Erbe, das nicht aus den besten Händen stammte, vom Liegnitzer Hofe genügend Schliff, um den Kavalier mit Würden spielen zu können. Auch Martin Opitz war wie Sebastian Brant der Träger zünftig geschaffenen und gehegten Ruhmes, der so sicher angelegt war, daß er die nächsten Jahrhunderte überdauerte. Was Opitz aussprach, war weder neu noch Eigentum, an Begabung stand er hinter den lateinischen Poeten der großen fränkischen und alamannischen Zeit, hinter manchem seines eignen Jahrhunderts zurück. Die Fülle seines Erfolges und seines Einflusses ist das Ergebnis eines früh gefestigten Willens, der erste Poet zu werden um jeden Preis, wie andere Knaben sich als große Heerführer träumten und es wurden. Seine Macht zerfließt, wenn man die Freunde von ihm wegrückt, die er wie wenige zu sammeln und zusammenzuhalten verstand. Wenn er auch aus einer Fleischerfamilie stammte, die freilich in den Rat des schlesischen Städtchens gedrungen war, es ist der zähe Zusammenhalt adeliger Sippen in ihm, die öffentliche Meinung zu machen wissen. Was er ins Weite wurde, wäre er ohne Zinkgref und ohne den umfassenden Freundeskreis Lingelsheims, dem gerade die Holländer zugehörten, niemals geworden. Opitz machte die Musik, aber Bernegger, Lingelsheim, Zinkgref sorgten für guten Besuch und gute Stimmung. Und dennoch ist er durch den Zug der Sprachgesellschaften von Straßburg bis Hamburg, auf der Linie der alten mystischen Bewegung, vom Westen abgeschlossen und auf die drei neuen Landschaften des Ostens beschränkt worden.

Er kam nach Heidelberg als Verfasser der Schrift Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae. Ein seltsamer Eindruck! Mit der naiven Freude der Jugend, die für sich die Welt von neuem zu entdecken glaubt, mischt sich das junge Stammesbewußtsein des Ostens, Wahrheiten und Stimmungen, die im Westen schier abgegriffen waren. Von der Vortrefflichkeit der deutschen Sprache waren die Elsässer Humanisten bereits vor mehr als hundert Jahren überzeugt gewesen, Opitz bewies ihnen das Einmaleins. Die Schrift hat Reiz und Geltung nur als sichtbarer Ausdruck, daß der Osten erwacht war und in die Gesamtbewegung eintreten wollte. Zwischen 1617 und der vollen Blüte der nationalen Literatur Alamanniens lagen nur fünfzig Jahre, viel zu wenig, um alte Wahrheiten neu entdecken zu müssen. Die deutsche Sprache sei den andern ebenbürtig, die griechische und römische seien verfallen. So konnte nur der Sproß eines Stammes reden, der ohne die Legitimität der alten Landschaften sich Reiche schuf. Seine Warnungen vor den Auslandreisen, der

Eifer gegen die Sprachmengerei, die Meinung, wir pflegten das Volkstum nicht, verriet Weltfremdheit und Naivität, die dem jungen Studenten nicht übel ſtand. Gerade als er die Sätze ſchrieb, war im Weſten fruchtbar, was er verlangte; wurde zum Grundelement der neuen Kultur, deren Pionier er ja war, wovor er warnte. Und die Widerſprüche, der Mangel an Erkenntnis! Während er gegen die Fremde eifert, zitiert er mit beneidenswertem Selbſtbewußtſein eigene Alexandriner als nachahmenswert und weiſt damit auf die unglückſeligen Franzoſen hin. So gut der Wille iſt und ſo heiß das Bemühn, dieſe humaniſtiſche, ſchülerhafter Stilübung gehört nicht an die Spitze der neuen Zeit.

In Heidelberg fand Opitz, was er ſuchte. Hier waren Freunde, willig bereit, ſeine große Meinung von ſich ſelber gelten zu laſſen; hier war der franzöſiſche Vers zum erſtenmal über deutſche Sätze geſpannt worden; hier hatte Lingelsheim und oben am Rhein Bernegger den Einfluß der großen Franzoſen und Holländer geſammelt. Opitz ſetzte ſich an gedeckte Tafeln. Lingelsheim und Bernegger nahmen lebhaften Anteil an den neuen Bemühungen. Bernegger war ein väterlicher Freund für die vielen Schleſier, die in Straßburg ſtudierten, und bürgte ſogar in Geldnöten für die jungen Leute, förderte Zinkgrefs Ausgabe und überwachte den Druck.

Weichet beſiegt, ihr Sänger der Römer, ihr Sänger der Griechen;
Freut doch am ſüßen Klang deutſchen Gedichts ſich Apoll,

ſchrieb er als das Büchlein fertig war. Der Kreis war eifrig bei der Sache: Kaſpar Barth 1587—1658 aus Küſtrin, Opitzens Stubennachbar, machte deutſche Verſe; Balthaſar Venator 1594—1664 aus Weingarten am Prurhein, der 1613 in Heidelberg immatrikuliert wurde, Sekretär des Kurfürſten und Erzieher bei Lingelsheim, ſpäter in Zweibrückener Dienſten; Johann Leonhard Weidner, 1588 zu Ottersheim in der Pfalz geboren, der Fortſetzer von Zinkgrefs Apophthegmata. In Straßburg vertrat Chriſtoph Köler, Opitzens Landsmann und Schatten, opitziſcher als Opitz, die neue Richtung. Der Krieg, deſſen Einzelheiten Rusdorf ſo ſcharfſinnig vorausgeſehen hatte, fegte ſie auseinander, im September 1622 nahm Tilly die Stadt. Aber wenige Jahre nach der Zerſtörung wurden zwei Bücher geſammelt, die Ergebniſſe an Verſen und Gedanken dieſer Heidelberger Monate.

Opitz wußte um Zinkgrefs Plan, ſeine Poeſien zu ſammeln. 1624 erſchienen ſie: Teutsche poemata Martini Opicii. Auch Zinkgref ſprach davon in der Einleitung, dem Auslande zu beweiſen, wie Unrecht es mit ſeiner Verachtung deutſchen Weſens hätte, zu beweiſen, was die Nation vermöchte. Aber dem Inland hatte er's zu beweiſen. Opitz habe das Eis gebrochen — die Phraſe kehrt nun wörtlich durch das ganze Jahrhundert wieder, ſobald von Opitz die

Rede ist — nun könnte der Deutsche in seiner Sprache zur Nachwelt reden. Das hatte hier in Heidelberg und Straßburg freilich einen andern Klang und bedeutete im Rheintal den offenen Bruch mit dem Humanismus, die Fortsetzung der Straßburger Ideen von 1500, den ersten großen Sieg des Alamannen über den Franken. Ja in der kalvinistischen Pfalz, wo mit dem Glauben der Franzose über den Strom brach, wo die unselige englische Prinzessin das Fürstenhaus in wilde Abenteuer stürzte und Friedrich V. sich eben um die böhmische Krone die Hände blutig gerissen hatte, lag in den Worten der volle Klang der Zeit. Die Gedichte des Anhangs, in denen die Freunde des Kreises vertreten waren: Jakob Creutz, Janus Gebhard, Isaak Habrecht, Heinrich Albert Hamilton, Balthasar Venator, Kaspar Kirchner, Balthasar Wesselius und die Heidelberger Vorbereiter, Melissus, Denaisius, der junge Lingelsheim sowie der unabhängige Schwabe Weckherlin brachten das rheinische Element, volkstümliche Grundlagen, so stark zur Geltung, daß das Buch von Heidelberg beherrscht wird, nicht von Opitz. Es zeigt vollendet, um was bisher am Rhein gerungen wurde, den deutschen Vers in neuer Glätte, geschliffen am Kristall antiker Formen. So wurde zur leeren Redensart, was Opitz im Aristarchus verheißen hatte. Denn wenn das keine Herrschaft der Fremde war, dann hat niemals ein Schüler in seinem Meister gelebt. In der Sprache war mit dem Humanismus gebrochen, im Vers herrschte die klassische Zeit und der Franzose stärker denn je, und über diese Brücke strömten aus beiden Welten immer neue Kräfte ins Land.

Zinkgref teilte das Schicksal der Zeit. 1622 fand er in seinem „Weltkäfig", der Soldat sei das Heil der Welt. Vier Jahre später erschien seine Spruchsammlung Apophthegmata; 1635 starb er zu Sankt Goar, verwundet, beraubt und ausgeplündert, an der Pest. So groß der Dienst war, den er Opitz geleistet hatte, denn er schob dem Mann ja den ganzen Einfluß der Landschaft unter die Füße, keiner lohnte ihm's weniger als der schlesische Poet. Er war unzufrieden, und tatsächlich hatte Zinkgref eigenwillig in die Texte eingegriffen, und Opitz machte die Arbeit noch einmal. Er war unterdessen nach Holland gegangen, an die Quelle, nach Leyden zu Daniel Heinsius und legte ihm die Übersetzung seines Lobgedichts auf Bacchus und auf Christus vor, und dann nach Jütland, wo er 1621 das „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges" schrieb, vier Gesänge, im innern Aufbau mittelalterlich wie nichts mehr in dieser Zeit, die ganze römische Geschichte und zum Schluß das Jüngste Gericht, doch realistisch in der Schilderung des Elends. Nach einem kurzen Abenteuer in Ungarn war er 1623 wieder in der Heimat. Da erschien Zinkgrefs Ausgabe und zur Rechtfertigung der seinen schrieb er das Buch von der deutschen Poeterei 1624. Auch diese Schrift gehört ihrem Wesen nach

zur Heidelberger Zeit, auch sie ist fremdes Eigentum und belebte Auszüge aus den Renaissancetheorien, die ihm durch Heinsius und Ronsard vermittelt wurden, durch Beispiele aus seinen eigenen Gedichten. Eine flüchtige Arbeit, deren Wirkung sich nur daraus erklärt, daß er oft und gut Gesagtes noch einmal, aber zur rechten Zeit, wiederholte. Auch das war doch die Fremde, und er lärmte immer noch gegen sie. Ein kleinliches, ein armes Buch, ohne fruchtbare, ergreifende Gedanken, ein Büchlein nur für die engste Zunft. Wo schloß sich die künftige Größe an diese Belehrungen an? Kaum einen Faden, und war er noch so dünn gesponnen, ließen die Weimarer und die Romantiker aus der ganzen deutschen Vergangenheit von 1200 bis 1800 fallen, wo knüpften sie an Opitz an? Wahrheiten, die längst alle Welt wußte, an der Spitze des Buches, und was er sonst zu sagen hatte, traf Schlag auf Schlag daneben. Poeta nascitur, das hatten die Humanisten zwar, wenn sie Geld brauchten oder eine gute Pfründe, leichtherzig vergessen, aber Horaz hatte das schon ganz vortrefflich gesagt. Daß die Poesie dem Menschen Gott zum Bewußtsein bringen solle und vor allem der Kultur zu dienen habe, war teils ein völliges Verkennen der reinen Schönheit und teils nur eine ungewisse Ahnung; doch seine Verse erfüllten beides nicht. Dann kamen die beiden Grundirrtümer, die ein ganzes Menschenalter harter Arbeit auf sich zogen: Die Poesie solle lehrhaft sein und Prosa sei keine Dichtung. Und sein Unglück wollte es, daß die großen unsterblichen Dichtungen des Westens Prosa waren, daß der Sproß eines der östlichen Neustämme mit Prosabüchern fast die ganze Kultur der Frühromantik stützte, daß der Prosaroman in Opitzens engerer Heimat wenige Jahre darauf fast einziger Ausdruck dichterischen Willens wurde. Das große Wort von der Wahrheit, die der Dichtung zugrunde liegen müsse, war hohler Klang, denn er meinte damit eine äußerliche Wahrscheinlichkeit, und nicht einmal hierin gab ihm die Zukunft recht. Und wie klang seine Mahnung, die Antike zu studieren, nach den Tagen der Renaissance! War er denn blind und taub durch Heidelberg gegangen, hatte ihn kein Nachhall von Dalbergs griechischen Symposien getroffen? Dinge, die mehr als selbstverständlich waren, da er weder auf die echte Antike an Stelle einer falsch verstandenen hinweisen mußte wie Lessing, noch nach zwei Jahrhunderten vertrautesten Zusammenlebens mit Griechen und Römern neue Offenbarungen bringen konnte. Es klingt eben in allem die freudige Überraschung des neu erwachten deutschen Ostens, die alles zuerst zu sagen meint, was der Westen längst wußte, die alles noch einmal sagen möchte, da sie das erste Mal nicht dabei sein konnte. Auf das Neuland bezogen, erhält Opitz seinen vollen Wert, aber man soll in ihm nicht den Propheten sehen, der die Altstämme zu belehren und zu führen hatte.

Nach solch allgemeinen Grundlagen analysiert er die poetischen Teil-

kräfte; nicht die Fantasie ist ihm das Wichtigste, Erste, sondern die Beschreibung. In den Dichtungsgattungen, die er definiert, dringt er nirgends aufs Mark. Schier unverfroren präsentiert er als Muster fürs Epos neben Vergils Georgica sein eigenes Trostgedicht. Er beherrschte trotz seiner klassischen Bildung nicht einmal die Ergebnisse des Humanismus, kein Wunder, da Schlesien wohl Humanisten aber keine Poeten von der Größe des Eobanus oder Celtis besessen hatte. Als trennendes Unterscheidungsmerkmal der Tragödie und Komödie erschienen ihm soziale Momente; dort Stoff der König und königlicher Wille, hier schlechtes Wesen und Personen. Welche Gattung entsprach denn dann dem Freiherrn, dem Grafen und Herzog? In der Lyrik schob er das Gelegenheitsgedicht in den Vordergrund und wie schon selbstverständlich griff er gründlich daneben, als ob nichts vor ihm gewesen wäre, indem er vom Liede Sentenzen und Beschreibung verlangte. Der nobilitierte Bürgersohn konnte ja das Volkslied verachten, aber Zinkgrefs Sammlung wenigstens hätte ihm Bedenken machen können. Roman und Fabel hat er in der Eile der Arbeit vergessen oder keiner Erwägung wert gehalten. Prosa, es war ja nur Prosa! Einsichtsvoller und wert sich aus ihnen belehren zu lassen, sind seine Stilistik und Metrik. Er wollte nur reines Deutsch gelten lassen und die fremden Götternamen sollten nicht mit lateinischen Endungen versehen werden. Und wieder schoß er fehl. Das schmückende Beiwort gehöre vor den Hauptbegriff, nicht hinter ihn. Damit gab er ein poesiereiches Stilprinzip des Volksliedes preis. Die Wirkung war wieder unglücklich. Seine Forderung nach reinem deutschem Ausdruck ließ das Gesellschaftslied nicht gelten. Die Tonmalerei aber, die er verlangte, wurde bis zum Übermaß getrieben und sein Stilprinzip der Umschreibung wirkte bis ins achtzehnte Jahrhundert verheerend. Was er vom Vers zu sagen hatte, faßte bereits Geübtes theoretisch zusammen. Grundlegend in seiner klaren Erkenntnis blieb der Gedanke, der Deutsche dürfe die Verse nicht messen wie die Alten. Die erste Silbe müsse hoch oder niedrig sein, betont oder unbetont und so fort in regelmäßigem Wechsel. Eine betonte Silbe, zwei unbetonten voraus oder folgend verpönte er. Daktylen und Anapäste führte erst der Dresdner August Buchner ein in seiner deutschen Reimkunst 1638. Hexameter und Vierzeiler, die Versarten der Zukunft, fehlen; dafür beschrieb er den Alexandriner ausführlich, die Schlingfessel des deutschen Gefühls und Gedankens.

Die Bemühungen um eine neue Form bei Opitz und im Westen kann man innerlich niemals gleichstellen, weil sie, auf die Landschaft hier und dort bezogen, unter ganz andern Voraussetzungen wirkten. Opitz war für den Osten, was gegen Ende des zwölften Jahrhunderts Friedrich von Hausen im Westen gewesen. Für Altpreußen und Schlesien, die keine deutsche Tradition

für eine umfassende Literatur hatten, war die neue Kunst der typische Anfang. Daher erklären und mildern sich auch die Fehler. Darum wurde hier zur prinzipiellen, alles erregenden Grundfrage, was für den Westen nur eine Episode war. Dort war die neue Form, die praktisch zunächst kaum geübt wurde, ein kleines Glied in langer Kette, eine Unstimmigkeit, die ohne Aufsehen stillschweigend korrigiert wurde. Bereits 1601 war für den Westen die erste Gedichtsammlung erschienen, die Theorie und Praxis schon im neuen Geiste verband: das schöne Blumenfeld. Der Dichter Theobald Höck war ein Pfälzer aus Zweibrücken, ein echter Rheinfranke, im Dienste der Rosenberge und daher tief in die böhmischen Wirren verstrickt, 1618 gefangen und zum Tode verurteilt, aber durch den Ausbruch der Revolution befreit. Nachdem er noch dem Winterkönig gefolgt war, verschwand er nach der Schlacht am Weißen Berge. Der Mann war die Fuge der neuen Zeit. Noch ein halber Humanist, vertraut mit Rabelais und Boccaccio und doch von Fischart so stark beeinflußt. So spiegelt sich in ihm bereits das Überwiegen des Alamannen über den Franken. Das Faustbuch und Hans Sachs, die ganze volkstümliche Literatur läßt sich bei ihm spüren. Die Heidelberger Stimmung, das ist seine Grundnote, der Stolz, der sich gegen die Fremde aufbäumt und deutsche Verse siegreich sehen möchte. Sein Gedicht von der Art der deutschen Poesie gibt Rätsel auf. Aber das fühlt man, daß er, der Rheinfranke, die Zeichen der Zeit verstand und sich in Gedanken und Tat um ein glückliches Fortbilden der Formen mühte. Opitz so neben Höck gestellt, das zeigt wie grundverschieden die innern Bedingungen waren, die beide das Gleiche erstreben ließen. Und doch der eine, ganz klar im Banne der Traditionen des Westens, der der rollenden Kugel nur eben eine geschickte Wendung zu geben brauchte, während sie der Schlesier, in seiner Heimat der Erste, ein Anfang und ohne landschaftliche Voraussetzungen großer Vergangenheiten, kraftvoll vorwärts stoßen mußte. Hier macht es weder das Ziel allein noch die gleiche Bewegung; hier macht es der Ursprung, die innere Kraft.

Was ist nun Opitzens Buch? Für den Versbau Abschluß und letzte Form; für die Wahl der Versart ein Mißgriff; für das innere Wesen des dichterischen Schaffens neben Gemeinplätzen verhängnisvolle Anregungen. Alles was die Literatur der folgenden Generationen verzerrte, was die Schweizer und Lessing mit Aufwand aller Kraft aus dem Wege räumen mußten, das schob dieser Schlesier auf den Weg, dieser Schlesier mit seinem Querstoß auf die uralte Entwicklungsrichtung rheinentlang und vom Norden nach Süden, der das fruchtlose Wagnis begann, die Literatur der Neustämme an Heidelberg anknüpfen zu wollen. Der Zug von Süden nach Norden zerriß die widernatürliche Verbindung sofort und trotz Opitz begann sich der Osten

naturgemäß zu entwickeln. Es iſt als ob alle Geiſter des Irrens und der Verzerrung in dieſe Blätter geſperrt wären. Und je lauter der Beifall der Zeit war, je ſtärker die Wirkung, deſto ſchwerer wurde den folgenden Geſchlechtern die Arbeit. Das Buch war heilſam und brauchbar für den Augenblick, für dieſes Menſchenalter und die neuen Landſchaften, die nicht weiter wollten als bis zum nächſten Nachtquartier. Aber es hatte nicht die Kraft, über mehr als eine Generation die Wege zu erhellen. Es wies ſogar Pfade an, die vor Mauern endeten.

3.

Schleſien.

Wann wie die Eltern es uns pflegen vorzugeben,
Man aus den Brunnen zeucht die Kinder ingemein,
So glaub' und bild' ich mir es anders auch nicht ein,
(Weil der Erfahrung ſelbſt niemand kann widerſtreben)
Der Queckbrunn laſſe nichts als lauter Dichter geben,
Auch müſſ' im Bober nichts, dann nur Poeten ſein.
Wird aber uns aus Scham gemacht ein ſolcher Schein
Und habt ihr Bunzler auch aus Müttern euer Leben,
So hat doch zweifelsohn' aus des Parnaſſus Quall
Auf euren Queckbrunn zu ein' Ader ihr Gefall.
Dannher, wenn ſie aus Durſt des Waſſers in ſich ſchlingen,
Sie nicht geringre Frucht als gute Dichter bringen.

Der gute Dichter Chriſtoph Hain von Löwenthal fand ſich ſo ſchäkernd durch einen guten mythologiſchen Witz mit der Tatſache ab, daß plötzlich eine Stadt und die weitere Landſchaft wie auf ein Schlagwort in gleichem Sinne in eine Geſamtentwicklung einzudringen ſuchte, die langen Wegs gekommen war und weiter wollte als der neue Stamm im Augenblick konnte. Die Sache iſt freilich mehr wert als einen ſchmeichelhaften Scherz.

Da zieht ſich die offene Ebene längs der mitteldeutſchen Berge, an der Sandſteinpforte der Elbe und an den Sudeten vorbei, hingelagert zwiſchen die Waſſerkante im Norden und einen abgeſchloſſenen Bergwall im Süden, eingeklammert von dem ungegliederten, regungsloſen, unendlichen Oſten und dem vielzerriſſenen, ſtämmereichen und ſcharf entwickelten Weſten. Gegenſätze und Übergänge, wohin der Blick fällt! Ein Volk, das unſelig einſam auf dieſer Inſel lag und doch mit dem Herzen der umwohnenden Völker ſo feſt verbunden war, daß die Wagſchalen der Großmächte im Süden und Weſten und Oſten

sanken und stiegen, wie eben das Gewicht dieser Landschaft zum Schwert auf die Wage fiel. Bald polnisch, bald böhmisch, bald ungarisch. Als sie die Habsburger verloren, war ihre Rolle in Deutschland zu Ende, und als sie der Preuße der Frau aus den Händen brach, wurde der kleine König, dessen Thron zuerst irgendwo im Leeren stand, der gewichtigste Schreiter über Völkerschicksale. Und als Preußen nichts mehr zu verspielen hatte, gewann es mit diesem Stamme doch noch die Partie und mehr als den Einsatz. Gewiß ein Volk, in dem seiner Lage wegen ein Schwergewicht ruhte. Kein Gebirge durchzieht das Land, keine Wälle, die der Fremde einen Damm setzen, die in umhegtem Kessel den Menschenschlag zu fester zäher Masse einkochen. Ein offenes Land, ein Paradies für den Slaven, der die Berge fast in abgötlischer Scheu floh und sich nirgends hoch den Hang hinaufwagte, ein offenes Land, lockend für einen Sieger mit Axt und Pflugschar, der langsam schrittweise vorwärts wollte. Denn Gebirge müssen im Sturm genommen werden.

Ein Mischvolk! Um den Zopten noch 406 Silinger, die von den abziehenden Germanen zurückgeblieben, in den Slaven, die wie mit Naturgewalt in den leeren Raum bis an die Saale und Elbe schossen, untergingen. Am früheſten und vollständigsten war Schlesien des neuen Volkes geworden. Aber nur bis zur Oder von Osten her unantastbares polnisches Gut. Was bis zum Bober lag, wechselte leicht den Herrn und dort saßen schon die ersten Wenden. Doch war kaum ein Drittel des Landes besiedelt, die Dörfer oblong, nicht wie in der wendischen Lausitz, und längs einer kurzen Straße, die sich in der Mitte zu einem Wasserloch vertiefte. Der Verkehr mit den Stämmen an der Elbe bewegte sich auf der Straße, die bei Eulau den Bober überschritt und bei Glogow die Oder erreichte. Erst später zog man längs des Gebirges. Dann begann das Werben um dieses Volk. Vom Westen her kamen Thüringer und Franken, friedlich als Bauern, nicht als Ritter wie zu den Stämmen im Norden. Doch noch im dreizehnten Jahrhundert bäumte sich das Urelement auf, vom polnischen Klerus geführt. Im fünfzehnten Jahrhundert drang dann der Tscheche vor, rechts der Oder hielten sich die Polen und links des Flusses ging noch hin und wieder ein Stückchen slavischen Bodens an die Deutschen über. Die Reformation war in Polen langsam und in Schlesien rasch eingedrungen. Der Gegenstoß traf darum die Deutschen härter und der große Krieg lag schwerer auf ihnen. Aber das Volk war deutsch geworden, ein neues Volk bei soviel Ahnen, dem keines im Süden und Westen glich.

Gustav Freytag, der es wohl kennen mochte, findet die leichte Sorglosigkeit der Slaven wieder und er schildert, wie es wuchs aus seinen Elementen. „Daraus entstand ein lebhaftes Volk von gutmütiger Art, heiterem Sinn, genügsam, höflich und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, ar-

beitsam wie alle Deutschen aber nicht vorzugsweise dauerhaft und sorgfältig; von einer unübertrefflichen Schwungkraft aber ohne gewichtigen Ernst, behende und reichlich in Worten aber nicht ebenso eilig bei der Tat, mit einem weichen Gemüt, sehr geneigt, Fremdes anzuerkennen und auf sich wirken zu lassen und doch mit nüchternem Urteil, welches ihnen die Gefahr verringerte, das eigene Wesen aufzuopfern; beim Genuß heiterer, ja poetischer als die meisten andern Stämme aber in seinem idealen Leben vielleicht ohne die Größe gewaltiger Volksnaturen." Im Volksliede wurden bemerkenswerte Ähnlichkeiten zwischen dem polnischen und dem deutschen Element beobachtet. Für die Zeit der schlesischen Blüte glaubt man Karl Weinhold lieber, der das Volk einen Liebhaber der Musik und Phantastik nannte, leichtsinnig und sinnlich, zur Trägheit geneigt und zu dilettantischer Zerfahrenheit.

Die einzige natürliche Einheit des Landes, sein Wassernetz, führt nach Norden. Dahin neigt der ganze Bau. Und der Führer ging nach Heidelberg. Er hätte nach Königsberg gehört oder wenigstens nach Dresden. Das dreizehnte Jahrhundert läßt wenig für das Urteil gewinnen. Ein paar goldene Tropfen spritzten noch eben von der sinkenden Flut ins Land. Durchaus stammestümlich vollzog sich dann die Aufnahme des Humanismus. Zu eigner Entwicklung war's noch zu früh. Ein Volk, das eben erst erwacht, wird nie in eine aufsteigende Bewegung eingreifen, die im vollen Gange ist, weil es nie in der gleichen Stimmung ist, um sofort mitklingen zu können, es wird sich aufnehmend verhalten, nicht gebend. Das gehört zum Völkerrhythmus. Dem Schlesier fehlte zudem der Mittelpunkt. So war der Humanismus des Landes ein Nebeneinander von geistigen Ablegern der führenden Universitäten, die nur in Breslau zu Zeiten äußerlich verbunden waren. Im rheinischen Geiste war Hieronymus Gürtler von Wildenberg aufgewachsen, der um 1464 zu Goldberg geboren, in Köln studierte, gleichzeitig mit Erasmus, und viel von Wimpfelings Art in die Heimat brachte, der Gründer der berühmten Goldberger Partikularschule. Schon 1349 wird in dem kleinen Nest eine Anstalt genannt. Nachdem er 1501 Leiter der Kulmer Schule geworden war, rief er drei Jahre später in seiner Heimat eine ähnliche ins Leben. Er steckte noch tief in der Scholastik und wurde, nun der Heilkunde zugewandt, 1515 Stadtphysikus in Thorn. 1558 starb er. Die Wiener Art mit italienischem Einschlage vertraten Kaspar Ursinus Velius, der berühmte Professor in Wien, Geschichtsschreiber Ferdinands I. und Maximilians II., und Heinrich Rybisch, der spätere Syndikus zu Breslau, von dem 1530 ein Brief als Zeitung über die Wiener Türkenbelagerung gedruckt wurde. Ein reiner italienischer Typus war der Ritter Georg Sauermann, der wie des Erasmus Freund Johannes Henckel durch den Humanismus Ahnherr eines adeligen Hauses wurde. Die

Sauermann stammten aus Franken. Georg war 1492 geboren, wurde in Bologna Rektor der Universität, trat, durch Leo X. empfohlen, in kaiserliche Dienste und dann bei der Kurie ein, wurde Prokurator des Kaisers und starb bei der Einnahme Roms geplündert und einsam auf offener Straße. Die Krakauer, Erfurter und Leipziger Schüler fanden sich in Breslau zusammen.

Schon um 1500 residierte hier in Johann IV. Roth ein Kirchenfürst mit humanistischen Interessen, das Domkapitel förderte den neuen Geist. Sigismund Buchwald oder ähnlich, Fagilucus nannte er sich, war 1483 zu Breslau geboren, wurde in Leipzig in den Streit zwischen Polich und Pistoris verwickelt, glänzte mit Stegreifgedichten, und seit er sich 1502 in seiner Heimat aufhielt, sammelte sich hier der erste Kreis: Sigismund Gossinger, der alte Erfurter Student, Gregorius Agricola, der alte Bekannte Mutians, mit dem er noch 1513 Briefe wechselte, der Domherr Stanislaus Sauer. Auch hier war es Celtis, der alles verband. Ihm verdankte der erste gekrönte Poet Schlesiens Vincentius Longinus Eleutherius aus Freistadt den Lorbeer. Auch Longinus studierte in Krakau, spielte in Celtis' Stück Ludus Dianae 1501 in Linz vor dem Kaiser mit, blieb in dauernden Beziehungen zu seinem Lehrer und wurde sogar sein Amtsgenosse im neugegründeten Wiener Collegium poetarum et mathematicorum. 1503 wohl starb er. Der Breslauer Kreuzherr Bartholomäus Stenus — Stein — schrieb 1513 über Schlesien und seine Heimat.

Celtis' Schüler von Krakau her waren der Breslauer Sigismundus Fusilius, Johann Rhagius aus Sommerfeld in der Lausitz und Laurentius Corvinus, der Landsmann von Karls IV. berühmtem Kanzler Johannes aus Neumarkt. Corvinus wurde mit Augustinus Olumucensis 1486 Baccalaureus und begann mit Städtegedichten im Stil seines Lehrers. 1499 wurde er in Breslau Rektor bei Sankt Elisabeth, und seit 1502 sein hortulus deliciarum erschien, begannen die Pressen der Stadt lebhafter zu arbeiten. Als er Stadtschreiber wurde, plante sein Kollege Gregorius Morenberg die Gründung einer Universität. 1505 stellte König Wladislav die Urkunde aus, aber der Plan scheiterte. Im folgenden Jahr wurde Corvinus Stadtschreiber in Thorn und trat zu Coppernicus in Beziehungen, der ihn in seine Gedanken einweihte, lange ehe das weltbewegende Buch de revolutionibus orbium caelestium erschien. 1508 wurde er wieder Sekretär in Breslau, und jetzt begann die eigentliche Blüte der Stadt. 1523 wurde Johann Heß von Nürnberg als Reformator berufen, der Verfasser der Schrift vom Gegengift gegen die Liebe 1512. Corvinus unterstützte ihn. Vom 20. bis 23. April 1524 fand in der Dorotheenkirche die Disputation statt, die über den Glauben des Landes entschied. Ein Breslauer trat dabei stark hervor, Antonius Niger, ein alter

Erfurter, an der Stiftsschule der Thüringer Hauptstadt bei Sankt Maria Gehilfe des Euricius Cordus und Freund Eobans, und Dichter lateinischer Verse. Doch der rechte Geist kam erst mit Franz Metzler. Die Familie stammte aus Feldkirch in Vorarlberg, geboren wurde er wohl zu Neusohl in Ungarn, wuchs aber in Breslau auf und studierte seit 1509 in Leipzig, Köln und Italien. 1519 kam er wieder nach Breslau und spielte nun hier eine ähnliche Rolle wie Pirkheimer in Nürnberg. Er wurde der Diplomat der Stadt, leitete die Schulen und arbeitete selber im Unterricht mit, wurde 1534 Landeshauptmann des Fürstentums Breslau und öffnete gastlich sein Haus für Gelehrte und Dichter. 1538 starb er.

Mit den Habsburgern kamen die schlesischen Poeten in alle Teile des Reiches. In Wien, in Olmütz wirkten sie wie Gregorius Nitsch aus Löwenberg, Mitglied der Sodalitas Meyerhofiana, eines Zweigs von Celtis' Sodalitas Literaria; selbst nach Ungarn. Es war Tradition bis auf Opitz. Zu Patschau in Schlesien Ende des fünfzehnten Jahrhunderts geboren, gehörte Georg Werner zu dem Humanistenkreis, den König Ferdinand I. um sich sammelte, und wirkte in Oberungarn in Eperies und auf verschiedenen Burgen. Tief in den Wirren war er als österreichischer Parteigänger tätig und war der Sprecher für die treuen Stände auf dem Augsburger Reichstage von 1548. Seine Hydrographie Ungarns erschien 1551. Fünf Jahre später starb er. Seine Verse auf die Gefilde von Mohacs aus Pannoniae luctus zeigen die Stimmung etwas madjarisiert:

So eng der Raum, wo König Ludwigs Lager stand!
Ein winzig Teilchen nur vom großen Ungarland!
Doch stand ganz Ungarns wahres Mark hier dicht geschart
Und liegt nun auf dem Feld verwaist, unaufgebahrt.
Verblaßt ist Cannaes Graun, dir fremd die Thermopylen:
Dein Herz, Madjar, kann jetzt nur Mahacs Weh noch fühlen.

Was führten von dieser Kultur für Fäden zur Literatur der folgenden Generationen? Wieder das Verbindungslose nach vorwärts! Nur im Westen glitt die Dichtung ohne Ruck aus den Händen der alten Poeten in die der neuen. Auch das Drama schlug wenig Brücken. Es war nicht viel. So gut wie kein Fastnachtsstück, nur Christkindl-, Dreikönigs- und Herodesspiele. Corvinus führte noch vor Celtis bereits am 1. März 1500 als Rektor der Pfarrschule Sankt Elisabeth in Breslau den Eunuch des Terenz auf. Die erste biblische Komödie wird 1562 erwähnt, ein Kain und Abel. In Brieg dichtete Georg Roll 1573 eine Komödie vom Fall Adams und Evas; in Frankenstein führte 1590 der Kantor Adam Koppe in der Klosterkirche einen Hekastus auf und Zacharias Poleus 1603 eine Belagerung Samarias. Der einzige Meister-

sänger, dessen Name stärker klingt, Adam Zacharias Puschmann, 1532 zu Görlitz geboren, lebte Ende der siebziger Jahre als Sprach- und Rechenmeister in Breslau. Er schrieb einen Jakob. Das Pfarramt als Zensurbehörde erklärte das Stück für „gar schlecht und einfältig", ließ es aber passieren. Einige Jahre später übersetzte Andreas Calagius, Lehrer am Magdalenäum 1599 und 1604 Frischlins Rebecca und Susanna. 1522 begannen in Breslau Schulaufführungen von Fastnachtsstücken, und als 1638 die Jesuiten kamen, griffen sie wie überall sofort in die Bewegung ein.

Bei der Tatsache, daß der führende Dichter des Ostens und nach ihm eine ganze Generation sich auf so engem Raume drängte und nicht schon früher, kann man sich nicht beruhigen. Wäre Opitzens Mutter nach Bunzlau gekommen und hier von der Geburt ihres Sohnes überrascht worden, so hinge die Stadt um nichts enger mit dem neuen Leben zusammen wie einst etwa Eisleben. Aber die Familie war sehr alt und läßt sich weit zurückverfolgen und so auch die andern. Ein neues Volkstum spricht sich schwerlich zuerst in sprachfremden Formen aus. So wäre Schlesien vielleicht schon im sechzehnten Jahrhundert in die Gesamtbewegung eingetreten, wenn nicht gerade die Renaissance an der Herrschaft gewesen wäre. Gewissermaßen der Ausgangspunkt der Landeskultur war ein Städtchen am Bober, Bunzlau, an der alten wendisch-polnischen Stammesgrenze. Die ursprüngliche Siedelung, uralt slavisch, das wichtigste Moment in der Beurteilung der neuen Literatur des Landes, lag wahrscheinlich nicht auf dem rechten, sondern auf dem linken Ufer. Da hier eine Burg errichtet wurde, die Burg aber nur gegen Westen zu schützen hatte, so entwickelte sich auf dem östlichen Ufer aus dem Kastell die neue Stadt. Wenn Bunzlau 1260 Civitas heißt, so besaß sie damals bereits die deutsche Verfassung. Schon Ende des vierzehnten Jahrhunderts hatte sie ihre Schule, 1524 wurde zum ersten Male lutherisch gepredigt, 1561 wurde die alte Stadtschule abgebrochen und eine neue gebaut. 1594 ließ der Rektor Elias Namsler 1563—1619, ein Stadtkind, die erste lateinische Komödie spielen, Frischlins Rebecca. Opitzens Buch von der deutschen Poeterei besaß nach gewissen Seiten hin lokale Vorläufer in Fabian Francks Schrift „Teutsche Sprach Art und Eygenschafft. Orthographie, Gerecht Buochstaabig Teutsch zu schreiben" 1551. Er stammte aus Aslau und war Bunzlauer Bürger. Der Rektor Friedrich Holstein hinwieder war der Verfasser der Stadtchronik. Er starb 1619.

Opitz wurde 1597 geboren. Der älteste dieses Namens Peter Opecz war 1390 Bürgermeister. Des Dichters Urgroßvater Martin starb vor 1586; der Großvater war Stadtvogt, der Vater Ratsherr; die Familie trieb das Fleischergewerbe, wie die Tscherning häufig Kürschner waren. Der Name soll unbedingt deutsch sein, aber die älteste Schreibung opecz ist doch polnisch,

zudem war's ursprünglich kein Familienname sondern ein Personenname. Von zwölf Mitgliedern der Familie Logau, die 1410 bezeugt sind, nannte sich einer Opetz oder Opotz; drei andere dieses Geschlechts trugen zur selben Zeit unzweifelhaft slavische Vornamen. Im selben Jahr ist ein anderer Schlesier Opetz Seidelitz bezeugt. Ein Opitz, der auch Opez geschrieben wird, Bürger und Geistlicher in Polen, schrieb 1522 das erste große gedruckte polnische Buch: Bonaventuras Leben Christi. All das bestärkt das Zutrauen nicht in die unzweifelhaft deutsche Abkunft der Bunzlauer Familie Opitz. Tiefer vielleicht als Bunzlau griff die Hauptstadt in die Entwicklung des jungen Mannes ein, wo er Herbst 1614 bis Ende 1615 weilte und im Hause des Arztes Bucretius Unterricht gab. Hier kam ihm der Späthumanismus nahe, hier verkehrte der städtische Syndikus Nikolaus Henel und der Arzt Kaspar Cunrad 1585—1632. Melissus besaß persönliche Freunde in diesem Kreise; Cunrad hatte in Basel und Heidelberg studiert und sprach schon 1611 den Gedanken aus, die Dichtung müsse nicht bloß auf die Reime achten, sondern auch auf Hiatus, Akzent und Quantität. Zu Franck und Cunrad kommt als dritter Corvinus, der in Schweidnitz, der zweiten Stadt Schlesiens nach Breslau, deren Schule schon Ende des dreizehnten Jahrhunderts genannt wird, wo im fünfzehnten niemand das Bürgerrecht erwerben durfte ohne Kenntnis des Lesens und Schreibens, als Rektor 1493—1495 seine Carminum structura schrieb, eine theoretische Anweisung zur Dichtkunst. Corvinus und Opitzens Landsleute Franck und Cunrad machen es unzweifelhaft klar, daß die Grundlagen für ihn in der schlesischen Heimat, ja gerade in seiner Vaterstadt lagen. In Schlesien selber mag er durch die Freunde des Melissus auf dessen Reformen und durch Cunrad auf Straßburg und Heidelberg gewiesen worden sein. So verknüpfte er nur persönlich und auf ein paar Monate am Neckar, was räumlich getrennt und selbständig dem gleichen Ziele zustrebte. Der Neubau des deutschen Verses wurde auch in Schlesien noch vom Humanismus versucht, Opitzens Tat ist stammestümlich und landschaftlich bestimmt.

1622 war er von Bethlen Gabor als Lehrer nach Weißenburg in Siebenbürgen berufen worden, kehrte aber schon im folgenden Jahr in die Heimat zurück, wurde fürstlicher Rat beim Herzog von Liegnitz, gab 1625 selbst seine Gedichte heraus und bekam von Ferdinand II. den Lorbeer. 1626 trat er in die Dienste des katholischen Burggrafen Karl Hannibal von Dohna, Dienste, die ihn verächtlich machten. Trotzdem er Kalvinist war, vermochte er's, das Handbuch des Jesuiten Martin Becanus zur Bekehrung der Ketzer zu übersetzen, allerdings heimlich. Dieser unbedenkliche Ausgleich zwischen verhohlener innerer Überzeugung und äußerlicher Herrenfolge machen sein unsympathisches Bild noch unangenehmer. 1630 reiste er nach Paris, wo er Hugo Grotius

kennen lernte. Ronsards Schule war bereits im Sinken. Zurückgekehrt begleitete er den Herzog von Liegnitz nach Danzig, wo er dem König von Polen vorgestellt wurde. Eben hatte er noch das Annolied retten können, der Druck ist die einzige Überlieferung des Gedichts, da raffte ihn 1639 die Pest hinweg wie vier Jahre zuvor seinen Freund Zinkgref.

Daß er seine Theorien wirksam in die Tat umsetzte, muß man ihm lassen, und doch waren es nur die unhaltbaren Sätze, die er zu stützen suchte. In Siebenbürgen noch schrieb er 1623, anknüpfend an ein Silberbergwerk bei Weißenburg, dessen Verwalter er kannte, Zlatna, ein persönliches Trostgedicht. Das Gegenstück dazu war Vielgut 1629. Es war ein Meierhof des Herzogs Heinrich von Münsterberg, bei dem er auf Besuch war und der das Gut gefeiert sehen wollte. Es wurde wieder ein didaktisches Gedicht, das den Ruhm für eitel erklärte, von dem er doch lebte, und feiert dafür die ländliche Stille und Einfachheit. Das viel bewunderte und nachgeahmte Gedicht steht am Eingang der Naturbeschreibungen, die Lessing nicht einmal völlig außer Wert setzen konnte. Vesuvius 1633 war etwas wie ein Griff Freiligraths ins Fremde, fast Exotische. Das Lob des Landlebens schloß sich an Horaz und Fischart an; die satirische Dichtung Lob des Kriegsgottes Martii ist fast ein Nachhall der humanistischen Enkomien. Der Humanismus hatte die Natur entdeckt, die klassische Idylle, griechische und römische Hirtengedichte waren ihnen in dieser Tradition geläufig. Aus dieser Stimmung heraus erwuchs, Maske und Rolle wie das ganze Wesen der Zeit, die Schäferpoesie. Opitz hatte sie in seinem Buche von der deutschen Poeterei als eigene Gattung empfohlen, 1630 führte er sie praktisch ein: die Schäferei von der Nymphe Hercynia. Belehrung und ein Lob auf den Grafen Schaffgotsch, dem die Dichtung gewidmet war, mußten ihm die Hauptsache abgeben. Wie seine ganze Bedeutung weniger der Gewinn eigener Begabung war, sondern mehr Glück, fast Zufall, so wurde er bei guter Gelegenheit der Mitschöpfer der deutschen Oper. 1594 war im Hause des Jacopo Corsi zu Florenz das erste Mal Rinuccinis Daphne mit der Musik von Peri gespielt worden. Kurfürst Johann Georg I. wollte dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt seine Tochter geben. Die Hochzeit sollte in Torgau sein und der Schwiegersohn einen auserlesenen Genuß erhalten. Man wandte sich nach Florenz um Text und Musik, und da der Kapellmeister des Kurfürsten Heinrich Schütz, 1585—1672, aus Köstritz an der Elster Opitz persönlich kannte, wurde dem Poeten die Übersetzung des Textbuches übertragen. Die Arbeit fiel aber so frei aus, daß die Musik nicht mehr paßte. Schütz mußte eine neue schreiben. So wurde am 1. April 1627 zu Torgau die erste deutsche Originaloper gegeben. Ein höfischer Anlaß, und dabei blieb es.

Aus dem englischen Singspiel, dem französischen Singballett und dem prunkvollen Jesuitendrama erwuchs die neue Belustigung der Fürsten; Hofmusik und Hofinteresse, was hatte das Volk davon! Nur der Ort dieser ersten Aufführung war kein Zufall, sondern bedeutungsvoll. Torgau war seit dem fünfzehnten Jahrhundert eine Pflegstätte der Musik. Seit 1493 bestand eine Kantorei, der Hof residierte hier oft und Kurfürst Friedrich sorgte in seinem Vermächtnis noch für sie. Als sie 1530 aufgelassen wurde, gründete die Bürgerschaft eine Kantorei nach der Art einer Bruderschaft, die allen Wandel überdauerte. Wegen dieses zufälligen Anteils Opitzens wurde mit jener Bereitwilligkeit, die gerade ihm so freigebig opfert, viel Aufhebens gemacht. Aber der erste Schritt zu einer Neuerung ist nicht immer der entscheidende. In Nürnberg wollte man den Schritt eben auch tun, und wo sich die Oper eigentlich entwickelte, das war im Nordwesten, in Hamburg und Braunschweig, freilich auch nur ein Plaisir für Fürsten, Gesandte und Diplomaten, aber doch auf breiterer lokaler Grundlage. Mit der eigenen Gewandtheit, mit der Opitz auf wohlbestellten Feldern zu ernten wußte, machte er 1635 aus dem beliebten dramatischen Stoffe Judith einen Operntext. Übersetzungen gab er eine ganze Reihe, Senecas Trojanerinnen, Sophokles, das hohe Lied, dieses ein besonderer humanistischer Zug, den Propheten Jonas und plante einen Psalter. Mit seinen Erfolgen konnte er zufrieden sein. Mittelmäßigkeit war selten fruchtbarer und wirksamer. Einer der mit vierzig Jahren starb! Es war gewiß sein Glück. War dieser Tod so manchem ungleich Größeren der Schlüssel zu goldenen Türen, ihm war er die sichere Verbriefung dauerhaften Ruhmes. Vielleicht entging er dem Schicksal Gottscheds.

Die Opitz waren mit der ganzen Stadt verwandt und verschwägert, eine Dichterfamilie. Kirchner war Opitzens Vetter, die Tscherning waren verschwägert und auch Andreas Scultetus gehörte zur Sippe. Der älteste Tscherning war um 1430 zu Neuhaus geboren, bei Heiligensee. Literarische und künstlerische Neigungen waren in der Familie stark. Andreas, 1611—1659, studierte in Görlitz und Breslau, kam 1635 nach Rostock als Professor der Poesie und wirkte nachhaltig für Opitzens Einfluß. Das meiste dichtete er auf Kommando. Seine Sammlung, der deutschen Gedichte Frühling, erschien 1642. Der getreueste Schatten des Meisters, und doch in allem, was Glück und Erfolg bedeutete, sein Gegenspiel, ungedruckt und niemals fertig, auch im Leben wenig gefördert, war Christoph Köler, 1602—1658, der endlich Lehrer am Magdalenengymnasium in Breslau wurde. Fast alle Dichter des Ostens von Bedeutung hatte er unter der Rute: Hofmannswaldau, Titz, Scultetus, Scheffler, Mühlpfort. In der Bunzlauer Heimat

war Valentin Senftleben sein Lehrer. In Frankfurt studierte er, seit 1624 in Straßburg. Hundertzwanzig Schlesier weilten in diesen Jahren in der Elsässer Hauptstadt, allein acht Bunzlauer. Lingelsheim und Bernegger suchten den ewig Versinkenden zu bergen, in Bunzlau war er Opitzens Gast, 1634 kam er endlich unter das schützende Dach. Für Opitz tat er das denkbar Mögliche mit jener Schulfeier zu seinem Andenken 1639, die ganz aus dem üblichen Rahmen fiel. Zwölf Schüler behandelten das Lob der Poesie und Opitzens lateinisch, griechisch und deutsch. Seine eigenen Poesien, lateinische und deutsche, waren 1626 bereits im Meßkatalog angekündigt, erschienen aber nicht. Seine Lieder, etwa „Jetzt ist der April vorbei", sind konventionell-höfisch, ganz wie in ihrer Art die Gedichte des dreizehnten Jahrhunderts. Andreas Scultetus, der von Lessing Gerettete, Tschernings Verwandter, am Breslauer Elisabethgymnasium Schefflers Studiengenosse, konvertierte 1644, wurde Schüler des Jesuitenkollegs und als er den Professor Christoph Schlegel zu einer Disputation forderte, auf kaiserlichen Befehl stadtverwiesen. Er gehörte bereits zu den Schöpfern der Neumystik und Vorromantik auf dem Boden der Neustämme. So war es freilich Bunzlau wert, daß Andreas Senftleben, geboren 1602, über hundert berühmte Männer seiner Vaterstadt Biographien und Distichen schrieb, Peplus bonorum ingeniorum, den 1674 Alischer herausgab.

In den übrigen Landschaften wirkten die Dichter spärlicher. Aus Brieg und Liegnitz, den beiden fürstlichen Hauptstädten, stammten die bedeutendsten und beide trieben schon bedenklicher in der mystisch-romantischen Strömung als es eigentlich die Gefolgschaft des Meisters erlaubte. Wenzel Scherffer von Scherffenstein, 1603—1674, war ein Leobschützer und wurzelte recht eigentlich im Stammestum des neuen Volkes, liebte die Mundart, und eben weil er so viel Schlesier war, wirkten seine Sammlungen „Poetische Tränen" 1640 und die geistlichen und weltlichen Gedichte in elf Büchern 1652 nicht in die Weite. Ein merkwürdiger Vermittler, dieser einfache Schloßorganist zu Brieg, der sich an keiner Hochschule abgequält hatte. 1640 setzte er den Grobianus in achttausend Alexandriner um und schrieb das Gedicht von der alten Deutschen Abkunft, Stärke und Gottesdienst, und als Glied in der langen Kette polnisch-deutscher Beziehungen übersetzte er 1652 Jan Kochanowskis Lust- und Scherzreime. Diese beiden, er und Daniel von Czepko 1605—1660 aus Koschwitz bei Liegnitz, beweisen die eigentliche Bedeutung Schlesiens in der Gesamtentwicklung, sie sind gewissermaßen der Nenner dieses verwickelten Bruches, dessen Zähler Opitz darstellt. Czepkos Familie soll vom Süden der Sudeten stammen, das stellt ihn überraschend verwandt zu Jakob Böhme, und wenn die Sippe ursprünglich slavisch war, wie der Name vermuten läßt, zu Angelus Silesius. Gerade an seinen Gedichten, die nur handschriftlich überliefert

waren, leuchtet es ein, was den neuen Stamm ins Leben trieb. Er war der volle Myſtiker unter Opitzens Schülern, ein feiner Kavalier und guter Patriot. „Prierie“ 1636, etwas von einem Drama, ging noch am eheſten in der neuen Richtung; „Corydon und Phyllis“ bringt ſatiriſche Zeitbilder und feiert die Nördlinger Schlacht. Das „inwendige Himmelreich“ trägt ſchon Stimmungen und Gedanken, die in Angelus Sileſius den vollen Ausdruck fanden.

Die Pflege der Mundart ſcheint in Schleſien mehr Liebhaber gefunden zu haben, als ſich vorläufig abſchätzen läßt. Aus dem Jahre 1654 iſt ein Hochzeitsgedicht in Warmbrunner Dialekt bekannt:

Mai Brüdarla, du willst, eich saul der varse macha
Eich fert mich oabar sihr, de Glihrta möchta lacha:
Dach wails des ju wilt hoan,
Su nimb doas Wünschla oan.

Als Vermittler ſtand Nikolaus Henel von Hennenfeld, 1582—1656, zwiſchen den ſchleſiſchen Generationen. Er ſtammte aus Neuſtadt im Oberlande, wurde in Troppau und Breslau gebildet, ſtudierte ſeit 1600 in Leipzig, führte junge Kavaliere auf Reiſen und war ſchon 1608 in Heidelberg der Gaſt des Schürebrand Abraham Scultetus. Seit 1613 in Breslau Advokat, rückte er raſch vorwärts. Seine Epigramme wurden 1615 gedruckt, als Hiſtoriker diente er der Heimat, ſeine Silesia togata feiert Schleſier, die ſich durch Werke des Friedens verdient machten. Durch ſeine Beziehungen zu Opitz, zu Cunrad und Köler, zum Vater des Dichters Hofmannswaldau war er der Zeit vielleicht dienſtbarer als durch ſeine Werke.

Was von Opitz der erſten Generation des Stammes zugute kam, waren die Formen. Wohin es das neue Volk drängte, enthüllte Czepko und Scherffer, woher dieſe Sehnſucht kam, zeigte Jakob Böhme und der Polenſprößling Scheffler. Auch hiſtoriſch und landestümlich hielt Opitz nicht alles, ja weit weniger als die andern ſeines Stammes.

4.

Preußen.

Naer Oostland willen wij rijden
Naer Oostland willen wij mee
Al over de groene Heiden
Al over de Heiden
Daer isser en betere stee.

Das klingt faſt wie der Reiſeruf der Bergleute nach Joachimstal. Zuſammenhang und Gegenſatz zwiſchen Küſtenſaum und Hinterland war der

Hauptgrund für die Entwicklung Altpreußens. Hier war wieder einmal die Erde stärker als der Mensch. Die Kultur und Literatur Preußens kann als Urtyp aller kolonisierten Küstenländer gelten, die sich an ein ackerbaufleißiges Hinterland lehnen, wie Joachimstal das charakteristische Beispiel für ein rasch und künstlich geschaffenes Gemeinwesen war, das einer einzigen Gabe des Bodens sein Leben dankte. Nur eines war in Preußen einheitlich: die politische Form, ein geistlicher Militärstaat, mit Gewalt und künstlich geschaffen. Sonst einte nichts das Land, nicht einmal das Flußgebiet. Die Weichsel bei Danzig, die Passarge, der Pregel, der Niemen, selbständige Ströme und Flüßchen, die allerdings die Gaue des Landes und die Grenzen der Bistümer annähernd bestimmten. Geographisch steht das nordwestliche Niederland gegen das südöstliche Binnenland, ein Gegensatz, für den schon das preußische Urvolk zwei Ausdrücke hatte, die der deutsche Einwanderer aufnahm und volksetymologisch mit käslauisch und breslauisch deutete. Wirtschaftlich im Nordwesten Handel, im Innern Ackerbau; an der Küste die Kultur bürgerlich-patrizisch, im Innern kirchlich; die Gemeinwesen am Meere republikanisch-aristokratisch regierte Hansastädte, im Hinterland landesherrliche Landstädte; und der Mensch auf dem schmalen Saum vor den Fluten eine kunstvolle landfremde Neumischung ohne bodenständige Unterlage, im Innern Ackerland, durch die Scholle gefördert, durch zweierlei Recht gehindert das Zusammenwachsen von Zugezogenen und Eingesessenen. Das gab dann freilich eine Literatur, die fast statistisch genau die geographischen, volkstümlichen, wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes erläutert, die Textlegende gewissermaßen zur Karte und zu den Tabellen der Landschaft.

In den Augenblicken, da ein Schwächerer hilfeflehend gegen seinen stärkern Nachbar vor einem Tatendurstigen erschien, der auf dem Markte stand, rückte stets der Zeiger der großen Uhr um einen hörbaren Ruck weiter. Das war 1226 zu Venedig. Gesandte des Herzogs Konrad von Masowien baten Hermann von Salza, Hochmeister des Deutschen Ordens, um Beistand gegen die Preußen. Noch waren die Hohenzoller lange nicht Markgrafen von Brandenburg, nicht einmal Burggrafen von Nürnberg, und doch war das ihre Schicksalsstunde wie der Tag, an dem der erste Babenberger die kleine Wüstung längs der Donau erhielt. 1230 begann der Orden den Kampf; oderabwärts und dann in scharfem Buge quer über Weichsel, Passarge und Pregel schützten sie jede Meile erstrittenen Bodens mit Burgen und Städten. Langsam wuchsen sie der See zu, 1239 war sie erreicht. 1254 machte der große gemeindeutsche Kreuzzug unter Führung des Königs Ottokar von Böhmen, der so in das Schicksal der wachsenden Mächte Österreich und Preußen verflochten war, den bedrängten Rittern Luft. Zwei Jahre später wuchs an der Pregelmün-

dung der erste Waffenplatz empor, Königsberg. Die furchtbar siegreiche Schlacht bei Rudau im Samlande 1370 sicherte das gewonnene Volkstum.

Aber tief ging nur der deutsche Pflug. Nicht der Hochmeister sondern die Bischöfe schufen das neue Volk und die Mahnung des Papstes, die bezwungenen Preußen nicht als Sklaven, sondern als Brüder zu betrachten, wurde von der langen Reihe der Kirchenfürsten zum unverrückbaren Leitgedanken ihrer Siedlungspolitik erhoben. Die geistlichen Dynastien, die die Throne von Pomesanien und Ermland zierten, haben kaum ihresgleichen in der Kirchengeschichte. Das charakteristische Mittel der Eindeutschung war im Binnenlande die Sippe. Zwei bischöfliche Familien, zahlreich und zäh verbunden, gaben die festen Ruhepunkte ab, um die sich das Deutschtum kristallisierte: Bischof Heinrich Fleming aus Lübeck und sein Nachfolger Eberhard von Neisse, beide Ermländer Kirchenfürsten. Der erste Metropolit Preußens 1246 war Albert Suerbeer von Köln gewesen. Heinrich Fleming war ein Verwandter jenes Johannes, der im selben Jahre 2500 Hufen für lübische Bürger erhalten hatte. Diese Familie war, wie der Name beweist, niederfränkisch. Denn wer hätte in Lübeck Fleming heißen sollen, wenn er keiner war. Bischof Heinrich zog seine ganze Familie nach und siedelte sie an. Das niedersächsische Element des Binnenlandes ist weit überschätzt worden. Die deutschen Einwanderer waren vom Anfang an kein reiner Stamm, sondern Abkömmlinge der großen mitteldeutschen Verbindung von Franken und Thüringern, waren Meißner und Schlesier. Der Chronist Lukas David, gleichviel ob in späterer Zeit, erzählt, daß auf einmal 3000 Bauern aus Meißen gekommen seien. Er mag übertrieben haben, sollen es nur 2000 gewesen sein! Zu dieser Gruppe sind massenhafte Zuzügler aus Schlesien sichergestellt. Dazu kommt die Menge von Preußen, ja ein großer Teil Litauer, die Land behielten und erwarben. Überwöge das sächsische Element, so hätte es mindestens doppelt so stark sein müssen als die andere Bevölkerung oder wenigstens als die deutsche. Was gäbe das für eine Übervölkerung! Da sie nicht vorhanden war und die Mehrzahl der Meißner und Schlesier feststeht, so muß im Verhältnis das niederdeutsche Volk geringer gewesen sein. Der Stamm des preußischen Binnenlandes ist ethnographisch nach seinem deutschen Element eine Ableitung der bereits geschlossenen Einheit aus slavischen, fränkischen und thüringer Teilen. Dazu kommen dann die Preußen und Litauer.

Bischof Heinrich Fleming hatte sich mehr gegen die Küste und den Passargelauf gehalten. Schon 1241 war am Zusammenfluß der Simser und Alle das feste Haus Heilsberg gegründet worden, die spätere Residenz der Ermländer Bischöfe. Ihre Handveste erhielt sie 1308. Der eigentliche

Schöpfer des neuen Volkes war Bischof Eberhard von Neisse seit 1301. Jenes Köln, das jetzt so oft genannt wird, ist wohl das schlesische bei Brieg, von dem so viele Kölner sich nannten, woher auch der Gründer und erste Schultheiß von Heilsberg stammte. An wenigen typischen Beispielen läßt sich die Kolonisierung des Landes erkennen. Die Siedler von Wormditt — der Name ist altpreußisch, wie die Endung erweist — lehnten sich an die alte Heidenburg an und waren Schlesier. Dazu erwarb nun um 1345 der Preuße Banduken zwischen der Stadt und dem Dorfe Open zweieinhalb Hufen Land zu kulmischem Recht und ewigem Besitz. Daß in diesem Gau der Preuße im ganzen stark vertreten war, zeigt der zweite Priester von Wormditt Albertus, bezeugt 1326, der bestimmt der alten Bevölkerung angehörte. Heilsberg und Wormditt sicherten das neue Volkstum Pomesaniens. Durch Annahme des christlichen Glaubens retteten 1305 zwei Preußen, Astioten und Luten auf dem Felde Gredowy, das heutige Modlehnen, ihren Grundbesitz. Das Urvolk und die Zuwanderer waren gleichgestellt, denn das Wehrgeld für preußische sowohl wie deutsche Grundbesitzer betrug sechzig Mark, für kleinere dreißig. Seit dem zweiten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts konnten auch von preußischen Unternehmern mit Leuten ihres Stammes nach preußischem Erbrecht Zinsdörfer angelegt werden. Selbst gefangene Litauer wie jene Chenoyse und Rexto 1307 erhielten um den Preis der Taufe in der Seeburger Gegend Land. Ja ganz wie heute gingen schon durch Kauf deutsche Güter an Litauer über, so der Besitz des Heilsberger Bürgers Siegfried an Manste. Selbst verdiente Polen der Heilsberger Besatzung — 1307 ein Bogenschütze — wurden mit Land begabt. Auch böhmische Einwanderer sind bezeugt und 1391 wird in den Braunsberger Ratsakten ein Jakob Böhme genannt. Die ersten Siedelungen in Pomesanien südöstlich von Heilsberg lehnten sich zum Schutz an die Wasserkette vom Großen Blankensee bis zum Großen Lauternsee an. Die Kolonisten gehörten der Sippe des Landesherrn Eberhard von Neisse an. Sein Neffe erhielt die Hufen von Voigtsdorf und Dittrichsdorf. Beide Orte wie Guttstadt und Arnsdorf im Wormditter Land waren schlesische Gründungen. Die meisten Orte dieser Namen lagen in der alten Heimat. Eberhards Sippe überschwemmte das Land. Die Händel der Preußen untereinander und mit Deutschen schlichtete in den Städten der landesherrliche Vogt. So wurde das neue Volk. Und wenn sich wie eine feste Insel von der Sprachgrenze im Süden, östlich bis über Heilsberg, westlich bis zur Marienburg und zu Elbing, beide noch eingeschlossen, und nördlich bis beinahe an die Küste heran ein reines schlesisches Sprachgebiet herausbildete, dem ethnographisch schlesische oder doch mitteldeutsche Grundelemente entsprachen, so lag der Hauptgrund in der gemeinsamen Sippe Eberhards von Neisse. Eine einzige Familie, im Be-

sitze weiter Länderstrecken, zog eigene Landsleute nach und war gewiß von maßgebendem Einfluß auf die Bildung des Volkstums und die Pflege der Mundart, soweit es sich um nichtschlesische Mitteldeutsche handelte. Haften Familientraditionen schon überall stark, wie stärker nicht in fremdem Lande, wo die Sippe zu führender Stellung gekommen war. Altschlesien und die schlesische Landschaft in Preußen waren die beiden festen Brückenköpfe südlich und nördlich des polnischen Stromes. In weitem Bogen überwölbte ihn schon seit dem vierzehnten Jahrhundert gemeinsame schlesische Kultur und Literatur.

Landfremde Neubildungen waren die Städte der Küste und im Westen, und an den Ahnentafeln der Danziger und Königsberger Familien lassen sich die innern Fasern dieses Aufbaues beinahe zählen. Danzig hatte sich vom Anfang an fränkischem Zufluß geöffnet. Aus Hessen, Waldeck, Frankfurt stammte eine große Anzahl städtischer Sippen aller Stände. Noch im achtzehnten Jahrhundert war die niederländische Kolonie, die nicht im Ganzen aufgegangen war, sehr groß. Niedersachsen, Engländer, Schotten vor allem drangen erst stärker im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ein, als das erste Grundgeflecht sich bereits verfestigt hatte. Der Zuzug von Schottland war allgemein, 30 000 lebten um 1600 in ganz Polen selbständig, in dem kleinen Samter allein 300. In Danzig gab es keine einzige stadtbürtige Familie, die frei von fränkischem oder schottischem Blute gewesen wäre. Das slavische Element hatte wenig Bedeutung. In Königsberg war der Drang nach abgeschlossener Geschlechterbildung nicht glücklich genug, das Hinabgleiten der Patrizier und das Emporsteigen neuer aus der Tiefe zu hindern. Es gab keine Tradition, die sich nur im entferntesten etwa an der Nürnberger messen ließe. So mag das Bild des Volkes, wie es sich um 1600 bietet, nicht auch für die ersten Jahrhunderte völlig zutreffen, aber die verwachsene Einheit, den Erfolg der Stammesbildung zeichnet es zweifellos richtig. Abgesehen von jenen Familien Königsbergs, deren Ursprung sich nicht mit Sicherheit feststellen läßt, beweisen die ungefähr hundert Familien um 1600, deren Blut sich prüfen läßt, den überwiegenden Anteil des reinen Frankentums, der fränkisch-thüringisch gemischten Neustämme des Südens und den Anteil des preußischen Neuvolkes gegenüber dem niedersächsischen Element. Reiner fränkischer Abstammung — die Heimat für den Stamm gesetzt — waren fünfzehn Familien, sechs kamen aus der überwiegend fränkischen Mark Brandenburg, thüringisch waren vier. Die große Masse stammte aus den drei verbundenen Landschaften, dreiundzwanzig aus dem Innern des Ordenslandes, zwölf aus Schlesien, acht aus Meißen und Obersachsen. Fränkisch und meißnisch waren die am weitesten verzweigten Familien der Halbach, von der Pforten und die Witte, sowie die Sippe der Behm: das erhöht natürlich den innern Wert der fränkischen und

meißnischen Ziffer. Schlesisch waren die fast einzigen alten Adelsfamilien Paschkowitz, Derschau, Sommerfeldt und die Familie Rabe. Für ein patrizisches Gemeinwesen also wie Königsberg bedeutet die schlesische Ziffer von zwölf weit mehr als die Zahl angibt. Denn gerade jene Sippen, die durch den hundertfachen Einfluß vieler Vettern und Verschwägerter oder die durch die festigende Macht alter Traditionen am nachhaltigsten wirkten, waren Franken oder stammten aus Landschaften, in denen eben das fränkisch-thüringische Element in abgeleiteten Verbindungen lebte, im ganzen fast siebzig von hundert. Was bedeuten gegen soviel gemeinsames Blut die fünfzehn Sachsenbürtigen und die zwölf, die aus Danzig, Thorn, aus Westpreußen kamen, die kleinen Splitter Alamannen, Steirer, Polen nicht gerechnet. Bezeichnend ist es in diesem Zusammenhang, daß die einzigen Fremden, die man langsam duldete, die Lieger, die Handlungsgehilfen, Niederfranken waren. Denn die Schotten, die in Königsberg wie in Memel und Tilsit zuwanderten, wurden gezwungen, das Bürgerrecht zu erwerben, wenn sie in der Stadt bleiben wollten. Sie schlossen sich mit den Engländern zur Bruderschaft großbritannischer Nation zusammen und gingen übrigens auch tiefer ins Land, so in Ermland die katholischen Schotten. Bei Königsberg war eine altpreußische Familie begütert, die Aweiden.

Es gibt Leute, denen es peinlich ist, daß die Kraft des preußischen Ostens, die bis zu den gewinnreichen Feldzügen des neunzehnten Jahrhunderts die Säule des preußischen Staates war, in Mitteldeutschland gewachsen sein soll, vielleicht mittelbar an den Quellen des Mains. Für Schlesien ist ein Zweifel ja wirkungslos, aber Altpreußen! Wenn es schon keine Märker waren, dann wenigstens Niedersachsen. Treitschke und neben und nach ihm viele beurteilten die ethnographischen Verhältnisse in diesem Sinne. Da sie es mit der festen Tatsache zu tun haben, daß im Herzen Preußens eine weite Landschaft mitteldeutsche, schlesische Mundart spricht, so folgern sie: Ordensritter, Hochmeister und Landadel waren hochdeutsch. Ihre Geschäftssprache war, sobald das Latein aus den Urkunden schwindet, hochdeutsch; aus Büchern und Dokumenten drang die fremde Mundart ins Volk. Der Schlußsatz lautet: Im Ordenslande sprach die bäuerliche und städtische Masse der Bevölkerung während des Mittelalters niederdeutsch. Ja selbst die unsinnige Behauptung taucht auf, die Zuwanderung im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, die vielbesprochenen Salzburger Emigranten wären schuld, sie, die reinen unverfälschten Baiern, an der schlesischen Mundart des Binnenlandes. Doch schon die Grundlage des luftigen Gebäudes liegt schief, weil die Bevölkerung der Küste, der Städte und des Binnenlandes zusammengeworfen ist, deren Aufbau sich niemals, mag eine Landschaft liegen wo sie will, in gleicher Weise

vollzieht. Nun ist es richtig, der Orden war hochdeutsch. Von siebenunddreißig Hochmeistern, deren Herkunft sicher ist, waren fünfunddreißig aus Ober- und Mitteldeutschland; von den fünfundvierzig Rittern der Königsberger Ordensgarnison waren 1437 zwanzig Franken, sechs Rheinländer, nach dem Sprachgebrauch der Zeit Mittel- und Niederfranken, vielleicht der eine oder andere Westfale, die übrigen Schwaben und Baiern; von 167 Ordensbrüdern vierzig Franken, gemeint sind Ostfranken, zweiundzwanzig Rheinfranken und Hessen, neunzehn Schwaben, zehn Baiern, dreizehn Meißner, neun Thüringer, vier Schlesier, drei Lausitzer, zwei andere Mitteldeutsche, das sind 122 Ober- und Mitteldeutsche. Ihnen stehen gegenüber ein Niedersachse, ein Märker, zwei aus Geldern und drei aus Brabant, dreizehn Preußen, vierundzwanzig Rheinländer. Von den letztern ist, weil gewiß Mittelfranken darunter sind, ein Teil den Mitteldeutschen zuzuzählen. Rechnet man das fränkische Element heraus, so ergeben sich 68 sichere Franken, dazu der weitaus größte Teil der als Rheinländer Bezeichneten, also etwa 88. Das gibt von hundert mehr als 73 Ober- und Mitteldeutsche, von allen andern Stämmen mehr als 53 Franken von hundert. All diese Zahlen haben aber nichts zu tun mit der Beurteilung des ethnographischen Baues und der Herkunft der Mundart, sie sind anders zu fassen. Denn die Ordensregierung förderte zwar die Städte, zumal ihre Beziehungen zur Hansa, aber das Binnenland wurde durch die fast rein hochdeutschen Bischöfe besiedelt. Also richtig ist es, daß Orden und Kirchenfürsten hochdeutsch waren.

Aus ihrer Geschäftssprache soll sich die mitteldeutsche Mundart eines niederdeutschen Stammes gebildet haben. Wie gaben denn die Hochmeister den Bauern des Binnenlandes Einblick in ihre weitverzweigte Korrespondenz? Denn es gab kein wirksames Schriftwerk, das wie Luthers Bibel etwa, täglich gelesen, überall gelesen, mit Inbrunst aufgenommen, allein imstande gewesen wäre, einem Volke die ihm fremde Mundart aufzuzwingen. Denn niemand wird behaupten wollen, die sächsische Kanzleisprache wäre ohne Vermittlung eines Buches, das ungeheuer populär sein mußte, nach Oberdeutschland und Niederdeutschland siegreich gedrungen. Da es in Preußen kein solches gab, hätte sich der Bauer durch emsige Lektüre amtlicher Schriftstücke, willig und eifrig lernend, wie man sich Rechnen und Schreiben beibringt, die fremde Mundart angeeignet. Ich meine immer nur die Landschaft, die heute schlesisch spricht. Denn aus persönlichem Verkehr mit Beamten und Geistlichen, die, wäre das Volk niederdeutsch gewesen, alle hätten hochdeutsch sein müssen, nimmt wohl kein Bauer eine fremde Sprache an. Ich weiß nicht, ob Amtsrichter, Steuerbeamte und Polizisten imstande wären, durch persönliche Gespräche ihren Dialekt mitten in fremdem durchzusetzen. Aber der Vorgang soll denkbar sein;

dann müßte die Mundart, die siegen soll, eine Stoßkraft und Überwindungsfähigkeit haben, von der wir kaum ein Beispiel kennen. Nun muß man auch hier zugeben, daß das Schlesische in Schlesien selber niederdeutsche Elemente einschmolz und aufzehrte und daß das Schlesische in Preußen heute wirklich nach allen Seiten im Vordringen ist. Selbst im westpreußischen Sprachschatz gibt es mitteldeutsches Gut. Aber in Schlesien war der niederdeutsche Einschlag nur gering und dennoch haben sich, trotzdem die Mundart erlosch, volkstümliche Elemente gehalten. Das müßte auch im Norden der Fall sein. Daß in Preußen aber heute, bei dem hochdeutschen Charakter der Schriftsprache, ein geschlossener hochdeutscher Dialektkreis aufs Niederdeutsche ausgreift und nicht umgekehrt, braucht keine Erklärung, bietet aber auch keine Handhabe für die Beurteilung der Verhältnisse vor 600 Jahren, das heißt für die Frage, ob sich damals schon das Niederdeutsche hätte aufsaugen lassen. So klingt es denn ganz abenteuerlich, daß sich ein Volkstum von der beispiellosen Zähigkeit des niedersächsischen, das sich seit dem neunten Jahrhundert trotz der gewaltigsten politischen und kulturellen Machtmittel des Franken selbständig erhielt, aus der Gesamtentwicklung herauszog, ja eine eigene Literatur entwickelte, daß dieses Stammestum sich die Muttersprache durch einen fremden Dialekt nehmen ließ, der, wie man behauptet, im Lande keine nennenswerten ethnographischen Stützpunkte hatte, nicht einmal eine Literatur. Denn wenn die heutige schlesische Mundart Preußens dem Niederdeutschen aufgezwungen wurde, so hätte der Prozeß lange schon vor dem sechzehnten Jahrhundert einsetzen müssen, da er im Westen solange brauchte, da die Schriften des Hosius und Kromer, die sich gewiß an das Volk wandten, hochdeutsche Verhältnisse schon voraussetzen, da ein Anlauf zu einer niederdeutschen Literatur wohl an der Küste, in den Städten, aber nicht im Innern zu erkennen ist. Und dabei ist die Tatsache noch gar nicht gerechnet, wie sich von Königsberg aus durch die hochdeutschen und schriftsprachlichen Bemühungen hätte ein mitteldeutscher, ein schlesischer Dialekt entwickeln sollen, und warum die Literaturträger und Kulturschöpfer des flachen Landes gerade Schlester waren bis 1600 und keine Niederdeutschen.

Der hochdeutsche, ja oberdeutsche Charakter des Ordens muß zunächst nach andern Gesichtspunkten beurteilt werden, stützt aber indirekt den Beweis der ethnographisch mitteldeutschen Herkunft der innerpreußischen Siedler, ein Beweis, der nach der ganzen Sachlage freilich nicht so umfangreich in der Diskussion stehen sollte, da man doch die Tageshelle nicht zu erleuchten braucht. Zwei hochdeutsche Gedichte aus dem frühen fünfzehnten Jahrhundert sind die wertvollsten Dokumente zur Stammesgeschichte des Ordenslandes.

Allhie mag niemand homeister sein,
er sey den ein Schwab oder Frenkelein;
so unserm orden, das got musse behüten
ein ander homeister wer von noten,
so mag es sein ein Beier ohne schaden;
zu einer andern nation soll niemand raden;
Sachsen, Doringer und Rheinlender,
seint gewesen von anbegin amtschender,
die sol man mit nichte vor homeister erkennen
und so auch nicht mit furstlichem titel nennen;
der Franken adel, ampt und ir name kund von Got ist,
der Schwaben und Baiern zu aller frist.

Eine andere Fassung nennt unter „Amtschändern" Österreicher, Sachsen, Thüringer, Meißner und Rheinländer. Das brachte zunächst zum Ausdruck, daß Franken, Schwaben und Baiern eine geschlossene Gruppe für sich, stolz ihres besondern Wertes der Abkunft, gegen alle andern Elemente stand. Diese drei waren die alten, reinen, unverfälschten Urstämme, die im Orden weitaus überwogen, das Hochmeisteramt allein beherrschten und das Land erobert hatten. Sie standen also im Gegensatz zu der Bevölkerung der Landschaft, die nach ihnen kam: Mitteldeutsche werden genannt, Meißner ausdrücklich, Sachsen und Rheinländer, Niederfranken. Die Schlesier fehlen, das ist aber Zufall, weil die verschiedenen Fassungen auf der einen Seite als die Bevorzugten zwar immer Franken, Schwaben und Baiern nennen, auf der andern aber die Stämme nur unvollständig und verschieden angeben, gemeint ist damit der Sammelbegriff: alle andern. Von den 545 Rottenführern und Söldnern, die in der Schlacht bei Tannenberg 1410 auf Seite des Ordens fochten, waren 275 Schlesier, 65 andere Mitteldeutsche, darunter 16 Lausitzer und 23 Meißner gegen nur 18 Niederdeutsche und 26 Oberdeutsche. Diese ungeheure Mehrzahl von 340 Mitteldeutschen, die weit bedeutender ist, weil nur von 461 dieser Kämpfer die Heimat bekannt ist, kehrt unter den Söldnern und Söldneroffizieren der Jahre 1453—1466 genau so wieder. Unter diesen 257 Schlesiern waren 47 Familien mit mehr als einem Mitglied vertreten, 7 Borsnitz, 8 Landiskron, 12 Logau, 6 Reibenitz, 6 Seidelitz, 7 Zedlitz; von den Lausitzern 6 Gersdorf, 5 Haugwitz. Das war nun freilich eine Masse, gegen die eine Handvoll Niederdeutscher verschwand, gegen die zusammenzuhalten das oberdeutsche Element im Orden allen Grund hatte. Das waren aber gerade die Besiedler des Landes, während Franken, verstanden sind immer die Ostfranken, Baiern und Schwaben wohl im Orden herrschten, aber keine Kolonisten stellten. Die Gedichte sprachen zunächst nur politische Gegen-

sätze aus, das absolute, militärische Regiment der Ordensregierung, das sich in den Händen der Altstämme befand und die Bevölkerung, die Untertanen, Niederfranken und Sachsen und die Masse der Mitteldeutschen. Und eben weil der demokratische Zug dieser Bevölkerung früh erwachte, eben weil die entsprechenden gleichen Elemente im Orden: Niederfranken, Sachsen und Mitteldeutsche bei diesem Ringen zwischen Altstämmen hier und den Neuvölkern und Niederdeutschen dort im Schoße der Ordensregierung leicht versucht sein konnten, sich auf ihre stammesgleichen Elemente im Volke und auf die Massen stammverwandter Söldner und Söldneroffiziere zum Schaden des absoluten Ordensregiments zu stützen, schlossen sich die Altstämme scharf ab und konnten alle andern „Amtsschänder" nennen. Was so zunächst freilich nur der Ausdruck für politische Gegensätze ist, bezeugt zugleich auch die Existenz der mitteldeutschen Siedler. Denn der ganze Sinn der Gedichte ist doch nur die Furcht einer landfremden, machtstarken Regierungsgruppe, die Gewalt an jenen Teil der Ordensbrüder zu verlieren, die durch Stammesgemeinschaft mit den Bürgern und Bauern verbunden waren, und weil darin auch die Gefahr von Zugeständnissen an die demokratische Bewegung und die Gefahr einer Minderung des absoluten Regimes lag, so war es auch Furcht für die alte Form der Verfassung. Das war aber kein Gegensatz zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch, sondern ein Gegensatz zwischen Oberdeutsch auf der einen Seite und Mitteldeutsch und Niederdeutsch auf der andern Seite, denn die Franken der Küste waren ja Niederfranken, keine vom Main, und die in den Städten Rheinländer hießen waren höchstens Mittelfranken. Es war der große weltgeschichtliche Gegensatz zwischen den Altstämmen des deutschen Südwestens Franken, Alamannen und Baiern, den Trägern der alten noch einfacheren Kulturentwicklung und den neuen Völkergebilden von Hamburg bis Memel, ein Gegensatz, der die Literatur seit 1600 zu beherrschen begann, in den Entscheidungskämpfen um Leipzig 1740 auszutragen versucht wurde, aber mit dem fränkisch-alamannischen Bündnis der Weimarer Glanztage und dem romantischen Feldzug endete. Was spräche klarer als die zwei Verse aus den Jahren, da in Preußen das demokratische Element zu siegen begann, Verse, die Antwort gaben auf jene Gedichte von der besondern Berufung der Altstämme:

Franken, Schwaben, Beierart
Dem Lande Preußen nicht gut ward.

Preußen den Preußen! Das waren aber Meißner und Schlesier mit sächsischem und niederfränkischem Einschlage. So erledigt sich freilich die naive Frage: wie erklärt sich bei dem niederdeutschen Gesamtcharakter der bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung — wie hartnäckig diese immer in einem Atem ge-

nannt werden! — die hochdeutsche Enklave? Sehr einfach, weil es Mitteldeutsche waren. Solche Sprünge sind nur möglich, wenn man flatternde Linien der Mundarten zwischen Berge und Bäche hineinzeichnet und ethnographische Grundlagen leugnet.

So grundverschieden der soziale und stammestümliche Aufbau der Küste im Gegensatz zum Innern war, das preußische Binnenland, Meißen und Schlesien hatte auch hier seinen großen Anteil, wenn auch das Niederdeutsche überwog — die Masse war niederfränkisch mit starkem niedersächsischen Einschlage — und wenn die mitteldeutsche Mundart die Küste auch nicht ganz erreichte, geistig drang der Schlesier und Thüringer doch so weit vor.

Die festen Punkte, die dem schlesischen Geiste die Verbindung aus der alten Heimat mit dem Tochterlande ermöglichten, waren im Westen das fränkisch-märkische Frankfurt an der Oder, das polnische Posen, Thorn und Kulm. Lissa war eine wichtige Station, zwar nicht des deutschen Gedankens, denn gerade hier setzte sich der Einfluß der böhmischen Brüder zumal unter Comenius fest, aber für deutsche Exulanten seit 1548 und mit der Blüte des Gymnasium illustre hielt die Stadt doch freie Wege nach Norden. Auch in Posen lag eine kleine schlesische Garnison: der Hirschberger Jakob Kuchler, 1543 Student in Leipzig, in Posen Erzieher beim Generalstarosten Grafen Andreas Gorka, Liederdichter und Gast des Kreises um den Seelsorger der evangelischen Gemeinde Eustachius Trepka; und Martin Heinrich aus Sagan, der um 1565 als Stadtsekretär nach Danzig ging. In Thorn und Kulm herrschte schon das fröhlichste Lagerleben. In Thorn war 1506 Laurentius Corvinus Stadtschreiber und der Goldberger Schulmeister Hieronymus Gürtler seit 1515 Stadtphysikus. Die Stadt war 1231 namentlich vom niederfränkischen Magdeburg aus bevölkert worden, gehörte politisch zwar zu Polen, war aber deutsch bis in den Kern. Aus einem der ältesten Geschlechter stammte Barbara Wetzelrode; ihr Gatte war zu Krakau geboren, die Familie war aber im schlesischen Frankenstein zu Hause. Der Sohn dieser begnadeten Ehe war Nicolaus Coppernicus, ein Schlesier im Grund also, der im Vater leicht durch polnische Lichtbänder geschritten war; 1473 kam er in Thorn zur Welt, studierte in Krakau, seit 1496 in Italien zu Bologna und wurde 1501 Frauenburger Domherr. Dreißig Jahre lang arbeitete er an seinem großen Gedanken, der die Sonne zum Stehen brachte und die Erde aus den Angeln hob. 1543 erschien in Nürnberg das Buch, selbst voll schwingender Bewegung: De revolutionibus orbium caelestium. Im gleichen Jahre starb er. Die Entdeckung war undenkbar ohne den vorbereitenden Einfluß der Jagellonenuniversität Krakau, die Mathematik und Naturwissenschaften wohl am erfolgreichsten pflegte. Eigenartig und neu war die Form, die Coppernicus in

seinen lateinischen Gedichten fand. Siebengestirn nannte der Astronom die kleine Sammlung. Es war eine Vermählung der einfachsten kirchlichen Hymnenelemente, die in seinem Freunde Dantiscus den einzigen Ausdruck gefunden hatten, mit klassischen Rhythmen strengsten Aufbaues. Die Weihnachtsode ist wohl die reizendste Blüte dieses christlichen Humanismus im preußischen Osten.

Quis fulta posuit te puer in casa,
quis laedi tenerum frigoribus vetat?
virgo summa Maria
quae flavam religat comam.

Wer hat dich in den Stall, Knäblein,
voll Hut gelegt,
Schützt den zitternden Leib bergend vor
grimmem Frost?
Maid Maria, die hohe,
Die ihr goldenes Haar sich flicht.

Das war die bewundernswerte Kunst des Dantiscus, mit den einfachsten Mitteln des Ausdrucks, mit der schlichtesten Wahl der Worte, in kindlich epischen, kaum verbundenen Gliedern, wie man später Lieder im Volkston dichtete, Lieder im Kirchenton zu finden. Es war ein nachklassischer Humanismus, ein Humanismus des Lactantius und Prudentius; das war die preußische Note in der Renaissance.

Zu Höherem schien Kulm bestimmt. Schon im vierzehnten Jahrhundert hatte hier ein Meister Thylo das mystische Buch von den sieben Siegeln gedichtet. 1386 hatte Urban VIII. dem Hochmeister Konrad Zöllner für die Stadt ein Studium generale bewilligt. Aber eine philosophische Fakultät war das einzige, was beinahe hundert Jahre später 1473 unter Leitung der Brüder vom gemeinsamen Leben erreicht wurde. 1536 half Hieronymus Gürtler bei der Neuordnung des Unterrichts mit. Wie in Posen und Thorn waren es also auch hier Schlesier, immer Schlesier; merkwürdig, daß das niedersächsische und niederfränkische Volk, das doch in Deventer und Münster, selbst in Schlettstadt ganz Deutschland erzog und unterrichtete, hier die schlesische Krücke brauchte, um gehn zu können! Wenn nichts das Phantom eines rein niederdeutschen Ordenslandes, jene niederdeutsche „Grundmasse" zerstreute, so müßten es diese schlesischen Kulturträger sein. Konrad Bitschin war Stadtsekretär in Kulm, zu Danzig geboren, die Familie war aber schlesisch. Nach umfangreicher diplomatischer Tätigkeit tauchte er 1464 wieder in kirchlichen Stellungen auf. Die unfaßbare Belesenheit dieses Mannes, der Fleiß, das allseitige Interesse für jede Grundlage des öffentlichen Lebens, der große Plan, der all seine Arbeiten nur als Bruchstücke eines Ganzen erscheinen läßt, machen ihn zu einer der festesten Säule des deutschen Lebens während des fünfzehnten Jahrhunderts, nicht im Osten allein. Neben kleineren Schriften, dem Liber civitatis Culmensis 1431 und dem Supplement zur Chronik des

Peter von Dusburg steht die große Enzyklopädie der Zeit, sein Labyrinthus vitae coniugalis 1432, von dem der erste Teil als Reinschrift, der zweite als Konzept des Verfassers erhalten ist.. Er handelt in neun Büchern guter lateinischer Prosa vom Vorteil des Sakramentes der Ehe, von der Treue der Gatten, von der Art der guten und schlechten Frauen, von der Nachkommenschaft und Kindererziehung, von Fürsten und Vornehmen und ihrer Hausführung, von Politik und Fürstenklugheit, über Kriegswesen und Waffenkunde, über kirchliche Staatskunst. Recht und Sitte, Pferdezucht und Ritterstand, Kalenderwesen und Feste, er kennt sich in jedem aus, ein Frühhumanist, ohne Zweifel, und bei keinem wüßte man lieber, ob die Wurzeln seiner Familie nicht vielleicht doch am oberen Main gewachsen waren, in der Nähe von Eybs Schloß, oder ob diese schlesische Sippe einst polnisch war. Klassische Dichter und Philosophen, Kirchenväter und deutsche Literatur zitiert er, zahlreiche Mären und Schwänke kennt er, hat sogar Boccaccios Buch von den berühmten Frauen gelesen, überliefert wichtige Urkunden. Ganz wie Eyb, sein ostfränkischer Zeitgenosse, der Verfasser jenes Ehebüchleins. Nur eines vermißt man: in Einzelheiten engere Beziehungen zu seiner Landschaft. Aber trotzdem, das war der Mann, der uns die Literatur, das ganze geistige Leben des preußischen Ordensstaates an den Schwellen der neuen Zeit versinnbildet. War's nicht ein kirchlicher Militärstaat, auf eines der Hauptfundamente schlesischen Temperaments gebaut, ein Kirchenstaat, wo die Bischöfe stets weit vorn zogen, wo keiner der Ihren kirchlichem Umsturz nur den leisesten Schein des Rechtes bot. Dieses Leben in all seinen Beziehungen webt im Labyrinthus.

Weiterhin im Binnenlande zwischen Marienwerder und Heilsberg wäre es beinahe gelungen, ohne Beispiel in neubesiedelten Landschaften, noch eben knapp an kaum vergangene Literaturzeiten anzuknüpfen und so eine fast ununterbrochene Folge des Schrifttums herzustellen wie bei den Altstämmen. Zwar die Dichter von Apokalypsen und Reimchroniken, Heinrich von Hesler und Nikolaus von Jeroschin, können nicht als Zwischenglieder zur höfischen Epik dieser Landschaft gelten, aber mit dem späthöfischen Gedicht Schlestens, der Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig, sind sie doch innerlich leise verbunden, in ritterlichen Formen Schilderer zeitgenössischer Geschichte. Und was ihnen noch höhere Bedeutung leiht, ist die Tatsache, daß sie, Vorboten einer noch fernen neuen Zeit, sich bereits Gedanken machten über Verstheorie und Reimkunst, landschaftliche Ansätze zu Bestrebungen, die dann durch Opitz von außen her ins Land kamen. Auch der Hof des Hochmeisters zu Marienburg schloß sich nur an die Literatur des vierzehnten Jahrhunderts an. Singende Schüler warteten beim Mahle auf, Fremde gaben oft Gastspiele, „die Fiedler und Trompeter" des Bischofs von Pomesanien, „die Fiedler aus Prag" und „die

Pfeifer des Königes von Böhmen". Liedsprecher wie in Österreich und Ostfranken um diese Zeit traten auf. Besonders gern gesehen waren die Sprecher des Grafen von Wertheim, des Herzogs von Brieg, des Markgrafen von Meißen, des Landgrafen von Thüringen. Wo sind denn da die Beziehungen zu Hamburg, Lübeck und Holland, die dramatischen Spiele, die literarischen Äußerungen niederfränkischen und niedersächsischen Wesens, die zwar in Danzig und Königsberg, wo die ethnographischen Elemente sie trugen, aber nicht im Binnenland nachweisbar sind? Die Musik fand vor allem Pflege. 1399 hatte der Hochmeister 32 Hofmusiker. Eine großartige mittelalterliche Bibliothek stand ihm zur Verfügung und Konrad von Jungingen hielt sich einen eigenen Abschreiber und einen eigenen Illustrator. Wirklichen Anschluß an die Kultur der Altstämme erhielt das Volk durch eine Frau, durch die Mystik, durch ein Freundespaar, das ein genaues Abbild fränkischer und alamannischer Herzensinnigkeit war. Meister Johannes Marienwerder, 1343 geboren, war Professor in Prag geworden, und als er 1387 heimkehrte, fand er eine Seelenfreundin, die sich in seine Hände gab, Dorothea von Montau, vier Jahre jünger als er, aus dem Dörfchen am großen Weichseldamm. Sie war von wunderbarer Schönheit und viel umworben und reichte endlich einem Danziger die Hand. Früh war sie zum innern Leben erwacht, trieb strengste Askese im Geiste des Seuse. „Wie ein Acker von einer Pflugschar, so war ihr Leib von Kasteiungen durchfahren", und als sie Witwe wurde, zog sie sich in eine Klause zurück. Meister Johannes beschrieb ihr Leben, so seltsam süß und treuherzig und ergreifend wie die Bücher der mystischen Nonnen des Westens. Wo der Niederfranke wirklich vorhanden war, da setzte er sich schon durch. Dorothea war eine Niederfränkin, ihr Vater Wilhelm Swartze stammte aus Holland. Die Poesie dieses Frauenlebens war also der Anteil des niederdeutschen Elementes an der Literatur der Landschaft. Daß es gerade Mystik war, darf nicht überraschen; die ersten Frauen der Mystik waren ja die Rheinfränkinnen Hildegard von Bingen und Elisabeth von Schönau gewesen.

Im Lande der Rheser, von drei Seiten durch Seen gedeckt, war um 1277 ein festes Schloß gebaut worden, um das bald eine Stadt gedieh, Riesenburg, das Herz Pomesaniens. Weit über den engen Rahmen der Landschaft wuchs der Kreis hinaus, den der eiserne Bischof der Stadt, der Vogtländer Hiob von Dobeneck, 1501—1512, um sich sammelte. Hier war mehr westliches Leben als schlesisches, und die Nordkante griff sogar mittelbar ein. Fränkisches Wesen war stark. Die Brüder vom Heiligen Geiste hatten hier Schule und Findelhaus gegründet. Die gelehrte Gesellschaft auf der Riesenburg trieb Latein und Griechisch, Musik und Poesie. Den Zwickauer Bürgermeister

Erasmus Stella regte Hiob zu einem Aufſatz an De antiquitatibus Borussiae 1510. Graf Peter von Dohna, die Königsberger Gelehrten Stephan Gerhard und Sebaſtian Mivitius, der Erfurter Dichter Temonius, Johann Dantiscus, der Sekretär Sigismunds I. von Polen und ſpäter Kirchenfürſt und der König unter allen, Eobanus Heſſus. Gerade hier im Lande des chriſtlichen Humanismus entſtanden ſeine Heroiden, ſeine Briefe chriſtlicher Heldinnen. Als 1525 Albrecht von Preußen weltlicher Herzog wurde, legte Biſchof Erhard von Queis, 1523—1529, die weltliche Regierung nieder. Sein Nachfolger als Biſchof von Pomeſanien Paulus Speratus reſidierte ſeit 1530 in Marienwerder. 1484 war er zu Röthlen geboren bei Ellwangen, predigte bereits 1522 im Wiener Stephansdom lutheriſch, wurde 1524 Schloßprediger in Königsberg und Biſchof. Vier ſeiner Kirchenlieder ſind ganz im Stile des Meiſtergeſanges, berühmt wurde nur ſein fünftes „Es iſt das Heil uns kommen her", das er nach ſeiner Entlaſſung aus dem Olmützer Gefängnis 1523 zu Wittenberg unter Luthers unmittelbarem Einfluß dichtete. Bis auf den letzten Biſchof Johann Wigand, 1575—1581, einen Heſſen, der die preußiſchen Pflanzen verzeichnete und das Leben von 112 berühmten Männern ſeiner Zeit beſchrieb, waren die Kirchenfürſten des weſtlichen Bistums auch die Führer des geiſtigen Lebens.

Und ſo im Oſten. Das Bistum Ermland war die Quelle der innern Kraft des Binnenlandes und ſeine erſten Biſchöfe haben erfolgreicher am Unterbau des preußiſchen Staates gezimmert als die landfremden Ordensritter, die wohl Lebensquellen zerwühlten, Sklaven machten und weite Strecken entvölkerten, aber pflanzen und ſäen mußten andere. In dieſen Prieſtern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts lebten alle Wunderkräfte der früheſten Kulturſchöpfer unter den deutſchen Stämmen auf. Was Kulm im Südweſten war, ſollte Elbing im Nordoſten werden. Zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts plante der Oheim des Coppernicus, Biſchof Lucas von Watzelrode, hier eine gemein-preußiſche Hochſchule. Aeneas Silvius Piccolomini war aus der Ferne, ohne das Land geſehen zu haben, Biſchof von Ermland geweſen. Im Laufe des ſechzehnten Jahrhunderts beherrſchte dann eine ganze Dynaſtie, Freunde alle drei, nacheinander das geiſtige Leben: Johannes Dantiscus, Stanislaus Hoſius, Martin Kromer. In ihnen, poloniſierten Deutſchen, die polniſch, deutſch und lateiniſch ſchrieben, die in beiden Literaturen an entſcheidenden Wegkreuzungen ſtanden, kommt es unmittelbar zum Ausdruck, daß in dieſen Grenzgebieten der lebhafteſte Austauſch literariſcher Güter ſtattfand.

Im dreizehnten Jahrhundert ſchwebte Polen in höchſter Gefahr, das Schickſal der weſtlichſten Slavenſtämme zu teilen. Überall begannen ein-

gesprengte deutsche Gruppen das nationale Gefüge zu lockern, aber der Bau hielt sich, es kam der Rückstoß und überall in den Städten wurden die Vorposten des Deutschtums friedlich und langsam polnisch gemacht, ein Prozeß, der im fünfzehnten Jahrhundert seinen Abschluß fand. Die eigentliche literarische Entwicklung Polens begann erst um 1550. Was voraus lag, war nicht zu rechnen. Tatsächlich lassen sich die Jahre 1250—1550 nur mit den entsprechenden Phasen in Deutschland von 780—1150 vergleichen, Polen machte im sechzehnten Jahrhundert dieselben Bewegungen durch wie Deutschland im dreizehnten und der deutsche Osten im siebzehnten. Kinga, die heilige Arpadentochter, die sich als Witwe des polnischen Königs in das Klarissinnenkloster zu Sandez zurückgezogen hatte, übersetzte hier um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts den Psalter ins Polnische und dichtete das Lied von der Gottesgebärerin, die Bogurodziza, die ältesten Denkmäler. Dann blieb es still bis ins fünfzehnte Jahrhundert mit seiner durchaus rhetorischen Literatur, denn die kirchlichen Denkmäler bis dahin verlangten keine tiefere Würdigung. Erst als sich in Polen die sozialen Verhältnisse ähnlich entwickelt hatten wie zuvor in Deutschland zur höfischen Zeit, begann die erste Blüte. Die Allmacht des Adels wuchs noch im dreizehnten Jahrhundert heran. Der Staat wurde zu einem reinen Wojwodenbunde mit einem Gleichen unter Gleichen an der Spitze. Doch der innere Bau dieser Aristokratie war grundverschieden von dem der deutschen. Gab es dort mannigfache Schattierungen und Abfolgen nach Rang und Stellung, hier war der Adel innerlich gleichartig und duldete keine weitere Differenzierung, ein demokratischer Adelsstaat, wenn das Wort nicht gar so mißtönig in die Ohren klänge. Erst als diese soziale Entfaltung gediehen war, setzte eine Literatur ein, die ganz auf solche Verhältnisse bezogen wurde. Seit 1521 wurde polnisch gedruckt. Und nun spricht ein fremdes Urteil haarscharf aus, was sich bereits aus der ganzen literarischen Entwicklung des deutschen Ostens um 1600 erkennen ließ: Polen setzte 1550 dort ein, wo Deutschland 1150 stand, der deutsche Osten, polnisch und germanisch gemischt, war sowohl nach Westen als nach Osten, sowohl nach seinem deutschen als nach seinem polnischen Grundelement, dazu gedrängt vom gleichen Punkte auszugehn und um 1600 dort zu beginnen, wo der Westen 1150 und Polen 1550 begonnen hatte. Brückner charakterisiert die neue polnische Literatur: „lauter mittelalterliche Produkte sind es denn auch, die in rascher Folge, *als holte man lange Versäumtes nach*, herausgegeben wurden“. Das war ja eben auch die Situation Schlesiens, Preußens und der Lausitz um 1600. Von Königsberg her wurde die polnische Bewegung stark beeinflußt, die erst das altpolnische nationale Element gegen die Herrschaft der Fremde durchzusetzen hatte: das deutsche Schicksal im dreizehnten und das

ſchleſiſche im ſiebzehnten Jahrhundert. Eine konventionelle Literatur war vorerſt das Einzige, was der größte polniſche Lyriker der Zeit, Jan Kochanowski, durchſetzen konnte. Poloniſierte Deutſche waren dabei ſtark beteiligt, ſie übernahmen nun auch die Vermittlung zwiſchen dem Volkstum diesſeits und jenſeits und waren dazu auch berufen: Coppernicus, deſſen Vater in Krakau geboren wurde, Scheffler in Schleſien, Dantiscus, Hoſius und Kromer in Preußen. Das ſchafft den drei Ermländer Biſchöfen ihre große Bedeutung, die ſich auf den erſten Blick aus ihren Werken nicht ſofort erſehen läßt.

Johannes Dantiscus, die Polen nennen ihn Dantizek, war 1485 in Danzig geboren. Er hieß wohl Flachsbinder, Linodesmon nannte er ſich in der Jugend, ſpäter, zumal ſeit 1517, da er geadelt wurde, von Hoven, de Curtis. Dies ſei der Name des Großvaters geweſen, eines Zugewanderten, und ſo ſtammte wohl auch er von einer ehemals poloniſierten deutſchen Familie ab. Er ſtudierte in Krakau, begann als Soldat und Seemann, im Dienſte Karls V. wurde er Prieſter und ſtarb 1548 als Biſchof von Ermland. Sein Gedicht vom verlorenen Sohn und eine Lucretia ſind verſchollen. Das Beſte und Umfangreichſte waren die 1500 Verſe ſeiner Paräneſe an Conſtanz Alliopagus. Doch die eigenartigſte Schöpfung des preußiſchen Humanismus iſt das Buch der Hymnen 1548. Hier ſind die alten einfachen Formen des Breviers humaniſiert, eine Tat nach ihrem innerſten Geiſte wie Luthers Kirchenlieder und Arnims und Brentanos Volkslieder. Einfache, vierzeilige Strophen, gereimt, in bewußter Abſicht ſchlichtes Brevierlatein, das aber nie zu plumper Unbeholfenheit herabgleitet; ſtets an der Grenze klaſſiſcher Schönheit hinſtreift, keine feine Eleganz — ſie ſtand ihm ſchon zu Gebote — ſondern das würdige geziemende Gewand über einen einfach ergreifenden Inhalt. Mit Eobans Briefen chriſtlicher Heldinnen und dem Siebengeſtirn des Coppernicus bildet das Büchlein den Zuſammenſchluß humaniſtiſcher Poetenfreude mit dem kirchlich beherrſchten Leben des Oſtens: die preußiſche Form des Humanismus.

Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war Ulrich Hoſe aus Pforzheim nach Krakau eingewandert und in polniſche Dienſte getreten. Hier wurde ihm 1504 ſein Sohn Stanislaus geboren. Der Jüngling ſprach fließend polniſch, lateiniſch und deutſch, und alle drei Sprachen verknüpfte er in ſeiner literariſchen Wirkſamkeit. Er ſtudierte in Krakau und wurde bewundernd von Freunden und Lehrern mit dem heiligen Baſilius verglichen, der nur zwei Wege kannte, zur Kirche und zur Univerſität. In Bologna und Padua bildete er ſich fort, trat 1533 in die polniſche Reichskanzlei, Mitarbeiter am Wachstum eines Staates, der eben damals unter Sigismund ſeine goldenen

Zeiten erlebte. 1549 wurde er Bischof von Kulm und im folgenden Jahre von Ermland. Was der seltene Mann diesem Lande war, haben Preußen und Polen durch alle folgenden Jahrhunderte dankbar anerkannt. In der kirchlichen Bewegung, Eiferer nicht noch schwächlicher Sucher nach Kompromissen, stand er unter den Ersten, seine confessio fidei catholicae christianae wurde auf der Petrikauer Synode 1551 einstimmig angenommen und beschworen. Paul IV., der Papst, sprach seine Bewunderung aus: „Seit ich Hosius kennen gelernt, habe ich die übrigen bewundernswürdigen Männer unserer Zeit zu bewundern aufgehört." Auf dem Trienter Konzil war er hervorragend tätig, wurde 1569 polnischer Gesandter in Rom und starb zehn Jahre später zu Capranica. In Köln wurden seine deutschen Predigten gedruckt, die er aus Schwäche nicht halten konnte. Die vielbewunderten sechs Fastenpredigten des Jahres 1553 ließ er zu Elbing in der Nicolaikirche durch einen Priester vortragen. Sie sind ein eigener Typus, ein Ausfluß der polnischen Rhetorenliteratur, die so für die deutsche Rede fruchtbar wurde, keine mystische Predigt mit ihrem Sturm auf das Herz, eher die Art Luthers, aber ungleich feiner und eleganter, im Stoff streng sachlich, in der Form Kunstwerke, mit sauber gedrehten Bildern, Stütze des Verständnisses und Zierde der Rede. „Es gemant mich hir, wie wenn einer mit grosser Sterck auf das allerscherffst leufft, und leufft nicht den rechten Weg; was hilfft ihm dann das Lauffen, er mühet sich umb sunst, die weil er den rechten Weg nicht helt. Deß halben mag wol keiner nicht rechen sein gute Werck, die er gethan hat vor den Glauben."

Sein Nachfolger in Heilsberg wurde 1579 Martin Kromer. Auch er war 1512 in der Krakauer Gegend geboren, zu Biecz, wo sein Vater ein reicher Ratsherr war. In Padua und Bologna studierte er die Rechte. Der Vizekanzler der Krone Polens Johannes Chojenski und später Dantiscus schlossen ihn ins Herz. Mit Hosius war er innig befreundet. So aristokratisch er war, seine Wirkungen drangen tiefer ins Volk, für das er Dialoge schrieb, der berühmteste jener zwischen Mönch und Hofmann, Mnich, Mönch wurde das Buch genannt und aus dem Polnischen auch ins Deutsche und Lateinische übersetzt. Als Gegenstück zur Germania des Tacitus schrieb er eine Polonia. Als er 1570 Koadjutor von Ermland wurde, schrieb er sein bedeutendstes Werk, lateinisch, deutsch und polnisch, die fünf Katechesen nach dem Vorbild des Cyrillus von Jerusalem.

So war die Literatur des Binnenlandes statistisch genau der Ausdruck aller landschaftlichen Verhältnisse. Nach dem ethnographischen Aufbau vor allem von Schlesiern getragen, daneben Franken, Polen und Küstenländler; bei Coppernicus die Wirkungen der Krakauer Hochschule, bei Bitschin der militärisch-kirchliche Charakter des Staatswesens; bei Dantiscus und Copper-

nicus der Humanismus in preußiſch-kirchlicher Färbung, bei Kromer und Hoſius eine volkstümliche Kirchenliteratur zu praktiſchen Zwecken; ſelbſt die Myſtik des Weſtens vertreten in einer fränkiſchen Frau.

In den Städten, vor allem längs der Küſte, hatte das Volk einer andern Natur aus andern Wurzeln ſich eigene politiſche Formen gefunden. Der Orden war anfangs Hand in Hand mit ihnen gegangen, hatte ihre Beziehungen zur Hanſa gefördert. Königsberg ſtieg durch den Orden empor. Nachdem die Reſidenz des Hochmeiſters 1309 von Venedig nach der Marienburg verlegt worden war, ſiedelte 1312 der Ordensmarſchall, der oberſte Feldherr nach dem Hochmeiſter, in die Stadt über, die unterdeſſen in den Gründungen Löbenicht und Kneiphof zwei Schweſtern erhalten hatte. Damit kam ein großer internationaler Zug in das Gemeinweſen. Das demokratiſche Element begann ſich bereits im vierzehnten Jahrhundert zu regen, Ausſicht auf Erfolge ſchöpfte es erſt aus der Niederlage des Ordens bei Tannenberg 1410. Es war ein kurzſichtiges Volk, der Pole ſo nahe! 1440 kam zu Elbing der große preußiſche Bund zuſtande, neunzehn Städte und dreiundfünfzig Edelleute, der Kampf mit dem Orden begann, gab ſich zunächſt als ein leiſes Neigen nach der polniſchen Seite kund, brach in offenen Aufruhr aus und opferte ſo zu böſem Verderben das Volkstum der Stadt. Da erhoben ſich die Handwerker der Altſtadt für die Ritter und riſſen die Gemeinde zurück, die nach dem Verrat der Marienburg 1457 Sitz des Hochmeiſters wurde. Der Friede von Thorn 1466 zerſchlug das Land in zwei Teile: Weſtpreußen um Danzig wurde polniſch, Oſtpreußen mit Königsberg blieb dem Orden, der Lehensträger Polens wurde. Durch offene Pforten ſtrömte fremdes Weſen ein. Als Reſidenz des Hochmeiſters und ſeit 1525 des Herzogs von Preußen erhielt die Kultur der Stadt ihr Doppelgepräge: höfiſches und bürgerliches Leben.

Das demokratiſche Bürgertum der Altſtämme hatte ſich in den Meiſterſängerzünften einen außerordentlich lebensfähigen Körper erzogen für ſeinen Geiſt und ſeine Literatur. Feſte Formen bildeten ſich auch im Oſten heraus; da aber hier der Patrizier herrſchte, ſtammten ſie, ſeltſame Ableitung, aus dem höfiſch-ritterlichen Leben des Weſtens. Dort waren zwiſchen 1220 und 1350 Feſtlichkeiten der ritterlichen Kreiſe in Übung gekommen, die nach beſtimmtem Zeremoniell Lanzenſtechen, Gaſtgelage, Muſik und Spiele umfaßten. Ihre eigentliche Heimat war England. In Flandern gingen dann dieſe Artushöfe zuerſt auf die reiche Bürgerſchaft über, tauchten zu Pfingſten 1285 in Magdeburg auf und drangen ſeit der Gründung der ſechs preußiſchen Handelsſtädte, 1232—1343, ſofort in das neue Bürgertum ein, und nichts ſpricht ſtärker für das kulturelle Überwiegen des niederfränkiſchen Elements an der preußiſchen

Küste als diese flandrisch-magdeburgische Gesellschaftsform, Versammlungen zu bestimmten Zeiten in festen Gebäuden. Warum regte sich's hier und im Innern nicht, wenn es dort so übermächtig vorhanden war? An Artus dachte man dabei ebensowenig wie heute der Offizier in seinem Kasino an Monte Cassino denkt. So entstanden die Sankt Georgsbruderschaften des Artushofes, Lustbarkeiten als Standesvorrechte, die gesellig gute Sitten pflegen wollten, christliches Erbarmen übten und über das Leben hinaus an Tod und Ewigkeit dachten. Die Handwerker gewannen erst allmählich Zutritt. In Thorn durften nur die alten Geschlechter beitreten, die seit der ersten Gründung in der Stadt gewohnt hatten und Kriegsruhm besaßen. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts entstand der Hof in Elbing, der Danziger wird seit 1358 genannt, der Braunsberger seit 1353. Wer beschollen war, wer um Taglohn arbeitete, wer weniger als 84 Mark heutigen Geldes an eigenem Gute besaß, war ausgeschlossen. Am Fastnachtsdienstag gab's auf dem Markte Turniere und Stechreiten. Erst 1760 ging der Braunsberger Hof ein. Der Franzose Charles Ogier schildert im siebzehnten Jahrhundert in seinem Tagebuch das Treiben auf dem Danziger Hofe, freilich etwas verzerrt: „Zur Bedienung und Beaufsichtigung sind in diesem Dionysostempel Wächter und gleichsam Sakristane angestellt, Leute, mit leinenen Gewändern bekleidet, von ernstem Aussehn, gefälliger Miene und mit breitem Barte, die die silbernen Humpen nach Art der Danaiden füllen, denn sie werden gleich wieder geleert. Damit jedoch die Genossen der Bruderschaft nicht zuviel zumuten und die Trinkquellen nicht einmal versiegen könnten, zahlt jeder beim Eintritt und Weggange drei Schillinge in die gemeinschaftliche Vereinskasse. In diesem Gebäude sind auch Bücher feil, bei welchen die Vorübergehenden verweilen und dann Gelegenheit haben ihre Genossen zu beobachten.“ Da die Höfe das bürgerliche Leben sammelten, gehören sie zu den wichtigen literarischen Grundlagen.

Der Humanismus drang von Frankfurt her, wo die Preußen gern studierten, und von Leipzig in die Küstenstädte. In Elbing wirkte der Niederfranke Wilhelm Gnaphaeus, der Dramatiker, der die ganze Zeit beeinflußte, und der Rheinfranke Christophorus Heyl aus Wiesbaden, 1499—1585, Lehrer und Arzt. Nach Danzig brachte wohl die ersten humanistischen Bücher der Pfarrer von Sankt Marien Matthaeus Westfal. Die Geistlichen zumal waren hier fast durchwegs Leipziger Schüler. Schon der Hochmeister Friedrich von Sachsen, 1496, sammelte einen humanistischen Kreis. Seine Kanzler waren der Nürnberger Paul von Watt und der Leipziger Erasmus Stella; der Königsberger Stephan Gert befand sich in seiner Umgebung. Doch erst die Universität brachte alles zum Blühen. Schon seit dem vierzehnten Jahr-

hundert bestand eine Domschule in Königsberg. Die Löbenichter wachten eifersüchtig über ihre Anstalt. Mit dem Einbruch der neuen Zeit wurden dann die Altstädter Kirchschule und die Kathedralschule in Lateinschulen umgewandelt. 1523 predigte Johannes Briesmann evangelisch und im folgenden Jahr wurde Paul Speratus, verheiratet und exkommuniziert, als Schloßkaplan berufen. Seit Mai war Königsberg eine lutherische Stadt. Am 9. April 1525 huldigte Albrecht von Preußen dem König von Polen als weltlicher Herzog. Alles riß los und trieb in aufgeregten Fluten. Der neue Herzog wußte Humanisten zu fesseln, seine drei Kanzler waren Michael Spielberger, Friedrich Tucher, Johann Appel. Crotus Rubianus ordnete seine Bibliothek. Doch es vergingen noch Jahre, ehe 1541 mit dem Pädagogium ein akademisches Gymnasium eröffnet wurde. Georg Sabinus wurde Rektor, und kaum war er da, so wurde die Anstalt am 17. August 1544 in eine Universität umgewandelt.

Sabinus stammte aus Brandenburg, 1508—1560, aus einer fast reinen fränkischen Landschaft und war der Schwiegersohn des Rheinfranken Melanchthon. Sein Vater hieß Balthasar Schuler. In Wittenberg studierte er, machte eine Italienreise, trieb Jus, wallfahrtete zu Erasmus von Rotterdam und wurde Professor in Frankfurt an der Oder. Fränkisch war der Einfluß, dem er am meisten unterlag: Eobanus Hessus und Camerarius. Doch gedeihliche Arbeit an der Universität verhinderten die widerlichen Streitigkeiten mit Osiander, die ihn Macht und Ansehen kosteten und von seinem Posten trieben. 1555 ging er als Professor nach Frankfurt zurück. Neben Lotichius, zu dem er Beziehungen unterhielt, erscheint er als der zweite Spätklassiker; mit Dantiscus und Hosius, die ihm Freundschaft hielten, war er das Bindeglied zwischen dem Humanismus der Küste und des kirchlichen Binnenlandes. Die meisten seiner Gedichte waren persönlich; Ovid war sein Muster wie für Eoban, und wie dieser christliche Heroiden schrieb, plante er nach dem andern Hauptwerk des Römers christliche Fasti. So stark scheint ihn doch der Humanismus der preußischen Bistümer beeinflußt zu haben, denn dieses Christianisieren der Renaissance war ja charakteristisch preußisch. Aber einen Schüler Ovids, des müheloſen, leichtbegeisterten Poeten, ließ das Versgespräch nicht vermuten, das er mit Stigel führte:

Carmina conscribant alii dictante Lyaeo, — Andere mögen Gedichte schmieren von Bacchus begeistert,
Multa sit in versu cura laborque meo. — Sorgfalt viel und Fleiß koste mich immer der Vers.

Schlagfertig entgegnete der Freund:

Carmina componant alii sudante cerebro. — Andere mögen Gedichte stoppeln mit schwitzendem Hirne,

Nulla sit in versu cura laborque meo. — Sorgfalt viel und Fleiß koste mich nimmer der Vers.

Diese Verse sind nicht ohne Bedeutung. Denn der Gegensatz zwischen dem Dichter von Gottes Gnaden und dem gelernten Poeten verschärfte die Kämpfe der folgenden Jahrzehnte wesentlich. Ein enger Zirkel, der lateinische Poesie mehr nur zu launiger Unterhaltung trieb, war um Johannes Poliander. Zumeist galten ihre Sticheleien dem Kaufmann und Ratsherrn der Altstadt Johann Beler, dessen Schlafsucht und armseliges Gärtchen in immer neuen Tönen belacht wurde.

Aus dem Humanismus heraus stieg man wohl auch in Königsberg den neuen Parnaß empor. Aber zum sangbaren Liede, der eigentlichen Form, die hier die deutsche Literatur annahm, konnte man nur von der Musik her kommen. Ihre Pflege war im Orden traditionell. Um 1330 bereits hatte sich der Hochmeister Luther von Braunschweig um den Kirchengesang verdient gemacht. Konrad von Jungingen bildete sich um 1400 eine eigene Kapelle und zog ausländische Virtuosen an sich. Ja zu Mewe hatten sich bereits im vierzehnten Jahrhundert die Spielleute zu einer eigenen Bruderschaft zusammengeschlossen. Konzerte wurden in den Artushöfen bei allen Festlichkeiten gegeben. Die Marienkirche in Danzig besaß 1524 schon vier verschiedene Orgeln. In der Umgebung Herzog Albrechts flossen die Bestrebungen alle zusammen. Alexander von Suchten, aus dem Danziger Kassubengeschlecht von Zuchta, der anspruchsvolle Leibarzt des Fürsten, ließ 1547 lateinische Gedichte erscheinen, die fast ebenso stark von der polnischen als von der deutschen Entwicklung beeinflußt waren. Herzog Albrecht komponierte selber, wechselte Briefe mit Ludwig Senfl nach München und hielt sich in der bairischen Hauptstadt, in Nürnberg und Augsburg eigene Agenten, die musikalische Drucke erwerben und ihn über alles unterrichten mußten. Mit dem bescheidenen Titel eines obersten Trompeters gewann er den Augsburger Hans Kuglmann für seine Kantorei. Ein sichtlicher Erfolg dieser Bemühungen war die Kompositionslehre des Egerers Thomas Horner, der im Osten diplomatisch wirkte und in die Dienste des Herzogs Gothard von Kurland trat: De ratione componendi cantus 1546. Neben einer Reihe von Schriftwerken, Gebeten, einer Rechtfertigung seines Schrittes 1526, einem Buch über Kriegskunst 1555 brachte der Herzog eine ganze Reihe von Psalmen in Verse. Da er in jüngern Jahren ein eifriger Marienverehrer war, dichtete ein Franke Reime, wie der Hochmeister Mariam anruft. In einen Sammelband 1540 schrieb er das berühmte

Glaubenslied, und was von seinen Dichtungen umstritten ist, das ist nur ihr innerer Wert und ihr Umfang. Königsberg wurde noch im sechzehnten Jahrhundert eine der ersten Pflegstätten des evangelischen Kirchenliedes für alle Sprachstämme des Ostens, Deutsche wie Fremde. Herzog Albrecht suchte die Kirchenbewegung in Polen nachhaltig zu nähren. Petrus Paulus Vergerius aus Capo d'Istria, der ehemalige katholische Bischof und Nuntius, war sein Werkzeug und so stellte Johann Seclutian 1552 in Königsberg das polnische Gesangbuch zusammen; die litauischen Prediger Bartholomaeus Willentus und Johann Bretke übersetzten einige Jahre später deutsche Kirchenlieder in den Wohllaut ihrer Muttersprache.

Der Anteil der Thüringer am Aufbau der Stadtbevölkerung war bedeutend nicht bloß mittelbar durch die abgeleiteten Verbindungen von Meißnern und Schlesiern. Mühlhausen war wohl der wichtigste Mittelpunkt der Kirchenmusik, und so ist leicht der Grund dafür gefunden, daß ein Thüringer gerade in Königsberg dem Kirchengesange die entscheidende Wendung gab, ein Landsmann Johann Sebastian Bachs. Johannes Eccard war 1553 zu Mühlhausen geboren, sein Lehrer war der Niederfranke Orlandus Lassus. Nachdem er in Venedig gelernt hatte, erschienen in seiner Heimat 1574 die ersten zwanzig Gesänge, die für die Zukunft dasselbe bedeuteten wie Luthers Wittenberger Gesangbuch. Aus den Diensten der Fugger gewann ihn fünf Jahre später der Ansbacher Markgraf Georg Friedrich, der Preußen für den kranken Albert Friedrich verwaltete, für die Residenz des Herzogtums. 1599 wurde er erster Kapellmeister und heiratete eine Schlesierin. Eben waren die preußischen Festlieder erschienen, sein eigentlicher Sieg, für fünf bis acht Stimmen. Durch ganz Deutschland ging ihre Wirkung, in Königsberg machten sie Schule. Eccard hielt sich eng an volkstümliche Melodien, die er in die Oberstimmen verlegte. Was später Gerhard in den Texten erreichte, das schuf er im Tonsatz, die eigentliche Kirchenstimmung. 1608 wurde er nach Berlin berufen, 1611 starb er. Sein Schüler als Komponist, ein Nachfolger Opitzens als Dichter und spätlateinische Poeten, das waren die bildenden Elemente der geschlossenen Schule, die um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Königsberg zur ersten deutschen Sängerstadt machten.

1601 war Georg Weißel aus Domnau als elfjähriger Knabe an die Kathedralschule gekommen in die Zucht des Rektors Peter Hagen, der als Dichter von Kirchenliedern den größten Ruf genoß. Noch Eccard war die schöne Stimme des jungen Schülers aufgefallen; er nahm ihn unter die Chorknaben auf. In Wittenberg und Straßburg hatte Weißel seine Studien fortgesetzt, war 1614 Rektor der Friedländer Schule in Ostpreußen geworden und seit 1617 lebte er wieder in Königsberg. Hagen

und Stobaeus wurden seine Freunde. 1635 starb er. Seine Kirchenlieder sind kurz, fast wie Sprüche; er war der erste, ein Vorbild für Dachs Schule, der Opitzens Einfluß auf die geistliche Weise wirken ließ. Vom Harz kam der andere, der Späthumanist, der preußische Ovid, Balthasar Voigt aus Wernigerode, 1592—1654. Auch er war in Straßburg Student, wurde 1617 in Saalfeld Rektor, in Ostpreußen, 1629 Prediger zu Elbing, und unter Dachs Auspizien in Königsberg zum Dichter gekrönt. Ein deutsches Passionslied und ein Ostergesang klangen durch ganz Deutschland, sonst schuf er nur lateinische Gedichte. Bezeichnend ist es, daß er, der Westdeutsche, sich hart für Lobwassers Lieder einsetzte.

Das waren nur Arabesken um das Bild. Kurz zuvor, ehe Dach in Königsberg festen Boden gefunden hatte, war Opitz dort gewesen, Tscherning und eine Reihe Schlesier, Lausitzer und Pommern hatten hier studiert, alle Poeten, doch nicht alle in Beziehungen zueinander. Johann Franck aus Guben trat später am stärksten hervor. Als Knabe war Simon Dach, 1605—1659, aus dem östlichsten Winkel Preußens, aus Memel, nach Königsberg an die Domschule gekommen. Auch er war durch seinen Vater wenigstens, der Gerichtsdolmetsch der litauischen Sprache war, in Berührung mit dem andern Volkstum gekommen. Seit 1620 besuchte er im Westen die Stadtschulen von Wittenberg und Magdeburg, seit 1626 die Universität der preußischen Hauptstadt, wurde 1633 Kollaborator an der Domschule, 1638 Professor der Dichtkunst. Sein schwacher Körper gab ihm hart zu kämpfen. Noch als Student hatte er dichtende Freunde gefunden, Thilo den Jüngern, Calovius, Linemann, Mylius. Seit seinen Beziehungen zum Hofe 1641 stieg sein Ansehen; er war der Berufene, der für die erste Säkularfeier der Universität 1644 das Festspiel schrieb, „Prussiarchus", die Musik von Albert, die Spieler waren Studenten. Dach war ein Schüler Opitzens, aber er fand einen Freund, der von den unmittelbaren Quellen des Meisters kam, der den Kreis ohne Zwischenglied mit dem Südwesten verband, Robert Robertin, 1600—1648. Er stammte aus dem preußischen Saalfeld; sein Vater wurde 1616 Pfarrer in Löbenicht und war ein Niederfranke aus dem Jülichschen, das Grundelement der Königsberger Bevölkerung! In Leipzig studierte er, in Straßburg war er Berneggers Freund. 1621 kehrte er nach Königsberg zurück, machte dann die weite Reise nach den Niederlanden, nach England und Paris. Die höchsten Kreise öffneten sich. Ein vollendeter Kavalier, der junge Kavaliere durch die Welt führte! Als er 1637 Sekretär am preußischen Hofgericht wurde, wirkte er mit seinem ganzen Einfluß auf Dach, führte ihn in die Literatur ein, und der Vermittler der neuen Kunst des Ostens, wie sie sich im Westen hatte anregen lassen, war so zweifellos Robertin. Von den Komponisten des Kreises

war Eccards Schüler Johann Stobaeus, 1580—1646, der Kantor an der Domkirche und Setzer der preußiſchen Feſtlieder, ein Landeskind, aus Graudenz, der andere, Heinrich Albert, 1604—1655, ging ſchon wieder neue Wege, kam aus andern muſikaliſchen Verhältniſſen, war ein Mitteldeutſcher aus Lobenſtein im Vogtlande und hatte in Leipzig und Dresden Muſik ſtudiert. Er war der Neffe von Heinrich Schütz, des Komponiſten der erſten deutſchen Oper aus Opitzens Feder, ſchloß ſich ganz der Art ſeines Oheims an, dem konzertierenden, dramatiſchen Stil mit ſeinen Koloraturen, durchkomponierten Liedertexten, die ſich oft der Kantate näherten. 1642—1650 erſchien ſeine Partitur der „Arien", die die Lieder der Freunde vertonte. Ohne Beziehungen zu ihnen ſtand der Greifswalder Laurentius Ribovius, 1601—1644 Kantor in Löbenicht, deſſen Enchiridion musicum 1634 erſchien.

Sie ſind Philiſter geſcholten worden, dieſe biederen Poeten, die ſich bei jeder Hochzeit freundlich glänzenden Antlitzes einfanden, zuweilen ein kleines Zötchen auf den Lippen, und die bei jedem Konduкt leichtverhaltene Tränen rollen ließen. Aber die Zeiten waren teuer und die Einkünfte ſchmal, und ziemlich ſpät erſt bewies der Hof dem poetiſchen Profeſſor mit etlichen Pfründen freundliches Wohlwollen. Es war gewiß ein philiſterhaftes Leben, aber auch ſie hatten dem romantiſchen Zuge in der Seele der öſtlichen Stämme zu folgen. Sie nannten ſich gern „der Sterblichkeit Befliſſene" und Georg Mylius machte auf ſich ſelbſt ein Sterbelied. Dem lebenden Robertin dichtete Dach das Trauerlied „Ich bin ja Herr in deiner Macht". Selbſt die Freude wurde in Moll komponiert; Johann Stobaeus legte dem „Preußiſchen Halleluja auf den Frieden 1635" die Melodie des Bußliedes unter „Ach Gott tu dich erbarmen". Das waren wohl nicht allein Peſtgedanken. Denn der Schübderump rumpelte überall und lockte doch keinen Poeten aus der Schenke. Dieſes Spielen mit dem Sterben war Todeserotik, die romantiſche Grundſtimmung und löſt man das Geflecht dieſer ſcheinbar ſo philiſterhaften Seelen auseinander, ſo dunkeln myſtiſche Abgründe auf. Was Scheffler in Schleſien, Böhme in der Lauſitz war, das waren die Königsberger in Preußen: die erſte Regung der gleichgeſtimmten Seele der Oſtſtämme, die ihre Lebensform ſuchte, die Romantik. Die ungezählten Sterbelieder Dachs ſind die melodienreichſten Kompoſitionen eines Themas von ſolch unermüdeter Wiederholung. Es fehlt kein Ton von der lauteſten Verzweiflung bis zum leiſeſten Hauch der Klage, kein Gefühl vom ſüßen unbewußten Eindämmern bis zum ſchmerzlichſten Losgeriſſenwerden. Ein Titel wie „Chriſtliche Sterbensluſt" weiſt deutlich auf Zuſammenhänge religiöſer Art. Dach bewegte ſich gelegentlich ſtark in myſtiſchen Bildern: „Klage Sions über den Verzug ihres Bräutigams Jeſu Chriſt". So nimmt es kaum Wunder, daß er ſich in ſeinen geiſtlichen Liedern

aufs engste mit jener Andacht der katholischen Kirche berührt, durch die alte mystische Inbrunst in kirchliche Formen gebracht wurde, die Herz-Jesu-Andacht, die im siebzehnten Jahrhundert vor ihrer allgemeinen Einführung in den alten Glauben in evangelischen Liedern anklingt:

Sollt' ich aber sorglich streiten,
Ei so flieh' ich in die Hut
Seiner aufgespaltnen Seiten,
Die er öffnet mir zu gut;
Sie ist ein sehr festes Schloß
Satan wider dein Geschoß.

Die Todeserotik der Königsberger war nicht so sehr das metaphysisch Ergrübelte der Romantik, sondern aus dem Glaubensleben im Geiste der Mystik heraus empfunden, ein Sterben zu ewigem Leben, ein Versinken in der Liebe. Reinstes mystisches Gefühl ist Dachs „Freudiges Sterbelied". Nur selten ist diese Stimmung im Spiegel der Natur erfaßt, dann aber wirklich zart und poetisch:

Lachen jetzt der Sonnen Wangen
Durch die Luft uns freundlich zu,
Liegt des Westes Sturm gefangen,
Ist die stolze See in Ruh,
Zeigen sich die Felder gütig,
Stehn die Saaten übermütig,
Denket, ob es lang auch hin,
Daß die Zier der Luft und Erden
Soll nur Leid und Grauen werden
Durch des Herbstes Eigensinn.

Seine 1360 Gedichte bieten immerhin Abwechslung. Anakreontische Freude und Übersetzungen aus dem Französischen, eine ganze Serie „Brauttänze", und auch hier setzte sich das Volkstum jenseits der Südgrenze durch: „Tanz nach Art der Polen". In einer Übersetzung von Frischlins Hildegardis waren niederdeutsche Zwischenspiele im Königsberger Dialekt eingeschoben, ohne Zusammenhang mit der Handlung, der Dialog Reimprosa, Bilder aus dem Bauernleben. Eine polnische Jungfer tritt auf und spricht eine Mischsprache. Wie in dramatischen Zwischenspielen so rang sich auch in der Lyrik das niederdeutsche Element zu Ansätzen einer mundartlichen Literatur durch. Dachs Lied „Anke van Tharau öß, de my gefällt" 1637 war ein Hochzeitsgedicht für seinen Freund, den Pfarrer Portatius. So war die ganze Gelegenheitsdichtung des Kreises kein platter Dienst einer flüchtigen Stunde, sondern was sie wirklich tief empfunden hatten, gaben sie eben zu guter Zeit preis. Dachs Schülerin war in dieser Kunst Gertraud Möllerin, 1641—1705, die Tochter eines Königsberger Logikprofessors, eine gekrönte Poetin und Mitglied des Pegnitzordens, die, von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, auch ein Dialektgedicht schrieb. Neben dem Königsberger Andreas Adersbach, 1610—1660, der mit Robertin reiste und Resident am polnischen Hofe wurde, gehörte den Freunden auch ein Schlesier an, Christoph Kaldenbach aus Schwiebus, 1613—1698, Dichter in lateinischer, griechischer und polnischer Sprache und Verfasser einer

Tragödie von der babylonischen Gefangenschaft. Dachs Nachfolger an der Universität war Johann Röling, 1634—1679, aus Lützenburg in Holstein, ein Schüler Tschernings und Daniel Georg Morhofs. Mehr als 700 Gelegenheitsgedichte stammen von ihm. Der Tribunalsrat und spätere Bürgermeister der Altstadt Friedrich von Derschau, 1644—1713, leitete durch seine Freundschaft mit dem Literaten Johann Biemann, Gottscheds Großvater, in die Zeit der entscheidenden Kämpfe hinüber und vermittelte dem spätern Diktator durch Familienbeziehungen die Traditionen dieses Kreises.

Wie zwischen Wasserkante und Binnenland, so gab es selbst zwischen der Stadt der Ostküste Königsberg und dem westpreußischen Danzig Gegensätze im literarischen Leben. Die Dichter, die hier wirkten, waren Fremde, Georg Grefflinger aus Regensburg liebte und reimte eine Zeitlang an der Weichselmündung und der Schlesier Johann Peter Tietz aus Liegnitz, der die neue Kunst des Opitz in die Stadt brachte. Seine kleinen Erzählungen, meist nach holländischen Mustern gearbeitet, und Heroiden, die Kenntnis des Boccaccio geben seinem Bilde noch etwas humanistischen Nachglanz. Doch sie waren nur Episoden. Was Danzig charakterisierte, ist politische Poesie und das Drama. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erlebte die gereimte Journalistik hier eine ähnliche Blüte wie hundert Jahre zuvor in Magdeburg. Weil das Krähen der Hähne den Danziger Konvertiten Elias Schröder, 1625—1680, aus einem politischen Traume weckt, nannte er seine anonyme Schrift 1656 „Preußisches Haanengeschrei". Diese Westpreußen waren gut polnisch geworden, ja eine Reihe alter deutscher Familien legte sich sogar slavische Namen zu. Vielleicht war die Familie Gottschewsky in Preußisch-Holland und Königsberg eines Stammes mit dem Dichter Gottsched und hätte so ihrem Namen polnische Form gegeben. Die Stimmung dieses Deutschtums, das willig im Polnischen untergegangen wäre, atmet die Flugschrift aus dem Jahre 1659 „Elbyngs Geile Trewlosigkeit". Elbing war dem Polenkönig vermählt, brach ihm aber mit dem Schweden immer wieder die Treue, das ist das beherrschende Bild des Druckes.

Die Träger dramatischer Elemente waren die ursprünglich ritterbürtigen Familien der Georgenbruderschaft, die im fünfzehnten Jahrhundert ritterliche Fastnachtsstücke aufführten und auch in den Artushöfen Darstellungen boten. Von den Handwerkern waren es die Kürschner, mit guten Beziehungen zu Süddeutschland. Sie waren es, die die Meistersängerschule hielten, von der 1597 gesprochen wird, aber die Mitglieder waren fast durchwegs Augsburger und Nürnberger. 1572 spielten sie Agricolas Tragödie „Johann Hus". Seit 1560 rührte sich die Schulkomödie stärker. Auch hier waren es Fremde, kein Wunder, wenn die eingeborne Bevölkerung sich so rasch

dem polnischen Wesen annäherte. Heinrich Moller, 1529—1567, aus dem hessischen Frankenstein ließ als Rektor des Gymnasiums spielen und der Altenburger Valentin Schreck, 1527—1602, an der Marienschule, lateinisch und deutsch. Im siebzehnten Jahrhundert ging die Schulkomödie unter. Der Berliner Johann Raue, 1610—1679, seit 1646 Lehrer in Danzig, 1654 Generalinspektor aller Brandenburger Schulen, von Comenius beeinflußt, war mit seinem lateinischen Prosastück „Äneas und Lavinia" 1648 der letzte von Bedeutung. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts tauchten mit dem Puppenspiel die ersten Berufsschauspieler auf, 1587 agierten bereits die Engländer, nach heftigem Kampfe siegten dann 1650 die deutschen Truppen. Daneben traten holländische Gesellschaften in ihrer Muttersprache auf. Die Oper kam von Polen, konnte sich aber nicht halten. 1646 hielt die Warschauer Hofkapelle die erste Vorstellung. Seit 1638 gab es auch eine Reihe Liebhaberaufführungen in polnischer Sprache. In diesem Gewirr fremder Kräfte, die nach Geltung rangen, steht bedeutungsvoll ein Eingeborener Philipp Waimer, und was er bot, war überraschend die erste Spur mundartlicher Zwischenspiele in seinem Stück „Elisa" 1591, das den Stoff von Edward III. und der Gräfin von Salisbury bearbeitete. Raue folgte ihm noch mit seinem Zwischenspiel in „Äneas und Lavinia". Das war heimischer Geist und schloß die Kette niederdeutscher Literaturwirkungen von Hamburg bis Königsberg. Wo niederdeutsche Kräfte wirklich vorhanden waren, da fanden sie auch einen Durchbruch.

5.

Dresden und Meißen.

An der so wichtigen Elbelinie, die den Neubesitz der deutschen Stämme von den alten Landschaften scheidet, liegen Leipzig und Dresden, von Natur dazu geschaffen, den geistigen Austausch zwischen dem alten Südwesten und dem neuen Nordosten zu vermitteln, beide selber noch auf einst slavischem Boden emporgewachsen.

Sachsen hatte die Erschütterungen des sechzehnten Jahrhunderts, an Macht und Ansehen gestärkt, überwunden. Johann Georg I., 1611—1656, durfte eine Königskrone, die von Böhmen, ausschlagen, erwarb als Faustpfand für seine Kriegskosten auf seiten des Kaisers die beiden Lausitzen. Zwar verlor er die Sendung einer protestantischen Vormacht an die Brandenburger, als er nach kurzem Schwanken seit dem Prager Frieden 1635 mit seiner ganzen Kraft zu den Habsburgern trat, aber die geistige Sonne stand während des ganzen Jahrhunderts über der Elbestadt. Hier kam zum Ausdruck,

was im Osten nach Offenbarung rang, die erste höfische Kultur der Neustämme auf einem Boden, der selber Neubruch war. Hier wurden die deutsch-polnischen Beziehungen sichtbar, als Friedrich August I., 1694—1733, die verhängnisvolle Krone gewann. Der Wunsch des neuen Dichters, seine Stimmung im Dienst einer ganz bestimmten Stunde zu formen, sein Bedürfnis, nur die Höhenwege sozialer Kultur zu schreiten; sein Verlangen nach greifbaren Erfolgen neben herzerfreuendem Beifall: sein ganzes Wesen forderte wieder Höfe und Fürsten, ein Publikum sozialer Auslese. Opitz hatte das verderbliche Wort gesprochen von der Tragödie, die von Königen und königlichem Willen handeln müsse. Seine ganze Poetik war auf die Pflege der Gesellschaft in der Literatur zugeschnitten. Poesie und Kunst wurden ein Vorrecht des Hofes. In dieser Stimmung klangen der französische Westen und der slavische Osten zusammen, und wo die wunderliche Melodie zu hören war, das war eben Dresden, und die Kunstform, in der dieser Wille zum Ausdruck kam, das konnte nur das Drama sein. Östliche Tendenzen waren es wirklich. In Königsberg hatte der beherrschende Einfluß der Musik nur das Lied ergreifen können; Opitz war der erste Textdichter einer deutschen Oper; am Dresdner Hofe erfaßte die Melodie das ganze Leben; selbst Jakob Böhme hatte in den Spuren der Mystik wieder den großen Weltrhythmus entdeckt. Es ist ein umfassender Zusammenhang.

Die Literatur des Dresdner Hofes im siebzehnten Jahrhundert kann nach ihren innern historischen Werten, entwicklungsgeschichtlich, niemals neben die Höfe des westlichen alten Mitteldeutschlands gestellt werden, so gleich sie äußerlich auf den ersten Blick scheinen mögen. Gleiche geschichtliche Ergebnisse sind nicht immer auch gleich zu werten. Der Dresdner Hof stand bis ins siebzehnte Jahrhundert in der Tiefe der Lausitzer Landadelsschlösser, war durch die Roheit seiner Zechgelage berüchtigt, hielt sich mit Fleiß und Stolz in einem gewissen Urzustande und trat wie die Lausitz erst in dieser Zeit in den Kreis feinerer Kulturbedürfnisse. Schon der schroffe Gegensatz zwischen den altlutherischen und den kalvinistischen Höfen bis Heidelberg müßte einen zwingen, zwischen Dresden und dem Westen einen Graben zu ziehen. Erst unter Johann Georg I., noch immer roh und ein Fremdling der Schönheit, gewann das Milieu hellere Töne. „Sämtliche Lustbarkeiten des Hofes von Dresden hatten noch das volkstümliche Gepräge ohne jede exklusive Vornehmheit. Allen Klassen der Bevölkerung“ — welch ein Unterschied von Kassel — „stand ihr Anteil an den Freuden bei glücklichen Hofereignissen zu; so den Zünften als Schützengilden, bei fürstlichen Kindstaufen; den Bauern im Wettrennen und Schimpfturnier, ja den alten Weibern im Preislaufen nach Gänsen und Pelzen“. Der Dresdner Hof gehörte zum Osten, nicht zum Westen.

Es fing in Dresden an wie überall. Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde in der Kreuzkirche das Johannisspiel aufgeführt. Man ließ sich's etwas kosten. 1497 wurden fünf Gulden für einen „wendischen Prediger" ausgegeben. Das Spiel nahm allmählich größeren Umfang an. Die Kirchenbewegung brach auch hier diese Tradition nieder, 1539, es traten die protestantischen Moralitäten ein. In Torgau, wo der Hof oft weilte, gab es 1600 eine prunkvolle Aufführung: 106 Personen auf der Bühne, und im September 1601 wurde auf dem Dresdner Schloß „eine römische Tragödie" gegeben. Das war reine Vorgeschichte und blieb ohne Einfluß auf das siebzehnte Jahrhundert. 1586 rief Kurfürst Christian II. „englische Instrumentisten" nach Waidenhain, um bei der Tafel zu spielen, und 1600 tauchen die englischen Komödianten bei Hofe auf. Zunächst trieben sie wohl vor allem Variété und Zirkuskünste, gaben aber auch Schauspiele. Ihr Repertoire von 1626 enthielt viele Stücke Shakespeares, Faust und Fortunats Wunschhütlein. Um die Mitte des Jahrhunderts gesellten sich zur Fremde schon heimische Kräfte, die Hamburger Schauspieler, die von einer blühenden lokalen Kunst kamen. Die eigentlichen Keime der charakteristischen Dresdner Hofkunst lagen aber im höfischen Leben und führten unmittelbar zurück ins dreizehnte Jahrhundert. Prunkhafte ritterliche Aufzüge waren an Stelle der Turniere getreten, als die alte Waffenkunst ihren eigentlichen Wert verloren hatte. Spanischer Herkunft sollen diese Aufzüge sein und man wies hin auf die Erstaufführungen in Wien. Vielleicht stand ihre Ausgestaltung wirklich unter spanischem Einfluß. Doch die Anfänge dieser Spiele liegen in England und Flandern. Wenn sie von da den weiten Weg die Küste entlang bis Danzig und Königsberg nahmen und in mittelbarer Folge die Artushöfe anregten, warum nicht auch die Elbe herauf, da der Bürger in Magdeburg bereits ritterlich spielte und turnierte? Das lag dem Binnendeutschen doch näher als das ferne Spanien. Man suchte diesen Aufzügen und Karussellen einen leitenden Grundgedanken zu geben, die antike Mythologie bot eine willkommene Quelle und so floß nun auch von den Ergebnissen der Renaissance vieles in die ununterbrochene Tradition. Kurfürst August war ein großer Liebhaber dieser neuen Unterhaltung. Das war schon etwas wie eine Vermählung der Künste, keine reine Literatur, der unumschränkte Gebieter war der Regisseur, und da alles auf die künstlerische Bewältigung großer Massen gestellt war, da es auf Kostüme und schöne Gliederung ankam, so konnte der Schöpfer dieser mimischen Kunst wohl nur ein plastischer Bildner sei. Und er fand sich. Der Architekt und Bildhauer Johann Maria Nosseni aus Lugano, 1545—1620, übernahm diese Aufgabe, bei Hof solche Aufzüge zu entwerfen und zu leiten mit folgender Bestallungsschrift: „Insonderheit soll ehr sich zu

allerlei Kunst Arbeit mit Bildhauen Mahlen vnd Conterfeyen, Steinen Tisch, Credentz von Allabaster Ordinantz von Gebeuden, Inventionen von Triumphen, Mumereyen vnd dergleichen gebrauchen lassen." Für diese Aufführungen wurde hinter dem alten Frauenkirchhof ein eigenes Bureau eingerichtet; diese Dresdner Inventionen wurden bald berühmt und verschlangen große Summen, bis zu 4000 Taler. Seit 1581 hatte in Frankreich auf dem Parkett der Tanz zu ähnlichen Schöpfungen geführt. Dialoge, Rezitativ, Lieder, Duette, Chöre waren mit schöner Bewegung verbunden worden; das sprachliche und musikalische Element überwog allmählich über den Tanz. Das war dem ganzen Ursprung nach etwas anderes als das Singspiel Ayrers und der englischen Komödianten, die strophisch gegliederte Schwänke nach einer einzigen Melodie singen ließen. Auf diesen zwei Grundlagen, einer lokalen höfischen und der fremden, baute sich die Dresdner Oper auf. 1627 wurde in Torgau die Daphne gegeben, in der zwei Sprößlinge des Kolonistenlandes, der erste Dichter Opitz und der erste Komponist Schütz die Elemente der höfischen Kunst des Ostens vermählten. Zwischen 1638 und 1644 ging der Spieleifer etwas zurück, aber seit 1650 übernahm der Prinz, der spätere Kurfürst Johann Georg II., 1656—1680, die Führung. Ein ganz neues Leben erwachte. Künstlerische Mitarbeiter wurden gewonnen, die kurfürstliche und kurprinzliche Kapelle wurden vereinigt, die Vorstellungen wurden regelmäßig, vor allem im Karneval und 1664 wurde der Grund gelegt zum Komödienhaus, am 27. Januar 1667 wurde es eingeweiht, eines der ersten festen Theatergebäude. „Von Pirnaischen harten Steinen von Grund aus nach Italienischer Structur, so hoch und groß aufgeführet, daß 2000 Menschen füglich darinn zuschauen können." Bereits 1666 werden fest angestellte Schauspieler erwähnt, der erste war Christian Starke. Sie hießen Hof- und Kammerbediente und bezogen zuerst 150 Gulden jährlich, später 200 Taler. Johann Georg III., 1680—1691, liebte die italienische Oper über alles, reiste nach Venedig und hörte hier 1685 Margherita Salicola singen. Sie wurde gewonnen und unter romantischen Fährnissen nach Dresden gebracht, die erste Opernsängerin in Deutschland. Die Italiener herrschten jetzt unumschränkt und Johann Georg IV., 1691—1694, entließ sogar sämtliche deutschen Komödianten.

Der Hof fand Dichter und Musiker, die eine so hohe Blüte schufen und förderten. Der bedeutendste Komponist der Zeit, ein Landeskind, opferte seine ganze Kraft und sein langes Leben der Dresdner Hofkunst. Aus einer alten meißnischen Familie war Heinrich Schütz 1585 zu Köstritz an der Elster geboren. Zu Weißenfels hörte der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel den dreizehnjährigen Knaben singen, war überrascht und gefesselt, und nahm ihn

an seinen Hof. Eben hatte er das Mauritianum gegründet; an dieser Ritterakademie erhielt der junge Künstler seine Ausbildung, studierte 1607 in Marburg Jus, nahm auf des Landgrafen Kosten in Venedig Musikunterricht bei Giovanni Gabrieli und gab 1611 seine erste große Liebe der Fremde kund, die fünfstimmigen Madrigale, Dichtungen Guarinis, Marinis und Alessandro Aligieris. Lehrer und Schüler waren sich über alles teuer geworden und der sterbende Maestro ließ dem jungen durch seinen Beichtvater einen goldenen Ring senden. Schütz wurde in Kassel Hoforganist. Jetzt begann das Werben. Der Dresdner Hof bot alles auf und der Landgraf war nicht weniger hartnäckig ihn zu halten. Die Dresdner siegten. Als Kapellmeister trat er in Johann Georgs I. Dienste, noch ein klägliches Amt, Tafelmusik neben Kirchendienst war die Hauptpflicht. Auf politischen Reisen mußte er immer um den Kurfürsten sein. 1619 erschienen seine Psalmen Davids, sechsundzwanzig mehrchörige Kompositionen. Bis 1633 klang das Spiel der Dresdner Kapelle über ganz Deutschland, dann sank sie bis auf zehn Mitglieder. Der Krieg wurde allzulaut. 1648 kam sein Lebenswerk zustande, „geistliche Chormusik", neunundzwanzig Motetten. Der Kurfürst gab ihm seit 1656 Italiener an die Seite, mit denen er sich gut vertrug, 1672 starb er. Seine Textdichter waren die größten Poeten, die sich in der Zunft einige Jahrhunderte Unsterblichkeit gesichert hatten, nach Opitz mit seiner Daphne dessen Freund und Nachgänger August Buchner, von dem die engern Freunde nicht recht wußten, ob er nicht doch über Opitz zu stellen sei; seiner Gedichte werden sie sich kaum bewußt gewesen sein, denn es gab von ihm eigentlich keine. Aber er war berühmt, ein Dresdner, 1591 geboren, studierte seit 1610 in Wittenberg und wurde hier sechs Jahre später Professor der Dichtkunst. Er starb 1661. Elegante lateinische Verse und Briefe, Vorlesungen, vier Lieder „Nachtmahl des Herrn" 1628 und in den dreißiger Jahren seine Reimkunst, das war sein Lebenswerk, dazu das Textbuch zum Orpheus, Schützens Oper, die 1638 aufgeführt wurde. Man hatte einen Professor der Poesie in kurfürstlichen Landen und ließ ihn Inventionen liefern „auf itzige neue Art in deutsche Verse gesetzen, von dem Churfürstlichen Capellmeister Herrn Heinrich Schützen aber auf Italienische Manier componiert und von dem Tanzmeister Gabriel Mölichen in Balettänze gebracht". An Aufträgen war kein Mangel und ein fröhlicher Arbeiter, dem die Stücke von den Händen gingen, war wertvoller als ein berühmter Professor der Poesie. Man fand den gesuchten Unermüdlichen, stets Bereiten in David Schirmer, der 1623 zu Pappendorf bei Freiberg geboren war, wo sein Vater als Pfarrer wirkte. Zunächst zu Halle, dann bei Buchner in Wittenberg Student, wurde er 1650 von Johann Georg I. an den Hof gezogen, drei Jahre später fest besoldet und 1656 Bibliothekar. Was

man von ihm erwartete, spricht die Bestallungsurkunde mit erfreulicher Deutlichkeit aus: „Wir bekennen, daß Wir Schirmer zu Unserem Diener auf- und angenommen, dergestalt, daß er sowohl in poetischer als ungebundener Aufsetzung einer oder anderer ihm angegebener Materien sich unverdrossen zu erweisen, dieselben nach seinem besten Verstande auszuarbeiten und nach Unserem Befehl und Anordnung jederzeit aufwärtig und gehorsamst zu bezeigen." In Leipzig war er mit Heinrich Albert bekannt geworden, in Dresden schloß er sich eng an dessen Oheim Heinrich Schütz an. Seine „Poetischen Rautengebüsche" erschienen 1661; er starb 1686. Er ließ sich gebrauchen, doch trotz flotter Arbeit und vielem Zuspruch sind seine Singspiele und Ballette ganz vorzüglich, 1663 eines „Von den Tugenden und Lastern". Konstantin Christian Dedekind, 1628—1697, aus Reinsdorf in Anhalt, Konzertmeister in Dresden, besorgte neben geistlichen Liedern die Texte zu geistlichen Musikdramen. Von Adam Krieger aus Driesen in der Neumark sind nur die Arien 1667 erhalten. Ein wirklicher Beamter mit Titel und Rang — Inventionssekretär hieß er — war Ernst Geller. Das große Ballett „Paris und Helena" in fünf Akten 1650 bot wirklich alles: sämtliche Götter des Olymps und ihre Sprößlinge auf Erden; Griechen und Trojaner; singende und tanzende Schäfer und Hirtinnen; Turniere. Was zwischen den Bühnenhandlungen liegt, wird symbolisch getanzt, der Raub der Helena und ihre Entführung. Um 7 Uhr begann die Vorstellung und dauerte bis 1 Uhr früh. Neben Schirmers Ballett „Der triumphierende Amor" 1652 bildet „Paris und Helena" den Ausgangspunkt für alle folgenden Stücke.

Die Hauptstadt Dresden und die Landschaft Meißen entwickelten ihre Literatur trotz gleicher völkischer Grundlagen und gleicher Untertöne nach verschiedener Richtung. Eine fürstliche Stadt und ein Land, vom Pfarrhaus beherrscht, können sich nicht gleicher Formen freuen. Die Musik war hier wie dort der Lebensquell. Martin Rinkart und Paul Fleming sind die Träger gleicher Kulturtendenzen wie die Dresdner Operndichter, wie Schütz, die Königsberger und die Lausitzer Kirchenliedersänger, wie Eccard, Albert, Händel, Kuhnau und Bach wie schließlich Richard Wagner, alle Sprossen des gleichen Stammeskreises. Nur schimmerte die Dresdner Hofkunst stärker im Lichte des Ostens, während die Literatur der Landschaft Meißen in gerader Linie die humanistische, dramatische Überlieferung Thüringens fortsetzte, wie sie von Rebhun und Naogeorgus und den Schauspieldichtern des Erzgebirges geschaffen worden war. Das Volkstum der Landschaft Meißen, trotzdem es Siedlungsgut war, mußte um so viel älter, ungleich stärker mit dem Westen schwingen als das jüngere Stammestum der Lausitz, Schlesiens und Preußens.

Die Familie Rinkart war Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu

Eilenburg an der Mulde seßhaft. Der Ratsbaumeister Hans ist 1502—1504 als Schöppe bezeugt. Hier wurde Martin 1586 als Sohn eines Böttchermeisters geboren. Begabung für Musik ist der Familie als Charakterzug zuzusprechen. Von der Anstalt der Heimat kam der Knabe 1601 an die Leipziger Thomasschule, wo der Kantor Seth Calvisius, durch seine Schriften weit berühmt, den größten Einfluß auf ihn gewann. Er führte Rinkart in die Werke der größten europäischen Komponisten ein. 1602 und nach Vollendung des ersten Kurses 1607 trug er sich für die Vorlesungen der Universität ein. 1610 wurde er Lehrer und Kantor im Lutherstädtchen Eisleben, wurde bald Pfarrer in Erdeborn und zum Dichter gekrönt, wurde Archidiakon in Eilenburg und rettete 1639 die Stadt aus furchtbarer Schwedennot indem er die Gemeinde in die Kirche rief und durch diesen ergreifenden Gottesdienst das Herz des feindlichen Obersten rührte. Ende 1649 starb er. Schauspiele und Lieder weisen diesem reinen, rührend stillen und friedlichen Manne eine historische Bedeutung zu wie nicht vielen in diesem Jahrhundert.

Die Mansfelder Grafen legten ihm den Gedanken nahe zur Feier der Kirchentrennung einen Dramenzyklus zu schreiben. Er griff ihn freudig auf und begleitete seit 1612 die hundertjährigen Gedenktage von Luthers Leben mit einem Kreis von sieben Stücken, von denen nur wenige gedruckt, nicht alle vollendet und ausgeführt wurden. „1. Eques Mansfeldio-Christianus: Der Eislebische Christliche Ritter: Darinnen der gesampte Religions-Streit zwischen den Päbstischen, Lutherischen und Calvinischen. 2. Lutherus Desideratus: Der lang-gewündschte Luther, darinnen 200jährige Reformations-Vorboten von Anno 1300 biß 1500. 3. Indulgentiarius Confusus: Der vnverschämpte Ablaßkrämer: Doctor Martin Luthers erstes Schul-Recht von Anno 1510 biß 20. 4. Lutherus Magnanimus: Der Groß-müthige Luther, vnd sein großer Lutherischer Reichs-Tag zu Wormbs. Anno 1521. 5. Monetarius Seditiosus: Der Müntzerische Bavren-Krieg vnd was mehr vorgangen, von 1521 biß 26. 6. Lutherus Augustus: Der hocherleuchte Luther, vnnd sein Augspurger-Reichs-Tag, vnd andere Kirchen-Händel, von Anno 1526 biß 36. 7. Lutherus Triumphator: Der triumphirende Luther, vnd sein Lutherischer Triumph vnnd Ausgang. Von Anno 36 biß 46."

Rinkarts ganzes literarisches Schaffen vollzog sich in den Formen solcher Dichtungsreihen, er öffnet damit ferne Ausblicke auf Novalis mit seinen Plänen einer umfassenden Romanreihe und auf Richard Wagner, seinen spätern Landsmann. Die tiefere Bedeutung dieser Schauspielreihe Rinkarts liegt in ihren historischen Werten. Es waren die Formen, die sich im frühen sechzehnten Jahrhundert aus dem Humanistendrama entwickelt hatten, es waren Formen, die im biblischen Stück während der Kirchenbewegung

Wirkungen erzielt hatten. Der übliche, frei betonte Vers, die Handlung episch-erzählend, ohne feinere Motivierung, ohne geschlossene Handlung, viel unverbundene Episoden, aber doch Formen, die zumal mit diesem Stoffe, in der Landschaft der Reformation Aussichten auf künstlerische Vollendung verdient hätten. Da Rinkart mit diesen Dramen der Träger westlicher Literaturtendenzen war, muß man die Mulde als die feinere Grenze des neuen Ostens gegen den alten Westen ansprechen, wenn man auch mit der Elbe diese Scheidelinie im Groben und großen Ganzen bezeichnet.

Der Lyriker Rinkart gehört zum Osten. Sein Kirchenlied „Nun danket alle Gott" hat ihn dem Herzen der evangelischen Gemeinde unvergeßlich gemacht. Sonst drangen seine Gedichte nur spärlich in die Gesangbücher ein. Sein großes Hauptwerk, die 31 sechsstimmigen Sätze Triumphi de Dorothea, wurde 1619 gedruckt. Durch das Buch eines Jesuiten wurden seine Herz-Jesu-Lieder angeregt, die ihn so eng neben die Liederdichter des neuen Ostens stellen. Rinkart liebt die Koseworte, seine Lyrik ist ein einfaches sinniges Aussprechen. Auch er feiert Blut und Kreuz und Wunden, aber heiterer, tröstlicher, beglückter als die Königsberger und Zinzendorf. Er schreitet mit einer selbstverständlichen Heilsgewißheit durch das Entsetzen seiner Landschaft, während der Greuel der dreißiger Jahre, daß man wohl versteht, wie eine schwergeprüfte Gemeinde Stärke aus seinem Worte sog. Von keinem Liederdichter dieser Zeit geht ein so reiner Hauch des Friedens und der Ruhe auf den Fremdling über, der nach dreihundert Jahren seine Verse über die Lippe tönen läßt. Es ist das milde Temperament seines Stammes in ihm, dessen Höflichkeit und Weichheit der Sprache in hundert Scherzen durchs Land geht.

Die Mulde aufwärts liegt Hartenstein, die Heimat Paul Flemings, der hier 1609 geboren wurde, der andere Lyriker, von dessen Stirne die milde Sonne Rinkarts leuchtet. Flemings wie Rinkarts Anregungen kamen von Leipzig. Hier studierten um 1625, ein Vorbund der spätern Poetengesellschaft in Gottscheds Gefolge, eine Reihe junger Schlesier; keiner von sonderlicher Bedeutung; aber alle als Ganzes ein fester Posten, am weitesten nach Westen vorgeschoben wie die Sänger um Dach am weitesten nach Norden. Einer, Georg Gloger aus Habelschwert, 1603—1631, gewandt in lateinischen und deutschen Versen, gewann als Älterer auf den Jüngern und weit Begabteren, auf Paul Fleming, den ersten Einfluß. Auch das ein typisches deutsches Freundespaar! 1630 kam Opitz selber auf einige Tage in die Musenstadt, der Führer ging die Vorposten ab wie er Danzig besuchte und Königsberg, er wurde mit Fleming bekannt, und so waren auch im weltlichen Liede wie im geistlichen die drei verwandten Stämme Meißner, Schlesier und Preußen verbunden. Aus diesem schlesischen Kreise in Leipzig heraus wuchs der zweite be-

deutende Schüler Opitzens empor, der Meißner Paul Fleming, der dem reizlosen Gedanken des anspruchsvollen Neuerers die volkstümliche Note gab wie ihn Dach in relgiöse Schwingungen versetzte. Wäre Opitz ohne die Heidelberger kaum gestiegen, ohne Dach und Fleming würde er sich wohl nie gehalten haben.

Von der Thomasschule in Leipzig kam Fleming auf die Universität, wo er Medizin trieb und zu dichten begann. Im Besitz aller literarischen Beziehungen, die es damals zu gewinnen gab, mit den Formeln der neuen Schule vertraut, machte er in den dreißiger Jahren, während Rinkart seine Gemeinde durch Not und Elend führte, die Gesandtschaft in den Orient mit, von der er 1639 zurückkehrte. Im folgenden Jahre promovierte er in Leyden und starb er in Hamburg. Waren die Fleming aus Lübeck, die Preußen unter dem Bischof ihrer Familie besiedelten, Niederfranken, dann war auch der Dichter gleichen Stammes. Warum hätte er sonst eben Fleming geheißen? Niemand bestreitet zwar, daß zumal in der Lausitz, da die Flamländer vor allem Tuchmacher waren, der Name Fleming geradezu das Gewerbe bezeichnete. Aber daß die Familie des Dichters Fleming geheißen hätte, weil irgend ein Ahne Tuchmacher war und nicht weil er ein Flamländer war, ist schwer zu glauben. Das fränkische Wesen ist wie der Äther, der durch die feinsten Risse stammestümlicher Geschlossenheit dringt. Wo immer auch nur spärliche Körner niederfränkischen Volkstums eingesprengt waren, da spielte auch der Geist dieses Stammes über dem Grunde. Paul Fleming vertritt im südlichen Osten wie Gryphius das niederfränkische Element. Flemings Lyrik ist in die erste wissenschaftliche Reisebeschreibung gebettet, die Frucht jener Fahrt in den Orient. Adam Olearius, 1599—1671, aus Aschersleben, schwerlich aus dem obersächsischen Geschlecht, hatte sie als Sekretär und Sprachenkundiger mitgemacht. 1647 erschien jener Bericht. Chronik, Länderkunde, Völkerbeschreibung, selbständige Abhandlungen umspannt der Rahmen. Fleming war als Truchseß mitgegangen. Ein neuer Kreuzzug dünkte ihn das Unternehmen, das er von Hamburg aus mit dem vielgenannten Reisegedicht eingeleitet hatte: „In allen meinen Taten". Ein Liedertagebuch nahm die Stimmungen und Erlebnisse dieses Schicksalsweges auf. 1641 erschien eine Auswahl seiner Gedichte, 1646 die Gesamtausgabe. Das Herz war ihm so schwer wie den Königsbergern, und wenn er sich selber für sein Hamburger Grab die Inschrift dichtete, so empfand er auch da wie sie. Wie die Liedersänger der höfischen Zeit ihre gemeinsamen Gefühle hatten, wie einer erlebte, was dem andern die Seele bereicherte, das konventionelle Lied dieser Generation des Ostens ist das geistliche. Mit Davids Bußpsalmen begann Fleming, klagte „über das unschuldige Leiden und Todt unsers Erlösers", und da ihm

die Pest die Geliebte entriß, feierte er sie: Rubella sive Suaviorum liber, 1632. In Verse fangen, was wirklich einmal Leben war, behagliche Freude, wenn das Herz schneller schlug; in allem tiefer Ernst und sorgliche Acht auf die feinen Grenzen der sittlichen Welt; leichte Formen, schmiegsamer als alle, die seine Zeit zu schleifen wußte, das hält sein Bild über allen fest. Daß er zuweilen mehr an Belehrung gibt als er selber besitzt, daß es oft nur klappert und nicht klingt, daß die Freude am gefälligen Gleiten Ziel und Richtung vergißt: die Überfülle verdient jetzt so wenig Tadel als man drei Menschenalter zuvor den Mangel schelten durfte.

In Leipzig gingen einige Freunde ähnliche Wege wie er. Dort war Gottfried Finkeltaus 1614 geboren, machte weite Reisen wie er und wurde Stadtrichter in seiner Heimat. Sein Landsmann Christian Brehme, 1613—1667, Offizier, Senator und Bürgermeister von Dresden unterhielt die gleichen Beziehungen zu Fleming. Ein Thüringer aus Mühla bei Eisenach machte der Naumburger Gerichtsschreiber Ernst Christoph Homburg, 1605—1681, den häufigen Stimmungswechsel durch von lockerer Jugend zu geistlichen Altersgedichten. Er übersetzte aus dem Holländischen. 1638 erschien die böse Sammlung „Schimpf- und ernsthafte Clio". Ein Landsmann Kaspar Stielers! Ein fröhlichderber Gesell wie er war der Leipziger Johann Georg Schoch, 1627 geboren, der Dichter des Sonettendramas „Karl Stuart" und der berühmten „Komödie vom Studentenleben". Langweilige Manieren nahm er erst im Alter an. Ein Poet, der sich darüber ärgerte, daß man seine Lieder auf den Straßen sang, daß seine Weisen zerspielt wurden, Volkstümlichkeit wider Willen.

Die Meißner Landschaft löste sich in drei Gruppen auf: Dresden, das freie Land, Leipzig. War Dresden der Hof, Meißen Pfarrhaus und Bürgertum, Leipzig war Hochschule. Kultur und Schrifttum dieser Stadt wuchsen in andere Kreise und andere Zeiten.

6.

Lausitz und Schlesien.

„Der meiste Teil der Lausitz lieget zwischen den zwey berühmten Flüssen der Spree und der Neisse: und das übrige erstreckt sich gegen Morgen biß an den Queiß, gegen Abend aber biß an die Pulßnitz, also, daß man Lausitz wegen der Situation vor ein ander Mesopotamia ansehen kann. Und ob das Land gleich heut zu Tage mit gar schönen Städten, ziemlich vielen Marckt-Flecken, und sehr zahlreichen Dörfern angefüllet ist: auch gar selten ein frucht-

tüchtiges Stück Erdreich unbebauet angetroffen wird: so zeigen doch die ausser dem Welt-beruffenen Spree-Walde noch befindlichen grossen Heyden, daß es vor solcher Anbauung mit allem Recht ein Busch- und Waldland habe heissen können." So schildert Samuel Grosser in seinen „Lausitzischen Denkwürdigkeiten", der ältesten durchaus modernen Landeskunde in deutscher Sprache, 1714 die Landschaft, die uns die wertvollste Erkenntnis vermittelt, daß sich aus gleichen deutschen Stämmen, auf verschiedene fremde Stöcke verpflanzt, bei mancher Ähnlichkeit verschiedene literarische Gebilde entwickeln müssen. Das preußische Binnenland, Schlesien und die Oberlausitz waren im wesentlichen ostfränkisch-thüringisch, doch im Norden war die Grundbevölkerung litauisch-preußisch, an der Oder polnisch und hier sorbisch-wendisch. Was verschieden an den Literaturen der drei Landschaften ist, muß wohl auf das fremde Urelement zurückgehn.

Geographisch ist die Lausitz im Gegensatz zu Preußen und Schlesien ein „Mesopotamien"; war Preußen ein militärischer Kirchenstaat, Schlesien so echt polnisch ein Land vieler kleiner Fürstenhöfe, die Lausitz war einsam, keine ihrer Städte jemals dauernd eine Residenz, darum das einzigartige soziale Gepräge: hie ein Städtebund mit beispielloser innerer Kraft und Ausdauer, hie ein Bund des Landadels und Feindschaft zwischen beiden; nach der Art der Besiedelung weder grausam erobert wie Preußen, noch durch den Landesfürsten friedlich germanisiert wie Schlesien; durch „friedliche Durchdringung" gewonnen, wie man den Vorgang heute nennen würde, wobei es freilich ohne Blut nicht abging.

Die Wenden der Niederlausitz waren mehr den Polen, die Wenden der Oberlausitz mehr den Tschechen verwandt. Der Name „Sumpfland" haftete mit Recht nur auf dem nördlichen Teile und wurde erst spät auch auf den südlichen übertragen. Zunächst saßen die Semnen in der Mark Brandenburg, im Niederland und in der nördlichen Oberlausitz, später die Vandalen. Im Südgebirge ist vielleicht noch heute urgermanische Bevölkerung erhalten. So nahe dem gemeinsamen Heiligtum der swebischen Stämme erhielt sich die Landschaft in den Zwergsagen eine dunkle Erinnerung an die verdrängten Reste der Semnen. Die Slaven, die nachrückten, waren Milczener; an der böhmischen Grenze gehörte zum Lande noch der Gau Zagost, dessen Name, wenn er „hinter dem Walde" bedeutet, von den Tschechen stammen muß. Die deutschen Eroberer kamen von Meißen; da her kam der fremde Adel, da her vor allem die Siedler. 1158—1253 war die Landschaft böhmisch, 1253—1319 brandenburgisch, dann wurde der Westen wieder böhmisch, der Osten 1319—1346 schlesisch. Diese politischen Schicksale gaben dem Adel die eigenartige Zusammensetzung. War ursprünglich die Grundmasse noch slavisch ge-

weſen — Wenden, die ſich treu erwieſen und taufen ließen, behielten ihre Güter —, dann raſch eingedeutſcht worden und verſchmolzen mit dem zahlreichen meißniſchen Element: jetzt kamen tſchechiſche, ſchleſiſche, brandenburgiſche und niederlauſitzer Familien hinzu. Von den 200 Geſchlechtern vom dreizehnten bis Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts waren unter den ältern 55 meißniſch, 21 ſchleſiſch, 17 böhmiſch, 8 niederlauſitziſch und 3 brandenburgiſch. Vom Anfang an Lehensadel; weil es keinen Hof gab, kein Dienſtadel; weil das Land erobert war, keine Freiherren: ſo waren die Geſchlechter faſt nach polniſcher Art innerlich völlig gleich. Die Scheidung in höhern und niedern Adel ging nur von der Größe des Grundbeſitzes aus. War der Adel der Niederlauſitz unmittelbar vom Fürſten belehnt und folgte ihm mit eigenem Banner, zwiſchen den Geſchlechtern der Oberlauſitz und dem Lehensherrn ſtanden die landesherrlichen Burgen Bautzen und Lesna. Das geiſtige Leben dieſer Geſellſchaft ſtand unglaublich tief. „Die Erwähnung eines Lautenſchlägers, den Nikolaus von Gersdorff auf Königshain 1443 hatte, iſt die einzige uns vorgekommene Spur von irgendwelchem Sinn für irgendwelche Kunſt in den Schlöſſern des oberlauſitziſchen Adels.“ Der Mangel an primitivſter Herzensbildung war bis zum ſiebzehnten Jahrhundert erſchreckend. Im Kretſcham zechte der Edelmann mit ſeinen Bauern; blutige Köpfe, die ſich unparteiiſch auf Herr und Diener verteilten, beſchloſſen den Tag. Die gemeinſten Verbrechen waren unter dem Adel an der Tagesordnung, weit über das übliche Maß des vierzehnten bis ſechzehnten Jahrhunderts. Der Lauſitzer Edelmann ſtand bis ungefähr 1550 auf der Stufe des weſtdeutſchen Ritters vor Aufgang der höfiſchen Sonne und trat mit Beginn des ſiebzehnten Jahrhunderts völlig gewandelt, reich gebildet, reif und für die feinſten Schwingungen empfänglich, in die Literatur. Der lauſitziſche Adel, die kaum überſehbare Menge ariſtokratiſcher Dichter um 1600 beweiſen, daß der Oſten wirklich die Entwicklung der höfiſchen Zeit nachholte, im Gleichklang mit dem Gange der polniſchen Geſchichte.

1346 ſchloſſen die Sechsſtädte, müde der unerhörten Übergriffe der Gutsherren, einen Bund zu Schutz und Trutz. Es waren Bautzen, Görlitz, Zittau; Kamenz, Lauban und Löbau. Alle waren urſprünglich ſlaviſche Gründungen. Bautzen erwuchs als erſte zu lebhaftem, ſtädtiſchem Leben, wurde Landesfeſtung und war im Weſten der Mittelpunkt. Das Dorf Goreliz wird zuerſt 1071 genannt; daneben wurde die Burg Drebnow gebaut, der Sitz eines wendiſchen Zupans, ſpäter des Burggrafen. 1126 bauten die Tſchechen einen feſten Platz und nannten ihn nach dem Dorfe. Zittau war 1253 Stadt, lag an einer wichtigen Handelsſtraße und mag von zito immerhin Getreideſtadt genannt worden ſein. Kamenz, Stadt ſeit 1213, ſoll ſeinen

Namen von der Steinfurt durch die Elster am Hutberge haben — camenycs — oder steinernes Haus bedeuten. Die Städte wurden durch niederländische Handwerker gehoben, Görlitz vor allem, und schon im zwölften Jahrhundert. Tuchmacher wie überall, wo sie hinkamen. Wende sein war ein Makel, und Arnim hat in den „Drei liebreichen Schwestern" die Gewissensnot eines wendischen Färbers höchst ergötzlich geschildert. Sie durften in der Stadt nicht seßhaft werden und hielten sich auf dem flachen Lande. Der Bund der Städte war bald zu spüren. Wo sich ein Raubnest rührte, wurde es gestürmt, ja die Zittauer, wohl die streitbarste Bürgerschaft des Bundes, hatten kurze Geduld und warteten oft genug nicht einmal die Bundesgenossen ab. Dann kam der Hussitensturm, die Städte traten entschieden auf katholische Seite. 1420 rollten zum ersten Male die furchtbaren Wagenzüge heran, Bautzen, Zittau, Görlitz wurden berannt und hielten sich wacker, nur Lauban fiel zweimal. Das war Kraft und Ausdauer, bürgerlicher Trotz und bürgerliche Wehrkraft, die dankbare Verehrung verdient. Dies Heldenzeitalter scheint die Literatur geweckt zu haben, politische Lieder, Spottverse und Stichelreime aufeinander. Ein historisches Gedicht „Von unserem Herrn dem Könige" bezieht sich auf die Streitigkeiten der Gattin Kaiser Sigmunds, Barbara 1437. Balladen behandelten die glücklichen Handstreiche der Städter auf Zwingburgen und Raubschlösser, freche Reime stachelten die Eifersucht und den Ehrgeiz der Bündler untereinander auf. Eine lose Zunge hatten die Zittauer. Die Niederländer höhnten sie:

Die Niederländer kennen wir gar wohl,
Sie schlottern in den Seiten,
Wenn sie mit Ochsen fahren,
Han sie kein Pferd zu reiten.

Die Bauzner kennen wir gar wohl
Mit ihrem bösen Biere,
Wenn sie wider die Feinde ziehn,
Han sie kein gut Geziere.

Den Görlitzern zum Spott sangen sie das Lied vom Kuhraube, ließen es auch durch Bauern singen, wofür 1446 von den ergrimmten Görlitzern einer gestäupt wurde. Sie wagten sich weit, die guten Zittauer, weshalb sie vom König von Böhmen einmal — es war um 1500 — folgendes Brieflein bekamen: „Auch kommt glaubwürdig an uns, wie ihr den Görlitzern, wie auch uns zum Schimpf neue Lieder dichtet und singet, auch durch die euren und in euren Städten viel Schmach zufügen lasset. Wenn ihr nicht davon abstehet, werdet ihr uns bewegen, andere Befehle auszufertigen. Darum verhütet solches." Es wurde ihnen aber auch Gleiches mit Gleichem vergolten. Das Zittauer Bier war weit berühmt, war durch Privilegien geschützt, durfte sogar in Prag ausgeschänkt werden und trug manch guten Groschen ein. Da ging ihnen 1516 einmal der vielbegehrte Trunk aus und sie mußten sich vom benachbarten Kloster Oybin ein Faß borgen. Da sangen die Görlitzer:

Die Sitter seyn von kleinem Roth,
Sie haben weder Bier noch Brod.
Die Väter vom Owyn müssen sie versorgen
Den Abend und Morgen.

Und diesmal beschwerte sich der Zittauer Rat und der Görlitzer versprach, solches abzustellen. Eine Literatur so öffentlichen und allgemeinen Anteils ist nur möglich auf kleinem Raume, wo sich eine Fülle starker, einzelner Gemeinwesen drängt.

Die Kultur des sechzehnten Jahrhunderts war hier ohne Farbe. Reife Früchte waren erst nach 1600 zu pflücken. Das scheidet die Landschaft vom Westen und schließt sie an den Osten, auch wenn man das verwandte Volkstum weniger in Anschlag bringt. An der östlichen Grenze, in dem Winkel, wo einst das polnische, wendische und tschechische Volkstum und jetzt die deutschen Neubildungen auf dieser Grundlage zusammenstießen, wo der geheime Rhythmus des Lebens am lautesten war, in Görlitz und Zittau, fing auf einmal das Herz der Landschaft zu schlagen an. Jenseits des böhmischen Ecks, in Zwickau und Joachimstal, war drei Menschenalter zuvor die einzige Welt emporgestiegen, mit der sich diese vergleichen ließe. Gute Schulen hier wie dort; das religiöse Erlebnis von slavischen Bränden genährt; Poesie, was überall nur Streit und gärender Wirrwar schien; hochaufschlagende Lohe und dann versank es.

Selbst diese kleine Landschaft betonte den Osten. Über den Westen, über Bautzen und die Heimat des großen Siegers des Stammes, über das Kamenz Lessings, fielen nur flüchtig geworfene Streiflichter. Das Bautzner Gymnasium wurde 1532 eingerichtet, unter dem Rektor Melchior Gerlach seit 1592 blühte es; ein Jahr darauf sah die Stadt die Aufführung seines Holofernes. Zu drucken begann Nikolaus Wolrab 1552. Der einzige Sohn dieses Gemeinwesens, der tiefer in die Gewissenskämpfe nach Luthers Tode eingriff, war Melanchthons Schwiegersohn Kaspar Peucer, 1525—1602. Im Gefängnis auf den weißen Rand eines Konkordienbuches, mit dem Kiel eines Federwisches und mit Tinte, aus gebrannter Brotrinde gebraut, schrieb er das Idyllion Patria, die Feier seiner Heimat, eine historische Stadtkunde. Seine Schüler wirkten in Zittau und Kamenz.

Görlitz! Es klingt wie in Nürnberg immer nur ein einziger Name mit, wie dort ein Handwerker, ein Schuster, Jakob Böhme. Aber war in der Stadt, die die deutschen Kaiserinsignien barg, der Name Hans Sachs das geistige Siegel reicher, einzig geformter Bürgerkultur, Jakob Böhme ist kein Begriff, der sich auf die Stadt bezöge, die doch nicht seine Heimat war; der Name ist eine Stimmung, ein Hauch im Winde, der vieles klingend mit sich

führt, die Saite, an der sich widerstrebende Regungen des ganzen neuen Südostens brachen. Görlitz ist neben Zittau die einzige Stadt der neuen Landschaften, die eine wirkliche Kultur mit allen Elementen des sechzehnten Jahrhunderts hatte. Ein Gegenbeweis für den Gedanken, daß die Neustämme mit dem Leben des dreizehnten Jahrhunderts begannen, ein Gegenbeweis, der es nur zu sein scheint. Denn gerade all das, was ein Abbild des fränkischen und alamannischen Wesens sein wollte, zerrann im Sande, und als die neue Literatur sich regte, kam sie doch aus verschlossenen Tiefen. Nicht die stehenden Gewässer, die von außen flossen, kamen in wundertätige Bewegung, es öffneten sich neue Brunnen. In Görlitz war alles, was im Westen geblüht hatte: eine Schule, 1530 neu geordnet, in die 1590 616 Scholaren strömten, ein halbes Hundert junge Adelige aus Böhmen, Polen und Schlesien; das ist bedeutsam. 1530 ließ sich der erste Buchdrucker nieder, 1565 begann ein Schüler des Wittenberger Meisters Hans Lufft, Ambrosius Fritsch; aus Trotzschendorf in der Nähe der Stadt stammte der berühmte Rektor der Goldberger Schule Valentin Trotzendorf, 1490—1556, der den Scherz voll Erfolgfreude und Schulglück machte, aus seinen Jungen könne er eine ganze Armee gegen die Türken bilden, und der mit den tiefsten Worten, die auf den Lippen eines Erziehers denkbar sind, unter sie trat: „Seid gegrüßt, ihr Edelleute, Bürgermeister, Ratsherrn, der Kaiser, Könige, Fürsten Räte, ihr Werkleute und Handwerker, Kaufleute, Henker, Schergen und Schelmen.“ Du königliches Bewußtsein, das ganze Leben der kommenden Generation in bildsamer Hand zu formen! Neben diesem Fürsten der Schule steht wie in den Städten des Westens der Diplomat, der von der Enge des Gemeinwesens aus eine ganze Landschaft schicksalsvoll beeinflußte, Johannes Haß, 1476—1544, aus Greiz im Vogtland, seit 1535 Bürgermeister. Aber schon der Meistersänger Adam Zacharias Puschmann, 1532—1600, — der einzige von Bedeutung im Osten war gerade ein Görlitzer — verrät dem schärfern Blick, daß all diese Elemente des Westens hier im Osten nur Flugsand waren, der keine Wurzeln hält. Puschmann lernte seine Kunst an den zwei klassischen Stätten, in Nürnberg und Augsburg, beim Meister selber, bei Hans Sachs. Aber es ist kein rechtes Leben mehr. 250 Töne, eine unfaßbare Mühe, lernte er, und was er trieb, war nur die vergebliche Arbeit, philologisch treu und gewissenhaft versteinernde Formen zu hüten. Seit 1570 blieb er nur kurze Zeit Schulmeister in Görlitz, dann kam das Wandern wieder und in Breslau der Ausgang. Es war kein rechter Raum in seiner Heimat.

Da kamen Ende des sechzehnten Jahrhunderts alle Monate eine Reihe würdiger Herren, jedesmal bei einem andern zusammen, Pastoren aus der Umgebung, Ratsherren, Ärzte, Schulmänner, Musiker. Der Bürgermeister,

Aſtronom und Kalenderſchreiber Bartholomäus Scultetus führte 1570—1594 gewiſſenhaft Tagebuch über dieſes convivium musicum, dieſe Liedertafel. Hier war das eigentliche warme Leben des Oſtens. Muſik überall, hier geſellſchaftliche Pflege; in einer Landſchaft, die alles im Kirchenlied austönte, Verbindung von muſikaliſcher Liebhaberei mit religiös gefärbter Vereinsfreude. Denn was die Genoſſen im Grunde verband, war ein freies Chriſtentum, und die orthodoxe Geiſtlichkeit witterte mit Schrecken — und ſie hatte nicht unrecht — Schwenckfelds Ideen. Das war um 1600, das war Jakob Böhmes Zeit; wäre die Stimmung dieſer Liedertafel die Atmoſphäre der Stadt geweſen, Görlitz wäre in Wahrheit Böhmes Heimat geworden.

Das Eigenleben der Lauſitz war der religiöſe Gedanke. Myſtiſches Denken mit dem Herzen, im Anſchluß an die naturhiſtoriſchen Ergebniſſe, die man für Erkenntnis hielt, Durchbruch durch den eiſernen Rahmen der lutheriſchen Orthodoxie, die ſich in der Konkordienformel 1580 dogmatiſch organiſiert hatte, die Individualiſierung des Gemeindeliedes zum perſönlichen Glaubenserlebnis, voller Sieg der myſtiſchen, ſinnlich glühenden Vereinigung mit Chriſtus, das war der Inhalt der drei Generationen bis zum Morgen des achtzehnten Jahrhunderts, der ſich in der Literatur der Lauſitz kriſtalliſierte. Zwei ſlaviſche und zwei deutſche Stämme ließen in dieſe heilige Schwüle ihr innerſtes Weſen aufgehn. Die älteſten Volkskunden der Lauſitz wiſſen eingehend zu berichten über das ausgebildete Götterleben des wendiſchen Stammes. Noch tragen weithinragende Berge der Landſchaft die Namen des „weißen“ und des „ſchwarzen Gottes“. Ein Volk, das nicht ſterben kann und vielhundertjährige Mythen und Bräuche, die in der deutſchen Seele lange ſchon im Verglimmen ſind, mit ergreifender Zähigkeit feſthält. Und keine Landſchaft mehr, von Slaven und Deutſchen bewohnt, wo der Germane mit ſolch verſtändnisvoller Liebe ſein Herz an alles geſchloſſen hätte, das dem Fremden teuer iſt. Hier wob es wirklich herüber und hinüber. Der Wende hat das tiefſte Bedürfnis nach ſtarkem Glaubensleben. Auf langen Wegen ziehn ſie jährlich, braune, ernſte Männer und Frauen, ihre weichen Lieder ſingend in die Wallfahrtsorte im Norden Böhmens, verſchloſſene, grübelnde Frömmigkeit im Gegenſatz zum tſchechiſchen Fanatismus. Thüringen und Oſtfranken war die Heimat der Myſtik geweſen, die Heimat der lauſitziſch-ſchleſiſchen Siedler. Wäre man verſucht den Hunger nach Frömmigkeit und Gottesnähe im wendiſchen Grundvolk zu ſuchen, die myſtiſche Inbrunſt war wohl das deutſche Erbe der alten Heimat, da jetzt der Adel wie auf einen Wink vom Chore in die geiſtlichen Lieder einfiel und den Rhythmus führte. Von Böhmen her waren die religiöſen Stürme Oſtfrankens und des Erzgebirges genährt worden; die Lauſitzen, mit dem Königreich durch lange Jahre

politisch verbunden, empfingen aus Mähren und Böhmen Wirkungen, die das ganze Jahrhundert ausfüllten, stete, langsam dauernde Glut, zu der in harter Not und Verfolgung das ungestüme Lodern hussitischen Trotzes in den Brüdergemeinden abgeklärt worden. Darum war es Görlitz, wo so viele Grenzen zusammenliefen.

Dämmernde Ahnungen dunkler Völkerbeziehungen, keine klare Erkenntnis vermag uns Aufschluß zu geben, warum aus mystischer Sehnsucht erwachsen alamannische Brüder über Böhmen her bis an die schlesische Grenze wirkten. In Landskron hoffte und schwärmte eine Brüdergemeinde, ehe Luther kam. Wenn die reichen Mittel werktätiger Heiligung, die in der allgemeinen Kirche ruhten, sehnsüchtig erregten, nach Gnaden dürstenden Seelen kein Genüge taten, wie dann Luther mit seiner Rechtfertigung, die im Augenblick mißbraucht unruhige Gewissen betäubte? Ein schlesischer Edelmann, von Tauler und Luther genährt, Kaspar von Schwenckfeld, 1489—1561, empfand es bitter. Auf dem Gut seiner Familie Ossig bei Lüben war er geboren; nach kurzem Hofdienst in Öls und Brieg ergriff ihn die Wittenberger Kunde. 1521 wurde er dort mit dem spätmystischen Stürmer Karlstadt bekannt und wirkte nun in seiner Heimat für den neuen Glauben. Wie alle Abkömmlinge mystischer Landschaften fand er Luthers Quellen nicht lebendig genug. Nun stand der neue Garten, aber er wollte Früchte sehn und er sah sie nicht. Er hatte sich eine Erneuerung des innern Menschen erhofft und sah nur erregte Gesichter, hörte laute Worte aber keine Klänge. Da mochte er sich der alten Gottesfreunde erinnern und nun suchte er gleichgestimmte Seelen. Gespräche mit Luther und der Streit über das Sakrament 1525 riß ihn noch weiter weg. Aus dem kirchenfreien Alamannien strömte es jetzt nach Schlesien, Wiedertäufer und alles, was keinen Frieden fand. Keine Hand wurde ihm geboten und 1529 verließ er freiwillig die Heimat; Straßburg! Doch hier war der Wille der kirchlichen Schöpfer neuer Formen noch stärker als in Schlesien. So ging er nach Ulm und fand in Württemberg die ersehnte freie Gemeinde von Freunden und Anhängern. Alamannien und Schlesien! Keine Brücke lag dazwischen, nur ein fremdes Zwischenglied, Böhmen. Knüpften nur äußere Elemente diese rätselhafte Verbindung oder war es ein Durchbruch des thüringischen Elements in Schlesien, das ja gleicher swebischer Abkunft war wie Alamannen und Baiern? War es nur eine neue Form für den Zusammenklang des ostfränkisch-thüringischen Schlesiers mit dem Alamannen, wie die Mystik einst Thüringen, Ostfranken und Alamannien verband? Der Meißner Valentin Weigel, 1533—1588, der als Pfarrer zu Zschopau starb, verstärkt diese Ahnung. Er ging die gleichen Wege und

sprach schon den Gedanken aus, der Böhmes Weltgebäude trägt: wir erkennen die Welt, weil unser Leib ihre Quintessenz ist.

Horcht man über dieses Jahrhundert hin, so hört man ein Rauschen, doch keine Melodie. Aber wer sein Ohr abwechselnd den Altstämmen des Westens und den neuen Völkern des Ostens öffnet, der erfaßt das Lied ihres Lebens. Der Edelmann der Lausitz und Schlesiens und der Kavalier des Westens sind keine Brüder, wenn sie auch beide die Literatur tragen. Neben der höfischen Kunst des Opitz, diesem Nachgenuß des dreizehnten Jahrhunderts im Osten, die Mystik der jüngern Generation als Abbild des vierzehnten Jahrhunderts, und selbst die Frau rang jetzt um ihren Platz wie damals. In beiden Landschaften lag der Mittelpunkt des geistigen Lebens im Edelmann, und wer es zuvörderst formte, das war ein Schuster. Das ist nur das gestörte Wachstum eines Volkes, das unter Wind und Sonne gegensätzlicher Entwicklung emporschießt, ein Eingriff der bürgerlichen Kultur, die im Osten nur halb gedieh und von den ersten, selbständigen freien Regungen der Landschaft durchbrochen werden mußte.

Der Schuster Jakob Böhme! Neben den Wirkungen des Blutes hat Beruf und Stand sein inneres Leben gereift. „Der niedrige Arbeitstisch, der niedrige Schemel, die wassergefüllte Glaskugel, welche das Licht der kleinen Öllampe auffängt und glänzender wieder zurückwirft, der scharfe Duft des Leders und des Pechs müssen notwendigerweise eine nachhaltige Wirkung auf die menschliche Natur ausüben, und sie tun es auch mächtig. Was für originelle Käuze hat dieses vortreffliche Handwerk hervorgebracht! Eine ganze Bibliothek könnte man über merkwürdige Schuster zusammenschreiben, ohne den Stoff im mindesten zu erschöpfen! Das Licht, welches durch die schwebende Glaskugel auf den Arbeitstisch fällt, ist das Reich fantastischer Geister; es füllt die Einbildungskraft während der nachdenklichen Arbeit mit wunderlichen Gestalten und Bildern und gibt den Gedanken eine Färbung, wie sie ihnen keine andere Lampe, patentiert oder nicht patentiert, verleihen kann. Auf mancherlei Reime, seltsame Märlein, Wundergeschichten und lustige und traurige Weltbegebenheiten verfällt man dabei, worüber die Nachbarn sich verwundern, wenn man sie mit schwerfälliger Hand zu Papier gebracht hat; wobei die Frau lacht oder sich fürchtet, wenn man sie in der Dämmerung mit halblauter Stimme summt. Oder aber man fängt an noch tiefer zu grübeln und Not wird uns zu entsinnen des Lebens Anfang. Immer tiefer sehen wir in die leuchtende Kugel, und in dem Glase sehen wir das Universum in all seinen Gestalten und Naturen: durch die Pforten aller Himmel treten wir frei und erkennen sie mit all ihren Sternen und Elementen; höchste Ahnungen gehen uns auf und niederschreiben wir, während der Pastor

Primarius Richter von der Kanzel den Pöbel gegen uns aufhetzt und der Büttel von Görlitz, der uns ins Gefängnis bringen soll, vor der Tür steht ... Viel sehen wir in der glänzenden Kugel, auf welche die schlechte Lampe so armes Licht wirft, daß wir dabei kaum zu Papier bringen können, was wir sahen; aber nichtsdestoweniger können wir unter das vollendete Manuskriptum schreiben: Geschrieben nach göttlicher Erleuchtung durch Jakob Böhme, sonsten auch Teutonicus genannt." Wilhelm Raabe kannte den Hunger, und so schrieb er im „Hungerpastor" mit diesen Zeilen das Tiefste und Schönste nieder, was sich über den Ursprung dieses Propheten sagen läßt.

Wer uns den Quell seines Blutes zeigen könnte! Aus Böhmen stammte die Familie sicher, aber ob sie deutsch oder slavisch war, wird niemand unzweifelhaft erweisen können. Der Name ist in diesen Landschaften weit verbreitet bis Preußen hinauf. Zur Welt kam er 1575 in Altseidenberg hart an der böhmischen Grenze. Als Knabe soll er Hirt gewesen sein; das lichte Gewölk biblischer Weihe liegt auf seiner Jugend. Da hätte sich ihm der Himmel geöffnet. Seine Herde hütend habe er in einer Höhle der Landeskrone zwischen rotem Gestein eine Bütte mit Gold gefunden, und als er wiederkam sei der Eingang verschlossen gewesen. Wie könnten wir uns dieses Prophetenleben ohne mythischen Vorklang denken! Der Knabe war von innern Visionen erfüllt, man denkt an den Hirten, der auch seinen Namen trug, im ostfränkischen Niklashausen hundert Jahre zuvor. Der Junge wurde Schusterlehrling, ging 1593—1599 auf Wanderschaft, die Schule seiner Kenntnisse, die ihm in Herbergen und Werkstätten, auf Landstraßen und im Traume von Gesellen und Meistern und seiner eigenen Seele als verklungene Kunden alamannischer Brüdergemeinden mögen zugeraunt worden sein. 1599 wurde er in Görlitz Meister und ansässig. In Geschäften kam er oft nach Prag, wo eben damals in dem engen Gäßchen beim Daliborkaturm Alchimisten in Retorten und Tiegeln das große Arkanum suchten und auf dem Hradschin der dunkelwirre Habsburger sich in nächtliche Geheimnisse einspann. Wieviel dem Schuster das mysterienreiche Prag gewesen sein mag, verkündet uns niemand. 1600 gelang ihm der „Durchbruch seines Geistes bis in die innerste Geburt der Gottheit". Nun sah er, lauschende Freunde um sich, schrieb nieder, kämpfte und rang, „grübelte auch in andern, vornehmlich Schwenckfeldischen, Parazelsistischen und von denen damahl bekannten Liebhabern der Mystischen Theologie herausgegebenen ihm zu Handen kommenden Schriften". Am 21. Juli 1613, an einem Sonntag, war Böhme in der Kirche, als der Pastor Gregorius Richter von der Kanzel herab mit maßlosem Schelten auf den Propheten niederdonnerte, und als er nach der Predigt bescheiden herantrat und Richter demütig fragte, was er denn dem Herrn Primario zuleide getan,

ergoß sich eine neue Flut des Schimpfs über ihn. Bei einem Verhör vor versammelter Geistlichkeit blieb er ruhig stark. 1623 nahm der übereifrige Fanatiker den Kampf von neuem auf und wurde sogar zum Dichter, ließ geschmacklose unsaubere lateinische Verse drucken:

Wahrheit sind meine Worte, sprachst du voll Milde, o Christus,
Wahrheit sind meine Wort', treuloser Schuster sagst du.
Wem ist zu glauben? Dir, die Wahrheit selber, o Christus,
Oder du Schuster dir, deinem abscheulichen Schmutz?
Christus, es salbte mit heiligem Öl vor allen den andern
Dich der heilige Geist, Priester solltest du sein.
Doch mit stinkendem Kot hat dich der Teufel besudelt,
Schuster, und hieß dich gehn unter der Ketzer Geschmeiß.

Böhme entwich nach Dresden, fand in Hofkreisen freundliche Aufnahme, und als sein Todfeind gestorben war, kam er nach Görlitz zurück, zum Sterben, 1624. Im letzten Ringen hörte er liebliche Musik — es war die Seele seiner Welt —; er hieß die Türe öffnen und sprach: „Nun fahr' hin ins Paradies". Die Geistlichen weigerten das Begräbnis, das Kreuz auf seinem Grabe zerstörte der Pöbel.

War der milde, bescheidene Schuster, der treulich seine kirchlichen Pflichten übte, so gefährlich? Brach er mehr nieder als jener, dessen Lehre der Primarius Richter von der Kanzel zu verkünden meinte? Von den feindlichen Kirchen, der reformierten und der lutherischen, bot nur die alamannische der freien Entfaltung der neuen Persönlichkeit ungehindert Raum. Mit dem Süden stand alles in Verbindung, was losere Formen des Gemeindelebens, was tieferes Versenken suchte, und dahin zielten die Beschuldigungen der Ketzerei, die man auf Böhme schoß. Er wollte im Innern über jedes Kirchentum hinaus, und doch hatten mit seinen Schwingen schon die Mystiker zu fliegen versucht, und wenn die alte Kirche auch die mystischen Gedanken nicht in all ihren Folgen zu billigen vermochte, sie hatte für diese Form doch Raum geschaffen. So war freilich das Luthertum die Verfassung, der sich Böhme am wenigsten fügen konnte.

Die glänzenden Steine, aus denen er seine Welt aufbaute, schimmern auf allen Wegen, und wer nur ein rüstiger Wanderer ist und viel mit Fleiß auflas, mag wohl glauben, daß er Böhmes Elemente gefunden hat. Aber eben, weil die Sonne über allen Feldern liegt, wird man das Licht nicht auf den Wiesen schöpfen, sondern in der gemeinsamen Quelle. Zu den letzten Weltgedanken kommt der Mensch stets von neuem, auch wenn ihm die Gedankenarbeit seiner Vorgänger verschlossen blieb. Den unversiegbaren

Brunnen tragen wir alle in uns, wenn nur die Hand nicht zittert und das Wasser unverschüttet an die Lippen bringt. So primitive Menschen wie Böhme haben gar nicht die Kraft, verstreutes fremdes Denken zu eigenem Gebäude zu verbauen. Die Welt fängt erst bei ihnen an. Hat denn der Germane seine Mythen nach griechischem Grundriß gestaltet? In der Hauptsache schuf er aus Eigenem und nur da und dort mag er nach dem gegriffen haben, was er gelesen, was ihm erzählt wurde. Es wird berichtet, beim Anblick eines sonnenbeglänzten Zinkgefäßes hätte ihn die erste göttliche Idee seines Weltplanes überkommen. Die Anekdote, die in dieser oder jener Form von jedem großen Denker erzählt wird, ist das Symbol dafür, daß der Mensch von innen heraus in tiefem Sinnen, vereint mit einer erleuchtenden Beobachtung eines zufälligen typischen Naturvorganges, den Schlüssel zu seinem Rätsel findet. Dieses Erlebnis Böhmes läßt sich gut als den Anstoß denken, der seine Gedankenketten ins Rollen brachte. Wenn ihm das Licht wie immer und überall das Symbol für Gott war, so mochte ihm dieses Leuchten in der Scherbe plötzlich klar machen, was der Atem seiner Welt ist, die Lehre von den Qualitäten als Mittel der Offenbarung Gottes. Das Licht verrät sich nur, wenn es sich spiegeln kann. Gott tritt ihm in die Erscheinung durch den Gegensatz der Qualitäten, und wenn jemand Anteil hat an diesem Gedanken, so ist es Eckhart, der Thüringer Meister. Sieben Quellgeister oder Qualitäten erschienen ihm, die ersten drei Gottes Zorn, die letzten drei Gottes Liebe, die vierte als „Scheideziel" beiden Gruppen gemeinsam. Die erste ist Herbigkeit, Härte, Kälte, Begierlichkeit, die zweite Beweglichkeit, Süße, Stachel, fliehen; die dritte entspringt aus diesen, ist Angst und wallen, das Rad des Lebens. Auf diese drei bezogen ist die vierte Qualität, das Scheideziel, das Feuer als Ursprung des Lebens, ein Zornbrennen Gottes wie es bei den drei letzten: Licht; Schall, verständiges Leben; Leiblichkeit, das Brennen der Liebe ist. Sind die ersten drei ein Offenbaren Gottes durch Widerstand und Gegensatz, gewissermaßen das zornige Brennen, durch Reibung entzündet: die letzten drei sind ein Offenbaren durch Vereinigung und Ähnlichkeit, wie Verwandtes an Verwandtem erglüht, das Brennen aus Liebe. Leiblichkeit ist ihm der Inbegriff aller Formen und Farben und so beherrscht der Dualismus von Gut und Böse, vielleicht aus der übermächtigen Symbolik des Lichts geflossen, seine Welt. Wie Eckhart das All rhythmisierte, Böhmes „Rad des Lebens" symbolisiert in gleicher Weise die großen Takte des Lebens. Wenn bei beiden Gott dem Menschen kundbar wird durch den Gegensatz der Qualitäten, der Weg des Menschen ins Innre Gottes führt über die sieben „Quellgeister" hinweg, über ihre Aufhebung, ihr Verschmelzen:

Weme Zeit ist wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.

Wem alles Sichtbare und Hörbare, was durch die Sinne kommt, eine Offenbarung Gottes ist, der mußte in ihr eine Sprache sehn und das symbolische Denken dieses Propheten konnte sie nur verstehn, wenn er zwischen den Silben und Lauten einen mystischen Zusammenhang ahnte mit dem All. Wie ihm der Schall im Ohr klang, weckte er geheimnisvolle Verbindungen. A war ihm der erste Buchstabe, der aus dem Herzen dringt, i das Zentrum der höchsten Liebe, das r weil es „schnarrt, prasselt und rasselt", hat den „Charakter des Feuerqualles, s war ihm heiliges Feuer. Er griff nicht ins Blaue; gute phonetische Beobachtung liegt all seinen Deutungen zugrunde. „Das Wort T a g fasset sich im Herzen und fährt hervor zum Munde und fährt durch die Straße der herben und bittern Qualität" (Widerstand) „und wecket die herbe und bittere Qualität nicht auf; sondern gehet stark durch ihren locum, welcher am hintern Gaumen über der Zunge ist, hervor, ganz sanfte und der herben und bittern Qualität unbegreiflich. Wenn es aber hervor auf die Zunge kommt, so schleußt die Zunge mit dem obern Gaumen das Maul zu. Wenn aber der Geist an die Zähne stoßet und will raus, so schleußt die Zunge das Maul auf und will vorm Maul raus und tut gleich einen Freudensprung zum Maul raus. Wenn aber das Wort durchbricht, so macht sich das Maul inwendig weit auf und das Wort fasset sich mit seinem Schalle hinter der herben und bittern Qualität noch einmal und wecket dieselbe als einen faulen Schläfer in der Finsternis auf und fähret gählings zum Munde aus. Alsdann zarret die herbe Qualität hernach als ein schläfriger Mensch, der vom Schlafe aufgeweckt wird; aber der bittere Geist, welcher vom Feuerblitz ausgehet, bleibet liegen und höret nichts, beweget sich auch nicht." Fantastischer Unsinn scheint, was mit Schärfe beobachtet, mit lebendiger Einbildung gedacht ist. Solche Mystik der Sprache hat zweihundert Jahre später Gotthilf Heinrich Schubert nur beweglicher, klarer und verständlicher als große Analogie der ganzen Schöpfung ausgesprochen. Von manchem Bilde Böhmes läßt sich der Schleier nicht ziehen. Verständlichkeit im einzelnen berührt auch gar nicht Wert und Wesen an seiner Tat. Groß an ihm ist dieses: aus wenigen Elementen vom Mittelpunkt des Menschen die Schöpfung aufzubauen, daß kein Riß und keine Lücke klafft, daß in jeder Verbindung die unzerlegbaren Uratome erscheinen, die Folgerichtigkeit seines Weltgedankens, die ist es. Die beiden Kosmogonien, A u r o r a o d e r M o r g e n r ö t e i m A u f g a n g und d i e B e s c h r e i b u n g d e r d r e i P r i n z i p i e n

göttlichen Wesens 1619, von der Geburt aller Wesen 1622 und das große Mysterium oder Erklärung über das erste Buch Mosis 1623 entsprechen der mystischen Weltspekulation.

Im Geiste ihrer Ethik und ihrer Vereinigung mit Gott schrieb er das Büchlein reinster Poesie, den Weg zu Christo, in dem die Form des Gebetes eine Innigkeit und einen Glanz angenommen hat, die den Frauen des vierzehnten Jahrhunderts nur in einzelnen begnadeten Stunden gewährt wurde. Wie die Dichtung der Nonnen von Elementen ritterlicher Weltschönheit lebte, am Anfang wenigstens, Böhme, der Schuster, der dieser Welt so fern stand wie das siebzehnte Jahrhundert dem dreizehnten, trat in dieselbe Sonne. „Denn will die Seele Christi Ritterkränzlein von der edlen Sophia erlangen, so muß sie in großer Liebesbegierde darum buhlen." „O allerholdseligst und tiefst Liebe Gottes in Christo Jesu! Schenke mir doch dein Perlein; drücke es doch in meine Seele ein; nimm doch meine Seele in deinen Arm." Für den Osten dieser Jahre als Nachklang der ritterlichen und mystischen Literatur ist auch das ein Beweis. Die Schutzschriften Böhmes aus den Jahren 1621—1624, die 66 theosophischen Sendbriefe, an Freunde gerichtet, umschreiben den äußern Bannkreis seiner Bücher.

Was war er nun? Wie die Nonnen der großen Frauenzeit an Geist und Körper auf andere Töne gestimmt, als man so gewöhnlich vernahm. Schon in der Jugend erregt und zerfasert, mit dem Bewußtsein aus dem Traum des Kindes erwacht, daß ihn eine göttliche Stimme gerufen. Das blieb sein Daimonion wie jenem Bildhauer, den eine heilige Hand aus der Werkstatt zog auf den lauten Markt zu Athen, um Menschen zu fragen und besser zu machen. Was er niederschreibt, ist ihm göttliche Erleuchtung; er kann nicht anders, die feurige Zunge raunt und seine Feder muß folgen. Der Inhalt seiner Gedanken ist das unmittelbare Erbe des vierzehnten Jahrhunderts, die Form seines Denkens taucht aus tieferen Zeiten, die kaum mehr eine Erinnerung wecken. Damals als der Germane noch in Mythen und Naturmärchen dachte, als sein Seelenleben noch in Symbolen abrollte, reihte sich der Mensch seine Anschauung von Welt und Gott und Leben nicht aus den Ziffern blasser Begriffe zusammen, seine Gedanken waren Bilder. Das war der Ablauf dieser Prophetenseele, vorgeschichtliche Größe, die belebten und mattbeschienenen Schatten alttestamentlicher Vorstellungskraft. Lag der Osten noch in mancher Fessel konventioneller Gebundenheit, Jakob Böhme ist das, was der typischen und konventionellen Seele noch voranlag, die Urkraft, die in Symbolen denkt.

Was dem Nürnberger Schuster versagt blieb, diesem wurde es gewährt: Schüler, die sich um ihn drängten, junge und reife Edelleute, und mit

herzlicher Freude greift die Erinnerung auf Sokrates zurück und die Schar seiner, übermütiger, hochbegabter, reicher attischer Jünglinge. Lausitzer und Schlesier waren alle, wie einst der Edelmann verbunden war durch Minnekult und höfische Stimmungen, jetzt ist er fast einmütig, beinahe unter dem Zwang einer Mode, sittlicher Pflege und gläubigem Überschwang hingegeben. Der Schlesier Karl von Ender, ein Anhänger Schwenckfelds, ließ die Aurora in Abschriften verbreiten; Balthasar Walther aus Groß-Glogau und andere Ärzte aus Böhmes Umgebung vermittelten dem Propheten die kabbalistische Weisheit; der Landadel sandte immer treuere Schüler; Sigmund von Schweinitz ließ 1623 drei kleine Erbauungsschriften drucken. Abraham von Sommerfeld führte ihm den lautersten und besten Jünger zu, seinen Neffen Abraham von Frankenberg. Auf dem Familiengute Ludwigsdorf bei Öls war er zu Hause; 1617 erfaßte den Vierundzwanzigjährigen vor Böhmes Schriften der Ruf nach innerlicher Einkehr. Den Meister selber lernte er erst 1624, in dessen Todesjahr kennen, als er bei Sigmund von Schweinitz auf Seifersdorf zu Besuch war. Tauler, Thomas a Kempis, Schwenckfeld und Weigel hatte er in ihren Schriften zu verstehen gesucht. Sein einsames Leben, die Visionen, die ihn erschütterten, reiften eine Fülle von Büchern. Ein Menschenfreund, der in Pest und Elend bei seinen Gutsleuten aushielt. Dann lärmten sie auch über ihn von der Kanzel. Er sammelte Böhmes Handschriften, nahm sie und ging mit seinem Freunde Theodor von Tschesch um 1645 nach Amsterdam, wo er sie drucken ließ. 1652 starb er unvermählt, der reinste edelste Mensch im Osten dieser Generation, dessen Bild uns deutlich ist. Jesus mea nobilitas war sein Lebensspruch. Das war der Edelmann der beiden verwandten Landschaften. Den Adel hatte es tief erschüttert, auch in der Niederlausitz. David von Oppen, aus uralter Familie, 1602—1662, lebte sich mühsam durch zerstörende Entzückungen hindurch, prophezeite, schrieb Reden und mystische Bücher, 1630 seinen „Adligen Bußspiegel".

Den ganzen Osten ergriff es, Slaven und Deutsche, Männer und Frauen. 1625 war Johann Amos Comenius, aus Niwnitz bei Ungarisch-Brod, in Amsterdam und Heidelberg genährt, der Brüderbischof, Erzieher und Führer auf Glaubenswegen durch Schlesien nach Polen auf der Reise. Da wurde er mit den Prophezeiungen des Sprottauers Christoph Kotter bekannt. Er übersetzte seine Visionen ins Tschechische. Neue Wunder harrten seiner auf Tremeßna, dem Schloß des Barons Sadowsky. Hier sah und schauerte Christine Poniatovsky, eine Prophetin ganz in altem Stil, die unter furchtbaren magnetischen Einwirkungen stand, an der sich Geistliche und Ärzte zerstritten. 1628 nahm sie Comenius in Lissa auf.

Die Erregung aller Stämme, die am Blute der neuen Völker teilnahmen, strömte zusammen. Der Pole griff immer stärker in die Literatur des Ostens ein. Stanislaus Scheffler, 1597 von König Sigismund III. zu Warschau geadelt, war Herr auf Borwicze. Seine Gattin stammte aus altem Adel. Der Sohn dieses polnischen Edelmanns kam 1624 in Breslau zur Welt, Johann Scheffler, der Angelus Silesius, wahrhaftig ein Bote, wie sein freigewählter Name sagte, ein Bote aus Polen mit köstlicher Kundschaft an den deutschgewordenen Polen in Schlesien, gesandt, um teilzunehmen an der Stammesherrlichkeit, der weltkundige Dolmetsch des Görlitzer Schusters, verständlich deutend, was jener gesammelt hatte, der Dichter der neuen Mystik wie Seuse unter den Seinen. War Böhmes Weisheit das dunkle Meer, an dessen Ufer man hilflos stand und die Sonne in die Fluten gleiten sah, und wer sich mutigen Sinnes hinausgewagt, dem drohte der Tod, Versinken und Untergang: Scheffler schöpfte es aus und ließ es tropfenweise, die schweren Tropfen seiner Verse, auf die Lippen fallen. Er war der unzweifelhafte Anteil des Polen der Landschaft, da wir die andern Teilkräfte slavischer Eigenart nur ahnen können.

In Amsterdam war es vielleicht, Mitte der vierziger Jahre, wo er Abraham von Frankenberg kennen lernte, der den goldenen Ring von Böhmes Erbe trug, den Schlüssel zu seinem Herzen. Der Schüler hatte einen größeren gewonnen; Frankenbergs Einfluß blieb nun bestimmend. Einige seiner Verse könnten als Motto stehn vor Schefflers Leben:

„Die Natur sagt, ich vermag es nicht,
Die Schrift zeigt den Unterricht,
Die Gnade spricht: ich bin das Licht,
Der Geist bekennt und leugnet nicht."

Als Frankenberg 1652 starb, schrieb Scheffler ihm das „christliche Ehrengedächtnis", das älteste gedruckte Gedicht aus seiner Feder, in dem er jene Verse Jakob Böhmes noch in frischer Erinnerung glossierte:

„Wer Zeit nimmt ohne Zeit und Sorgen ohne Sorgen,
Wem gestern war wie heut, und heute gilt wie morgen,
Wer alles gleiche schätzt, der tritt schon in der Zeit
In den gewünschten Stand der lieben Ewigkeit."

So für Böhmes Gedanken gewonnen, studierte Scheffler in Padua, wurde 1649 Leibarzt des Herzogs Sylvius Nimrod zu Württemberg und Öls und tat 1653 in der Matthiaskirche zu Breslau den Schritt, der durch zweihundert Jahre blinden Zorn weckte, sooft eine schreibende Feder über sein Leben glitt. Nach dem Übertritt zum Katholizismus schenkte er sein ganzes bedeutendes

Vermögen den Armen. Als Leibarzt Kaiser Ferdinands III. wurden ihm reiche Ehren zuteil. 1677 starb er im Matthiasstift zu Breslau.

Wie Schwenckfeld ließ ihn Luthers Rechtfertigung nicht ruhen. Er fand sie unfruchtbar, gefährlich und im Widerspruch zur Tradition. Bei Frankenberg fand er den gleichen Gedanken. Vielleicht war es aber mehr sein unstillbares Bedürfnis nach werktätiger Liebe, der Hunger seines Temperaments, der ihn vom Luthertum trieb, Gewalten, die eben bei ihm bis zu den letzten Folgen wirkten, wo andere, gleich erregt, sich mit ihrer Kirchenverfassung abfanden. Seine beiden großen Dichtungen des Jahres 1657, der „Cherubinische Wandersmann" und „heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder" bilden wie bei Böhme die beiden Halbkugeln seiner Welt: mystische Spekulation und mystische Lyrik, Verstand und Herz in gleicher Weise auf diesen neuen Verlauf des Seelenlebens abgestimmt. Eckharts und Böhmes Qualitätenlehre ist sein Inbegriff der Vergottung, Weigels und Böhmes Gedanke: weil der Mensch die Welt im Kleinen ist, ihre Quintessenz, begreift er sie; ist die Grundlage seiner Erkenntnis. Am klarsten klingt das wohl in dieser Form: Gott ist ein Licht; wer es nicht selber wird, begreift es nicht und sieht es nicht.

„Ich muß Maria sein und Gott aus mir gebären,
Soll er mich ewiglich der Seligkeit gewähren." —
„Die Seel' ist ein Krystall, die Gottheit ist ihr Schein;
Der Leib, in dem du lebst, ist ihrer beider Schrein" —
„Wer ist, als wär' er nicht und wär' er nie geworden:
Der ist, o Seligkeit, zu lauter Gott geworden."

War er sich darüber klar, wie ihm die Grenzen zwischen Gott und All verschwammen? Man hat viel Kraft an die schwere Sache gesetzt, Scheffler vom Verdacht des Pantheismus zu reinigen. Aber es bleibt ja immer noch der Trost, daß er's nicht so meinte. Wie er seinen Weltgedanken aussprach, sind Gott und Schöpfung eins; aber die vielen Widersprüche in seinen Versen geben Raum genug für den Zweifel, ob er mit jener Abhängigkeit des Schöpfers von der Schöpfung nicht etwa nur an Wirkung und Offenbarung dachte, die verlösche, wie das Licht verlöscht, wenn es kein Spiegel mehr spiegelt und kein Auge mehr sieht. Wie Böhme mühte er sich nur um die Erkenntnis einer Allkraft ab, um das Brennen Gottes in Zorn und Liebe an den Qualitäten.

Opitz war der Schöpfer einer konventionellen Form, in ihm wurde zum erstenmal die Literatur des Ostens als verspäteter Gleichklang des dreizehnten Jahrhunderts deutlich. Der Lyriker Scheffler ist der stärkste Ausdruck für diese Analogie im Inhalt. Wie die frühe Mystik nach den fertigen ritter-

lichen Formen griff, er verschmäht das konventionelle Gefäß seiner Zeiten nicht und nennt seine Jesuslieder „Hirtenlieder". So verknüpft er beide Seiten dieser späten Analogie, die weltliche Form und den geistlichen Inhalt. Heilige Seelenlust! Virtuos geglättete, sinnlich berauschende Strophen, die alle Wunder nonnenhafter frommer Entzückungen erneuern. Liebesseufzer und Küsse ohne Zahl, fast ritterliche Minneformen, glühender Schönheitstaumel, der sich an Jesu Wangen und Lippen entzündet. „Verwunde mich!" Die Stimmung schlägt um, die „Psyche begehret ein Bienlein auf den Wunden Jesu zu sein", Duft der Wunden, dürsten nach dem Wasser des durchstochenen Herzens, ein „Schreien nach den Küssen des Mundes", verwirrte Sinne, die mißtönig gellen, Fieber und Wahnsinn. Doch so trüb die Luft ist, sie ist nur der Qualm über einem Feuer, das köstliches Holz verzehrt und reine Goldkörner läutert:

Wo ist mein Brunn', ihr kühlen Brunnen?
Ihr Bäche, wo ist meine Bach?
Mein Ursprung, dem ich gehe nach?
Mein Quall, auf den ich immer sinne?
Wo ist mein Lustwald, o ihr Wälder?
Ihr Ebene, wo ist mein Plan?
Wo ist mein grünes Feld, ihr Felder?
Ach zeigt mir doch zu ihm die Bahn!

Aus andern Tiefen führten Wege in die gleiche nächtliche Schwüle. In beiden Landschaften, in den Lausitzen vor allem, erschöpfte sich die Lyrik im Kirchenlied. Der Olmützer Johann Leisentritt, 1520—1586, der Bautzner Dekan und administrator in spiritualibus per utramque Lusatiam gab 1567 sein berühmtes erstes Gesangbuch heraus: „Geistliche Lieder und Psalmen", der Verbreitung lutherischer Lieder zu steuern. Hauptquelle war eine Prager Sammlung. Es blieb das einzige katholische Gesangbuch. Von Böhmen her klang es immer stärker. Die erste Sammlung der Brüder war 1531 zu Jungbunzlau erschienen in deutscher Sprache, der Verfasser Michael Weisse stammte aus Neisse; selbst Luther und die Straßburger schöpften ihn aus. Doch blühte das Kirchenlied in Lausitz und Schlesien erst im siebzehnten Jahrhundert auf und erst im achtzehnten drang der Einfluß der Brüdergemeinden allmählich durch. Martin Behemb aus Lauban, 1557—1622, reimte alles, fromme Lieder zu den einzelnen Monaten, Gebetbücher, Evangelientexte und bildete katholische Elemente nach.

Vielleicht ist es mehr als ein Zufall, daß der größte Liedersänger der evangelischen Kirche in der Niederlausitz nach Sturm und Drang die letzte Zuflucht fand: Paul Gerhardt, 1607—1676. Er stammte aus alter Familie aus

dem kursächsischen Gräfenheinichen bei Wittenberg, studierte zu Grimma und Wittenberg und kam Anfang der vierziger Jahre nach Berlin. Da gab 1647 der Kantor bei Sankt Nicolai Johann Crüger, 1598—1662, bedeutsam genug ein Niederlausitzer aus Groß-Breese bei Guben, die dritte Ausgabe seiner Praxis pietatis melica heraus. Hier standen Lieder „Nun ruhen alle Wälder", „Nun danket all und bringet Ehr'", „Auf, auf mein Herz mit Freuden", die wie das Staunen über eine neue Kunst wirkten. Sie stammten von Gerhardt. 1651—1657 war er in Mittenwalde Propst, dann wurde er an die Nikolaikirche in Berlin berufen. Vom kurfürstlichen Gedanken einer Union der feindlichen Kirchen ins Tiefste getroffen, setzte er dem Willen des Landesherrn, ohne Hetzer zu sein, eine Hartnäckigkeit entgegen, für die kein rechter Grund zu finden ist. 1666 verlor er das Amt, im selben Jahr begannen in zehn Heften, 120 Lieder, „Pauli Gerhardi geistliche Andachten" zu erscheinen, von Crügers Nachfolger, dem Lüneburger Johann Georg Ebeling eigens komponiert und herausgegeben. 1669 fand der tief Gequälte, Schmerzensreiche zu Lübben seine letzte Zuflucht. Das goldene Gewölk seiner Lieder stand über blühenden Glaubensfeldern. Nur die mißverstandene Stimme seines Gewissens hatte ihn in frommen Hader gescheucht, sein Glaube war im Grunde eine fromme stille Feier. Keine schweren Gedanken schwerer Dogmen, Stimmung und Herz! Nicht das alte evangelische Kirchenlied, das ein streitbarer Schlachtruf ungegliedert aus der Masse der Gemeinde brach, er sang für sich und jeden, der ähnlich gestimmt war. Wie die Mystik einst die christliche Lehre ins Innere geträufelt hatte, wie sie den allgemeinen Glaubensinhalt für jeden Einzelnen zu einem persönlichen Erlebnis machen wollte, aus einer Menge unzählige Einzelne, so Gerhardt im Rahmen seiner Kirche. Er gehört in die Lausitz. Er kannte diese Welt der Mystiker. In den Formen beweglich wie Licht und Wind, prägte er alle deutschen Strophen durch, griff selbst zu Balladen und Wanderliedern.

Von Lübben nach Guben ist es nicht weit. Hier waren seit 1136 viele Siedler aus Niederfranken und Ostfranken zugezogen und die beispiellose Zähigkeit dieses Volkstums, das sich in allen Verbindungen durchzusetzen wußte, schuf sich wie in Fleming so in einem der weitverzweigten Familie Franck einen Ausdruck, in Johann Franck von Guben, dem Sproß einer alten adeligen Sippe, einem Edelmann, wie alle, die jetzt beide Landschaften führten. Wie Zinzendorf empfing er wohl den Segen des Liedes von der Mutter, die aus dem Literatengeschlecht der Appel stammte. 1618 geboren, studierte Johann Franck in Guben, Kottbus und Stettin und 1636 kam er ins akademische Gymnasium zu Thorn, sein Leben war an die stammestümliche Kultur des Ostens geschlossen. Vielleicht wurde er hier mit Tscherning be-

kannt, jetzt gelang ihm das erste annähernd datierbare Gedicht. 1638 bezog er die Universität Königsberg, Schlesier und Preußen traten in sein Leben, er kam in die hohe Schule des Liedes, die den ganzen Osten bestrahlte. Hier war Tscherning, Dach schattete leise auf ihn ab, hieher kam Opitz, ohne ihn freilich persönlich zu berühren, hier war der Wolgaster Johann Weichmann, der Komponist der „Sorgenlägerin" und weltlicher Lieder. Sein Herzensfreund wurde der Schlesier Henrich Held aus Guhrau. Franck stand mit beiden Füßen in dieser Komponistenstadt. 27 Lieder entstanden bis 1640, viele weltlich sinnliche, darunter nur fünf geistliche. Dann ging er nach Prag, wurde in der Heimat 1648 Ratsherr und 1661 Bürgermeister. Er träumte von einer Landesuniversität in Guben. 1677 starb er. Hochzeitslieder, Episteln und poetisches Räucherwerk vor den Freunden waren Opfer an die Zeit. 1648 erschien zu Frankfurt an der Oder der erste Teil seiner Werke. Zu den Andachtszymbeln, die der Kantor in Guben, Christoph Peter aus Weida im Vogtlande, herausgab, steuerte er 64 Kirchenlieder bei. Der Hymnus des Ambrosius veni redemtor gentium mit seiner Feier der Virginität, den Franck übersetzte, ist nicht das einzige Zeugnis für katholische Elemente in seinen Liedern. Auf Mariä Verkündigung dichtete er die bewegten, etwas lauten Verse:

Jungfrau-Mutter, Keuschheit selber,
Du gebenedeites Weib,
Für die hohen Sterngewölber
Wird dein unbefleckter Leib
Heut zu Gottes Thron erlesen,
Du empfängst ein ewig Wesen.

Eine Reihe alter lateinischer Hymnen hat er verdeutscht; volkstümliche Bräuche spiegeln sich: „Mein Jesus hat die Maie des Glaubens drein gepflanzt"; mystische Jesuslieder wie bei Scheffler und Rinkart; ein Türkenlied christlicher Soldaten; Sterbelieder, wehmütig schwer wie die Poesie der Königsberger. Franck faßte alle lyrischen Elemente des Ostens zusammen. Als Edelmann stand er eng neben den Aristokraten der Lausitz und Schlesiens; als Königsberger Student war er durch die preußische Schule gegangen; neben Scheffler war er der erste Vorbereiter romantischer Stimmungselemente.

Die Generation der östlichen Landschaften, die in Form und Inhalt nacheinander das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert nachholte, stand nun endlich um die Mitte des Säkulums unmittelbar vor dem Anschluß an die Bewegungen des Westens. Die Bahn war durchlaufen, der Gleichtakt schien gefunden. Opitzens Formalismus und Böhmes überschwenglicher Inhalt wurden, beides durchdrungen und verschmolzen, auf drei getrennten Wegen dem letzten Ziele zugeführt: Der gläubige Rausch religiöser Stimmungen verweltlichte, ergriff als eigenartige Ablaufsweise des Seelenlebens die reine Literatur und führte nach entgegengesetzter Richtung zu völliger Auflösung

und nur leise von dieser Sonne beschienen arbeiteten sich die Jüngern und Jüngsten auf die volle Höhe modernen Menschentums. Symbolische Namen für diese drei Äste der Entwicklung sind Lohenstein, Zinzendorf und Gryphius.

Hier im Osten am Ausgang der mystischen Zeit ergriff die Bewegung die Massen, in Formen, die überraschend dem Zusammenbruch der Mystik im vierzehnten Jahrhundert glichen. Schon 1590 hatten sich um Goldberg und Liegnitz mystisch erregte Haufen von Bauern zusammengerottet. 1707 zog sich der Schwede Karl XII. aus Sachsen durch Schlesien zurück. Auf freiem Felde hielt das Heer seinen Gottesdienst. Es ergriff zunächst die Kinder. An manchen Orten strömten nur die Knaben zusammen, an andern Mädchen und Knaben und hielten öffentliche Andachten. Wie Feuer ergriffen diese Kindergebete das Land; brennende Augen sahen weiße Vögel über den Häuptern der Kleinen. Der Breslauer Rat ließ ihnen sogar vier Kirchen öffnen. Freunde und Feinde dieser unerhörten Andacht standen auf. Es dauerte bis in den Sommer 1709. Als zu Büdingen 1712 Religionsfreiheit verkündet wurde, kamen schwärmerische Prediger in Scharen nach Schlesien. Gewaltsam unterdrückt und in der eigenen Glut zerflackernd, brach die Bewegung endlich zusammen. Diese Kinder waren die Altersgenossen des kleinen Grafen Zinzendorf, der eben, von Frauen behütet, auf Schloß Großhennersdorf in diese zitternde Luft hineinwuchs.

Zinzendorf ist ein stammesgeschichtliches Problem wie es wenige gibt. Es war ein altes bairisch-ostmärkisches Dynastengeschlecht, das einen Zweig in Ostfranken fortsetzte. Was ist baierisch an dem Grafen Nikolaus Ludwig? In der Lausitz war unter allen Familien eine der verzweigtesten die Sippe der Gersdorf. Ein Geschlecht der Dichter und Dichterinnen, kluger, kundig schreitender Frauen. Sechs Dichterinnen trugen diesen Namen und daß der einzige Edelmann der Lausitz, von dem im fünfzehnten Jahrhundert künstlerische Interessen andeutend bezeugt sind, ein Gersdorf war, ist eine der kleinen Tatsachen, die oft wie ein glühender Funken ahnungsvolle Dunkelheiten erhellen. Die bedeutendste Frau des Geschlechts, Henriette Katharina, die Gattin des Landvogts Nikolaus von Gersdorf, war freilich angeheiratet; sie stammte aus der Familie von Friesen. Ihr gelangen lateinische und deutsche Verse; ihre Lieder erschienen 1725. Sie war Zinzendorfs Großmutter. Der Kleine trug nur den Namen der ostbairischen Sippe; nach Veranlagung, Begabung und Erziehung war er ein Gersdorf, ein echter Lausitzer Edelmann, ein Kind seiner Mutter wie so merkwürdig oft im blutgemischten Osten. 1700 kam das Kind zu Dresden auf die Welt, Philipp Jakob Spener, der Freund seiner Großmutter, war Taufzeuge. Ein Gnadenkind, das Briefe an Jesus schrieb und durchs Fenster warf, nach Großhennersdorf in die Zucht der

Frauen seines mütterlichen Geschlechts kam, dann nach Halle in das Pädagogium des andern Freundes seiner Großmutter, August Hermann Franckes. 1716 zu Wittenberg Student der Rechte, trat Zinzendorf drei Jahre später seine große Reise an, stand zu Düsseldorf aufs tiefste erschüttert vor einem Ecce homo; überall wo die Größe der Zeit im Reifen war, in Holland, in Straßburg, in Nürnberg, verweilte er. Sein großes Jahr war 1722. Er fand seine Frau, die einzige, die es vielleicht für ihn gab, die Gräfin Erdmuth Dorothea von Reuß. Frauen der Mystik! Keine Nonnen mehr, Gattinnen und Mütter, nicht mehr Führerinnen aber Weggenossinnen, die viel Müdigkeit verscheuchten. Er schloß mit ihr einen Bund, „auf des Herrn Wink alle Stunden den Pilgerstab in die Hand zu nehmen und zu den Heiden zu gehen, um ihnen den Heiland zu predigen". Im gleichen Jahr schlug Christian David den ersten Baum zum Pilgerhause Herrnhuts nieder. In Großhennersdorf böhmische Brüder und zu Berthelsdorf mährische wuchsen zu eignen Gemeinden heran. Die Güter des Grafen waren ein Hort, wo das slavische Glaubensleben die letzte Wandlung durchmachen konnte. 1733 begannen die Missionsreisen. Drei Jahre später trieb ihn Graf Brühl außer Land. Er rastete in der Wetterau. 1739 predigte er an uralten Stätten innerlicher Gottesnähe, in Hirsau, Heilbronn, Calw, ging wieder nach Amerika, durfte 1747 nach Herrnhut zurückkehren, fand seine Gemeinde im Taumel völliger Auflösung und griff mit starker Hand ein. 1760 starb er.

Gewiß vermittelte Zinzendorf zwischen der Mystik des Ostens, die ein bodenständiges erstes und notwendiges Glied in der Entwicklung der Neustämme war, und zwischen dem Pietismus des Westens, der weder der Mystik des vierzehnten Jahrhunderts noch der des siebzehnten im Osten innerlich gleichzusetzen ist, der für die evangelischen Teile der Altstämme die neue Form des Geisteslebens bedeutete. Aber die Beziehungen Zinzendorfs sind fast nur persönlich und 1729 brach er mit Halle vollständig. Dann kam der Einfluß Amerikas: Fantastik, Luxus der Worte und Formen, fast Groteske in Bild und Stimmung.

Alle seine Gedichte sind Improvisationen. Er war vielleicht der größte Stegreifdichter des deutschen Volkes. Ein Formvirtuos, dem die Strophen so unerschöpflich rollen, daß er gewaltsam dazwischen fahren muß, damit das Gedicht endlich einmal ende. Opitzens Formalismus mit dem Übermaß des Inhalts verschmolzen. Ritterliche Anschauungen auch bei ihm:

Laß uns rittermäßig ringen,
Durch Tod und Leben zu dir dringen!
Als Feldherr tritt ins erste Glied!

Das ist so ein Ritterrennen,
Da wir noch manchen Helden kennen,
Der mit uns auf den Wahlplatz zieht.

Unmittelbare Anklänge an Sprache und Illustrationen mystischer Bücher des vierzehnten Jahrhunderts, an das Mitdulden, das noch bei Scheffler die religiös verzückte Grundstimmung war:

Liegst du hier in Feuerfesseln?
Ich will mitgestochen sein!
Legt man dich in Band und Fesseln?
Ich will mitgebunden sein!

Mußt du in den Deinen leiden?
Ich will mit zur Leidensnot!
Was du meidest, will ich meiden;
Stirbst du, geh' ich auch in Tod.

Und Formen, die so modern sind, im Tonfall von Liedern der Gegenwart klingen, daß ein Vergleich überraschend wirkt.

Solche Leute will der König küssen,
Die, wenn sie sich keinen Rat mehr wissen,
Still hingesunken,
Sich erbitten neue Gnadenfunken.

Solche Leute will der König schützen,
Die ihm ruhevoll zu Füßen sitzen,
Und ihm vertrauen,
Bis sie ihre Last gehoben schauen.

Solche Leute will der König segnen,
Die, sooft sie einem Knecht begegnen
Von Christi Chören,
Ihn als einen Gottesfürsten ehren.

Solche Leute will der König lehren,
Die ein jedes Kind mit Nutzen hören,
Und fröhlich wissen,
Daß sie Schüler sind und lernen müssen.

Sooft der Mensch die christlichen Gnadenwirkungen tiefer ergreifen wollte, sooft ihn der Drang nach Vergottung erfaßte, war es die sinnlich persönliche, menschlich nahe Gestalt Christi als Erlöser und Dulder, an der sich mystische Leidenschaften entzündeten. In Leiden und Sterben wurde Gott wirklich Mensch; hier sprangen alle Quellen auf, zu denen sich fiebernde Liebessehnsucht beugen konnte. Das war das große Mysterium, das Liebe und Tod, höchste Lust und tiefste Qual in einer Schale reichte. Griff der Mensch nach diesem Trank, so stürzte er wie im Rausch von Abgrund zu Abgrund. Zinzendorf warf die entgegengesetzten Nerven menschlichen Empfindens noch wirrer durcheinander als die Nonnen des vierzehnten Jahrhunderts. Seine Todeserotik, Schmerzenswonne ist der überleitende Akkord von der Mystik der Altstämme und des Ostens zum dunklen Liede des Lebens und Sterbens in der Romantik. Ihm blieben es noch maßvoll schöne Gefühle, er fand noch lautere Formen dafür:

Lieber Heiland, deine Wunden
Sind ein unergründlich Meer,
Denn ein wolkengleiches Heer
So von Kranken als Gesunden

Hat sein Heil daraus getrunken.
Ruft doch aller Zeugen Mund:
O wer in der Wunden Grund
Ganz und gar wär' eingesunken.

Aber schon seine Wundenlitanei 1744 zeigte den völligen Ausbruch des Wahnwitzes, der in den grauenvoll blutigen Bildern, unsäglich schmutzigen Ehe-

liedern der Brüder wahre Orgien feierte. Das war die Auflösung der Mystik des Ostens.

Zinzendorf war durchaus das Weib; war die Mystik des Westens, das ausgesprochene Geistesleben der Frau gewesen, feminin ist die ganze Kultur, die er verkörperte, unnatürliche Weichheit, vollständige Zerstörung aller Lebenskräfte. Seine Frau wie er, eine Gestalterin schöner süßer Lieder.

Rückgewandt von dieser glühenden Wüste, in der alle Quellen versiegten, erblickt man den zweiten Weg, von Führern der beiden Stämme beschritten, in eigenem Lichte. Die abenteuerlich überschwenglichen Literaturformen der jüngern Generation des Südostens wurden mit Vorliebe vom Auslande her erklärt. Man sah in ihnen nur Begleiterscheinungen einer Zeitkrankheit, die in Spanien an Luis de Gongora, in England an John Lylys, in Italien an Marino aufbrach. Aber wenn zwei dasselbe tun, ist es wirklich nicht dasselbe. Und der Hinweis auf die Fremde erklärt vielleicht die Form des Übermaßes aber noch nicht seine Gründe und Ursachen. Es wäre merkwürdig, daß der welsche Unsinn gerade nur in jenen Landschaften blühte, die eben in die Gesamtentwicklung eintraten, während der Südwesten freiblieb. Diese Literatur der Freude am Gräßlichen, der Unform, des überspannten Seelenlebens, der grausamen Wollust ist zusammen mit der Mystik des Ostens Gegensatz und Reaktion zu Opitzens Formalismus, wie es die Mystik des vierzehnten Jahrhundert nach der höfischen Kultur war, Prosa gegen den Vers, inneres Übermaß und äußere Leere nach äußerer Überkultur und innerer Leere, ein einfacher, natürlicher Prozeß, wie Druck Gegendruck erzeugt. An der Mystik bis Zinzendorf aber gemessen, ist diese Literatur nur der andere weltliche Inhalt einer Gefühlsform, die sich nur mit Vorliebe dem Religiösen zuwandte; es sind Zerfallsprodukte der mystischen Seele, die noch einmal aufgärten. Ob sich die Brüder in das wonnige Grauen einer Poesie des Bluts und der Wunden einwühlten und Lohenstein und Zigler sich am Köpfen und Vierteilen erfreuten; ob die Brüder das Kirchenlied bis zur Zote herabtrieben oder die Kavaliere die primitivsten Instinkte aufstachelten; ob diese Perversitäten dort gesungen und hier gespielt oder in barocker Prosa ausgebreitet wurden, das waren nur Unterschiede des Inhalts, nicht des seelischen Ablaufs. Die Trauermusik der Königsberger als Vorklang der Todeserotik, Gerhardts „Haupt voll Blut und Wunden", die religiöse Sinnlichkeit der Brüder, Schefflers heilige Seelenlust, Böhmes Vertauschen der Qualitäten, die Kunst des Gräßlichen der drei Kavaliere: überall war es *eine* Seele, die gleiche Art der Schwingungen, ähnliche Gefühlsprozesse, nur eben inhaltlich und in den Maßen anders bestimmt. Opitz und seine Schule, als Ergebnis der Landschaft und in seiner Bedeutung für sie, mit

dem dreizehnten Jahrhundert verglichen, und diese ganze mystische Bewegung in all ihren Abstufungen als Abglanz des vierzehnten Jahrhunderts und zu Opitz als Gegensatz und Ergänzung erschöpften das geistige Leben der Neustämme, das dem Anschluß an den Takt des Südwestens vorausgehn mußte.

Im Kirchenlied drang die Mystik in Schlesien, anders wie in der Lausitz nicht durch. Johann Heermann, 1585—1647, aus Rauden bei Wohlau, ein glänzender Humanist und poeta laureatus, Pfarrer zu Köben an der Oder und dann Flüchtling in Lissa, dichtete noch ganz im alten epischen, objektiven Stile von Luthers Liedern. Eher zu Kompromissen geneigt war Benjamin Schmolck, 1672—1737, aus Brauchitschdorf bei Lüben, Dekan zu Schweidnitz, der Dichter „heiliger Liederflammen der himmlischgesinnten Seele". Mit seinen 1188 geistlichen Liedern erreichte er fast die Zahl 2000 Zinzendorfs. Erdmann Neumeister, 1671—1756, vollends war ein Wortführer im Kampf gegen den Pietismus.

Ganz deutlich lassen sich die Übergänge von der Mystik des Ostens zur Literatur der Lohenstein und Zigler erkennen. Da war es der Breslauer Quirinus Kuhlmann, 1651—1689, halb Narr und halb Schwindler, seelisch zerrüttet. Zur Linken sah er immer ein Licht brennen. Religiöser Zäsarenwahnsinn stachelte ihn zu den abenteuerlichsten Plänen, führte ihn auch durch die ganze Welt. Dem Sultan brachte er persönlich die Einladung, sich zu ihm zu bekehren, und als er sich gar nach Moskau wagte, ließ ihn der Patriarch verbrennen. Von Böhmes Schriften war er in Holland unmittelbar berührt worden. Prophet und Dichter! Sein „Kuhlpsalter" enthält 150 Psalmen auf sein religiöses Königreich. Der eigentliche Mittelpunkt aller Beziehungen ist aber Johann Christian Hallmann, um 1640—1704. Auch er ein Breslauer, Konvertit wie Scheffler, unter dieser jüngern Generation der eigentliche höfische Dichter, der unermüdlich feierte. Musik, Tanz, Ballett, Schäferoper, in allem auch der letzte und einzige noch, der Opitzens Welt verkörperte. Aber in schöner Grausamkeit, im Kitzeln der Nerven, in wallendem, flatterndem, schwerem Wortprunk, in den wildesten Ausbrüchen siedend erhitzter Fantasie ließ er sich selbst die Matadoren des neuen Stiles nicht gleichkommen. „Streut Salz aufs rohe Fleisch und kitzelt sie mit Bürsten" ist noch eine der kleineren Harmlosigkeiten. Aber eben in allem der Durchgangspunkt. Wie Gryphius, wie die ganze sächsisch-niederfränkische Welt die Küste entlang nahm Hallmann bäuerliche Zwischenspiele im Dialekt seiner Heimat auf.

Edelleute, immer waren es Edelleute! Christian Hofmann von Hofmannswaldau, 1618—1679, aus Breslau steht seiner ganzen Figur nach eher unter Opitzens Gefolge, den er auf dem Danziger Gymnasium kennen lernte, und nur in der prickelnden, kitzelnden Behandlung der Nerven, im völligen

Aufsaugen seines ganzen Lebensinhaltes durch den erotischen Gedanken gehört er in diese Atmosphäre, die alles in Erotik auflöste, Tod, Gott, Qual und Leiden. Er hing vielleicht am engsten unter allen mit dem Auslande zusammen, übersetzte Guarinis treuen Schäfer und Theophiles sterbenden Sokrates. Seine Form waren poetische Geschichtsreden, kleine Epen, oft in Monologen, Briefe von Helden und Heldinnen, Arien, Madrigale. Der andere prägte die neue Kunst viel schärfer aus, seine Mitschüler am Breslauer Magdaleneum Daniel Casper von Lohenstein, 1635—1683. Seine Heimat war Nimptsch im Fürstentum Brieg, die Familie wohl ursprünglich kleinbürgerlich, erst der Vater wurde 1670 geadelt. Doch die Mutter stammte aus einer Sippe, die ihre Nobilität abgelegt hatte. Der Fünfzehnjährige schrieb sein erstes Trauerspiel, schlichter, formvoller und natürlicher als alles Spätere, den „Ibrahim Bassa“ nach einem Roman des Fräuleins von Scudery in Zesens Übersetzung. In Leipzig studierte er Jus und 1652 schrieb er auf den Tod seiner Mutter in wechselnden Strophenformen den „Denk- und Dankaltar“. Eine ekelerregende wüste Ungeheuerlichkeit. Ein Wühlen im Grauen, Schwelgen in Tod und Verwesung. Er tritt an den zersetzten Leichnam der Mutter. Das war der letzte Exzeß der Königsberger Todespoesie, des Blut- und Wundentaumels der neuen Mystik seit Scheffler. Ein Stil toter, ungegliederter Massen, lauter Substantiva und Adjektiva ohne das lebendig zerteilende Zeitwort. Nach längern Reisen wurde er Rechtsanwalt in Breslau, dann Syndikus des Senats und leistete als Diplomat der Stadt wertvolle Dienste. Das Blut der Familie zerrann in den Schmettau, Goldfuß, Gloger, Sommerfeld, Friedeborn. Seine Dramen sind eins wie das andere, Cleopatra, Agrippina, Epicharis, Ibrahim Sultan, Sophonisbe, alle Greuel der Wollust und Grausamkeit aus der Weltgeschichte zusammengefegt, „durch Bordell und Schlachthaus zerrend“. Der Roman Arminius ist die groteske Ausgeburt dieses Geistes, der Ausgangspunkt jener scharfen geographischen Linie, die den Roman des Ostens und Nordens von der Entwicklung des alten Literaturbodens südlich der Elbe und des Harzes abschneidet. Läßt die Grundstimmung dieser Generation keinen Zweifel darüber, daß der ganze Osten in gewissen Urelementen eine Einheit bildete, der Stil erweist die gleichen Zusammenhänge. Bild und Anschauung war das eigentliche Leben wie der alten Mystik so der verwandten Bewegung im Osten und gerade das krankhafte Auswuchern der Fantasie und Anschaulichkeit, das Überwiegen der Bilder, schwere Zusammensetzungen bezeichnen diese Form der Ungeheuerlichkeiten. Das Pathologische an der jüngern Generation zeigt der dritte, der Lausitzer, Heinrich Anshelm von Zigler und Kliphausen, 1663—1696. Geboren wurde er zu Radmeritz; am Görlitzer Gymnasium und auf der Universität zu

Frankfurt an der Oder fand er seine Bildung. Sein äußeres Leben ging in der Pflege seiner Rittergüter auf, zu Probsthain und später zu Liebertwolkwitz. Seine Mutter war eine Schlesierin. Physisch krank und hypochondrisch, mit seinen ernsteren Neigungen Historiker, im Innersten Höfling, ohne es äußerlich zu sein, trieb er, wie Zinzendorf, sein engerer Landsmann und Standesgenosse, die geistliche Form für die Stimmung des Blutes und der Wunden fand, die weltliche Ausartung bis zur Narrheit. Die „Asiatische Banise" 1688, d e r Roman dieser Kultur, wurde das am meisten gelesene Buch der ganzen Richtung. Die Geschichte spielt in Hinterindien und reißt alle Schrecken des Stoffs und der Darstellung auf. Krankheit und Wahnsinn! „Hernach stieg er auf eine Schaubühne, von welcher man einen großen Markt übersehen konnte, und befahl, daß man alle kleinen Kinder, so auf den Gassen hin und wieder in ihrem Blute lagen, zusammentragen, auf Stücken zerhauen, solches zarte Fleisch mit Reis und Gras vermengen und seinen Elephanten zur Speise vorwerfen sollte. Ingleichen brachte man darnach auf den Schall der Trommeln und Trompeten mehr als hundert Pferde, die alle mit geviertteilten Männern und Weibern beladen waren, diese ließ er ebenmäßig kleinhacken und in ein dazu gemachtes Feuer werfen." In Landschaften, deren eigentliche Literaturblüte an solchen Wegen reifte, gewinnt eine Dichtung wie Kleists Penthesilea ein eigentümliches Leben.

Von Opitz bis Zigler und Zinzendorf waren alle wirkliche Abkömmlinge dieser Landschaften, den Wurzeln ihrer Familien kann man zumeist durch Jahrhunderte nachgehn, der eine oder der andere vielleicht, ja wahrscheinlich ein Slave, ein dritter war es sicher, die Literatur, die sie schufen, darum der eigentliche Ausdruck ihrer Stämme, von Opitz bis Zinzendorf literarische Formen, ein Ablauf des Seelenlebens, der typisch die Ausgangspunkte neuer Völker und neuer Stammeskulturen bezeichnet. Sie vertraten eine Literatur, die sich im wesentlichen auf den Umfang ihrer Stämme beschränkte, die, wenn man ihre ragenden Gipfel betrachtet, durch tiefe Gräben vom Schrifttum der sächsischen Welt und der Altstämme getrennt war. Da trieben um die Mitte des Jahrhunderts und dann immer stärker Kräfte empor, die sich sofort als neue, nicht stammesgemäße äußern, die sofort mit dem Westen schwangen, die in gerader Linie Bewegungen des Westens fortsetzten, die sich als modern erwiesen. Die Dichter dieser Wendung waren nun wirklich keine Schlesier, Gryphius, Weise, Günther, Söhne oder Enkel von Zugewanderten. Sie konnten darum gar nicht Träger von Stammestendenzen Schlesiens sein, hatten als Sprößlinge alter Kulturstämme nichts nachzuholen und trugen befruchtend und fördernd die Mächte ihrer Heimat in die Landschaft.

Schon in dem Breslauer Heinrich Mühlpfort, dem Freunde Hofmanns, der sich in allen Charakterzügen von ihm fernhielt, ein wunderbar leicht arbeitender Gelegenheitsdichter, und in dem Lausitzer August Adolf von Haugwitz, 1647—1706, dessen Prodromus poeticus 1684 erschien, die beide sich stärker an Opitz hielten, war die Opposition gegen den neuen Geist durchgedrungen. Sie blieben wirkungslos.

Der erste, der sich von Opitz losmachte und noch mitten in der mystischen Schwüle den klaren Gedanken wieder durchsetzte, den Kopf gegen das Herz, die Wirklichkeit gegen eine Welt erträumter Gefühle und Stimmungen, die Wirkung der Gedanken durch innern Gehalt, nicht durch Bild und Form war Friedrich von Logau. Er, der einzige alte Schlesier dieser Gruppe. Zu Brockut bei Nimptsch 1604 geboren, Page der Herzogin Dorothea Sibylla, dann wohl auf der Frankfurter Universität, übernahm er zunächst sein Gut Brockut. Viel Leid kam über ihn, mit dem unaufhaltsamen Verfall seines Vermögens rang er verzweifelt. Ein Feind des Hoflebens, war er gezwungen höfische Dienste zu suchen. In Liegnitz starb er 1655. Ein edler, keuscher, bescheidener, liebenswürdiger Mann, ein wahrer Kavalier, voll Lobes stillen häuslichen Glücks, tief gläubig, ein feuriger Patriot. Die Liebeslyrik seiner Jugend ist verloren. 1654 erschienen seine Epigramme, 3560 Stück, unter dem Namen Salomon von Golau. Die Landschaft bot ihm keine Tradition. Denn Abrahams von Dohna historische Reime auf den Regensburger Reichstag 1613 blieben ungedruckt, so viele und überaus fruchtbare Keime internationaler Literaturbeziehungen in dem umfangreichen Reimwerk steckten. Logau ist der modernste Mensch seiner Altersgenossen im Stamm, doch seine Figuren sind Typen, keine Personen. Die Sinngedichte sind größtenteils sein Eigentum. Fremdensucht und Modewesen stacheln seinen Zorn immer wieder auf. Gegenüber den scharfen Niedersachsen und den episch kunstvollen Franken vertrat er die schlesische, konziliantere Form der Satire.

Kein Schlesier schrieb bis ins neunzehnte Jahrhundert ein Drama, das irgendwann und irgendwie eine Bewegung geführt oder eingeleitet hätte. Das reine Ostfranken hatte keine dramatische Tradition. Wohl aber Thüringen. Die Landschaft hatte im wirksamsten Bereich der bedeutendsten Bühnen des sechzehnten Jahrhunderts gelegen, die großen Dramatiker des bairischen Stammes in jener Zeit, Naogeorgus und Rebhun, hatten sie unmittelbar beeinflußt. Aus diesem Literaturmilieu war Martin Rinkart und sein Dramenzyklus erwachsen. Thüringen besaß Überlieferungen, an die gerade Wege in die Zukunft anzuschließen waren. Wo mußte der Angelpunkt des ostfränkisch-thüringischen Schlesiens liegen in Schauspiel und Bühnenkunst? In Thüringen lag die niederfränkisch besiedelte goldene Au, der natürlichste

Brückenpfeiler für die Kulturbeziehungen zu Niederfranken, dem Heiligtum deutscher Kultur im siebzehnten Jahrhundert. Von dorther auf dem geradesten Wege war für die schlesische Landschaft der Zuzug niederfränkischer Güter zu erwarten. Und das war wirklich die Sendung des Andreas Gryphius, des Schöpfers der Kunsttragödie in Schlesien und bis auf größere Zeiten in ganz Deutschland, des reichsten Vermittlers niederfränkischer Literatur an den Osten. Gryphius war kein Schlesier. Sein Vater Paul aus Utleben bei Heringen, dem Mittelpunkt der goldenen Au, war seinem Lehrherrn in Nordhausen davongelaufen und hatte in Schlesien Haus und Heimat gefunden. War sein Sohn darum ein Schlesier? Die Familie hatte schon im sechzehnten Jahrhundert ihren alten Adel abgelegt. In Großglogau kam Andreas 1616 zur Welt.

In die Landschaft wuchs er trefflich hinein. Zuerst vom Stiefvater, dann auf wechselnden Schulen gebildet, lernte er die Sprache des Grundvolks, polnisch, und soll später dreizehn Sprachen verstanden haben. Das Danziger Gymnasium, das fast die ganze Dichtergeneration des Ostens besuchte, bezog er 1634. Unter den Lehrern herrschten Opitzens Anhänger. Vielleicht traf er ihn hier selber. Hofmannswaldau war sein Mitschüler. Den Lorbeer erhielt er schon drei Jahre später von dem kaiserlichen Kammerfiskal Georg von Schönborn auf Zissendorf, selbst poeta laureatus, bei dem er Hofmeister war. 1638 ist er in Holland, wird in Leyden immatrikuliert, verkehrt mit Heinsius und andern führenden Männern und geht 1644 auf die große Reise mit jungen Kavalieren. Professuren werden ihm angeboten, doch zieht er Schlesien vor. 1650 wird er Syndikus der Stände im Fürstentum Glogau, in Breslau ist er unter Hofmanns Freunden. 1664 bricht er in der Ständeversammlung nieder, nach reichen Erfolgen noch immer nicht auf voller Höhe: er war zum großen Dichter der Zeit berufen. Seine Seele klingt in seiner reichen Lyrik. Er ist der volle Gegensatz zu Opitz und wächst noch unmittelbar aus der Mystik und Askese, aus dem schweren Fruchtboden religiöser Gefühle beider Landschaften. Selbst dem Gräßlichen opferte noch 1633 sein lateinisches Epos Herodis furiae et Rachelis lacrymae und den Stimmungen Schefflers und Zinzendorfs das Passionsepos Olivetum. Und doch wurzelte die Form dieser Stoffe nicht in der schlesischen Heimat; sie war die gerade Fortsetzung hessisch-thüringischer Poetentradition. Reiner kam die mystisch schwere, grübelnde Glaubenspoesie zum Ausdruck in seinen meisterhaft gebauten Sonetten, nach den „Tränen" 1636 die „Sonn- und Feiertagssonette" 1639 und die „Kirchhofgedanken" 1656; das war der Osten, die eigentliche Farbe der Landschaft, die typische Erscheinung, daß ein stammesfremder Dichter nur von den stammestümlichen Elementen der neuen Heimat angezogen wird, dort aber, wo er nach Neuem strebt,

die Tendenzen seiner eigentlichen Heimat durchsetzt, er das lateinische Epos und das Drama.

Die Niederlande waren in diesen Jahren die eigentlichen Trägerinnen der deutschen Kultur, nicht weil sie im einzelnen Überragendes schufen, sondern weil alles zusammenklang, eine beispiellose äußere Entfaltung, der siegreiche Kampf gegen die spanischen Habsburger, der Losbruch vom Reiche, die konsequente Fortentwicklung der Kultur des sechzehnten Jahrhunderts, die höchste Anspannung aller geistigen Kräfte. Eine geschlossene Einheit, während in Deutschland erst die drei Stammesgruppen, der neue Osten, die sächsische Welt und die alten Landschaften geistige Fühlung suchten und fanden. Die Hochblüte der niederfränkischen Kultur brach wie immer im Drama auf. Hooft und Jost van den Vondel hatten die klassische Tragödie großen Stiles geschaffen; Brederoo und Samuel Coster vertraten unter englisch-spanischem Einfluß eine romantische Form und flochten in ihre Stücke Zwischenspiele in Amsterdamer Dialekt ein, eine vorbildliche Tat für alle niederfränkisch-sächsisch besiedelten oder beeinflußten Landschaften. Als Gryphius in Holland war, hatte sich Coster bereits zum Klassizismus bekehrt, Brederoo war seit 1618 tot, das romantische Drama war im Sinken, Hooft hat alle seine Stücke schon veröffentlicht, Vondel hatte seine ersten vier eigenen Tragödien geschaffen, Het Pascha, Hierusalem verwoest, Palamedes, Gijsbrecht van Aemstel. Eben 1641 setzte bereits die romantische Reaktion ein. In diesem Jahr wurde in Amsterdam die Bluttragödie Aran en Titus von Jan Vos gespielt.

In diesem neuen Leben stand Gryphius. Seine äußere Heimat zwar eine Landschaft, die weder wirtschaftlich noch geistig annähernd auf gleicher Höhe stand, aber als Thüringer, aus der Gegend der goldenen Aue, Erbe von Stammestraditionen, die immer wieder von Niederfranken her genährt worden waren. So konnte keiner besser berufen sein, das entlegene, eben zu modernem Leben erwachende Schlesien, wenn auch nur flüchtig, an die niederfränkische Bewegung anzuschließen. Mit Übersetzungen aus allen Sprachen begann er, darunter Vondels Gibioniter. In Straßburg, wo ein guter Teil von Opitzens Wirkung fundiert war, schrieb er 1646 sein erstes Stück, den „Leo Armenius", der Stoff eine byzantinische Palastrevolution, ohne Liebesgeschichte, ohne tragische Schuld. Der Held zerbricht an seiner Schwäche. Geistererscheinungen wehen durch das Drama. Die Griechen und Vondel sind seine Muster; die erste klassische Tragödie, die erste Frucht des Humanismus, der unmittelbarste Fortklang von Rebhuns Wirksamkeit, dessen Erfolge rings um Thüringen erwachsen waren. Der Stil im Feuer der Antike geglüht. Wie man Bäume fällend von allen Seiten gegen einen Mittelpunkt vordringt, so räumt er um den Kerngedanken rings durch negative Satzteile selbst-

geschaffene Hindernisse weg. Lateinische Konstruktionen! Nach antiker Weise Stichomythie, Schlagwortverse. Er preßt alles in das System eines Beiworts mit all seinen Sippen an Adverbien und Partikeln. Der Dialog ein Rhetorengefecht. Seine Alexandriner sind die erträglichsten des Jahrhunderts. Er bricht sie durch die Wechselrede verschieden ab. Verteilt einen einzigen Vers auf fünf Sprecher. In der Sprache Elemente schlesischen Dialekts, Trümmer slavischer Sprachen, das Milieu seiner Geburtsheimat. Die Auftritte wirbeln fröhlich herein, in medias res, beginnen mit einer Frage. Wie Rebhun bildet er die griechischen Chöre nach, „Reihen"; sie ziehn die große Moral aus den vorausgehenden Auftritten. Michael hat sich durch Worte verraten; der Chor diskutiert Segen und Fluch der Zunge. Die Versammlung der Verschwörer ist mit Shakespeares Kraft gezeichnet, in dessen Todesjahr Gryphius geboren wurde. Eine Beschwörungsszene, durch die Makbeths Hexen schleichen und raunen:

Umwinde mir dreimal den Kopf mit diesem Band!
Schütt' aus die Totenbein'! Steck' an die dürre Hand!
So lang als hier vor uns die lichten Finger brennen,
Müss' uns kein fremder Mann, kein fremdes Aug' erkennen!
Dies sei der erste Ring, dies sei der letzte Kreis,
Hieher gehört der Kopf, hieher das Tuch mit Schweiß
Der Sterbenden genetzt, die eingebundnen Herzen.
Hieher die Frauenhaut, die in den Kinderschmerzen
Durch diese Faust erwügt; die Kräuter zwischen ein,
Die ich mit Erz abschnitt bei stillem Mondenschein.

Noch immer ein Einfluß der Kunst des Gräßlichen, aber zu ganz bestimmtem Zwecke. Auch Gryphius wurde von der Bewegung des Ostens gestreift, die zu Lohenstein und Zinzendorf führte. So schuf er 1649 in „Carolus Stuartus", nach Zeitungsberichten die Tragödie des Gottesgnadentums; so 1657 mit der Märtyrertragödie „Katharina von Georgien" unter Einwirkung von Vondels Jungfrau ein feineres Nachspiel der schlesischen Blutpoesie; so im „Papinianus" 1659, Vondels Palamedes vor Augen, das Martyrium der Gerechtigkeit. Vor 1649 noch entstand das Studentenstück „Cardenio und Celinde", Ort der Handlung Spanien, und verwickelte Liebesaffären. Im Dienst höfischer Gelegenheiten schrieb er zu Krönung Ferdinands IV. 1653 das Freudenspiel „Majuma" und in Erwartung eines rettenden Stammhalters der sterbenden Piasten, das einzige Stück polnisch-schlesischer Färbung, den „Piastus".

Weit überraschender öffnet sich seine Bedeutung für Schlesien in seinen Lustspielen. Der Landschaft fehlte die bürgerliche Kultur des sechzehnten Jahrhunderts im Sinn der Altstämme und gerade er, der Sprößling des

alten Westens führte bürgerliche Elemente dichterisch verklärt in die Literatur der Landschaft ein, holte also für sie das sechzehnte Jahrhundert nach und machte so den Anschluß an den Westen lückenlos. „Peter Squenz", um 1648 gearbeitet, der Stoff des Sommernachtstraums! Gryphius ging unmittelbar auf das englische Original zurück und dichtete die Zusätze eines Holländers weiter. Es ist das Milieu der Meistersänger; sie werden verspottet, Hans Sachs wird genannt. Der alte Versbau wird nachgeahmt. Die komischen Situationen schießen auch hier im Beiwort zusammen. „Er hat einen anschlägigen Kopf, wenn er die Treppen hinunterfällt." Pickelhering will die Rolle des Löwen spielen, weil der nur brüllen muß und er nicht gern viel auswendig lernt. Das echtromantische Ringen mit der Illusion trägt die besten Wirkungen. Es ging immer frischer vorwärts. Der miles gloriosus war ein Erbe der mitteldeutschen Freude an Plautus und Terenz. Gryphius nahm Weises ästhetischen Grundsatz vorweg, man müsse die Leute im Drama so reden lassen, wie sie's im gewöhnlichen Leben tun. Die Frucht war der „Horribilicribrifax", das groteske Bild des Dreißigjährigen Krieges und der abenteuerlichsten Sprachmischung. Zu Ehren der Braut des Herzogs Georg III. von Brieg, Elisabeth Marie Charlotte, Pfalzgräfin bei Rhein, wurde 1660 in Glogau ein Stück gespielt, das die Wunder der Liebe in einem Doppelspiegel zeigen wollte, die Wunder der Liebe unter Bauern und Gebildeten. „Das verliebte Gespenst", ein Singspiel in Alexandrinern, und „die geliebte Dornrose" im schlesischen Dialekt, getrennte Spiele und getrennte Handlungen sind in eins verschmolzen. Die Zeit verschwimmt einem über diesen Szenen, unter den Klängen dieses leichten heitern, melodischen Dialekts. Gryphius ging auch hier auf niederfränkischen Wegen. Aber alle Roheit und Derbheit, das Schelten und Gröhlen der niederdeutschen Bauernkomödien zerfließt in der weichen Lösung dieser Mundart.

Jetzt war die ferne Landschaft in den großen Kreis gerückt, soweit nur irgend möglich auf die Höhe niederfränkischer Literaturerfolge gehoben durch einen Dichter, der sich genug in schlesische Eigenart eingelebt hatte, um sie wahrhaftig verkörpern zu können, in dem aber die großen Traditionen seines eigentlichen, seines Thüringer Stammes so lebendig fortwirkten, als es notwendig war, diese Landschaft nach dem Westen herüberzuziehen.

In der Lausitz wurde dieser Anschluß aus der Landschaft heraus gefunden, zwar auch durch einen Stammesfremden aber immerhin mit Gütern dieser zweiten Heimat. Zwischen Görlitz und Zittau gab es immer Gegensätze und gerade in den beiden Böhmen, die dem Namen beider Städte den eigentlichen Klang verliehen, in Jakob Böhme und Christian Weise, ist der Kontrast historisch erstarrt. Zittau war die eigentliche Schulstadt, inner-

lich den Städten des Erzgebirges verwandt. Das erſte berühmte Kind dieſer Heimat war jener Petrus, der Abt zu Königsſaal bei Prag, der 1336 ſtarb und eine Chronik ſeines Kloſters ſchrieb. Schon Anfang des vierzehnten Jahrhunderts beſaß die Stadt eine Schule, im ſechzehnten löſte ſich dann die geiſtige Verbindung mit Böhmen und wurde an die früher ſo gehaßten ſächſiſchen Lande geknüpft. Reformiert wurde 1521, gedruckt ſei 1586. Wie in Görlitz waren ſtarke Beziehungen vorhanden zu den böhmiſchen Brüdern und zur Schweiz, ja um Oswald Pergener, der 1524 Sekretär wurde, ſcheint ſogar eine Brüdergemeinde beſtanden zu haben. Durch ein Teſtament des Bürgermeiſters Dornſpach konnte 1586 die Lateinſchule zu einem Gymnaſium erweitert werden. Der Wende Kaſpar Janitius aus Bautzen wurde 1585 Rektor und führte ſofort ein Stück „Eli und Samuel“ auf. Bereits 1505 hatte der Schulmeiſter Michael Arnold geſpielt. Michael Juſt, aus alter Zittauer Familie, dichtete reizende lateiniſche Idyllen. Mit Melchior Gerlach, der 1602 Rektor wurde, begann die eigentliche Blüte. So war alles auf die Schule geſtellt, der Anteil an der Myſtik war gering, nur gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wird von einer Seherin, Lenchen Gottſchalk, berichtet. Zittau ſteht durch ſeine ganze Entwicklung im ſtärkſten Widerſpruch zu beiden Landſchaften.

Böhmiſche Exulanten ſiedelten ſich in Scharen um die Stadt an. Aus ſolcher Familie ſtammte Chriſtian Weiſe, zweifellos deutſchen Urſprungs, aber ob er der mitteldeutſchen Blutsgemeinſchaft angehörte oder dem bairiſchen Elemente Deutſchböhmens, läßt ſich nicht entſcheiden, iſt aber bei ſeiner großen dramatiſchen Begabung die ſpannendſte Frage. Sein Vater war Lehrer, 1642 wurde Chriſtian in Zittau geboren, wurde ein braver Muſterknabe und ſtudierte in Leipzig Theologie, las 1663 bereits über Beredſamkeit, Ethik, Geſchichte, Poetik, wurde Profeſſor in Weißenfels und 1678 in ſeiner Heimat. Nach einem Leben, das er zwiſchen Schule und Schreibtiſch teilte, ſtarb er 1708. Ihm lag das Problem, die Landſchaft aus der Enge ihrer ſtammestümlich beſchränkten Literatur herauszuführen und dem Seelenleben des Weſtens anzunähern, ganz anders. Rationaliſt und einer Stadt entwachſen, die wie eine Inſel im Gewoge myſtiſcher Überfülle lag, fühlte er weder den Zwang noch das Bedürfnis, ſich mit dem notwendigen erſten Leben des Neuvolkes abzufinden. Er ſtand von vornherein auf anderem Boden. Und da hinter ihm die geiſtige Entwicklung ſeiner Heimat lag, die ſich im Geleiſe der Schulſtädte des Weſtens vollzogen hatte, da Zittau am nächſten vor dem unmittelbaren Anſchluß ſtand, dem Leben des Weſtens am meiſten verwandt war, ſo brauchte er nur die Summe zu ziehen. Er wurde im Gegenſatz zu Gryphius vom innerdeutſchen Weſten und weiterher von Frankreich aus beeinflußt. Zum Teil

unter dem Eindruck der frischen Leipziger Studentenpoesie, zum Teil von Moscherosch geleitet und von Grimmelshausen schrieb er didaktische und satirische Romane und bog damit die epische Linie, die den Osten und Norden vom Süden abschnitt, etwas nach Norden aus: „die drei Hauptverderber in Deutschland", „die ärgsten Erznarren der ganzen Welt", und ihre Fortsetzung, „die drei klügsten Leute in der Welt". Er führte damit eine ganze Literaturgattung ein, die die mitteldeutsche Teufelsliteratur ablöste und durch die Robinsonaden fortgepflegt wurde.

1686 erhielt Zittau seine stehende Bühne für die drei regelmäßigen Fastnachtsspiele der Schule. Hatte die Entwicklung der Stadt auf geradem Wege aus dem sechzehnten Jahrhundert ins siebzehnte geführt, Weise setzte sie ununterbrochen und folgerichtig bis ins achtzehnte fort. Die Schule beherrschte sein ganzes Leben; seine Schüler gewandt und sicher im Auftreten zu machen, sie sprechen zu lehren, zu diesem Zwecke ließ er sie spielen. Er gab nur eigene Arbeiten und stets nur Novitäten; der Grund war seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit. 55 Stücke gehören ihm sicher zu. Im Bibeldrama ging er all die bekannten Stoffe durch, die das sechzehnte Jahrhundert schon gestaltet hatte, behandelte sie aber derber und grober und hier erlag er auch gelegentlich dem ganz eigentümlichen Stile der jüngern schlesischen Generation. In gewandtem Konversationston, zwar ohne Kenntnis des höfischen Lebens aber meist mit einem glücklichen Blick in die Seele seiner Gestalten, belebte er eine ganze Reihe historischer Stoffe der unmittelbarsten Vergangenheit, die Tragödie des Günstlings Ludwigs XIII., Concini, der 1617 hingerichtet wurde, im „gestürzten Markgrafen von Ancre," den Fall des französischen Marschalls von Biron, im „Grafen von Olivarez". Am interessantesten ist sein „König Wenzel" 1686, der Sohn Ottokars II. Der zehnjährige Wenzel wird von Getreuen seiner harten Mutter Kunigunde entrissen, nach Zittau gebracht und glücklich vor verderblichen Anschlägen gerettet. Reizende Kinderszenen, das tägliche Leben der Stadt, ein buntes Bild der Welt im Kleinen, es war die Heimat seiner Familie und seine eigene neue, die sich hier zusammenfanden. Doch den entscheidenden Vorstoß führte er mit seinen Komödien. Gryphius hatte den alten Stil noch einmal zusammengefaßt, der seit den ersten Nürnberger Versuchen, seit Hans Sachs und den Niederländern keine wesentliche Umwandlung mehr erfahren hatte. Eine Fülle stehender Figuren, um die sich Posse an Posse reihte, ohne eigentliche geschlossene Handlung, ohne Fabel und leitenden Grundgedanken. Weises Vorbild war Molière, nicht mehr die alten deutschen Meister oder die naiven realistischen Niederfranken. Er erfand fortlaufende Handlungen, schob die Typen beiseite und schuf sich neue, individuelle Figuren, vertiefte ihren

Charakter und spann ihn mit der Fabel zusammen. Aus der Posse war ein Lustspiel geworden und der Blick ist nun frei bis ins neunzehnte Jahrhundert. „Das Gläubliche", die nüchterne, rationalistische Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit war sein Credo. Er fand es abgeschmackt und lächerlich, daß die Helden der Bühne in Versen sprechen. Wer spricht im Leben so? Prosa! Das war freilich eine Freiheit, die unbezahlbar war, wer sie nur zu gebrauchen wußte. Der bäurische Macchiavell, die zweifache Poetenzunft, die verkehrte Welt, der politische Quacksalber, der betrogene Betrug, der verfolgte Lateiner, in jeder dieser Komödien steckte eine Fülle individueller Arbeit. Das war kein Nachholen mehr und kein Anschließen, das war ein sicheres Führen in ganz neue Gefilde. Das drängte schon gegen den künftigen Sieger zu, gegen Lessing. Ob Weise mitteldeutschen Blutes war oder bairischen?

Aber es war noch immer das Leben nicht, die eigene persönliche Seele. Auch Aschersleben lag wie die Familienheimat des Gryphius auf altem Literaturboden, im Magdeburgischen, in buntem Völkergeschiebe, nördlich und südlich niederfränkisches Siedelland, thüringisch-sächsische Mischbildungen, thüringisch-fränkisches Neuland. In dieser Umgebung war Paul Gerhardt zu Hause. Von Aschersleben war Johann Christian Günthers Vater, ein Arzt, gekommen und hatte eine Schlesierin zur Frau genommen. Auch das Kind dieser Ehe war kein Schlesier, aber er erbte vielleicht das Temperament von der Mutter, das leichte, liebenswürdige, leichtsinnige, die Musikfreude, das beneidenswerte Glück mit wenig schlichten süßen Worten ein Übermaß der Seligkeit zu sagen, in ein paar leise Laute unheilbares Weh zu legen. Auch ihm wurde der Vater zum Verderben. In Striegau kam er 1695 zur Welt, bezog das Gymnasium Schweidnitz und 1715 die Universität Wittenberg mit dem gemessenen Auftrage, Medizin zu studieren. Doch die Not des selbsterhaltenen jungen Lebens, die andere rettet, ward ihm zum Verhängnis. Er arbeitete leicht, verdiente spielend, früh machte ihn stetig genährte Selbstüberschätzung sorglos und lässig, Lebenslust schäumte ihm in allen Adern, Arbeit wurde ihm zum Ekel, der Vater verstieß ihn, die Geliebte verlor er, nun stürzte er in sinnlosen Taumel, von Rausch zu Rausch, und da ihm in starken Stunden der unbeugsame Vater die Hand versagte, ging er verloren. 1717 suchte er in Leipzig wieder Halt, mit einem Gedicht auf den Passarowitzer Frieden 1718 dachte er hohe Gönner zu gewinnen; einer seiner Lehrer empfahl ihn dem Dresdner Hofe, doch ob aus eigener Schuld oder durch Intrigen, er machte sich unmöglich. Seine Jugendliebe Leonore hatte für ihn die Hand wieder frei, doch der Vater blieb hart; nach ruheloſem Wandern mit einer Pfarrerstochter verlobt, fand er das Herz, das er suchte, kalt wie zuvor. So rieb er sich auf und trank sich zu Tode. In Jena 1723 endete das erbärm-

liche Leben, das so jammervoll war, daß man keine Freude aufkommen läßt über die Lieder, deren Schönheit und Wohllaut mit soviel Elend bezahlt wurden.

In keiner Stunde, selbst wo er am tiefsten sinkt, verliert dieser Mensch die bezwingende Liebenswürdigkeit, die ihm für alles Verzeihung gewinnt. Sein Leben war sein Lied. Zum erstenmal hat der neue Mensch, der sich durch die Stürme des sechzehnten Jahrhunderts zur Persönlichkeit durchgerungen, für den Gewinn seiner Seele Worte gefunden. Jeder Vers ist sein Erlebnis, jedes Erlebnis wird zum Liede. Zum erstenmal kostet es ein Stück Leben, Herzblut, was gefällig leicht in Reimen fortklingt und die Qual der Stunde nicht ahnen läßt, in der das Lied entstand. Neue Wunder des Wortes sind entdeckt. Das Einfachste, aus der Folge von Lauten herausgehoben und an die Sonne gehalten, funkelt wie der seltene Fund einer Glücksstunde. Es gibt gar keine Wege mehr von ihm zu den Ungeheuerlichkeiten seiner Vorgänger. Eben ein Stammesfremder, der aus andern Zeiten und von andern Menschen kam. Die einfachsten Elemente des Lebens, das ewig Nahe und Unbeachtete, strömt nun Poesie und Zauber aus. Keine Qual erpreßt ihm grelle Laute. Er trägt den Schmerz, als wär's eine leichte Last und läßt die blutige Schulter nicht ahnen. Das Leben ist wie ein leises Gleiten. Maß in allen Versen. Nein, sein Leben mag ihm zerronnen sein, aber sein Dichten nicht. Da wußte er sich zu zügeln und zähmen. Nur mit leichtem Drehen gewinnt er der Stimmung die buntesten Farbenspiele ab. Siegreich ist wieder das Zeitwort, das die Sätze lebendig bewegt, nur da und dort durch ein gefällig hemmendes Beiwort zu langsamerem Flusse gezwungen. Er sieht als erster wieder die Tropfen an der Birke perlen, sieht wie sich sein Kummer winzig darin spiegelt. Nach einer Volksmelodie, die noch Hauff zu seinem Reiterlied tönte, greift er ebenso sorgsam wählend wie er im Rhythmus der Studentenweisen fröhlich dahinlärmt. Wer sich im Dichten nicht zu zügeln wußte, hätte nicht so milden Schleier über das größte Weh seines Lebens gebreitet:

Ich bin und bin auch nicht verwaist,
Dies Rätsel kostet mich viel Tränen . .

Die Welt erfährt den treuen Sinn,
Womit ich dir ergeben bin,
Du magst mich hassen oder lieben.

Zum erstenmal läßt er das Waldhorn klingen und mit einem unvergleichlich plastischen Bilde antiker Vorstellung leitet er eines seiner geistlichen Gedichte ein:

Der Feierabend ist gemacht,
Die Arbeit schläft, der Traum erwacht,
Die Sonne führt die Pferde trinken;

Der Erdkreis wandert zu der Ruh,
Die Nacht drückt ihm die Augen zu,
Die schon dem süßen Schlafe winken.

Die neuen Stämme des Oſtens waren nach langem Marſche in ihre Stellungen eingerückt. Aus Preußen kam der vorläufige Führer Gottſched, die Lauſitzer nahmen an den Leipziger Vorgefechten entſcheidenden Anteil; der Sieger war Leſſing. Nur der kleinſte Teil von dem, was ſie geſchaffen hatten, wurde für das Ganze fruchtbar. Aber für ſie war alles notwendig, Bedingungen kommender Erfolge, Erlebniſſe und Erfahrungen, die der einzelne, die Stämme und Völker machen müſſen.

II. Kapitel.

Die sächsische Welt.

1.

Westfalen und Niederfranken.

Die Sonne, die nun an der Rheinmündung am Himmel stand, hatte lange schon im Aufgehn breite Lichtbänder über den Osten und Norden geworfen. Kein Tag war dem Alamannen und Franken erwacht, den nicht ein Strahl von ihr getroffen hätte. Doch besaßen beide soviel Eigenlicht, wie der Baier auch und die Mitteldeutschen, daß ihr Leuchten zerfloß. Aber über Sachsen hin strömte es mit unverminderter Helle. Immer wirksamer, je näher sie ihrer Blüte um 1600 zureifte, hatte die niederfränkische Kultur in den Gang der übrigen deutschen Stämme eingegriffen. Doch rheinaufwärts und über den Thüringerwald kam sie immer nur zu bedingter Geltung. Ihr freies Feld ohne Hindernisse war die norddeutsche Tiefebene.

Das Problem ist schwer und vielfach verschlungen, für Stammesbeziehungen vielleicht das schwerste, das sich denken läßt. Zwei benachbarte Stämme, Niederfranken und Niedersachsen, die einzige Grenze, wo die Todfeinde von einst unmittelbar zusammenstießen. Niederfranken, der Ausgangspunkt der deutschen Völkereinheit, und Niedersachsen, ihr erfolgreichster, zähester Widerstand. Und jetzt, im Gegensatz zu ihrer Vergangenheit, Niederfranken, eben im Begriff, aus der gesamtdeutschen Kultur- und Sprachgemeinschaft, wie politisch schon längst, endgültig auszuscheiden; Niedersachsen zum erstenmal entschieden und ehrlich bereit, in sie einzutreten; jetzt nach achthundert Jahren in Niederfranken die Aufhebung des Gedankens Karls des Großen, in Niedersachsen seine verspätete Erfüllung; und in diesem Augenblick, wo beide Stämme nach entgegengesetzter Richtung aneinander vorbeitrieben, der reichste Austausch gemeinsamer Güter von Bord zu Bord, indes sich die Planken in eiliger Fahrt aneinander rieben. Niederfranken reißt sich

los und stößt den Sachsen in den Bund. Fränkisch-sächsische Kulturdurchdringung, das ist das Problem. Von ihrer breiten Basis am Rhein dehnt und verjüngt sich das sächsische Stammesgut in weitem Bogen bis Königsberg, da oben nur noch dünne Fasern für die Osmose von Stamm zu Stamm. An dieser breiten Basis Westfalen strömte das Doppelwesen ineinander und wurde dann weiter in den Körper getrieben, indes Niederfranken und Niedersachsen die Küste entlang und im Binnenlande gemeinsam kolonisierten.

Die bildende Kunst erwies zuerst und am sichtbarsten die westfälisch-fränkische Kultureinheit am Rhein. Um 1450 ist sie deutlich, Deventer, Köln, Münster sind ihre Stützpunkte, die Brüder vom gemeinsamen Leben das alldurchdringende Kulturozon. Doch die architektonischen Einflüsse auf Westfalen gingen mehr von Kleve aus als von Köln, nur in der Malerei hielt die festeste Verbindung mit der mittelrheinischen Metropole. Der Westfale war für den Franken ein notwendiges Lebenselement. Nur der Treue der sächsischen Künstler dankte es Köln, daß es sich solange gegen den niederländischen Realismus hielt, und wieder waren es die Westfalen, die den Holländer vor dem Fall in Manier und Verzerrung bewahrten. Die neue Kunst der niederländischen Maler drang unmittelbar aus dieser Landschaft in Münster ein und mittelbar auf dem Wege des deutschen Holzschnitts. Köln war hier die Führerin, denn die Kölner Drucker, die Koelhof, Terhoernen, Quentel mit ihren kostbar illustrierten Büchern beherrschten Westfalen. In gleicher Art siegte später die Renaissance über die liebgewordene Gotik in der sächsischen Landschaft. Der Stamm war sich seiner Bedeutung bewußt: „Gesetzt, der Dienst und die Arbeit, welche die Westfalen in der Welt verrichten, hörte auf; ich glaube, dann werden alsbald gewaltige Klagen unter den Menschen entstehen. Wie viele Klöster würden eingehen; wie viele Städte würden bei schweren Geschäften einen Rückgang verspüren; wie mancher Prälat würde ein minder gutes Bett und Roß besteigen; wie viele Schiffe blieben im Hafen zurück.“ So rühmte sich 1478 der Westfale Rolevinck, Kartäuser in Köln, seines Volkes.

In älterer Zeit war Niederfranken unmittelbarer Sammelplatz der ganzen niederdeutschen Literatur. Brügge, das vlämische Nürnberg, in den Tagen des Glanzes von 150 000 Menschen bewohnt, war die Stadt der niedersächsischen Dichter. Hier entstand der älteste Teil des Seebuchs — das Manuskript stammt aus Lübeck um 1450 — und wurde später in Niedersachsen bearbeitet. Das unentbehrliche Werk behandelte die Zeiten, Stromläufe, Häfen und Rheden, zählte gefährliche Klippen auf; hier blühte die mittelniederdeutsche Erzählung; hier brachte ein Sachse des hanseatischen Handelsstandes die Geschichte von Valentin und Namenlos in Reimpaare; am Nieder-

rhein entstand um 1402 die Fabelsammlung, die ohne Recht Gerhard von Minden beigelegt wurde. Der Verfasser war Mönch und stand in Beziehungen zu den Brüdern vom gemeinsamen Leben, wollte den Laien belehren, christianisierte antike Elemente. Ein hübsches Denkmal aus diesem Grenzgebiet, über dessen Sprache ein leiser niederfränkischer Schimmer liegt, sind die achtzig Briefe aus dem Kloster Langenhorst, zwischen 1470 und 1495 zumeist an die Äbtissin Maria Huchtebrock gerichtet. Sie haben sich als Füllung eines Reliquienkissens erhalten.

In Thüringen, in Heidelberg, im Elsaß hatte man Verkünder und Boten eines neuen Geistes getroffen. Es ging von ihnen ein magisches Leben aus. Ewige Jugend strömte um sie, die Jugend warb um sie mit heißer Liebe. Sie standen alle so mild und maßvoll in Drang und Hader. Je tiefer man rheinabwärts kam, um so dichter wurden ihre Reihen, so lauter klang der Name einer Schulstadt: Deventer. Es ist, als käme man immer näher an die Tore einer großen, brausenden, tausendfach bewegten Stadt; Ungezählte, die fröhlich ausfahren, fluten einem entgegen. Was in Mittel- und Oberdeutschland von wenigen und in solcher Ferne getragen noch wirksam und berückend war, konnte man dessen Herrlichkeiten am Unterrhein in Worte fassen, wo die Heimat dieses Geistes war, wo er in Tausenden lebte? Die Brüder des gemeinsamen Lebens und die Windesheimer Kongregation, die man auf Gerrit de Groote zurückführt, fränkische Schöpfungen von ungemessener Bedeutung verschmolzen die Kultur der beiden Stämme. Und wie gewisse Lebensformen der Mystik, wie die erste Bildung der humanistischen Generation von diesem Mittelpunkte ausging, hier waren diese beiden tiefsten Bewegungen, die jemals die deutschen Stämme packten, eine Einheit für sich. Der niederfränkische Realismus wandte beide Probleme auf die eigenartigste Seite. Die überschwängliche, zerstörend leidenschaftliche Vereinigung mit Gott wurde zur demütigen, bescheidenen, praktischen Nachfolge Christi und Thomas a Kempis bezeichnet am deutlichsten den Gegensatz zur Mystik der Franken und Alamannen. Die Auferstehung der klassischen Studien wurde ebenso praktisch zur Grundlage des ganzen Erziehungswesen genommen. Hier war das Ergebnis die Schule, dort die Predigt. Der Mendikantenorden, Predigerbrüder, Augustinereremiten, Benediktiner, Zisterzienser, Kartäuser brachten die Predigt in Westfalen zu ungeahnter Blüte. Geistliche, Mönche und Brüder gaben der Mundart des Stammes tausend Möglichkeiten zu wirken und sich zu bilden. Später wie im Herzen Deutschlands doch kaum minder bedeutungsvoll entfaltete sich neben der Predigt die geistliche Poesie. Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts entstand in Osnabrück das Gedicht van dem Engell, die Hymne auf Jesus, schrieb ein anderer abwechselnd je eine Strophe zu je einer

klugen und einer törichten Jungfrau, wurden die unzüchtigen Tanzlieder zu verdrängen Tanzverse auf das Leiden Christi gedichtet, schuf der Augustiner, Prediger und Verfasser der Baseler Konzilsgeschichte Dietrich Vrye seine Marienklage. Ein geschriebenes Gebetbuch des fünfzehnten Jahrhunderts überliefert den goldenen Rosenkranz:

Dyt is de guldene rosenkrans
Marien der Juncfrouwen,
De den wil lesen dachlick gans,
Mach gade ewich schouwen.

Ungezählte Namen, deren jeder ein Stück Stammesgeschichte bedeutet, müssen dem flüchtig suchenden Blicke verschwimmen. Einer mag der Träger ihres Glanzes und ihrer Bedeutung sein, Dederich Coelde, der scharf von zwei anderen seines Namens zu scheiden ist. Ein Münsterer Kind, doch der Vater stammte aus Osnabrück. Um 1435 war er geboren, studierte in Köln und wurde Augustinereremit. Auch diese Genossenschaft war aus Holland gekommen, suchte Menschen und Kirche im Innern zu reformieren, hielt die Glieder zu Askese an und trieb emsige Bücherindustrie. Später ging er zu den Franziskanerobservanten über, kam nach Holland; in beiden Händen einen Totenschädel, zog er predigend durch die Landschaft und wo er ging, rissen zermalmende Wirkungen alle Herzen auf. 1489 ist er in dem pestverödeten Brüssel, zu Roß, das Sakrament in der Hand, sprengt er von Gasse zu Gasse, unersättlich Seelen zu retten; 32 000 Sterbende soll er getröstet haben. Ein Riese des Worts, der physischen Kraft, der Seelenstärke wie Berthold von Regensburg. Dann wieder ist der unwiderstehliche Mönch, in Köln und Münster, mitten unter Humanisten und klassischen Poeten. Schufen die Fraterherren Großes auf sozialen Höhen, er zog seine Furchen durch das Volk. 1480 erschien in Köln sein Christenspiegel, Gebetsammlung und Erbauungsbuch, der erste deutsche Katechismus, ein Erfolg, der die Pressen überstürzte, eine Neuheit ersten Ranges. Das gute Westfälisch des Verfassers wurde natürlich durch Setzer und Korrektoren arg umgemodelt. 1515 starb der Greis als Guardian des reformierten Klosters zu Löwen.

Die Sehnsucht nach Erneuerung der Welt war gerade in Münster groß. Hier dichtete um 1500 ein Fraterherr das Buch vom Status mundi, das aus Gesta Romanorum schöpfte. Der König ist trostlos über den innern Verfall seines Reiches, da gehn seine vier Philosophen an die vier Tore der Stadt und jeder schreibt drei Ursachen an sein Tor. Der erste: Macht ist Recht, daher ist das Land ohne Gesetz; Tag ist Nacht, daher ist das Land ohne Weg; Flucht ist in der Schlacht, daher ist das Land ohne Ehre. Der zweite: Eins ist zwei, daher ist das Reich ohne Wahrheit; Freund ist Feind, daher ist das Reich ohne Treue; schlecht ist gut, daher ist das Reich ohne Frömmigkeit. Der dritte: die Redlichkeit hat Urlaub, darum ist das Reich ohne Namen; der

Beamte ist ein Dieb, daher ist das Reich ohne Geld; der Mistkäfer will Adler sein, daher ist kein Unterschied im Vaterland. Der vierte: der Wille ist Ratgeber, daher wird das Land schlecht regiert; der Pfennig spricht das Urteil, daher wird das Land schlecht verwaltet; Gott ist tot, daher ist das Land voll Missetäter. Schon mitten im Strudel der Kirchentrennung sammelte der Soester Guardian des Minoritenklosters Gerhard Haverland 1534 Elemente volkstümlichen Stiles, Tanzlieder und Volksdichtung zu derber Satire der Reformatoren: „eine gemeine Beicht oder Bekehrung der Prädikanten", ein Büchlein, das unschätzbaren kulturhistorischen Wert hat.

Vorläufer der Renaissance auf gewissen Wegen, Säulen des Papsttums in den gewaltigen Kämpfen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, Pfadweiser kirchlicher Erneuerung waren die großen kirchenpolitischen Schriftsteller, die damit den herrschenden Charakterzug des westfälischen Schrifttums ausprägten. Hermann von Schildesche schrieb im Auftrage Papst Johanns XXII. gegen Ludwig den Baiern ein umfangreiches religiös-politisches Werk. Theodor von Riem, 1334 auf Schloß Wohlberg bei Paderborn geboren, kämpfte in Wort und Schrift gegen Mißstände seiner Zeit an. Deutsche Volkslieder und Epen waren ihm bekannt. Der Paderborner Dietrich von Nieheim, vor 1349 geboren, bald nach 1418 gestorben, trat 1372 in den Dienst der Kurie zu Avignon, trieb historische Studien, war für Reformen tätig und verfocht die päpstliche Sache in politischen Schriften. Der dritte Paderborner, der größte von allen, Gobelinus Persona, wurde 1358 geboren, studierte in Paderborn, in Italien, Theologie, Philosophie, kanonisches Recht, trat in die Kurie unter dem römischen Papste Urban VI. und wirkte gegen den Avignoner Clemens VII. Im Feldlager, auf Reisen, im sturmgeschüttelten Schiffe, immer war er um seinen Herrn. In Sizilien fiel ihm die Ähnlichkeit auf mit dem Griechisch, das dort noch gesprochen wurde und seinem heimatlichen Sächsisch. 1388 war er wieder in Paderborn, erhielt das Dombenefizium an der Dreifaltigkeitskapelle, geriet mit dem Magistrat der Stadt hart aneinander, wurde Hofkaplan des Herzogs Wilhelm von Berg und zog sich sechzigjährig in das Augustinerkloster Böddeken zurück, wo er 1421 starb. Persons Leben ist die Fuge zwischen alter Zeit und neuer. Ein echter Sachse webt er in traumhaften Vorstellungen, traut sich das zweite Gesicht zu. Wie die westfälischen Kirchenpolitiker seiner Zeit war er unermüdlich für maßvolle Erneuerung der Kirche. Wie die Universalhistoriker seines Stammes arbeitete er unkritisch und mythenreich von 1390 bis 1418 an seiner Weltchronik, Cosmodromius, die 1599 von dem Lemgoer Meibom gedruckt wurde. Wie die Poeten, die bald nach ihm kamen, versuchte er sich in lateinischen Gedichten und schrieb über die 11 000 Jungfrauen. Westfalen stand an der Schwelle

seiner klassischen Zeit, die Münsterländer führten den Stamm ins innerste Heiligtum.

Münster war für die Landschaft mehr als die urbs primaria Westfaliae, hier schlug das Herz und wohnten zugleich die Gedanken. Noch im frühen dreizehnten Jahrhundert blühte hier eine lateinische Literatur auf, die bis ins sechzehnte Jahrhundert dauerte und noch im humanistischen Schrifttum der Landschaft fortgrünte. War der Humanismus Westfalens durchaus die Kultur des sächsischen Adels, so ist das früheste Denkmal dieser Literatur geradezu ein Ausdruck kirchlich-höfischen Lebens im Münster des dreizehnten Jahrhunderts. Unter dem Bischof Ludolf von Holte, 1226—1248, war Bernhard von der Geist, adeligen Blutes, bischöflicher Notar. Solang der ehrgeizige Geistliche im Schatten stand, schrieb er die verärgerten Hexameter gegen die höfische Schmeichelei. Da wurde er endlich um 1246 Kanonikus an der Mauritzkirche und nun behandelte er denselben Gegenstand weit milder und versöhnlicher in seinem Hexameterwerk Palpanista. Die Personen sind ein Höfling und ein Dichter, und der Fürstendiener läßt sich schließlich nach freundlichem Streite leicht zur Ansicht des Männerstolzes vor Fürstenthronen bekehren. Das Gedicht wurde oft abgeschrieben und wiederholt gedruckt. Die politischen Tendenzen der westfälischen Literatur des späten Mittelalters, die in Paderborn in einer ganzen Entwicklungsreihe zum Ausdruck kamen, waren ein Ausfluß der starken Stellung des Adels und des Münsterer Bischofs. Von überragender Bedeutung im frühen fünfzehnten Jahrhundert war Hermannus Zoestius, nach 1375 zu Münster geboren, 1445 gestorben. In seiner Jugend gewann er den Ton des feierlichsten Kirchenliedes für die ernstesten politischen Gedichte:

En Sigismundus imperat
Mactare Scisma properat
Et errores pandere.

Mit solchen Mitteln löste er wirklich machtvolle, geweihte Stimmungen aus den Kämpfen um kirchenpolitische Fragen. Zoest studierte wahrscheinlich in Prag, trat lange vor 1422 in die Abtei Marienfeld, die schier überreich an Bücherkünstlern, Dichtern und Schriftstellern war und wirkte auf dem Basler Konzil mit daraufhin, daß die Kalenderfrage zur Verhandlung kam. In dieser Sache schrieb er seinen Traktat von der Verbesserung des Kalenders, schrieb zu Lehrzwecken eine biblische Chronologie und vertrat hinreißend in Wort und Schrift die Opposition gegen die päpstliche Gewalt.

Auf der scharfen Grenzscheide beider Zeiten stand dem Westfalen ein Prophet auf, der lebensvoller und begeisterter das Volkstum dieses Stammes feierte als all die vielen Schilderer anderer Städte und Landschaften. Mit

Werner Rolevinck und seinem Buch De laude veteris Saxoniae nunc Westfaliae dictae schlug die erste Lichtflut der neuen Sonne über die Berge. Rolevinck war 1425 bei Horstmar im Münsterland geboren, trat 1447 ins Kartäuserkloster in Köln und starb 1502 an der Pest mitten in priesterlichen Pflichten. Unter seinen vielen Werken steht das stolze, schöne Büchlein über Westfalen an einsamer Stelle. Um 1478 wurde es zum ersten Male gedruckt, doch ließ Rolevinck diese erste Auflage, vielleicht der Druckfehler wegen, einziehn und vernichten. Ortwin Gratius besorgte 1514 einen Neudruck. In guter aber noch kaum humanistischer lateinischer Prosa schildert er die geographische Lage Westfalens, den Ursprung des Volkes, Sitten und Wandertrieb des Stammes und läßt den dritten Teil in das große, freudenberauschte Kapitel ausklingen: De apostolatu Westphalorum per orbem. In diesem früheſten Aufleuchten des Humanismus stehen von den seltsamsten Widersprüchen bestrahlt zwei lateinische Werke, die wie Dichtungen volkstümlichen Verbindens des Entferntesten und Nächsten, Altheidnischen und Stammestümlichen anmuten. Kurz vor 1463 wurde der Traktat De Bucolicis Vergilii geschrieben. Der Verfasser will den Nachweis führen, daß die Bucolica Vergils, diese großartige dunkle Erinnerung des Mittelalters an die klassische Literatur, das Hohelied des Satans, cantica canticorum diaboli, seien. Wie Ovid den Stoff für die Wundersagen seiner Verwandlungen aus der Genesis schöpfte, so habe Vergil mit seinen Bucolica bewußt ein Gegenstück zum hohen Liede schaffen wollen. So lächerlich die Beweisführung des scholastisch-christlichen Verfassers anmutet, es ist dieselbe volkstümliche Kraft, die in unsern Heldensagen Nationales, Antikes, Christliches, Heidnisches kombinierte. Fast ehrfürchtig berührt einen das zweite Werkchen, das in Münster 1463 entstand, das opusculum de reliquiis Bacchi. Der Verfasser wurde von einem Mitbruder gefragt, warum die hohen Kreuze auf den Feldern „baken" hießen, und er antwortet: an den Scheidewegen, wo Bacchus früher verehrt wurde, stellte man Kreuze auf, die von Bacchus und seiner Priesterin Baccha „baken" genannt wurden. In Wirklichkeit bedeuten „baken" etwas wie Fackeln, allgemein jedes aufgerichtete Zeichen. Dann wurde der Verfasser gefragt, warum in den Städten und auf den Plätzen im Mai Buchenbäume, die Meyboken, aufgestellt und umtanzt würden, und wieder findet er eine fantastische Erklärung, die an Bacchus anknüpft. Heute deutet man diese Bäume als Symbole des Frühlings, des sprossenden Lebens, der jungen Liebeslust. Die dritte Frage beschäftigt sich mit den Münsterer Kalandsbruderschaften und ihren Schmausereien. So innig verbunden mit dem starken volkstümlichen Sinne, mit der unbezähmbaren Mythenfreude des Niedersachsen setzte sich der Humanismus nirgends in Deutschland durch. Rolevinck macht aus den ersten Gedanken der Wieder-

geburt das stolze große Buch von westfälischer Art und Sendung und der naive Verfasser der Bacchusschriften formt kaum Gehörtes, halb trotzig widersprechend, halb in dumpfen volkskundlichen Ahnungen befangen zu einem Dämmerbilde niedersächsischer Mythen.

Diese Ungeduld des Reifens spricht sich noch stärker in dem Drange aus, die werktätige niederfränkische Mystik, die westfälische Übersichtigkeit des geistigen Auges mit dem neuen Leben zu verbinden. Im Schoß der Fraterherrenkonvente vermählten sich die lebendigen Gedanken. Das Fraterhaus in Münster wurde 1400 auf dem Honekamp gegründet und bald in den bischöflichen Obstgarten auf dem Bispinghofe verlegt. In diesem Kloster war der Mittelpunkt der Buchindustrie. Der ganze Betrieb war fest geordnet. Der Rektor ernannte den Leiter, den scriptuarius. Dieser verteilte die Schreibarbeiten und alles was zum Schreiben gebraucht wurde. Er hatte den Fleiß der Schreiber zu überwachen und die Novizen in der Kunst der bunten Lettern auszubilden. Oft war dafür ein eigener Lehrer bestimmt. Jeden Sonnabend mußte sich jeder Schreiber vor Rektor und scriptuarius über seine Wochenarbeit ausweisen. Eigene Kontrakte wurden, doppelt ausgefertigt, über Bücherbestellungen Fremder aufgesetzt. Genau so geregelt war die Arbeitsweise des rubricator, des Buchbinders. In diese geheiligte Stätte des Bücherfleißes trat 1451 etwa zwanzigjährig der junge Johannes Veghe. Viel verwendbar stieg er rasch empor. Ende der sechziger Jahre wude er nach Rostock geschickt, um die dortigen Brüder zu einem Konvent zu vereinigen. 1475 wurde er Rektor des Münsterer Fraterhauses, sechs Jahre später wählten ihn die Schwestern in Niesink zu ihrem Rektor. Dort starb er 1504. Mit den Trägern des neuen Glanzes hielt er Beziehungen, Murmellius preist ihn 1503 und Hermann von dem Busche widmete ihm ein Gedicht. Als 1454 Heinrich von Schwarzburg Bischof von Münster wurde, erhielt die Predigt neue Förderung. Der Kirchenfürst bestiegt die Kanzel oft und mit großer Wirkung und Veghe trat willig in die neu gewiesene Bahn. 22 Predigten, 1481—1504 entstanden, sind das weitaus Bedeutendste unter dem Vielen, was Veghe geschrieben hat. Ohne strengen Aufbau nach der Richtschnur, ohne mystischen Überschwang, streng kirchlich zwar, doch in lebendigem Zusammenhang mit dem blütenreichen Leben der rheinischen Mystik sind diese Predigten die schönsten sächsischen Denkmäler seit dem Heliand. Mit unbeschreiblicher Schmiegsamkeit formt er aus dem feinsten Sächsisch alte Bilder neu und immer anziehender. Alles gießt er in sächsische Anschauung und sächsisches Wesen um wie einst der Dichter des Heliand. Kräftig und anschaulich ohne Gemeinheit, schwungvoll ohne Pathos, Scherz ohne Würdelosigkeit beherrscht dieser klassische Redner des sächsischen Volkes Wort und Bild und Seele. Ewig junger Gleichklang im

Anlaut der Worte und Wortverbindungen weckt die Erinnerung an die größten Zeiten der deutschen Dichtung: Unde rechtevoert ghengen al de dueſteren ſwerke, de dunkeren nevele unde de dicken wolken der droiſheit van ſynen herten. Hundert Gründe machen es wahrſcheinlich, daß Veghe neben der „geiſtlichen Jagd", die um 1469 für den Mecklenburger Jungherzog Magnus II. geſchrieben wurde, und neben andern myſtiſchen Schriftchen der Verfaſſer des lectulus floridus iſt, des Blumenbettchens, des ſüßeſten Buches, das ein Sachſe in gutem Sächſiſch dichtete. Wie Marias Leib, dann die Krippe, dann das Kreuz und dann die Seele Jeſu Bettchen ſind und wie ein jedes mit duftenden Blumen, weichen Symbolen, geſchmückt iſt, das iſt behutſam, zart, verſchämt und keuſch geſchildert. Auch das war nicht der berauſchende Feuerwein der fränkiſchen und alamanniſchen Myſtik, es war ein Formen heilſamer Stimmungen zu werktätigen Erfolgen wie es der ganze Charakter der niederfränkiſchen und weſtfäliſchen Myſtik war.

Und unerſchöpflich ſtrömte es aus den Konventen der Fraterherren. Zu Deventer beſtand eine Schule, die unter Aufſicht des Kapitels der Kanoniker ſtand. 1469 wurde zum Rektor ein Weſtfale gewonnen, der ihre Bedeutung ins Unbegrenzte ſteigerte, Alexander Hegius aus Heck bei Horſtmar. 1498 ſtarb er. Es iſt beſchämend wenig aus ſeinem Leben bekannt. Die tägliche Arbeit des Seelenbildens prägte ſein Bild ſo unvergeßlich in die Herzen ſeiner Schüler, daß keinen der Gedanke anwandelte, es müſſe ſchriftlich feſtgehalten werden, um nicht zu verwehen. Mit Hegius wurde Deventer die Schule des Weſtfalen. Einer ſeiner Schüler, Jakob Faber, feierte ihn in ſeinem Panegyricus in triumphum Jesu Christi, ließ 1503, Erasmus von Rotterdam gewidmet, die Gedichte ſeines Lehrers drucken und gab ſeine Geſpräche heraus.

Hegius' Landsmann und Freund war der erſte Humaniſt Weſtfalens, der Organiſator der Schule, Domherr wie Mutianus, Edelmann wie Pirkheimer, Rudolf von Langen. Der ganze weſtfäliſche Humanismus war Sache des Adels, das war ſeine ſtammestümliche ſoziale Note, das ſcheidet ihn von der Bewegung aller Landſchaften, das iſt das charakteriſtiſche Kennzeichen, daß die Landſchaft jetzt erſt verſpätet die Höhe erklommen, über die Alamannen und Oberfranken ſchon um 1200 gekommen waren. Das Erwachen des Stammes fiel in die Zeit klaſſiſcher Studien, hier fielen daher ariſtokratiſche Kultur und Humanismus zuſammen. Langen war 1436 zu Everswinkel bei Münſter geboren, wurde zunächſt von ſeinem Oheim, dem Domdechanten Hermann von Langen erzogen, beſuchte Deventer, wurde mit dem ſpätern Heidelberger Genius, mit Rudolf Agricola befreundet, kam 1457 auf die Univerſität Erfurt, wurde Kanonikus in Münſter, Mitglied jenes Dom-

kapitels, das nur Priester ritterlicher Abkunft aufnahm. Seine erste italienische Reise machte er mit seinem Herzensfreund Graf Moritz von Spiegelberg, späterem Domkapitular in Köln, der 1485 starb. Spiegelbergs geistiger Erbe war sein Verwandter Graf Hermann von Neuenaar. Auf seiner zweiten Reise 1486 hatte er den jungen westfälischen Edelmann Hermann von dem Busche bei sich, der so bedeutend in Mitteldeutschland wirken sollte. Langen starb 1519. In Münster lebte er eingezogen, durch Briefe in die Weite wirksam. Ein paar lateinische Gedichte und die Prosaskizze Hierosolyma, die er wohl zu einem Epos ausarbeiten wollte, ist der literarische Ertrag seines Lebens. Sein Werk war die Schule.

Die Kölner Universität, 1388 gegründet, bestritt die geistigen Bedürfnisse aller Landschaften rheinabwärts. Zwar die niedern Schulen Westfalens waren uralt. In Dortmund an der Reinoldipfarrschule wird schon 1287—1289 ein Magister Heinrich genannt. Die Soester Schule geht ins zwölfte Jahrhundert zurück, ähnlich in Herford und Paderborn. Corvey, das Tochterkloster von Corbie an der Somme, 822 gegründet, erhielt sofort seine Schule. Die Anfänge der Münsterer Domschule werden auf den Gründer des Bistums, auf den heiligen Liudger zurückgeführt. Die Schule am Liudgerstift wird seit 1189, am Martinistift seit 1229, bei der Kirche St. Mauritii seit 1179 genannt. Doch die neue Zeit fand die Anstalten im Verfall, den großen Aufgaben nicht gewachsen. Da ging Langen daran, die Münsterer Domschule zu reformieren. Köln suchte es zu hindern, doch Langen, die Seele des Ganzen, war nicht zu ermüden. Nur dem Namen nach trat 1498 der Domscholaster Wenemar von der Horst an die Spitze des Unternehmens. Langen suchte Hegius als Rektor zu gewinnen, der lehnte ab; so kam denn als erster Leiter Timann Kemner aus Werne an der Lippe 1470—1535. Griechisch wurde sei 1512 gelehrt. Im Sommer dieses Jahres eröffnete der Kölner Johannes Caesarius seine Vorlesungen, wozu er sich 300 griechische Grammatiken aus Paris verschrieb. Doch klagte er, daß ihm die meisten das Honorar schuldig blieben. Über Kemner machte er böse Ausfälle. Die Mitarbeiter waren meist Münsterer. Der bedeutendste stammte aus Roermond in Geldern, Johannes Murmellius 1480—1517. Er hatte bei Hegius studiert, dann in Köln, mußte aus Not unter die Lanzknechte gehn, doch als sich der gelehrte Soldat 1500 in Münster Langen vorstellte, bestand er vor ihm und wurde gewonnen. Im Unterricht betonte er Religion und Ethik, schrieb herrschende Lehrbücher, doch Konflikte mit dem Rektor Kemner trieben ihn fort. Er starb als Rektor zu Alkmar. Schon aus dem Jahre 1451 stammt eine lateinische Grammatik mit westfälischen Beispielen: Ego legissem libenter, si habuissem meliores libros. Ick hedde gherne gelesen, hedde ick bether boker ghehath.

Und wie Grammatik und Syntax zu dem Hauptgebiet westfälischer Schulwirksamkeit gehörte, so schuf Murmellius in diesem Zusammenhange sein Gesprächbüchlein, lateinisch und westfälisch: Pappa puerorum, das bis 1550 in 30 000 Exemplaren verbreitet war.

Da brach der Sturm von 1534 über die Stadt herein. Es weilte ein Knabe in ihren Mauern, der den ganzen Wahnsinn miterlebte und später in einem schicksalsvollen Buche beschrieb, der natürliche Sohn des Gerlach von Kerssenbroch, um 1519 zu Barntrup im Lippischen geboren, — das Schloß seines Vaters war Brinke bei Borgholzhausen — Hermann von Kerssenbroch. Er sah die verzückte Tochter des Schneiders Georg thom Berge, hörte ihre Weissagungen, wurde mit dem Wirbel der Wiedertäufer durch die Gassen gejagt. Glaubensfreiheit wurde ausgerufen. Die Einheimischen flüchteten, Scharen von Schwärmern rückten in die Stadt, die Gegner der Sekte wurden vertrieben, Johann von Leiden und Knipperdolling richteten ihr neues Sion auf. 1535 fiel die Stadt, die Sieger hielten ein furchtbares Strafgericht. 1548 nun wurde Kerssenbroch von Hamm her als Rektor an die Domschule berufen. In seinen Mußestunden brachte er zu Papier, was er Furchtbares erlebt hatte. Doch dem Stadtrat, der sich nicht gern an seine Sünden erinnern ließ, wurde diese Wiedertäufergeschichte unangenehm. Mit Gewalt ließ er die drei Bände aus Kerssenbrochs Wohnung holen und konfiszieren. Der Gelehrte wurde vorgeladen und mußte sich in dreizehn Punkten über seine historischen Irrtümer belehren lassen. 1575 wurde er Rektor am Salentinischen Gymnasium in Paderborn, doch brachte ihn auch hier seine Geschichte der Paderborner Bischöfe in Konflikte. Als Rektor in Werl schrieb er seine Apologie, aber nun ließ ihn der Münsterer Stadtrat einsperren. Bald nach seiner Befreiung verschwindet er.

Das Drama der Schule und der Stadt ist ohne Bedeutung. Auch die Münsterer Studenten hatten ihr Schulfest, den Maigang. Am Dienstag vor Pfingsten zogen sie unter Führung ihrer Lehrer nach der Sentrupper Heide, wo sie sich Lauben bauten, aßen, tranken und spielten. Am Abend zogen sie zurück. Unter Kerssenbroch wurde das Fest recht ausgelassen, und als die Jesuiten 1588 das Gymnasium erhielten, verboten sie es. Das Schuldrama wurde gepflegt, 1552 traten auch Bürgersöhne auf, die ersten englischen Komödianten kamen 1601. 1645 führten die Franzosen ein Ballett auf und zwei Jahre später spielten Holländer. Aus ihrem Repertoire ist nichts bekannt.

Für Münster wurde zunächst auswärts gedruckt, in Köln, Düsseldorf, Straßburg, Basel, Kopenhagen. Die erste Presse der Stadt ging unter Johannes Limpurgus aus Aachen 1485. Doch ließen die Humanisten immer noch mit Vorliebe in Deventer arbeiten, ja die Offizin von Gregor Os de

Breda war wohl nur eine Filiale von Deventer. Nur Bornmans Presse scheint selbständig gewesen zu sein. Unter den ersten gedruckten Büchern 1486 waren Langens Gedichte. Bis 1540 herrschte Theodorik Tzwyvel. In Soest war man schon seit 1523 tätig, doch mit langen Unterbrechungen; in Lippstadt und Minden kam man über Anfänge nicht hinaus. In Paderborn wurde spät begonnen, in Osnabrück erst 1617. Lemgo nahm die glänzendste Entwicklung; daneben Dortmund, wo 1546 als erster Druck Eobans Psalterium Davidis herauskam.

Die ältere Generation war kirchentreu, die jüngere schlug sich zur Opposition. Osnabrück war das Zentrum der mystisch-religiösen Dichtung, Paderborn die Heimat der alten kirchenpolitischen Schriftsteller, Münster das Zentrum des Humanismus. Rheine war die Vaterstadt vieler Humanisten: Gerhardus Listrius, Bernhard Dreijers, Joannes de Renis, Johann Hammaker. In Herford wirkten Joseph Horlenius, um 1460 zu Siegen geboren — Ausgaben, Kommentare und Epigramme waren sein Werk —, sowie sein Freund und Konventuale des Fraterhauses Jakob Montanus aus Gersbach bei Speier. Er schrieb geistliche Oden, grammatische Werke, vier Bücher de passione ac morte Christi, Wimpfling gewidmet. Paderborn war reich an Humanisten. Arnold Burenius, 1485—1566, dem Melanchthon das Schmeichelwort sagte: Ubi Burenius, ibi schola, wurde der Universität Rostock ein Retter. Konrad Gocklenius, Erasmus' intimer Freund, 1489—1539, kam 1518 als Professor der Beredsamkeit nach Löwen an das von Hieronymus Bustidius gestiftete Athenaeum. Antonius Corvinus, 1501—1553, aus Warburg, Augustinermönch in Herford, reformierte in allen Landschaften und sollte nach der Einnahme von Münster Johann von Leiden bekehren. Otto Beckmann, 1476—1556, Landsmann des Corvinus, wurde Propst bei St. Aegidien in Münster, ein maßvoller Erneuerer altkirchlichen Lebens.

Mit den Riesenschritten der ferneren Entwicklung in Niederfranken konnte Westfalen nicht mehr fortkommen. Die Landschaft sandte keine Hilfskräfte zur Leipziger Literaturschlacht. Justus Möser steht für sich, doch die Traditionen der großen politischen Publizisten des fünfzehnten Jahrhunderts lebten in ihm fort.

Wirtschaftliche und religiöse Gründe lösten die Verbindung Westfalens mit den Niederlanden. Während Deutschland mehr und mehr zu einem Binnenland wurde, während die Städte die Führung verloren, gewannen sie an der niederfränkisch-niedersächsischen Küste an Bedeutung. Die See führte dem Niederländer in Hamburg und Lübeck einen sächsischen Bundesgenossen zu, der ihm durch fränkische Blutmischung ebenso verwandt war als der Westfale, der die gleichen Lebensformen suchte, spekulierte wie er, seine Zukunft

auf dem Wasser sah wie er, den er überall traf, wo seine Kauffahrer schwammen, mit dem er feilschte, mit dem er sich stritt, die fränkisch-sächsische Kulturdurchdringung fand einen andern Weg, an Stelle des Westfalen trat der flottenmächtige Elbsachse, kein Seher, Grübler und Humanist, den der Franke mit seiner neuen Seele nicht brauchen konnte, ein nüchterner Kenner des praktischen Lebens. Der Westfale konnte nach seiner ganzen Veranlagung diesen innern Wandel nicht mitmachen. Mit dem Abbruch der Beziehungen blieb der geistige Austausch fort und als die Landschaft wieder Anschluß an das große Ganze fand, war sie so fremd und eigenartig geblieben, daß ihre Schöpfungen wie eine neue Offenbarung wirkten.

Nur einer aus den Rheinlanden ragt im siebzehnten Jahrhundert auf. Friedrich Spee stammte aus der Düsseldorfer Gegend, der Vater schon in kurfürstlich kölnischen Diensten. 1591 ist er geboren, in Köln wurde er erzogen, 1610 trat er in den Jesuitenorden, wirkte am Paderborner Gymnasium und vom Jammer über den Hexenwahn gepeinigt, schrieb er die cautio criminalis, eine Kulturtat, die alle Greuel des Jahrhunderts überstrahlte. Eine Gestalt von der Größe Coeldes. Bei der Pflege von Verwundeten rieb er sich 1635 in Trier auf. Die religiöse Seite der fränkisch-westfälischen Kulturdurchdringung prägte er nach allen Stimmungen aus. So steht er zwar auf der Höhe Schefflers, doch kam er aus ganz andern Welten. Eine lebendige Wiedergeburt der niederrheinischen Mystik! „Das güldene Tugendbuch", gedruckt 1649, dient der Erbauung; „Trutznachtigall", im gleichen Jahr aus der Presse, ist wohl die schönste Gedichtsammlung des Jahrhunderts. Zu süßen Romanzen ist die mystische Liebe verklärt; gemeinfränkische Beziehungen rücken ihn oft in die Nähe der Nürnberger und wie er sich am Spielzeug seiner Stimmungen freut, das erinnert an die mystische Literatur des Ostens. Doch ein wahrhaftiges Buch der Lyrik, dem leider größere Wirkungen versagt blieben. Sein Werk war ein verlorener Versuch, die innerlichen Ergebnisse des fränkisch-westfälischen Glaubenslebens ins siebzehnte Jahrhundert hinüberzubilden. Weil es ein Anachronismus war, mißlang er, der negative Beweis dafür, daß die gleichen Strömungen in Schlesien und der Lausitz ergiebig wurden, weil sie ein notwendiges erstes Element des reifenden Stammesgeistes waren.

Noch im sechzehnten Jahrhundert spürten die Niederlande den Segen ihrer geographischen Lage. Mit ihrer ungeheuern Ausdehnung wuchs der Reichtum des Bürgers, wuchsen alle kulturfördernden Elemente. 1602 wurde die ostindische Handelskompagnie gegründet. Die Kirchenspaltung, der Einzug des Kalvinismus hatte alle Brücken abgebrochen zur Kultur der Fraterherren. Langsam war die Erkenntnis durchgedrungen, daß die Antike auf den wichtigsten Wegen geistiger Heerfahrten kein Führer sein konnte, daß ihr die

Natur ein stummes Wesen war, daß sie in der Musik nichts zu überliefern hatte. Und wie in der sächsischen Welt das Schwergewicht vom Süden nach dem Norden rollte, von Münster an die Elbe, so in Niederfranken von Antwerpen nach Amsterdam. Die Landschaft wurde zur eigentlichen Kulturträgerin der Nation. Die Quellen des literarischen Lebens flossen in Flamland. Von hier gingen die Kamers van Rhetorica aus, die Rederijker, bürgerliche Genossenschaften wie die Meistersänger. Sie pflegten Umzüge und Dramen, und das Sinnspiel war die eigentliche Literaturform, körperlich aufgefaßte Eigenschaften, Sinnekens. Die letzte große Versammlung tagte 1561 zu Antwerpen. Im Norden ging die Blüte aus von der 1516 gegründeten Rhetorikenkammer de Eglentieren. Sie reifte das große politisch-religiöse Drama. Samuel Coster traf 1617 in seiner Iphigenie die Grausamkeit der orthodoxen Kirche, Jost van den Vondel brandmarkte im Palamedes den politischen Mord an Oldenbarneveld und in seinen Leuuwendalers feierte er den Frieden von 1648. Die Possen pflegten Coster und Brederoo. Und trotz des Humanismus kam dem Stamme zum erstenmal nahe, worum sich die übrigen müde rangen, die echte antike, klassische Schönheit. Da war Hooft der Führer. 1617 wurde in Amsterdam, gleichzeitig mit dem Emporwachsen des neuen Lebens in Mitteldeutschland, die von Coster gestiftete Akademie gebaut. 1639 trat Jost van den Vondel, 1587—1679, zur alten Kirche zurück, der Größte unter den Großen. Seine 32 Dramen wurden zum literarischen Ausdruck der niederfränkischen Kultur. 1611 hatte Daniel Heinsius in seiner Schrift De tragoediae constitutione die Theorie des Trauerspiels festgelegt. Die Dichter Deutschlands gingen bei ihm in die Schule. Und wie in der Literatur so in allen Künsten.

An dieser Stelle liegt der Ausgangspunkt für die neuen Wege des deutschen Ostens und Südens. Eine so ungeheure Lichtquelle mußte den sächsischen Norden ausgiebig bestrahlen. Auch wenn sich für die Hamburger Literatur keine Fundgruben stofflichen Rohmaterials oder formender Werkzeuge nachweisen ließen auf diesem überreichen niederfränkischen Boden, daß ein so rascher Aufstieg rings aus den niedersächsischen Tiefen möglich war, das setzt die niederländische Kultur voraus. Die Kräftelinie spaltet sich. Ein Ast verkümmerte in Westfalen, der andere trieb die Küste entlang fort. Das sächsische Binnenland am Harz stand unter wesentlich anderen Bedingungen.

2.

Ostfalen.

Ein Blick auf die Karte, und dem Auge kann sich die Eigenart und innere Notwendigkeit der Literatur dieser Landschaft nicht verschleiern. Im Osten die Elbe, der Grenzgraben gegen die alte Slavenwelt, im Süden der Harz, der Wall gegen Thüringer und Franken, jenseits der Weser Westfalen, seit dem Zusammenbruch der Alliance mit Niederfranken eine literarische Wüstung, über die keine Einflüsse drangen, so blieb nur die freie Bahn nach Norden, Hamburg und die Hansa. Und der Ostfale war gar kein reiner Sachse, seine Ahnen waren Thüringer, die gewaltsam zu Sachsen wurden, noch in der Mundart klingt es nach. Das ist der Kern des Rätsels; war die Grundbevölkerung des alten Münsterlandes fränkisch, darum die geistige Union mit den Niederlanden; weil Ostfalen in den letzten Wurzeln thüringisch war, darum hier ein Literaturleben, das mehr nach Mitteldeutschland neigte und im übrigen zu Nordsachsen Beziehungen hatte. Sprachlich vollzog sich der Anschluß an den Süden nicht gleichartig. Die heimische Mundart blühte im fünfzehnten Jahrhundert. 1518 wurde der erste Lüneburger Landtagsabschied in hochdeutscher Sprache gegeben, der Calenbergische war noch 1526 plattdeutsch, und solange Herzog Erich regierte — bis 1540 — hielt sich die Landesmundart in den Dokumenten. In Wolfenbüttel stammt eine der ältesten Urkunden aus dem Jahre 1532. Doch erst unter den Herzögen Julius, 1584—1589, und Heinrich Julius, 1589—1613, ergab sich die Kanzlei. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war der Prozeß überall im wesentlichen vollendet.

Die Beziehungen nach Westen, Osten und Süden stellte sofort der Ostfale dar, der mit seinem Rechtsbuch beherrschend am Eingang der Literatur steht, Eike von Repkow. Sein Stammsitz war Reppichau, bezeugt ist er seit 1209. Nach 1215 muß sein Spigel der Saxen geschrieben sein, denn in diesem Jahr war er noch Freiherr; 1218 ist er bereits Ministeriale. Seine Quellen waren das Rechtsbewußtsein des Volkes und seine heiligen Förmlichkeiten. Seine Sprache war niedersächsisch, doch war er bemüht auch dem Mitteldeutschen verständlich zu sein. Er meinte das Recht der ganzen sächsischen Welt zu geben und legte in Wirklichkeit nur die Übung seiner ostfälischen Heimat fest, bezeichnend aber schloß er mit Bewußtsein Westfalen aus. Er beschränkte sich auf die Darstellung des Landrechts, das allen Freien gemeinsam war, das Recht der Dienstmannen und des Hofes, der abhängigen Bauern und das Recht der Städte — eine Grenze gegen Norden und Osten — schloß er aus. Eine feierliche Gottesweihe legte er über das Buch, Sünde gegen Gott war ihm jedwede Rechtsverletzung, und mit heiligem Ernst glaubt er den großen Gedanken, daß

vor dem Recht alle gleich seien, daß der Mensch nur Gott gehöre. Dieser Literatur- und Sprachausgleich der Landschaft zwischen Nordwesten und Südosten zeigt sich schon um 1200 im Chronikon der deutschen Kaiser, dessen Verfasser entweder im Hochdeutschen studiert hatte, oder falls das Werk Abschrift ist, hat ein oberdeutscher Schreiber die sächsischen Lautformen modifiziert.

Auf der Lüneburger Heide lag eine uralte Kulturstätte, das Benediktinerinnenkloster Ebstorf. Am Ausgang des Mittelalters blühte es. Und wieder ist es bezeichnend für die Scheidewand gegen Westfalen, daß die Liederhandschrift dieses Klosters für sich steht, so viele beziehungsreich verbundene auch vom Niederrhein und aus Weststfalen überliefert sind.

O Brunsvik werestu watersrike,
Dar en were nummer dins gelike,

rühmt ein alter Spruch das Herz dieser Landschaft. Die Stadt war der Mittelpunkt der Linie, durch die sich Harz und die See fanden. Hier wurde 1384 der sächsische Städtebund gegründet, der Goslar, Lüneburg, Hildesheim, Hannover, Halberstadt, Quedlinburg und Aschersleben umfaßte, und Braunschweig war es, das zwischen der Hansa und den sächsischen Städten vermittelte. In Braunschweig setzte sich zunächst die Literatur fest, bis sie an die herzogliche Residenz überging. Aus dem vierzehnten Jahrhundert sind auf leere Blätter und Ränder eines gedruckten Sammelbandes eine Reihe Gedichte gerettet worden, ein Sankt Annenpreis, ein Marienleich, ein Farbenlied „Weiß und Grün", und selbständig erhalten ist eine Übersetzung des Ave maris stella. Hier wirkte der begabteste Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts vielleicht des ganzen niedersächsischen Stammes als Zollschreiber, Hermen Bote; 1488 verlor er sein Amt. Im Bild verschiedener Räder schrieb er das symbolische „Boek van veleme rade", das noch vor 1504 gedruckt wurde. Die Räder sind Papst und Kaiser, Fürsten, Städte, Bauern, ein großartiges Bild, mit Kraft und Schärfe durchgeführt, ein packender sozialer Gedanke, der ja auch Eikes Sammlung nicht abgeht. Ein Wappenbuch und ein Schichtbuch zeigen sein Wirken vielseitig und praktisch. Ein Hildesheimer Jakob Scracz schrieb um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts das „Boek van veleme rade" schamlos aus. Die niederfränkisch-sächsische Kulturgemeinschaft, die für Westfalen entscheidend war, hat in Ostfalen nur einen leisen Abglanz in der Sittenlehre „der leyen doktrinal", die aus dem Brabantischen übersetzt ist.

Der sächsische Städtebund, mit der Hansa in regem Verkehr, beherrschte das bürgerliche Leben. In Hamburg bildete sich aus dem eigentümlichsten lokalen Milieu um den Seeräuber Störtebeker ein Sagenkreis, in so später Zeit nur ein matter Ansatz zu einer Heldendichtung, doch ein natürliches Produkt dieses Bodens, ein Ergebnis seiner großen, entscheidenden Bewegung,

ein Bild des Lebens der Stadt im Kampf mit See und Piraten. Es sind dieselben Wege immer. Die Braunschweiger Städte trieben ein engeres Dasein, was riß den Handwerker denn aus seiner Stube, was brachte seine Seele ins Kochen außer Zunftgezänk und die Konkurrenz der ungelernten, unzünftigen Handwerker? Und was hatten diese denn für größere Feinde als den bevorzugten, breitspurig gestellten Meister der Gilde? Das war ihr Kampf und ihr Heldentum, der gewann Gestalt und Formen und seinen Heros. Vielleicht war jener Till Ulenspeighel aus Kneitlingen am Elm ein schwachsinniger, allverspotteter Narr, vielleicht ein Schalk; mochten seine Streiche, wie er alles falsch versteht, alle Befehle wörtlich ausführt, hilflose Dummheiten sein oder gutgespielte Torheiten, sie sprachen sich herum; die unzünftigen Handwerker waren lauter Freude voll, wenn in diesen Geschichten der Zunftmeister herzlich schlecht weg kam. Das war ihr Mann, der Held ihres Spottes. So häuften sich die Schandgeschichten auf Till Eulenspiegel, das große, erzählend überlieferte, lustige Epos der Braunschweiger Städte. Das war seine Form seit dem vierzehnten Jahrhundert. Ein Stadtbraunschweiger, man dachte mit Unrecht an Hermen Bote, stellte 1500 das unverwüstliche Buch zusammen und bald darauf wird es gedruckt sein. Der erste große niedersächsische Bucherfolg, der freilich erst in der Offizin des Straßburger Druckers Johannes Grieninger anhub, 1515. Dieses Buch hat den Ostfalen groß gemacht in der Literatur der Völker, seinem Namen noch weiteren Klang gegeben als die Gesetzessammlung Eikes. Auch das ist ein Weltgedicht. Ob es die Welt im Auge eines griechischen Helden, eines germanischen Göttersprossen, ob es die Welt im Aug' eines Narren, eines Bauern oder Handwerkers ist, das ist im Grund nur Prunk und Beiwerk. Das ewige Mißverstehen und Täuschen, das Necken und Stören der guten Ordnung ist das Zusammenspielen von Ernst, der ernst genommen sein will, und göttlichem Humor, der ihn ernst zu nehmen scheint, die ewige Lüge der Welt und des Lebens. Nur leise wagt man auf Wilhelm Raabe zu deuten, der da in der Nähe geboren wurde, den Propheten dieser Kunst, die im Ernst das Lachen spürt und im Scherz die tödliche Wahrheit.

Diese eigentlich landschaftliche, stammestümlich ostfälische Dichtung trat nach 1500 mehr zurück. Die beiden Braunschweiger Fürsten und ihre dichtenden Berater stellen schon den Ausgleich dar zwischen der aufblühenden Hamburger Kultur und dem Leben Mitteldeutschlands, wie einst die politische Linie von Süden nach Norden lief und nicht von Westen nach Osten. Heinrich Julius 1564—1613, er starb in Prag, legte den Grund zu seiner umfassenden Bildung in Gandersheim. Aus diesem Pädagogium entwickelte Herzog Julius die Universität Helmstedt, die 1575 eingeweiht wurde, der zwölfjährige Heinrich Julius hielt die glänzende lateinische Rede. Alle Wissenschaften

lagen ihm offen; er übte selbst das Hofrichteramt, trieb Chemie, Mathematik und verstand zu bauen. 1578 wurde er Regent des Bistums Halberstadt, 1589 des Herzogtums Braunschweig. Er war der erste Fürst, der sich eine stehende Bühne schuf; dieses lebhafte Interesse schließt ihn und die Literatur seines Landes an Kassel und Dresden. Unter englischem Einfluß, in Prosa, schrieb er seine elf Dramen 1593—1594, grobe Effekte, Hang zur Oper, Tänze, Gesänge. Die lustige Person spricht niederdeutsch. Wenn Gryphius später die dramatischen Elemente des sechzehnten Jahrhunderts einem neuen Geschlecht entgegenbildete, Heinrich Julius bewegen ähnliche Tendenzen; den Stoff der Susanna, das Bramarbasmotiv gestaltete er unter Einfluß der englischen Komödianten neu. Auf diesen Ursprung geht auch seine Blutpoesie zurück, die mit der spätern Entwicklung in Schlesien und der Lausitz nichts zu tun hat. Im Geiste des küstensächsischen Zwischenspiels schob er Bauernszenen ein; mit feinem Blick für das Bühnenwirksame stellte er drei Landleute nebeneinander, einen Baier, Thüringer und Sachsen, und ließ jeden in seiner Mundart sprechen, Ansatz zu einer stammestümlichen Kunst, die gerade der Braunschweiger Wilhelm Raabe so virtuos ausbildete. Der Zusammenhang mit den mitteldeutschen Literaturströmungen wurde an Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel noch deutlicher. 1633 war er geboren, 1685 wurde er Mitregent seines Bruders Rudolf August, 1704 erhielt er die Regierung allein. 1707 konvertierte seine Enkelin Elisabeth Christine, 1710 tat er selber den Schritt zur alten Kirche. Vier Jahre darauf starb er. Zwei Dichter seiner nächsten Umgebung wurden bestimmend für ihn, Schottelius, der ihn erzog, und sein Superintendent Buchholtz. Justus Georg Schottelius war 1612 zu Einbeck geboren, wurde nacheinander Handwerker, Kaufmann und Student in Hildesheim und am Hamburger Gymnasium. 1633—1636 trieb er in Leyden Jus, wurde 1645 in Braunschweig Hofmeister und Erzieher des spätern Herzogs Anton Ulrich. 1676 starb er in Wolfenbüttel. Sein Blut ging durch Raabes Großmutter, Charlotte Schottelius, die wunderliche Verbindung ein, aus der sich ein ganz absonderliches Lebenselixier abklärte. Über die Elbe hinüber reichte Opitzens Einfluß nicht, und so schrieb Schottelius seine deutsche Vers- oder Reimkunst 1645 wirklich im Gegensatz zur Theorie des Ostens, ergänzte sie in Einzelheiten und stellte sie richtig. Er betonte die typische Braunschweiger Linie von Süden nach Norden noch viel energischer, ließ sich von der Nürnberger überzierlichen Poetik kunstvoller Spielereien beeinflussen und machte selbst ihre Kunststücke mit, Reimgebäude in mannigfacher Gestalt als Kelche und Kreuze aufs Papier zu bannen, Setzervirtuositäten, keine Dichtkunst mehr. Und doch ein verehrungswürdiger Mann um der heimlichen Liebe willen, die er zur deutschen Sprache trug, zum gemeindeutschen Kunstprodukt,

nicht zur heimischen Mundart. Das war der festeste Anschluß an die Altstämme, keine Spur von irgendwelcher sächsisch-niederfränkischen Kulturdurchdringung. Denn das thüringische Urelement im Ostfalen mußte nach Süden schwingen. 1641 erschien seine deutsche Sprachkunst, 1643 der deutschen Sprache Einleitung; 1636 war sein Hauptwerk herausgekommen: Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache. Man muß sich beugen vor soviel achtbarer Gelehrsamkeit, vor soviel ehrlichem Willen, weitausschauender Umsicht. Laut- und Formenlehre suchte er darzustellen, zum erstenmal die deutsche Sprache zu periodisieren und ihren eigentümlichen Geist zu erfassen. Als Poet, als Dramatiker neigte er dem Geistlichen zu und beschrieb den Jüngsten Tag und die Hölle. So schuf er der spätern Philologenarbeit immerhin ein gewisses landschaftliches Milieu. Das war Wolfenbüttler Tradition von Schottel über Leibniz bis Lessing. Von Wolfenbüttel aus entfaltete Leibniz gegen Ende des Jahrhunderts seinen weltumspannenden Einfluß. Im Anschluß an Schottel plante er 1696 in der herzoglichen Residenz eine deutsche Gesellschaft, wie sie in Hamburg und Leipzig die neue Hochblüte einleiteten. Damit wäre die für den Aufmarsch der Stämme so bedeutsame Elbelinie noch stärker und sichtbarer hervorgetreten.

Der andere, Andreas Heinrich Buchholtz, stammte aus Schöningen bei Halberstadt, 1607—1671, und wurde Superintendent in Braunschweig, einer der Mitschöpfer des neuen Romans. Er gab ihm die religiöse Note. „Des christlichen teutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte“ 1659 bereitete das Erdreich vor für die umfangreichen Werke seines herzoglichen Herrn. Der Roman von Herkuliskus und Herkuladisla erschien 1665, beide Dichtungen Marksteine der epischen Linie, die den ehemals slavischen Osten vom Südwesten und Westen schied und nur bei Zittau sich weiter nach Nordosten ausbog.

In dieses braunschweigische Literaturmilieu zog nun Anton Ulrich charakteristische Linien. Ein prachtliebender Fürst, der selber Dichter, das Schrifttum seiner Landschaft zur reinen Hofdichtung ausgestaltete. Er schrieb Singspiele für seine Feste; seine geistlichen Lieder komponierte Sophia Elisabeth von Mecklenburg, seine Stiefmutter. Was schrieb er nicht alles und kam doch über die Manuskripte nicht hinaus! Gerade die Beziehungen zu Mitteldeutschland und das Beispiel seiner nächsten Umgebung wiesen ihn auf den Roman. Er griff zur Bibel, legte den Stoff in graue Vorzeit zurück, in die Tage des Melchisedech, es wurde seine Aramena 1673. In der Octavia 1707 zog er Motive der römischen Geschichte hervor, das Unglückskind des Arminius und der Thusnelda spielt eine Rolle. Germanen überall! Sein ehrlich begeistertes Auge sah sie in allen Völkerbeziehungen an wichtigen Punkten.

Politik, Erlebnisse, Gelehrsamkeit wob er zusammen, ohne jede künstlerische Formung. Die Braunschweiger Spielart des politisch-galanten Romans zeigte so am deutlichsten den Abstand von den Landschaften zwischen Oberelbe und Oder. Selbst wenn gelegentlich Grausamkeiten unterlaufen, so spielte bereits rein äußerlicher Einfluß von Schlesien herüber. Ja wäre der Braunschweiger Roman ein getreues Abbild östlicher Manieren, was er freilich keineswegs ist, er müßte grundverschieden betrachtet werden, weil in Ostfalen die landschaftlichen Voraussetzungen ganz andere waren.

Der typische Charakterzug des Braunschweiger Landes, des sächsisch-thüringischen Ostfalens, Ausgleich zwischen dem nordischen Literaturzentrum Hamburg und der mitteldeutschen Hofkultur, wird unzweifelhaft deutlich in der Entwicklung der Braunschweiger Oper. Der erste bedeutende Kapellmeister war seit 1587 der Schweriner Thomas Mancinus, unter Heinrich Julius 1589—1613 dann Michael Praetorius, der sein Amt 1604 antrat. Herzog Augustus 1634—1666 bildete seine Kapelle um, seiner dritten Gemahlin zu Liebe, Sophia Elisabeth von Mecklenburg. Heinrich Schütz war ihr umschwärmter Liebling; mit ihm verhandelte sie wegen Reorganisation der Kapelle und 1655 gelang es sogar, ihn für den Wolfenbüttler Hof zu gewinnen, ohne daß er seine Stellung in Dresden aufzugeben brauchte. Die Briefe, die zwischen der Herzogin und Schütz gewechselt wurden, sind herzerfreuende, trauliche Dokumente. 1614 ging der eigentliche Glanz des Hofes an. Prachtvolle Rennspiele und Ritteraufzüge wurden gegeben. Dann blühte die Oper auf, und Deutschland hatte keinen reicheren, abwechslungsvolleren Spielplan, Hamburg ausgenommen, als in Wolfenbüttel. Um 1640 wurde eine Schäferkomödie gegeben, 1653 ein Götterfestspiel, 1655 ein Bankett der Minerva, 1658 „Regierkunstschatten", ein Schauspiel in fünf Akten, eine unerschöpfliche Fülle von Opern und Singspielen nach antiken Mythen und biblischen Stoffen. 1663 ging ein Ballett der Gestirne über die Bühne und am Ende des Jahrhunderts, 1691, wurde das neue Opernhaus eröffnet. In reichlich fünfzig Jahren, von 1675—1735, sind 202 verschiedene Stücke bekannt, darunter eine Libussa, ein Hinweis über die Elbe. Und die fruchtbarsten Wechselbeziehungen zwischen Wolfenbüttel und Hamburg! Das Singspiel Porus, 1693 gegeben, bearbeitete Postel für die Oper seiner Heimat, mit Begründungen, die ein Dokument ersten Ranges für diese sächsisch-ostfälischen Stammesbeziehungen sind. „Erstlich war in diesem Stück keine lustige Person, die aber nach dem Genio unserer hiesigen Zuschauer ein notwendiges Stück ist. Hat man also diese Parthei müssen hinzuthun; und weil vors Andere das Stück ohnedem sehr lang, welches man allhier nicht gern hat, hat man eine und andere Sachen, die dem Wesen des Stückes nichtes nahmen, theils aus-

gelassen theils zusammengezogen, welches auch drittens die Ursach ist, daß man an vielen Orten, zwar nicht allenthalben, weil solches nicht füglich geschehen können, die langen Verse in kurze verändert hat. Viertens wird der Leser einige Zusätze in der Parthei der Zarinen antreffen, davon man aber eine Entschuldigung zu machen nicht nöthig zu sein erachtet, weil solches in der Anhör- und Anschauung sich selbst erklären wird. Mit kurzen: alle Veränderung, die in diesem Stück nach seiner ersten Komposition gemachet, ist es zu verkürzen und etwas lustiger zu machen geschehen, und soll deswegen zu einer generalen Entschuldigung dienen, daß man nichtes gethan, jemand dadurch zu choquiren, sondern die Freiheit, die man sich an diesem Stück genommen, gönnet man einem jedweden wieder sich an den hiesigen Opern zu gebrauchen." Postel verbesserte damit wirklich den Text, der von Bressand stammte. Ganze Opern nahmen die Hamburger von Wolfenbüttel herüber oder machten neue Musik dazu. Friedrich Christian Bressand, mit Postel eng befreundet, war der literarische Hofgeist. 1699 starb er. Johann Sigmund Cousser war der Komponist. Neben französischen und italienischen Opern wurden heimatliche Stoffe gestaltet, wie das Singspiel „Herzog Heinrich der Löwe", selbst Zeitereignisse wie 1707 die lustige Oper „der von Prinz Eugenio kurierte Ludovicus der XIV.". Don Quixote, Orlando furioso, das befreite Jerusalem gingen durchs Orchester. Die Opern wurden von Berufssängern vor zahlendem Publikum gegeben, die Tänze und Schäferspiele vom Hof für den Hof aufgeführt. 1735 reduzierte Ferdinand Albrecht die Kapelle in der brutalsten Weise. Trotz des gegensätzlichen, höfischen Milieus Austausch mit Hamburg, unter Angleichung der Stücke an die bürgerliche Gesellschaft, Anschluß an die mitteldeutschen Höfe, im Stoff etwa an Köthen und Diederich von dem Werder, Vermittlung zwischen dem fränkisch-thüringischen Mitteldeutschland und der niedersächsischen Metropole Hamburg, das ist die Literatur des sächsisch-thüringischen Ostfalens und wird es in noch stärkerem Maß im achtzehnten Jahrhundert werden.

Das einzige Beispiel, das an Analogien zur niederfränkischen Hochblüte denken ließe, ist der Göttinger Dramatiker Heinrich Tolle 1629—1679. Er studierte zunächst in seiner Vaterstadt, dann in Helmstedt, wurde Rektor in Göttingen, dann pastor primarius und fand neben ausgebreiteter wissenschaftlicher Tätigkeit noch freie Nebenstunden für drei Schäferdramen, die seit 1670 von Göttinger Gymnasiasten in der Paulinerkirche oder im Rathaussaal gespielt wurden. Wie in den Niederlanden in den Sinnekens personifizierte Eigenschaften handelnd auftraten, so trug er die Konflikte zwischen Autoritätsglauben und Erkenntnisdrang symbolisch auf der Bühne aus und führte etwa den Gedanken durch, daß der menschliche Intellekt, Herr aller Dinge, der gött-

lichen Philosophie seine Überlegenheit danke. Doch das Speculum Aistheticum des Kasseler Dichters Johannes Rhenanus zeigt gleiche Tendenzen bereits 1613 in Mitteldeutschland heimisch, und diese Quellen stammten aus England. So wird wohl auch Tolle in diesen Zusammenhang gehören.

Wie jenseits der Weser, so führte außer der Oper auch diesseits keiner unmittelbar auf die Höhe des achtzehnten Jahrhunderts. Ja gerade in dieser Übergangszeit blühte wie in Hamburg die Mundartdichtung wieder auf. Auf dem Schloß zu Celle wurde Ballett gespielt, und es ist wohl eine seltsame Einzelerscheinung, daß mitten in einer französischen Operette Bauern eine Arie an Bacchus singen in unverfälschtem Platt, gewiß ein Parallelismus zur Hamburger Entwicklung, doch in solchen Kontrasten unerhört. Zu Hannover wirkten eigene Dialekthofdichter, so der Konsistorialprokurator Johann Burchard Coberg. König Georg I. wurde 1714 bei seiner Thronbesteigung von Joust Goerries am Deister mit niederdeutschen Versen begrüßt. Der Fürst war empfänglich und liebte die Mundart. Einmal schenkte er der Tochter des Pastors Curtius in Römstedt, die ihm ein hübsches plattdeutsches Gedicht über eine Hofjagd überreichte, hundert gute Harztaler. Ganz entzückend war es, wie die Pyrmonter Mädchen Georg I. 1720 um Männer baten:

Dei Hagestolten sind in juen Dütschen Lanne,
Herr Könje, hier un dar un fast in iedem Stanne,
Dörch sei werd Jue Land gar nich up Echt vermehrt,
Sind sölke Lüe den nich brafer Straffe wehrt?

Un wen ek jök noch darff wat mehr tou seggen wagen,
Sou segg' ek frie heruht, wat Maikens plegt tou klagen,
Dat öhnen Bruht-Schatt failt; dei Mangel is all groht,
Jie afer könt sei licht erredden uht der Noht.

Dann wieder baten ihn andere, er möchte seinen Soldaten recht reichlich den Ehekonsens erteilen und spannen ihre Bitte in eine rührende Heiratslitanei aus. Aber in ebenso gewinnendem Plattdeutsch wurde derselbe Georg I. 1723 um eine Verordnung angegangen zur Bekehrung der bösen Weiber.

Ein kleiner Kulturherd für sich waren die Stolberger Lande. Die älteste Schule in Wernigerode im dreizehnten Jahrhundert stand unter Aufsicht der Augustinereremiten des Klosters Himmelpforten. Bereits im vierzehnten Jahrhundert zogen die Stolberger Grafen auf die Universitäten. Geistige Schätze wurden in diesem verlorenen Winkel angehäuft, die kostbare gräfliche Bibliothek. Schon Graf Ludwig begann seit 1535 zu Wernigerode und auf Schloß Wertheim Bücher zu sammeln, Wolf Ernst brachte dann 1569—1606 in seiner Residenz den ersten großen Grundstock zusammen. Die

Musik wurde emsig gepflegt, hielt sich aber freilich in bescheidenen Grenzen. Der erste Hofmusikus war Martin Markwart, der seit 1659 das Privileg besaß, daß die gräflichen Untertanen bei Hochzeiten und allen Festen keinen andern Musiker nehmen durften. Graf Christian Ernst 1710—1771 baute die Bibliothek weiter aus, unter ihm griff das kleine Ländchen entschieden in die große Entwicklung ein.

1731 hatte der Graf einen Journalisten gewonnen, Johann Gottfried Schnabel, der 1692 zu Sandersdorf bei Bitterfeld geboren, in den Kreis des Prinzen Eugen gekommen war und 1708—1712 den Feldzug in Brabant mitgemacht hatte. Er hatte die Geschäfte des Grafen in Stolberg zu besorgen und zweimal in der Woche eine Zeitung, „Stolbergische Sammlung neuer und merkwürdiger Weltgeschichten" fertig zu machen. Der arme „Officiosus" eines kleinen Offiziellen mag es sauer genug empfunden haben, denn es steckten ganz andere Dinge in ihm. Der deutsche Roman drohte zu erwürgen am eigenen Schwulst, und sein langsames Sterben war ebenso langweilig als es sein langsames Leben gewesen war. Die Natur war ihm gründlich ausgetrieben worden, aber dem schönen horazischen Sprüchlein zum Trotz schien sie nicht mehr wieder kommen zu wollen. Doch der Officiosus half. Es war eine hübsche Ironie. Am Braunschweiger Hofe war der Roman zu einer Staatsangelegenheit geworden, zu einem Bestandteil fürstlicher Etikette wie das Lever und die großen Empfänge und der gräfliche Journalist verkümmerte dieses höfische Recht, beschnitt die Kompetenz der Regierung ganz erheblich. Von England kam es diesmal. 1719 war ein neues Buch der Weltliteratur erschienen, der unsterbliche Robinson Crusoe des Daniel Defoe, in dem so viele Knabenseligkeiten schlummerten, ein Erwecker der Sehnsucht für lange Reihen von Generationen. Eine neue Lust des Lesens kam über die deutschen Stämme, eine wirkliche, wahrhaftige Lust, nicht die alte lahme Lüge, die sich über ein Buch zu freuen vorgab, und jeder Stamm und jede Landschaft erhielt ihren Robinson und der unglückliche, einsame Inselbewohner wurde in tausend Verwandlungen gesteckt.

Wüßten wir doch von einem Tagebuchblatt nur, wie dieses englische Buch auf den langsam verkommenden Stolberger Journalisten gewirkt hat, der sich da als Federsklave in einem gottverlassenen Harznest abquälte, dem jetzt die Wunder des Meeres entgegenrauschten, ein unendlicher freier Spielraum für die Seele und für die Gedanken; dem eine einsame unbewohnte Insel emporstieg, an die ein Gescheiterter trieb wie er, auf der der dreimal glückliche Robinson ein neues Leben sich schaffen konnte, wie er nun nicht mehr, der verschollene gräflich stolbergische Lokalredakteur. Vielleicht gab es in ganz Deutschland keinen, der so die Lust und Qual dieses Buches in fruchtbarer Seele empfinden konnte,

der so diese Sehnsucht spürte. Und er setzte die Feder an und erzählte das englische Buch in seiner Weise, vielleicht ein eigenes Erlebnis jede Seite, die er schrieb. 1731 begann er, zeichnete ein neues Paradies hin, setzte einen neuen Menschen hinein und ließ aus einem reinen Paare, das von allem losgerissen, ein neues reines Geschlecht erblühen: die Insel Felsenburg, der erste Teil. Es gab in diesen Jahren nur zwei Dichter in Deutschland, die dort standen, wo die neue Welt am Angelpunkt aus den Wassern zu heben war: Christian Günther, den Sohn eines ostfälischen Vaters und einer schlesischen Mutter, der zugrunde gegangen war, wie Schnabel verkam, der das Herz mit beiden Händen aus der Brust hob und es in freier Luft nach seiner Weise schlagen ließ und der stolbergische Zeitungsschreiber, Günthers weiterer Landsmann vielleicht, ein Ostfale vielleicht auch, der über die Platte strich und alles wegräumte und seinen Menschen von neuem beginnen ließ. Rousseau und die Stürmer und Dränger! Natur, Natur! So zieht nun Schnabel freilich unter keiner der Kolonnen, die in das Leipziger Literaturgefecht drängten, er ist wie der Mann mit der großen Sendung, der warten kann, bis sich alle die Köpfe zerschlagen haben, dann die Trümmer abräumt und von frischem zu bauen beginnt. Als er 1750 starb, hatte er gerade noch Goethes Geburt überlebt, der es so anpackte, wie sich's Schnabel dachte, der die Welt zerschlug und aus dem Vollen wieder baute. Doch das war eben die Tragik, daß die alten Trümmer nicht aus der Welt zu schaffen sind, daß man aus alten Göttertempeln die Säulen brach zu neuen. Wie der junge Goethe endlich doch immer mehr und mehr nach den überlieferten Blöcken langte und immer weiter zurückgriff, so ließ nun Schnabel im zweiten Teile der Felsenburg an seiner einsamen Insel fremde Zuzügler landen, verirrte sich in ihren Vorgeschichten, das neue Paradies war wieder verloren und die Zuwanderer schleppten das ganze alte Elend wieder herein. So genial der erste Teil ist und so verworren und kraftlos der zweite, das Schicksal des Buches, das Geschick seines Schaffens ist tragisches Menschenlos. Er kommt von seiner Erde nicht weg und von seiner Vergangenheit. Der Humanist suchte die Vergangenheit, wühlte sie aus dem Boden, doch sie blieb ihm ewig tot im Arme; diese neuen Stürmer entflohen ihr, vergruben sie tief und sie holte sie flüchtigen Fußes immer ein, weil sie jenen Glück bedeutete und diesen das Unglück. So ist die Insel Felsenburg symbolisch der erste feste Wille, die ungeheure Last der Überlieferung abzuwerfen, den Weg noch einmal, leichter und besser zu wandern, die schärfste Negation humanistischer Kulturelemente und doch ein tragisches Bild vergeblicher Mühe, das Vorzeichen der Entwicklung, die mit Götz begann und mit Euphorion endete.

Wunderliche

FATA

einiger

See-Fahrer,

abſonderlich

ALBERTI JULII,

eines gebohrnen Sachſens,

Welcher in ſeinem 18den Jahre zu Schiffe gegangen, durch Schiff-Bruch ſelb 4te an eine grauſame Klippe geworffen worden, nach deren Überſteigung das ſchönſte Land entdeckt, ſich daſelbſt mit ſeiner Gefährtin verheyrathet, aus ſolcher Ehe eine Familie von mehr als 300. Seelen erzeuget, das Land vortrefflich angebauet, durch beſondere Zufälle erſtaunens-würdige Schätze geſammlet, ſeine in Teutſchland ausgekundſchafften Freunde glücklich gemacht, am Ende des 1728ſten Jahres, als in ſeinem Hunderten Jahre, annoch friſch und geſund gelebt, und vermuthlich noch zu dato lebt,

entworffen

Von deſſen Bruders-Sohnes-Sohnes-Sohne,

Monſ. Eberhard Julio,

Curieuſen Leſern aber zum vermuthlichen Gemüths-Vergnügen ausgefertiget, auch par Commiſſion dem Drucke übergeben

Von

GISANDERN.

NORDHAUSEN,

Bey Johann Heinrich Groß, Buchhändlern.

Anno 1731.

3.

Mecklenburg.

Mecklenburg ist alter slavischer Boden, ja hier ist der Einschlag des Urelements vielleicht stärker als anderswo. Für den Aufbau der Literatur sind also ähnliche Grundtendenzen zu erwarten wie zwischen Elbe und Oder.

Über die ältere Zeit ist ein Urteil schwer, da wenig überliefert ist. Aus Vorpommern oder Rügen stammte Eberhard von Wampen. Um 1325 lebte er am Hofe zu Schweden, war Arzt und wohl zu Paris gebildet. Sein Werk ist eine gereimte Diätetik in niederdeutscher Sprache, der „Spiegel der Natur". Er jammert über Krankheiten, undankbare Patienten, über die Konkurrenz der Kurpfuscher. Das Redentinerspiel stammt aus der Wismarer Gegend, und die Bordesholmer Marienklage wurde in der Klosterkirche 1475 oder 1476 zum erstenmal aufgeführt. Stofflich weist eine der Spuren auf Böhmen und das wäre wegen der slavischen Beziehungen bis an die Elbemündung nicht uninteressant.

1419 wurde gemeinsam vom Stadtrat und von den Herzögen Johann und Albrecht die Universität Rostock gestiftet. Damit war immerhin ein geistiger Anziehungspunkt geschaffen, ja in der Zeit der klassischen Hochblüte wurde gelegentlich der eine oder andere bedeutende Mensch hieher verschlagen. Doch hatte die Hochschule schwer zu kämpfen. 1518 standen durch zehn Jahre die Hörsäle leer, von der Pest verödet, durch die Kirchenstürme gefährdet. Dem Westfalen Arnold Burenius 1485—1566, der als Professor der Beredsamkeit gerufen wurde, gelang es neues Leben in die Anstalt zu bringen. Aber er war ein Pedant, führte schülerhafte, kleinliche Disziplin bei seinen Zuhörern ein und war nicht bedeutend genug um so aus dem Nichts zu schaffen. Dann kam die Pest von neuem. 1565 starben sieben Professoren und 48 Studenten, bei der geringen Frequenz eine furchtbare Lücke. Zwar bestimmte die Güstrower Schulordnung Herzog Ulrichs: „Teutsche Comedien und Tragedien sollen für den gemeinen Mann noch sonsten von den Schülern nicht agiret werden, es sei denn, daß es mit Unserem Vorwissen und auf unser Gutachten geschehe." Doch es wurde trotzdem in Rostock, Wismar, Güstrow und Schwerin gespielt, ja es ist sogar aus der Zeit vor 1529 die gedruckte Ankündigung eines Schauspiels zu Rostock erhalten, also in aller Form ein niedersächsischer Theaterzettel: Dorch gunst, Vorloff vnd fulbort beyde geystliker vnd wertliker desser Stat Rostock Overicheit wert men hyr (wil God) vp dessen tokomenden Sondach, alse den Dach der Medelidinge Marie, to der ere Gades eyn schone innich vnde mercklich spyl anrichten, van deme State der werld vnde söven older des minschen, de durch mede in vorige söven artikel des

lidendens christi, vp de VII Dagetyde wysende. Deck VII der yunkfrouwen Marien dröffnisse, vnde sust dorch mennichfoldighe heylsame lere vnde fruchtbare vnderwisinge ane yenige schimplike lichtferdicheyt van der werld to dem densten Gades getogen, vnde gantz bekeert werden. Myt anhengenden beslute schoner antögynge eyner figuren der ewygen frölicheyt, allen deenren vnd vtherwelden Gades gelovet. Weme sodans to seende belevet, mach sick an den middel marcet vögen, dar wert men halffwege twelwen anhevende. Alle to der ere Gades. Ein Theaterzettel mit Titel des Stückes, Ort und Zeit. Das Mecklenburger Drama reiht sich durch seine niedersächsischen Zwischenspiele lückenlos in die lange Kette von Westfalen bis Königsberg. Der Güstrower Schulmeister Franz Oemeke in seiner Komödie „von Dionysii Spracusani vnd Damonis vnd Pythiae freundschafft 1578"; der „Bergenfahrer" Jochim Schlue aus der Rostocker Familie Schlie mit seinem Isaac 1606; der Kantor an der Rostocker Marienkirche Daniel Friderici aus Eichstädt bei Querfurt mit seinem Tobias 1637: alle fügten unverbunden ins Ganze das Beste und Schönste, niedersächsische Bauernszenen.

Die Druckerfreude an heimischer Mundart war so stark wie in Westfalen, und das viele, was erhalten ist, läßt auf vieles schließen, was verloren ging. Schon Ende des fünfzehnten Jahrhunderts druckten die Rostocker Fraterherren, die von Münster aus organisiert wurden, eine Reihe sächsischer Volksbücher, von Melusine, Griseldis, von der Zerstörung Trojas, von Alexander und den weisen Meistern. Sie sind jetzt in einem Hamburger Sammelbande vereinigt. Seit 1500 drängen sich die Drucke, eine Masse von Hausverträgen, herzoglichen Staatsschriften, Kundmachungen der Regierung und Polizei, Landtagsausschreibungen, Kammergerichtsurteile, 1517 Reineke Fuchs, 1519 Brants Narrenschiff, 1525 das älteste niederdeutsche Gesangbuch aus der Presse des Rostockers Ludwig Dietz, 1530 Emsers Neues Testament in sächsischer Mundart. Auch Stammesfremde ließen sich wie in Hamburg bezwingen. Nathan Chytraeus, 1543—1598 aus Menfingen bei Bretten, Professor der lateinischen Sprache in Rostock, gab 1582 seinen Nomenclator latino-saxonicus heraus, von dem wir bis 1659 dreizehn sächsische Ausgaben kennen. Da Chytraeus kein Sachse war, tönen ihm Erinnerungen an das Lateinische und seine heimische Mundart oft überstark.

Auf seiner Reise nach Hamburg kam Rist 1629 in Doberan an. Da fiel ihm ein wunderliches Manuskript in die Hände, eine Runenhandschrift. Rist kopierte sie mit der Absicht sie zu veröffentlichen. Es war die wertvolle Fälschung, das Anthyrlied, das uns einen Blick in die Seele der östlichen Stämme tun läßt, der unzweifelhaft das Bedauern verrät, daß ihnen der Anteil an der höfischen Literatur und Volksdichtung um 1200 versagt blieb,

daß sie es versuchten, sogar um den Preis einer Selbsttäuschung, nachträglich wenigstens Ähnliches zu schaffen. Die Anthyrsage ist ein Kunstprodukt des Humanismus. Ein Poet vermißte eine Stammsage des mecklenburgischen Hauses; den Ochsenkopf im Wappen nahm er zum Ausgangspunkt einer künstlichen Mythe, erfand einen Ahnherren Anthyr und dichtete sich aus bekannten historischen und sagenhaften Namen die spätern Glieder der Geschlechtsfolge zusammen. Der Thüringer Marschalk, der seit 1510 in Rostock Professor der Geschichte war und 1525 starb, erwähnt die Sage zuerst 1521 in seinen Annales Herulorum et Vandalorum. Hartnäckig erhielt sie sich und wurde ununterbrochen fortzitiert. Doch erhoben sich bereits im siebzehnten Jahrhundert kritische Bedenken. Da brachte um 1570 ein Dichter den Stoff in deutsche Verse, hielt sich getreulich an die Volksepen und benutzte wohl vor allem das um 1477 gedruckte Heldenbuch. Den Hildebrandston bildete er sich zu einer eigenen Anthyrstrophe um. Nach 1617 sollte die Fälschung dann noch glaubwürdiger gemacht werden. Die Verse wurden in Runenschrift übertragen und 1647 im deutschen Palmenbaum gedruckt. Dieses Gedicht, obwohl ein einzelnes Dokument, macht es noch mehr unmittelbar anschaulich als die Menge von Denkmälern in Schlesien, daß man den Mangel an konventioneller Literatur und epischen Sagen wirklich als Bedürfnis empfand und ihm selbst durch eine kleine Korrektur abhalf. Das Anthyrlied ist nur die grob unterstrichene Tatsache, die sich aus der ganzen Entwicklung des Ostens ergab. Diese niedersächsische Landschaft steht wieder im Gegensatz zu allen andern durch ihre Lage rechts der Elbe, und durch ihr slavisches Urelement in Beziehung zu den andern neudeutschen Stämmen.

Opitzens Einfluß reichte nur bis zur Elbe. Südwestlich des Stromes lehnte man ihn ab oder brauchte ihn gar nicht, weil man hier im Gegensatz zu seiner Theorie in Prosa dichtete. Östlich der Elbe herrschte die Versdichtung. Zunächst schien freilich schon westlich der Oder seine Macht zum Stehen zu kommen. Ein Rostocker vertrat in urwüchsiger Hartnäckigkeit alles, was Opitz verwarf. Johann Lauremberg stammte aus einer Professorenfamilie, wurde 1590 geboren, bezog 1608 die Universität seiner Vaterstadt, wurde zehn Jahre später hier Professor der Poesie und 1623 an die dänische Ritterakademie in Soroe als Lehrer der Mathematik berufen. 1658 starb er. Er schien zunächst in die Hamburger Literatursphäre eintreten zu wollen, schrieb ein Ballett Arion, hochdeutsche Stücke, in die er nach Rists Vorbilde niederdeutsche Szenen einlegte. Ja 1652 kamen seine Vier Scherzgedichte heraus, die, für einen Professor der Poetik überraschend, die Mundart unbeschränkt walten ließen. Dem Alamodewesen, der Herrschaft der Fremde, der Titelsucht gilt sein boshafter Kampf. Er wendet sich direkt gegen Opitz und hatte

damit ganz Niedersachsen und die Altstämme hinter sich. In der ältern Partie seiner Satiren verwendete er noch freie Verse, später ging er zum Alexandriner über. Doch seine ganze Mühe war ein Schlag ins Wasser, nicht darum weil die Mundart für die Literatur nicht mehr zu retten war, denn mit gewisser Beschränkung drang sie ja der ganzen Küste entlang ins Drama ein, in Hannover selbst in französische Operetten, ja in Hamburg gewann sie sich sogar die Oper, Lauremberg verlor seine Sache, weil die Landschaft rechts der Elbe nicht aus dem großen Zusammenhang mit den innerlich ähnlich geschaffenen Ländern bis Memel und bis zur polnischen Grenze zu reißen war. Diese Beziehungen waren noch stärker als die sächsische Stammesgleichheit.

Laurembergs Werk wurde durch Joachim Rachel unwirksam gemacht. Zu Opitz zu stehen, das hatte er eigentlich schon vom Vater geerbt, der ein Opitzianer strenger Observanz und poeta laureatus war und als Hauptpastor zu Lunden in Norddithmarschen wirkte. Hier wurde Rachel 1618 geboren. Die Familie war aber mecklenburgisch. Entgegengesetzte Einflüsse kreuzten sich in seiner Entwicklung. Die Stadt war rein niederdeutsch, hatte eine große Vergangenheit und konnte sich nie solch bittrer Erinnerungen entschlagen. Der Knabe lernte Lieder und Tänze, studierte in Husum, am akademischen Gymnasium in Hamburg, seit 1637 in Rostock. Peter Lauremberg war sein Lehrer. Dann ging er nach Dorpat und Kopenhagen, das bald eine deutsche Stadt zu werden begann. Und gerade hier, von Anhängern Opitzens umgeben, trotz der Tradition seiner Familie, wandte er sich Johann Lauremberg zu und dichtete im Tone alter Lieder die Verse: Nu, min dochter, segg van harten, die noch heute als Volkslied gehn. Doch überwand er diese Episode rasch. 1667 wurde er nach harten Jahren Rektor der Schleswiger Domschule und starb 1669. Kurz vor seinem Tode erschienen seine hochdeutschen Satiren. Seine Muster waren antike, Persius, Juvenal, doch arbeitete er gelegentlich auch selbständig. Eheleben, Kinderzucht, der Geist der Fremde bieten ihm Stoffe und Themen. Ungleich zahmer wie Lauremberg und weniger originell ist er und sein Werk doch historisch bedeutsamer als die Scherzgedichte. Er hat die Landschaft im Zeichen des Opitz endgültig in die Gesamtbewegung eingeführt. Die Rostocker Lehrkanzel der Poesie war bis 1660 mit Opitzens engstem Landsmann und Schüler besetzt, mit Tscherning. Ihm folgte Daniel Georg Morhof aus Wismar, das Phänomen an ungeheurer Belesenheit, der neben lateinischen Gedichten 1682 den „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätze" herausgab. Und dennoch blieb Mecklenburg von allen sächsischen Landschaften diejenige, die immer wieder eine eigene Literatur ihrer Mundart anstrebte, und keinem deutschen Stamme ist es so gelungen. Durch das ganze siebzehnte Jahrhun-

dert noch und bereits zu Anfang des achtzehnten wieder fiel man in die Töne der Heimat, wenn man den Bauer finden mußte. Als Herzog Karl Leopold seinen Thron wiedergewinnen wollte und das Landvolk treu zu ihm stand, suchte der feindliche Adel diese wertvollen Bundesgenossen zu gewinnen. So wurden eine Reihe politischer Bauerngespräche um 1730 gedruckt, in niederdeutscher Mundart, in Alexandrinern merkwürdiger Weise, und verbreitet.

Echt niedersächsisch stand eine Frau am entschiedensten auf Opitzens Seite, die vielgefeierte Sibylla Schwarz. 1621 war sie in Greifswald als Kind eines alten patrizischen Hauses geboren. Vom zehnten Jahre an dichtete sie, mit siebzehn Jahren starb sie 1638. Ihre höfische Lyrik ist kaum zu ertragen, viel zitiert sind ihre Verse der Weltverachtung:

Pfui, pfui dich, du schnöde Welt,
Du rechter Satansbuhle!
Du trübe Jammerschule,
Fahr' hin, fahr' hin! Ich lasse dich,
Du Störefried, du Kummerfeld,
Gott, mein Erlöser, fordert mich.

Die Tendenz des Anthyrliedes, eine ungenossene Kulturzeit nachzuholen, der Kampf um Opitz und endlicher Anschluß, Versdichtungen, das sind die gemeinsamen Züge, die diesen niedersächsischen Stamm an den Osten schließen und fast aus dem gemeinsächsischen Verbande herauslösen. Hier liegt im Norden die Fuge, wo die Kolonistenvölker und die sächsische Welt zusammenstießen, hier wuchs der nördliche Arm des Ostens fest, an der Mündung der Oder, wie dort, wo die Elbe aus dem Gebirge tritt, der südliche. Der niederfränkische Keil, der beide trennt, hat eine eigene Geschichte.

4.

Hamburg und Lübeck.

Die Glocken von Vineta läuten die Herrlichkeit ein, die an der Mündung der Elbe über tausend Maste glänzte, über stolz schreitende Bürger, die heute turnierten und morgen Wein zapften und Gewand schnitten, über galante Poeten, prunkvolle Opern, ernste Versammlungen würdiger, kernhafter Männer: Julin, die sagenumrauschte, mächtige Slavenstadt, von der die wendischen Handelsschiffe die Ostsee beherrschten, lange vor Hamburgs und Bremens und Magdeburgs Blüte im neunten und zehnten Jahrhundert. Der Wende des Meeres, die Not, die er weit über die Küste hinein ins flache Land trug, trieb den Sachsen auf die Schiffe. Friesen und Niederfranken gingen zu Wasser. Friesische Kaufleute überall! Aus einer Schiffsstation schon im elften Jahrhundert erhob sich Brügge, Gent wurde, von eigenen Erbschöffen regiert, eine organisierte, waffenfähige Gemeinde. Die Luft war

längs der deutschen Küste geweckt. Hamburg und Lübeck und Bremen rangen sich aus erbärmlicher Enge auf. Flandrische Siedler kämpften mit Deich und Gräben der See und dem Moor wohnliches Land ab. Die Eroberung des angelsächsischen Königtums durch die Normannen, der Machtzuwachs nordischer Fürsten machten ein Sammeln der regsamen Kräfte notwendig, der Zerfall des großen sächsischen Herzogtums machte den Bund der Städte möglich. In der Fremde zunächst, im Stahlhof Anfang des elften Jahrhunderts zu London, im zwölften zu Wisby auf Gotland, zu Nowgorod im Sankt Peterhof schlossen sich die Kaufleute der verwandten Küsten zusammen, näherten Entferntes und Gegensätzliches unter dem Druck der Fremde. Am Rhein, in Sachsen, an der Ostsee traten seit 1250 die Städte zusammen; einzelne gehörten verschiedenen Bünden an. Als Wisby durch Waldemar IV. von Dänemark gefallen war, scheuchte gemeinsame Gefahr die Gemeinwesen zusammen, die für sich machtlos, vereint eine Macht ohne gleichen waren. Am 19. November 1367 wurde der große Bund geschlossen, dem nun in wechselnder Folge neunzig Städte angehörten. Lübeck trat an die Spitze, nordische Könige wurden bezwungen, Niederfranken und Niedersachsen, dem Reich immer fremder, hatten sich gefunden. Doch schon im fünfzehnten Jahrhundert lösten sich langsam die flandrischen Städte ab, unglückliche Kriege zerbröckelten im sechzehnten die Macht, die Binnenstädte fielen ab, das neue Amerika riß die Völker und ihren Handel in andere Bahnen und auf dem letzten Hansatage 1669 blieben Lübeck, Bremen, Hamburg, Braunschweig, Köln und Danzig allein.

Ein Weg in gerader Linie, unentwegt bis ans Ende beschritten, führte auch hier zu der blühenden Kultur um die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Während in ganz Deutschland das Bürgertum durch wachsende Fürstenkraft zurückgestoßen wurde, während überall landesherrliche Territorien die Städte niederdrückten, der Osten ein Leben nachholend durchlebte, das nicht bürgerlich war und es niemals sein konnte, und nur die sächsisch-niederfränkisch genährte preußische Küste bürgerliche Gemeinwesen hielt und wirksam machte, sammelte sich der sächsische Stamm im Gleichklang zu Niederfranken in schützenden Mauern, in denen sich tausend Räder und Treibriemen, ineinandergehend, fördernd und hebend tummelten, während von den Uferdämmen kühner Erwerbssinn ins Meer trieb und Reichtum anschwemmte. Das alte Herzogtum war längst zerfallen und kein Fürst ringsum, der die sieghaften Mächte zu hemmen wußte. Hier riß das sechzehnte Jahrhundert nicht die Ader des Bürgerlebens durch, es konnte weiterwachsen, und so dehnte sich der sächsische Stamm in natürlicher Sproßfülle herein in das gemeinsame Leben, die Erfüllung des bürgerlichen Traums, den das sechzehnte Jahrhundert so jäh unterbrochen hatte. Die sächsische Literatur, wie sie zur Höhe des

achtzehnten Jahrhunderts heranreifte, war im Augenblick ihres Eintritts in die Gesamtentwicklung das reich geförderte Ergebnis der niederfränkischen Kultur vereint mit dem eigenen, ununterbrochenen, vom zwölften durch das sechzehnte Jahrhundert fortgebildeten Bürgertum. Da in diesem Augenblick in Deutschland ein neues bürgerliches Leben erwacht war, fand die Literatur Niedersachsens gleiche Verhältnisse vor, einen gleichgerichteten Strom und konnte nun die Kraft und Schnelligkeit dieser Bewegung verdoppeln. Das ist das Geheimnis des großen Einflusses, den sie auf die Gesamtrichtung nahm.

Die älteste literarische Form war das Fastnachtsspiel; seine Kultstätte war Lübeck; seine Heimat Süddeutschland nicht Niederfranken; gepflegt wurde es in einem festen Kreise, der Zirkelgesellschaft. Während des großen Aufruhrs 1408—1416 hatten sich eine Reihe Lübecker Bürger in Oberdeutschland aufgehalten, hatten hier das Fastnachtsspiel kennen gelernt und in ihre Heimat gebracht. Das muß wohl in Nürnberg gewesen sein und so hätte die Posse der Stadt in ihrer frühesten Form auf den Norden gewirkt. Die Gesellschaft führte genau Buch. Jedes Jahr wurden vier Brüder gewählt, zwei mußten „dichten edder dichten laten", zwei hatten für die Regie zu sorgen. Ein hölzernes Gerüst auf Rädern war der Ort der Handlung. Bis 1537 wurde gespielt, 73 Stücke sind erhalten. Französischer und niederländischer Einfluß setzt sich gelegentlich durch. 1438 wurde die Hölle gegeben und Frau Kriemhild und die Namensform Crimolt weist deutlich auf Oberdeutschland; 1450 „Wie König Karl stehlen ging", 1453 von König Artus. Antike Sagen, Geschichte und Tierfabeln boten die Stoffe. Im Repertoire liegen sichtlich Beziehungen zutage zum ältesten bairischen Volksstück, ein vorzeitiger Versuch mit den süddeutschen Stämmen zu schwingen, der mißlang. Von Niederfranken her wirkte es ungleich stärker. 1539 schrieb die Genter Rhetorikenkammer die dramatische Preisaufgabe aus: Welk den Menschen stervende meesten Trost is. Neunzehn flandrische Städte beteiligten sich und Antwerpen erhielt den Kranz. Diesen Gedanken spann ein Niedersachse der Landschaft unter scharfer Beleuchtung der heimatlichen Zustände zu einem der bedeutendsten Dramen des Jahrhunderts aus, Johannes Stricker, um 1540 zu Grobe bei Eutin geboren, in Wittenberg Student und Pfarrer in seiner Heimat, dann Flüchtling in Lübeck, wo er 1598 starb. Nach einem moralischen Drama von den Kindern Adams und Evas gelang ihm 1584 „De düdesche Schlömer", die innerliche Tragödie eines holsteinischen Edelmanns, dem kein Laster fremd ist; vom Tode vor das große Gericht geladen, sucht er sich Geleitsmänner, wird verdammt, doch da ihn sein Prediger losbittet, erhält er Gnade und stirbt erbaulich. Das Thema des Jahrhunderts in niederfränkischer Gedankenrichtung. Am stärksten war dieser Zug bei der Wieder-

bearbeitung des deutschen Tierepos. In Niedersachsen war die Fabel beliebt und ein Lübecker Kleriker erzählte noch einmal in heimischer Mundart die Geschichte von Reincke de Vos nach dem Holländer Hinrek van Alkmer. In Lübeck 1498 kam das unvergängliche Buch heraus. Neben historischen Liedern und der unvermeidlichen Lehrpoesie des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts war es im ganzen nicht viel, und historisch sprach sich in diesem Schwanken zwischen dem fernen, wesensfremden Oberdeutschland und dem nahen landesverwandten Niederfranken typisch das Wesen einer kleinen Literatur aus, die keinen rechten eigenen Boden fand. Aber Lübeck, im Gegensatz zu Hamburg ausgesprochen und abgeschlossen niedersächsisch, war zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts neben Rostock die sächsische Druckerstadt. Seit 1484 wurde in Lübeck alles unter die Pressen gelegt, was in Handschrift aus frühern Jahrhunderten überkommen war. In unendlich langer Reihe von Drucken standen die alten niederdeutschen Bücher zu neuem Leben auf.

Die geistige Vormacht der sächsischen Welt war Hamburg, Lübeck führte den Bund nur politisch. Athen und Sparta! Wie in der Lausitz und in der Schweiz, wo Städte und Bauer um staatliche Freiheit rangen, Lieder der bewegten Geschichte folgten und die Literatur einleiteten, so in Hamburg. Die Seeromantik trutziger Piraten, die Kämpfe, die städtische Flotten mit ihnen auszutragen hatten, gewannen poetisches Leben in dem Liede von Störtebeker.

Störtebeker an Gödke Micheel
Dat weeren twee Röwer to gliecken deel
To water an nicht to Lande:
Bit dat et Gott im Himmel verdroot,
Do musten se lieden groot Schande.

Eine reiche Fülle politischer Lieder, die ganze Küste entlang über Danzig hinaus, schlug sich in diesen Jahren nieder um 1500 und später. Die Kirchentrennung klang in prachtvolle Verse aus; Mönche bejammern ihren Schritt in das fremde Leben, fühlen die Fesseln der Ehe; derber niederdeutscher Spott gießt sich über die reformationsfreundlichen Städte aus. Epische Formen gehörten dem sächsischen Binnenlande zu und der Dichter des großen Hansaliedes, der Syndikus Domann, ist wirklich ein Osnabrücker, 1591 zu Helmstedt Doktor juris, seit 1605 hanseatischer Syndikus, mit diplomatischen Sendungen viel betraut. Sein Lied ist ein Wehruf über den Verfall der Hansa. 1618 entstand es, so gewandt in Bild und Vers, im Jahr geschrieben, da in Heidelberg die neue Dichtung geboren wurde, daß es fast ein eigener, selbständiger Sprung in die neue Welt ist.

Vorzeiten wart ihr Hänse, benamet mit der Tat,
Jetzt sagt man, seid ihr Gänse, von schlechter Tat und Rat,
Ein' Gans fleugt über Meere nach ihrem Kopf und Sinn,
Ändert sich doch nicht sehre, ist Gagag her und hin.

Im Wirkungsbereich hoch entwickelter Literaturen, aus Südwesten Niederfranken, aus dem Süden die ober- und mitteldeutschen Stämme, waren so enge, primitive, lokale Grundlagen ohne Kraft und Dauer. Auch die Spiele zu Weihnachten, Ostern und Fasching, die unmittelbar vor der Reformation bestanden, gaben keinen Punkt ab, wo die Fortentwicklung einsetzen konnte. Das war ja auch das Schicksal Lübecks. Der Inhalt der Hamburger Kultur ist Drama und Oper, doch im Zeichen der niederfränkisch-sächsischen Durchdringung, die hier matter und widerspruchsvoller war als im frankennahen Westfalen, doch Tendenzen reinen künstlerischen Wertes. Und während die niederländische Literatur im fernen Schlesien Mittel des Anschlusses war an die gemeindeutsche Entfaltung, hier in Hamburg drohte sich zunächst ein zweiter niederdeutscher Literaturherd zu bilden. Wären die Hilfskräfte aus dem Herzen Deutschlands und von England her nicht gewesen, der Siegeszug der hochdeutschen Sprache wäre an der Elbe zum Stehen gekommen. Der Niederfranke förderte den Eintritt der Stadt in die große Gemeinschaft nur durch Schaffung innerer Werte; diejenigen, die die Brücke von Sprache zu Sprache schlugen, waren Sprößlinge der Altstämme.

1567 kamen, von Alba vertrieben, Amsterdamer Familien nach Hamburg und so fort durchs ganze Jahrhundert. 1605 sammelte die niederfränkische Kolonie schon 130 reiche Familien. Holländer, die 1590 kamen, waren die ersten wandernden Komödianten, die ersten, die in der Stadt ihre Kunst als Beruf trieben. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts spielte längere Zeit und mehrmals nacheinander unter großem Aufsehen die Truppe des Jan Babtista, die ersten Berufsschauspielerinnen bei ihm. Er gab Verskomödien und Trauerspiele holländischer Dichter. Wie vertraut mußte dem Hamburger Publikum Geist und Sprache dieses seeverwandten Volkes sein, wenn Jakob van Rijndorp noch 1703 Jost van den Vondel in holländischer Sprache spielen konnte. Molière und Corneille wurden in holländischer Bearbeitung dargeboten. Ja 1741 führte sich eine solche Gesellschaft mit der Anzeige ein: „Vornehmlich seyn sie" (die Schauspieler) „durch die Fußstapfen ihrer Vorfahren hierzu angemuthigt worden, als welche über . . . dreißig Jahre her, in dieser Stadt und noch höher nach Norden zu liegenden Oertern, mit Zujauchzung und Nutzen lange gespielet haben. Niemand hat zu derselben Zeit geklagt, daß das holländische schwer zu verstehen wäre." Die Hamburger Bauernkomödien, die niederdeutschen Zwischenspiele sind eine Ausstrahlung der niederfränkischen Literaturblüte, schließen zeitlich an sie an und weisen stofflich auf die Niederlande. 1630 ist das Geburtsjahr dieser niederdeutschen Dramatik. Unmittelbar für Niederländer gedruckt und gespielt wurde der „Slennerhinke", der sicher vor 1640, wahrscheinlich 1630 entstand.

Hinke geht nach Holland, erzählt seine Erlebnisse und heiratet, „Teweschen Hochtydt" stellt die Ehe mit Hindernissen dar. Schauplatz ist Hamburg, Stadt und Land, die Sprache weist nach Magdeburg. Der Pastor Johann Koch aus Hamburg 1583—1666 gab 1630 seinen niederdeutschen Elias heraus, ein Stück mit vielen Personen, ohne Handlung, voll unglaublich unrealistischer Elemente, im Geiste das Widerspiel zu dieser ganzen Literatur. Doch sie fand nun ihren Gestalter und Retter. Johann Rist, der Pastor in Wedel, war 1607 zu Ottensen geboren, 1667 starb er. Alamannisches Blut! Die Familie läßt sich ins sechzehnte Jahrhundert bis Nördlingen verfolgen. Erst sein Vater Kaspar kam 1607 als Pastor nach Ottensen. Darum geht die Sprachgesellschaft an der Elbe, die doch die Sammelform war für das geistige Leben einzig der Altstämme des Südens, auch auf ihn zurück. Er ist der entschiedenste Vertreter jener fremden Dichter, die in Hamburg zusammenströmten und die Stadt an das hochdeutsche Sprachleben banden. Daß er sich in seinen Dramen den Tendenzen der Landschaft nicht entziehen konnte, läßt sich ja bei allen beobachten, die in eine fremde Heimat einwurzeln. Schon der Knabe spielte mit Lust und Eifer. Über dreißig Stücke waren die Frucht seines Lebens, darunter ein Wallenstein, fünf sind erhalten: ein Perseus, ein Depositionsstück, das die Zeremonien schildert bei der Aufnahme eines jungen Studenten ins akademische Leben; die Irenaromachia, 1630 gespielt und erschienen, ging zunächst unter dem Namen seines Schwagers, brachte Bauernszenen in holsteinischem Dialekt und zeichnete stürmisch bewegte Zeitbilder. Der braunschweigische Sekretär Erasmus Pfeiffer, der 1631 Sophokles' Ajax mit niederdeutschen Zwischenspielen herausgab, benützte für seine Pseudostratiotae, Bauern, die sich als Lanzknechte verkleiden, dieses Stück Rists. Das friedewünschende Deutschland war rein hochdeutsch, 1647, seine Fortsetzung, das friedejauchzende Deutschland, leitete die Hamburger Oper ein, brachte Notenbeilagen und Lieder und arbeitete mit der wirkungsvollsten Realistik. Die Bauern in ihrer Muttersprache reden zu lassen war sein Grundsatz, der viel mit den Prinzipien Christian Weises gemeinsam hat. Seine Wirkungen auf das niederdeutsche Drama waren ungeheuer und ließen seine Lyrik, eine Psalmenbearbeitung, geistliche Gesänge in zehn Sammlungen und historische Lieder kaum aufkommen.

Niederfränkische und süddeutsche Kulturwirkungen kreuzten sich in der Gesellschaftsform, die links der Elbe überall für das neue Leben gefunden wurde. Die Sprachgenossenschaften und Sozietäten der Altstämme bauten mittelbar auf dem sechzehnten Jahrhundert weiter, und als sie sich auch in Hamburg zu bilden begannen, setzten sie in gerader Linie nur die Tendenzen auf geistigem Gebiete fort, die in ähnlicher Weise ununterbrochen wirkend, das

wirtschaftliche Leben der Stadt aus dem fünfzehnten Jahrhundert her aufgebaut hatten. Die deutschgesinnte Gesellschaft ist der Anteil der Altstämme an der blühenden Hamburger Kultur wie das niederdeutsche Drama der Anteil Niederfrankens war. Jetzt flossen beide Ströme zusammen. Der die Sozietät gründete, Philipp von Zesen aus Dessau, stand der Stadt nach Blut und Abkunft noch ferner als Rist. 1641 lernten sich beide kennen; dann ging Zesen in die Niederlande, war 1643 wieder in Hamburg und am 1. Mai schloß er mit dem Einheimischen Dietrich Peterson und dem Preußen Christoph von Liebenau den Bund. Die Form der Gilden und Zünfte war deutlich; Farbensymbole, Vorliebe für blau, und Zahlensymbole begleiteten den Verkehr. Sie nannten sich Brüder. Sie rückten auf vier Stufen empor, durch die Rosenzunft, die Lilienzunft, die Nägleinzunft und Rautenzunft. Jost van den Vondel wurde Mitglied, mit den Niederlanden herrschte regsamer Austausch, und wie die Elbe das alte deutsche und das alte slavische Gut zerteilte, so schlossen sich viele Böhmen und Schlesier an. Zesens Verhältnis zu Rist war immer unleidlicher geworden, und um 1660 gründete sich der Dramatiker einen eigenen Kreis, den Elbschwanorden. Auch hier viele Religionsflüchtlinge aus Böhmen, auch Comenius und sein Einfluß. Die Symbole waren ähnlich wie in Zesens Sozietät. Und doch ist es bezeichnend dafür, wie weit Sachsen und Preußen noch auseinander waren, daß bald nach der Gründung eine ganze Reihe preußischer Dichter in aller Form dagegen Verwahrung einlegte.

Die Stadt zog von weither Kräfte an sich, und wie sie allmählich die besten Wirkungen aus Holland und England sammelte, wie sie sich 1629 in Joachim Jungius aus Lübeck, 1587 geboren, dem Mathematiker und Geistesverwandten von Bacon, Galilei, Kepler, Descartes, einen vorzüglichen Schulrektor gewann, so strömten aus dem Süden die Dichter zusammen, von hundert Erwerbsmöglichkeiten gelockt. Das erste Großstadtmilieu, das jedem Wurzeln und Säfte bot zu eigenartigem Leben. Der Hesse Johann Balthasar Schuppius 1610—1661, Student in Marburg und Professor der Geschichte, 1646 Hofprediger des Landgrafen und bei den Osnabrücker Friedensverhandlungen, seit 1649 Pastor bei Sankt Jakob, wirkte durch Predigt und Predigtton seiner Schriften. Der Landsmann Grimmelshausens! Die alte dogmatisch strenge Predigt verwarf er und gab dem Humor wieder sein Recht selbst an heiliger Stätte, knüpfte an Moscherosch an, zeichnete entzückende oder ernste kleine Bildchen, leitete in vollen Strömen süddeutsche Art in diese sächsisch-niederfränkische Stadt. Ein buntes Gemisch! 1648 tauchte das wilde Temperament, durch Krieg und Liebesstürme über ganz Deutschland gewirbelt, in Hamburg auf, Georg von Greflinger, 1620 bis um 1677. Ein Regensburger! Er lebte das ganze Elend der Zeit durch, war in Sachsen, bis 1642 in Danzig,

wanderte, kehrte wieder nach Preußen zurück und fand endlich in der Literatenstadt leidliche Ruhe. Liedersänger und Journalist, Übersetzer romanischer Stücke, des Cid von Corneille, des verwirrten Hofes von Lope de Vega, von Kochbüchern und Gartenschriften. Als Lyriker schloß er sich mehr an die Königsberger an. Ende der fünfziger Jahre gründete er eine politische Zeitung, den Nordischen Merkur, erwarb ein Haus und baute sich wohl auch eine Druckerei. Das Handwerk hatte einen goldenen Boden. Jakob Schwieger aus Altona 1630—1661, wo er verschwindet, verdankte seinen lyrischen Ruhm zumeist der Verwechslung mit dem Erfurter Kaspar Stieler.

Die Entwicklung führte ungebrochen weiter bis auf die Höhe des achtzehnten Jahrhunderts, in das Gewoge der literarischen Entscheidungskämpfe. Aus dem Drama wurde die Oper; die Literaten wurden Journalisten; die Deutschgesinnte Gesellschaft führte zur Deutschübenden hinauf. Stammesgeschichtlich zerging der niederfränkische Einfluß im Operntext, trat der englische an seine Stelle, riß der innerdeutsche die Hamburger Streitkräfte an sich, als um Leipzig die Stammesschlacht im vollen Gange war.

Die feine internationale Gesellschaft der Stadt, aus Frankreich, Holland, England an erlesenen Kunstgenuß gewöhnt, bestand aus Diplomaten und Gesandten. Höfischer Prunk war ihnen von den führenden Residenzen her vertraut und wurde in solch republikanischer Stadt schmerzlich entbehrt. In diesen Kreisen sind die eigentlichen Urheber der Hamburger Oper zu suchen. So fand sich 1677 ein Konsortium, der Organist von Sankt Katharina Reinicke, der Lizentiat Lütgens, der Ratsherr Gerhard Schott; sie bauten am Gänsemarkt ein festes Gebäude und am 2. Januar 1678 wurde es mit einer biblischen Oper eröffnet: der geschaffene, gefallene und wieder aufgerichtete Mensch. Das Thema war notwendig, denn die Geistlichkeit begann unruhig zu werden. Die Ausstattungen waren überaus prächtig. Hohe Gäste kamen und staunten. 1682 sah sich der große Kurfürst die Alceste an. 1678 war Anton Reiser Pastor an der Jakobikirche geworden und 1684 kam Johann Winckler nach Hamburg, beide Freunde Speners. Ihr Pietismus sah in diesem lockenden, klingenden, funkelnden Blendwerk gefährliche Fallen für Seele und Unschuld. Und sie eröffneten den Kampf. Er nahm groteske Formen an. Im Ministerium kam es zu einer Abstimmung, und da die lebensfroheren würdigen Herren ihren Gesandten und Diplomaten den prunkvollen Zeitverkürzer nicht rauben konnten, siegte das pro, die Oper durfte weiterleben. Und sie lebte herrliche Tage. 1686 begann der Glanz mit Cara Mustapha, die Musik war wohl von Franck. Der Textdichter war Lukas von Bostel 1649—1716; ein Hamburger, 1709 Bürgermeister. Die lustige Person, das Streitobjekt, um das bald gekämpft werden wird, war Barac, der Diener

Muſtaphas. Daß der Stoff die unmittelbarſte Vergangenheit widerſpiegelte, die Belagerung Wiens, braucht in den Wert der Oper nicht eingerechnet werden. Aber zum erſtenmal, ein Augenblick, der einen um die große Einheit der deutſchen Literatur fürchten läßt, klingen Arien in niederſächſiſchen Lauten:

Wer sik up dat water gifft,
Und nich versteit den Wind,
Wehn de Lust to freyen drifft,
Ehr he sik recht besint,
De ward gar bald, doch veel tho laet,
Berouwen sine dumme Daet,
Und jammerliken klagen,
Och wo bin ik bedragen!

Die Bewegung war im vollen Gange. Chriſtian Henrich Poſtel, der Freund Gerhard Schotts, wagte ſich bereits an niederdeutſche Szenen. Er ſtammte aus Freiberg im Lande Hadeln, war 1658 geboren und ſtarb 1705 als Advokat in Hamburg. Der ungeheure Torſo von Beleſenheit und Wiſſen, die 9000 Verſe des Heldengedichts „der große Wittekind", belaſtet die Schale nicht, auf der man ſeine Bedeutung abwiegt. Freilich ſchrieb er vor allem Operntexte, von 1688 bis 1702 im ganzen 22, ſein Komponiſt Richard Keiſer wird manchen gerettet haben. Die blutigen Schleſier geiſtern noch durch ſeine Szenen, manches Stück war ſein Gruſeln wert. Im Xerxes legte er neben plattdeutſchen Arien bereits Partien in heimiſcher Mundart ein. 1708 wurde dann die Höhe der Entwicklung erreicht, das erſte niederdeutſche Singſpiel, „Die luſtige Hochzeit", Text wahrſcheinlich von Bankkaſſier Kuno, die Muſik iſt umſtritten. Der Beifall war maßlos, doch folgte lange kein gleiches Stück. Ein Beweis für die Macht des Milieus und den Zwang der Entwicklungsreihe war der Schwabe Johann Ulrich von König, der ſich zu plattdeutſchen Arien bequemte. Faſt hundert Jahre ſeit Riſt und ſeiner Vorarbeit für das Singſpiel der Stadt, überſchritt die Bewegung ihre Höhe. Johann Philipp Praetorius, 1696 zu Elmshorn in Holſtein geboren, zu Trier als Regierungsrat 1766 geſtorben, griff mit genialer Sicherheit nach den nächſten lokalen Stoffen und wurde der Schöpfer der heimiſchen Poſſe. Von Keiſer komponiert gingen 1725 der „Hamburger Jahrmarkt" und die Fortſetzung „Hamburger Schlachtzeit" am Gänſemarkt in Szene, in dem Gebäude, das ſchier alle Helden aller Völker hatte in Melodien ſeufzen und lachen hören, Störtebeker wie Xerxes, Pyramus und Thisbe, Türken und Heiden; jetzt polterte das Hamburger Leben über die Bühne, öffnete Blicke in die Geheimniſſe des Nachbarn und Freundes und hob die Dächer ein wenig von den Häuſern. Wer verborgene Wunden hatte, verhüllte ſie ängſtlicher und darum verbot der Senat die Stücke, ſo ungebärdig das Volk auch tobte. Zum Überfluß geriet auch Gottſched noch in Zorn. Es war zu Ende. 1728 wurde die letzte Oper mit niederdeutſchen Elementen geſpielt. Die ſiebzehn ganz oder teilweiſe nieder-

deutschen Opern unter den fast 300 dieser kurzen Zeit zeigen Flut und Ebbe der niederfränkischen Welle an. Denn mindestens war es der Sondertrieb des Niederländers, der sich in der großen Bewegung spiegelte, wenn man schon im einzelnen keinen Einfluß der niederfränkischen Kultur anerkennen will.

Nach 1650 war die Macht der Niederlande unter den deutschen Stämmen im Zusammenbrechen. Überall in Deutschland war ein kräftiger Ruck nach vorwärts zu spüren, aber man sieht es förmlich, wie immer die Triebkraft von außen kommt, von Frankreich, vor allem vom Niederrhein, und diese Spannung ließ nun plötzlich nach, überall ein Stocken. In diesem Augenblick, der vielleicht über die ganze klassische Kultur entschied, sprang nach der niederfränkischen eine andere germanischen Literaturkraft ein, die englische, gerade an der Stelle, wo eben in Deutschland die Führung lag, an der Mündung der Elbe, in Hamburg. Und was diesem Stoß von England her in Hamburg doppelte Wirkung gab, war eine gleichgerichtete Strömung, der Journalismus war im Aufblühen, und gerade in dieser Richtung lief die bewegende englische Kraft.

Zeitungen waren ein Bedürfnis des Kaufmanns, wie im Innern Deutschlands die Fugger am Ausgangspunkte des Journalismus stehn, so in Hamburg die großen Kaufhäuser. Der Holländer war auch hier am stärksten beteiligt. Für den Frachtstätter Johann Meyer druckte Paul Lange 1616 in Hamburg die „Wochentliche Zeitung", das erste periodische Blatt an der Elbmündung. 1630 folgte die ordentliche Postzeitung des kaiserlichen Postverwalters Kleinhans, bald gab's Konkurrenten, Dichter und Literaten griffen mit Eifer den neuen Erwerbszeig auf, der mehr versprach als Trauercarmina und Hochzeitswünsche. Wann Greflingers „Nordischer Mercurius" zu erscheinen begann, ist unsicher. 1673 trat der „Relationskourier" auf den Plan und hielt sich bis 1813. Neue Sünden waren über die Welt gekommen, die Preßvergehen, und Victor de Löw in Altona ist hier 1681 einer der ersten, der wegen seiner „europäischen Relation" eingesperrt wurde, die frühesten Nürnberger Einblattdrucker nicht gerechnet, die in den Turm mußten. Der Zulauf in die Stadt, wo es goldene Federn zu verdienen gab, dauerte fort und es tauchten wahre Matadoren auf an Kraft und Fülle. Der Hesse Eberhard Werner Happel aus Kirchhagen 1647—1690 studierte in Marburg Mathematik, Medizin, die Rechte, ging nach Magdeburg und Hamburg, war 1673 in Kiel und kehrte wieder nach Hamburg zurück. Sein Metier war der politisch-galante Roman, zwanzig Stück dieser Art schrieb er in siebzehn Jahren zusammen, die meisten erschienen in Ulm und Hamburg. Fantastische Abenteuer, ungeheure Liebe, Staatsaktionen, die grotesken Wunder fremder Länder waren seine Motive und das Ganze auf hohem Roß mit steifem Galopp ge-

ritten. In Wochenlieferungen ließ er 1682 seine Relationes curiosae erscheinen. Der Thüringer Christian Friedrich Hunold aus Wandersleben 1680—1721 trieb den Skandalroman und schrieb Operntexte, alle Elemente eines großstädtischen Literaturbetriebes sind beisammen. Seit 1686 gab es sogar französische Blätter.

Mitten in diese Entfaltung journalistischer Tätigkeit fiel die neue Entwicklung der englischen Zeitschrift. Die Sozietäten, die in Deutschland mittelbar auf dem sechzehnten Jahrhundert weiterbauten und das geistige Leben der Altstämme bestimmten, trieben in England neues Leben in die periodischen Preßerscheinungen. In diesem Milieu wurzelte Steele, der am 12. April 1709 das Probeblatt seines „Plauderers" — The Tatler — ausgehen ließ, zusammen mit Addison arbeitete er dann am „Zuschauer" — The Spectator — der wieder vom „Vormund" — The Guardian — abgelöst wurde. Das neue Bürgertum des frühen achtzehnten Jahrhunderts war der Träger dieser Zeitschriftenliteratur; zu belehren, die Sitten zu bessern, die Humanitätsidee durchzusetzen war der Zweck der moralischen Wochenschriften. Wie Flugfeuer trieb der neue Geist über den Kontinent, überall züngelte es empor, doch Hamburg war der Hafen, wo die neuen Güter gelandet wurden, sorgsam verstaut, wo sie an das Binnenland weitergegeben wurden. Am 31. Mai 1713 erschien das erste Blatt des „Vernünftlers", an dem der Musiker Mattheson hervorragend beteiligt war. Sein Motto hieß:

Was Menschen tun und treiben,
Gibt uns den Stoff zum Schreiben.

Politik war ausgeschlossen, doch fehlte es an politischen Hinweisen nicht. Nach englischem Muster druckte Mattheson den Bücherkatalog einer vornehmen Dame ab, auf Milton und die zeitgenössische englische Literatur wurde immer wieder hingewiesen. Kleine, sauber gerundete Novellen, scharf auf den moralischen Schlußgedanken zugedreht, Gespräche, Briefe, Gesellschaften, Gastmähler waren die üblichen Formen. Ehe, Kleider, Luxus boten tausend schwache Stellen, wo der Angriff einzusetzen war; den Frauencharakter dem neuen Bedürfnis anzuglätten und zu veredeln, den dritten Stand vom Adel zu befreien und auf geistige Höhen zu heben, schwebte immer als Leitstern vor. Es wird das Leben eines vornehmen Hamburger Müßiggängers geschildert: „Montag Glock acht. Ich zog mich an und spazierte in der Vorstube auf und nieder. Glocke neun dito. Band meine Strümpfe auf und wusch die Hände. Glock zehn, elfe, zwölfe. Rauchte drei Pfeifen virginischen Tobak, las den Extrakt der neuesten Zeitungen und Wierings Gazette. Die Sachen stehn schlecht in Schweden. Mr. Duodetz seine Meinung darüber." Und so weiter den ganzen Tag und die ganze Woche. In gleicher Weise wird das tägliche

Treiben einer Dame zerzaust. Bald machte sich Buchhändlerspekulation über die neue Form, unter der Maske des moralischen Kritikers, pikante Bedürfnisse zu befriedigen. „Die lustige Fama aus der närrischen Welt", die seit 1718 erschien, war alles eher als streng und moralisch. 1721 begann die „Neuangelegte Nouvellen-Correspondence aus dem Reiche derer Lebendigen in das Reich derer Toten". Große Wirkungen tief ins Binnenland erzielte „Der Patriot", dessen erste Nummer am 5. Jänner 1724 ausgegeben wurde. Der geistige Leiter war Brockes, seine Mitarbeiter Richey und Fabricius. Das Blatt erschien in 4500 Exemplaren, geistreich geschrieben, erntete selbst in England Erfolge und wurde in allen Landschaften nachgeahmt.

Von englischen Sozietäten waren die Wochenschriften ausgegangen, mit Brockes Patrioten mündete die Bewegung in die Hamburger Sozietät ein. Die Deutschübende Gesellschaft von 1715 war zwar keine Fortsetzung der Deutschgesinnten von 1643, aber die Sozietäten des frühen achtzehnten Jahrhunderts bauten sich eben auf dem Grundriß der Bünde des siebzehnten auf. Schon 1714 hatten Brockes, König und Richey den Plan erwogen, am 12. Jänner des folgenden Jahres kam dann die Gesellschaft zustande. Es traten noch bei Samuel Triewald, Johann Albert Fabricius und Johann Christian Wolf. Nach dem Verfassungsbrief sollte der Bund bestehen „aus lauter gelehrten, teutschübenden und in der Rede- und Dichtkunst erfahrenen, anbey honnêten, und nicht weniger zu einer Lehrbegierigen Conference, als wahrer Freundschaft qualificierten Leuten". Versammlung sollte alle acht oder vierzehn Tage sein. Jeder soll „eine von ihm verfertigte Piece öffentlich vorlesen und darauf durch der übrigen Hände gehen lassen". „Die einzubringenden Piecen sollen hauptsächlich bestehen entweder in Theoreticis, als nehmlich Teutschen Gramaticalischen, Oratorischen, Poetischen, und dergleichen Observationibus; oder in Practicis, verstehe einer ausgearbeiteten Prosa oder Carmine, es sey selbst erfunden, oder aus andern Sprachen übersetzet. Nechst diesen aber dürfen auch historica, antiquaria, und andere Philologica, jedoch soviel möglich zum Zweck kommende Specimina auf die Bahn gebracht werden." Diese Statuten unterschrieben sieben Mitglieder, mit Brockes drei Hamburger, der Schwabe König, der Zittauer Johann Hübner, der Stockholmer Triewald. Wolf trat zurück. Die Gesellschaft ging bald ein und die folgende patriotische, der gleichfalls Brockes und Richey angehörten, war keine Fortsetzung der Deutschübenden. Brockes, Hoefft und Hübner dichteten Kantaten, daneben gab es viele Epigramme. In die programmäßigen Übersetzungen teilte man sich. Triewald wollte aus dem Englischen, Brockes aus dem Italienischen, Fabricius aus dem Griechischen, Richey aus dem Holländischen, König aus dem Lateinischen übersetzen. „Das französische bleibt allen und

jedem zu beliebiger Wahl.“ Im Gespräch wurden Untersuchungen über Poetik, Grammatik, Wörterbücher geführt und sofort zu Protokoll genommen. Literarhistorische Arbeiten gingen aus der Runde hervor: der Schüler Christian Weises Johann Hübner schrieb die Biographie seines Lehrers und Fabricius behandelte Leben und Schriften Opitzens. Über den Tisch hinüber wurden Bücher rezensiert. Es gab keine Saite geistigen Lebens, die sie nicht angeschlagen hätten. Die Deutschgesinnte Gesellschaft dauerte bis 1718; die Patriotische trat 1725 ins Leben. Und das Ergebnis? Mit Händen zu greifen war es nicht. Aber was konnte diese Schar gebildeter, reifer, ernster Männer, da doch keiner ein Messias war, Besseres tun als Wege bereiten, als in traulicher Freundschaft beisammenzusitzen, aus alter Zeit und neuer, aus fremden Sprachen und aus eigner zusammensinnen, was wohl gut, was gar das Beste wäre? Das Bürgertum, dem in wenig Jahren so Großes zufallen sollte, auf Empfänglichkeit zu stimmen, mit Bereitwilligkeit durchdringen, sein Sprachgefühl schärfen, seinen Blick an den Mustern der Fremde zu schleifen, zu theoretischem Nachdenken leiten, war das nicht viel, nicht alles, nicht eine Art stillen, bescheidenen literarischen Heldentums? Da eine große Literatur zeitlose Künstler ebenso voraussetzt wie empfindungsfähige Empfänger, zum Lichtquell den Kristall, so war die Arbeit dieser Männer aus den kommenden Erfolgen nicht wegzudenken. Und gerade der Sachse, dem Klopstock bestimmt war, brauchte ein gut Teil ehrlichen Willens, sich hinreißen zu lassen.

Was Brockes dafür tat, läßt sich nicht hoch genug anschlagen. Es war ein altes Hamburger Geschlecht, dem er entstammte, der Vater Kaufmann und früh aus der Familie hinweggerissen, der Knabe, der 1680 zur Welt kam, Frauenhänden überlassen. Als er Jus zu studieren die neugegründete Universität Halle bezog, kam er in die Stadt, die nun soviel Gemütsweichheit, soviel Wehleidigkeit und kraftloses Schwärmen groß zog. Dann führten ihn weite Reisen über den Kontinent. Manche Kunst berührte mit flüchtigem Kuß seine Stirne, es schwebte ihm etwas vor wie eine Vereinigung der Künste zu einheitlicher Wirkung, der Poesie, der Musik und der Malerei. In Leyden promovierte er, der letzte bedeutendere deutsche Dichter, der in Niederfranken seine Studien abschloß. Die Zeit war zu Ende. Dann in seiner Heimat, von Wohlstand umgeben, behaglich und stets mit seinen Liebhabereien allein trieb er das verfeinerte Leben eines Kavaliers, dessen Ausartungen die moralischen Wochenschriften so oft zu tadeln wußten. Das war die feinste Blüte der städtischen Kultur, die im Herzen Deutschlands durch die Stürme des sechzehnten Jahrhunderts am Ausreifen gehindert, durch die wachsende Fürstenmacht im Stamme geknickt worden war und nur hier im hanseatischen Sachsen durch lange ununterbrochene Entwicklung hindurchgeführt werden konnte.

Sehnsüchtig erwartete Ehren wurden ihm zuteil. 1720 wurde er zum Senator gewählt, wurde mit diplomatischen Sendungen betraut und wirkte sich so nach allen Seiten aus. Mit allen Punkten des Kontinents, in denen die Bewegungen der Zeit zusammenliefen, war er in lebhafter Verbindung, der beziehungsreiche Patrizier, der die Stadtkultur der fränkischen und alamannischen Zeit charakterisierte. 1747 starb er.

Ein Hochzeitsgedicht 1708 war das erste, das von ihm gedruckt wurde. Die Exzesse der Mystik in den Landschaften des Ostens waren zunächst der Ausgangspunkt seiner literarischen Versuche. Stammestümlich sind sie nicht zu beurteilen, es war der einfache äußerliche Anschluß an eine Literatur, die über den Raum ihrer landschaftlichen Voraussetzungen hinausgedrungen war. So übersetzte er Marinos Kindermord und König gab das greuliche Buch 1715 heraus. Unterdessen hatte die englische Literatur zu entscheidenden Erfolgen ausgeholt, John Milton, 1608—1674, hatte 1655 „das verlorene Paradies" vollendet, 1667 wurde es gedruckt, das Epos vom Kampf zwischen Himmel und Hölle, und im „wiedergewonnenen Paradies" 1671 hatte er dem großen Drama seinen tröstlichen Abschluß gegeben. Der größte Stoff in einfachbezwingender Form, ein neues Vorbild von unmittelbarer zeitlicher Wirksamkeit, ein Ruhm, der den Deutschen nun nicht mehr schlafen ließ. Und während Milton die heiligen Fernen in die Seele zog, grub James Thomson, 1700—1748, an den Wegen, die sie täglich schritten, unversiegbare Wunderbrunnen. „Der Winter" 1726 und „Die Jahreszeiten" 1730 knüpften ganz neue Beziehungen zwischen dem Herzen und der Natur. Sie kamen Brockes erst allmählich zugute. 1721—1748 erschienen seine neun Bände „Irdisches Vergnügen im Gott". Der erste Band brachte es auf sieben Auflagen. Die größten Einwirkungen kamen von Pope. Das liebevolle Abtupfen der Steine, Blumen und Käfer, der religiöse Schauer vor Sternen und Gewittern, das Gefühl dauernder Gegenwart Gottes in der Schöpfung war Vorbereitung und Vorfreude des großen Festes, für das Brockes die ersten Kränze band. Der gleiche Ausgangspunkt in beiden neuen Literaturzentren, in Sachsen und in der Schweiz, nur dort von England aus angeregt und hier durch unmittelbare Anschauung der Natur gewonnen. Die Formen des Werkes kamen Brockes durchaus aus dem Hamburger Literatenmilieu zu. Kantaten, Arien und Rezitativ, die sich so gefällig seinen Stoffen und Stimmungen fügten, waren ja eben Elemente der Hamburger Oper. 1712 hatte er in seinem Hause eine eigene Passion aufführen lassen, zu der Keiser die Musik gemacht hatte. Und so sind neue Klangwirkungen des Verses und der Sprache der reinste Gewinn seines Schaffens. Brockes übersetzte Thomsons „Jahreszeiten" und schrieb seine Selbstbiographie.

Herrn

B. H. Brockes, Lti,

R. H. S.

Irdiſches Vergnügen in Gott

beſtehend

in verſchiedenen aus der Natur und Sitten-Lehre hergenommenen

Gedichten,

nebſt einem Anhange

etlicher hieher gehörigen Ueberſetzungen

von des

Hrn. de la Motte Franzöſiſ. Fabeln,

mit Genehmhaltung des Herrn Verfaſſers

nebſt einer Vorrede herausgegeben

von

L. F. Weichmann.

HAMBURG,

Zu finden im Schiller- und Kißneriſchen Buch-Laden. 1721.

Die Fülle der Zeit war da und nun reifte die edelste Blüte der Hamburger Kultur in Friedrich von Hagedorn 1780—1754. Aus guter Familie und einem Hause, das die Hamburger Künstler und Literaten gastlich zusammenführte, in Überlieferungen festverbunden, wurde er zum vielgewandten, mäßig beschäftigten, edel und mit Kunst genießenden Kavalier, im Bürgerlichen, als Frucht der langen, ungestörten Hamburger Entwicklung, was die Aristokraten des siebzehnten Jahrhunderts auf höfischem Boden waren. So berührte er sich, der Vertreter des alten städtischen Bürgertums, das allein in Hamburg erhalten war, mit dem neuen Bürgertum höfischer Herkunft, das zum Träger der neuen Literatur wurde. Als Student in Jena gärte er sich aus, als Sekretär in London und später in Hamburg drückte er persönlich die englisch-sächsischen Beziehungen aus. Da er mit den meisten Männern von Bedeutung in Hamburg und Deutschland bekannt wurde, schimmern jetzt die tausend Fäden auf, die von der niedersächsischen Metropole in alle Welt liefen. Als einem Künstler des Lebens lag ihm daran, den innern Wert des Menschen zu steigern, es ist viel Lehrhaftes in ihm, ein Ausfluß des ganzen Milieus, das die moralischen Wochenschriften beherrschten. Durch seinen Lehrer Richey war er mit allen Formen des modernen Hamburger Literaturlebens verknüpft. Die ersten Gedichte erschienen im „Patrioten", das Jahr 1729 brachte seine erste Sammlung. Ode und Satire, jene als Ausdruck innern Feuers, diese als Mittel vornehmer Läuterung, preist er vor allem als poetische Formen. Der starke Einfluß Günthers deutet schon auf den eigentlichen Sinn der kommenden Bewegung voraus, die sich um einen Zusammenschluß der sächsischen Welt und der Neustämme gegen den alten Süden mühte. Eine Lieblingsform des Ostens, die aus der Renaissance stammte, die Heroide, ist bei ihm in geschickten Händen. Horaz beherrscht seine moralischen Gedichte, und es gab aus dem ganzen Umkreis der klassischen Literatur kein besseres Vorbild für ihn. Zudem lehnte er sich an die Engländer an, vor allem an Dryden, und ging nun schon vom Alexandriner zu den ihm noch ungewohnten fünffüßigen Jamben über. Nach Martial, nach Engländern, Franzosen und Italienern drehte er seine Epigramme zu, kein bloßes Nachbilden, er wußte geschickt zu erweitern und umzudeuten. 1738 erschienen zum ersten Male seine Fabeln und Erzählungen, eine Form, die sich in schönster Glätte seinem ganzen Wesen anschloß. In heiterer Anschaulichkeit ließ sich liebenswürdige Lebensklugheit darbieten. Lateinische und griechische Sammlungen und Lafontaine waren seine Muster. Mehr als zu erweitern, auszufüllen, zu motivieren, blieb ihm bei so reichen Vorlagen auch hier nicht übrig. Das innere Leben fremder Fabeln verdeutschte er. In einer Musikstadt wie Hamburg wurde ihm das sangbare Lied zur eigentlichen Form seines Lebens. Da er mit der

zwingenden Gewalt des Erlebnisses nicht zu ringen hatte, da ihm große Schmerzen fern blieben und maßvolle leichte Freude sein Genuß war, blieb er objektiv genug, dem Liede den ursprünglichen, kurzen, zierlichen Ausdruck zu geben. Weil seine Hände vor Erregung nicht zitterten und seine Seele nicht überströmte, konnte er feilen und glätten und ausklingen lassen, wenn es genug war. In Inhalt und Form waren wieder Horaz und Anakreon im Spiegel der Franzosen die Vorbilder. Der Librettostil war die natürlichste Musik zu diesen leichten Gebilden der Lust und Laune. Dafür gab es in Deutschland keinen Punkt, wo anzuknüpfen war. Das waren nun freilich entzückende Gefäße, kleine, zierliche Schalen, daraus nur flüchtig zu nippen war, weder der schwere Humpen derber schwerer Generationen noch der einfache schmucklose Becher des Volksliedes. Und der Inhalt ein Absud aus hundert Mixturen, zehnmal durchgegossen und abgekühlt, bis die ätzende Lust des Engländers und der prickelnde Duft des Franzosen gründlich ausgetrieben war, und zurückblieb nur ein schales Getränk, ein viertel frivol, ein viertel Zote und die Hälfte Moral und Ehrbarkeit. Die Stimmung war dann freilich weder der Rausch, den die Gewaltmenschen der Renaissance in sich tranken, noch das selige Erglühen, das aus dem edlen Wein des Volksliedes strömte. Es wurde die Lyrik der bunt gemischten Stämme an beiden Ufern der Elbe, über die zugleich französisches und englisches Wesen strömte.

Stammesgeschichtlich steht Hagedorn über alle hoch. Er ist die reifste Frucht der langen und eigenartigen Hamburger Entwicklung unmittelbar vor dem Kampfe. Und da sich die Literatur der Neustämme in Leipzig gesammelt hatte und da Hamburg die Metropole des reinen Sachsentums war, die Literaturbewegung der beiden Gruppen sich also als Kräftespiel der Pole Hamburg und Leipzig erwies, so hing das Schicksal der Elbelandschaften zwischen beiden Städten vom Ausgang dieses Ringens ab. Hagedorn bereitete ihre Verknüpfung mit Hamburg vor. Da es sich vor allem um das sächsisch-thüringische Ostfalen handelte, so bedeutete das einen Sieg des Sachsen über den Thüringer.

III. Kapitel.

Die Altstämme.

1.

Kassel und Köthen.

Das Gleichgewicht der deutschen Stämme verschob sich schon zu Beginn des großen Krieges. Jenseits der Elbe und der böhmischen Wälle drängten von Westen und Osten her geistige, stammestümlich differenzierte Kräfte an die Mittelelbe. Die ehemals so lebendigen Landschaftssysteme der Altstämme, die mitteldeutsche Gruppe, die oberrheinische Gruppe und die Städte der deutschen Mittelachse waren zu einem Schema zusammengeschrumpft, große leere Gebäude, nur durch einzelne Gemächer schienen noch festliche Ampeln, nur in dem einen oder anderen Flügel wurde noch getanzt. Zwar setzten sich die historischen Linien aus dem sechzehnten Jahrhundert fort, aber gegen den vollen, kräftigen Zug scheinen es im Süden nur punktierte Striche, die etwas unsicher die allgemeine Richtung andeuten. Das ist zunächst nur die Täuschung des Kontrasts. Bis 1550 ist das Auge gewöhnt an die bunte Überfülle, die durch die alten Stämme strömt. Auf engstem Raume waren erdrückende Massen literarischer Energien tätig und die ungeheure Leere von der Elbe bis über die Weichsel hinaus ließ den erfüllten Süden noch voller erscheinen. Und kaum hundert Jahre später ist diese leere weiße Fläche mit den krausen und dennoch wohlgeordneten literarischen Hieroglyphen bedeckt; der Süden scheint leer, weil er nicht mehr blendend aus dem Nichts leuchtet. Und gegenüber den neuen Melodien auf altem slavischem Boden scheinen die alten Klänge zwischen Rhein und Harz etwas schal und abgestanden. Also zunächst nur Sinnestäuschungen.

Auch der große Krieg war der Kulturmörder nicht, der soviel scheinbare Unfruchtbarkeit des siebzehnten Jahrhunderts entschuldigen soll, und das Wort, daß unter den Waffen die Musen schweigen, ist nicht viel mehr als eine

poetische Lizenz. Es ließe sich das kampfzerrissene Italien, das die Renaissance schuf, es ließe sich auch das Deutschland des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts dagegen anführen, das mit den Waffen die größten ideellen Kämpfe austrug und Werte der Schönheit ohne Zahl geprägt hat. Daß Österreich in der Türkennot verstummte, hatte andere Gründe; ein Häuflein Kulturträger hatte den letzten Mann einzusetzen. Gerade Hamburg blühte im siebzehnten Jahrhundert empor, Preußen und Schlesien wurden erst spät und nur vorübergehend getroffen. Ja nicht einmal im kampfzertretenen Süden kam die Literatur unter die Hufe. Der eine ging fröhlich als Reiter mit und im Steigbügel fielen ihm ganz köstliche Verse ein, und ein anderer zog die Summe aus seinen Irrfahrten und es wurde der bedeutendste Roman bis in die neuen Weimarer Tage. Der tiefere, der wirkliche Grund, daß die Wellen der alten literarischen Bewegung abermals gebrochen wurden, war wieder sozial und wirtschaftlich. Wie gleichgestählte Ringer hatten sich Städte und Fürstenmacht, keiner Sieger und keiner Besiegter, nur mit leisen Schwankungen die Hände gehalten. Die Kirchenbewegung erschütterte die Erde zu Gunsten der Fürsten. Den einen fielen Kirchengüter zu, andere wurden wieder Herr der Neuerung, beiden wuchsen die Kräfte, die Städte erlagen, der Bürger verlor mit dem Palladium städtischer Freiheit und Größe den innern Schwung, Raum für Wirkung und Arbeit, die Gesellschaft der fränkischen und alamannischen Zeit zerfiel, und ehe im achtzehnten Jahrhundert ein neues Bürgertum aus neuen Grundlagen aufwuchs, hing die Literatur im Leeren. Sie wurde gemacht und reifte nicht mehr, es wurde geschrieben, gedruckt, gespielt, gesungen, und Fremde lasen und hörten zu, es war ihre eigene Sache nicht mehr.

Anders der Süden und anders Mitteldeutschland. Baiern und Österreich waren schon seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts ausgeschieden. Die ehernen Räder des neuen Wandels gingen am schwersten über alamannische und fränkische Erde, hier war der Bruch am tiefsten. Hier hatten in festesten Mauern die freiesten Bürger geschaffen; aber Mitteldeutschland, die Pfalz, Hessen, Thüringer, Meißen kannten kaum eine andere Form für staatliches Leben und Kulturgewalten als Fürstenmacht. Keine Reichsstadt, und wie verzweifelt rang das kleine Erfurt! Hier gab es keinen Bruch, der nicht zu überbrücken war. Zwar lag vor jedem Städtchen ein Schlachtfeld, aber eben der Krieg zerstörte die Pressen nicht. Und so sammelte sich gerade im Hessischen und Thüringischen allein unter den Altstämmen die Literatur dieser Jahre zu geschlossener Einheit. Doch was weit schwerer wiegt, beide Landschaften sind die einzigen, wo sich an gleicher Stelle fast in rhythmischen Schlägen die literarische Atmosphäre verdichtete, sooft sich eine neue Zeit aus den Wassern hob. Die Blüte der höfischen Zeit um 1200, die reinsten Formen der klassischen

Wiedergeburt nach 1500, die Fülle antiker und höfischer Durchdringung um 1600, ihre endliche Reife um 1800 brachen aus demselben Boden. Das hebt Hessen und Thüringer aus der gesamten Masse der deutschen Stämme. Wohl hatte jeder seine einheitliche Entwicklung, viele eine beispiellos geschlossene, aber keiner außer den beiden Mitteldeutschen eine so rhythmische, vierfach betonte, Wellenberg und Wellental so ausgeprägt und vielfach nebeneinander. In einem Worte liegt die Lösung des Rätsels: Hessen und Thüringer waren die einzigen unvermischten, wurzelhaften, uralt-eingesessenen Stämme. An Stammesproblemen sind beide Landschaften überreich. Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis der großen deutschen Völkerbeziehungen, die durch den fränkisch-swebischen Gegensatz im Schoße der Altstämme und durch den Anschluß der Neustämme bestimmt waren. Der Baier und der Sachse, südlich und nördlich der Völkerbrücke von der Rheinpfalz bis an die Elbe, lag als selbstbewegte Masse dieser verbindenden Einheit fern. Hier liegt der Schlüssel, der die Geheimnisse der Weimarer Tage öffnet.

Eine tausendjährige Tradition fränkischen Blutes von der karlingischen Renaissance im hessischen Fulda um 800 bis zu den neuen Griechen um 1800 auf Erfurter und Weimarer Boden flammt in diesem Augenblicke hellbeleuchtet auf. Römische und germanische Kultur in segensreicher Durchdringung wie um 800 in Fulda so um 1200 am Eisenacher Hofe, so um 1500 in Erfurt und Gotha, so um 1600 in Kassel und um 1800 in Weimar. Das war das fränkisch-mitteldeutsche Schicksal.

Und immer war es vom Rhein gekommen, seit 1200 stets aus der Heidelberger Landschaft. Auf dieser Linie bis an die Elbe — jetzt ist der Endpunkt Köthen — vollzog sich nun die Verbindung mit dem Leben der Neustämme, das um 1618 in Opitz und um 1808 in den Romantikern ungeduldig bis Heidelberg vorbrach, beidemal ein verfrühter mißlungener Versuch; auf dieser Linie, Heidelberg, Kassel, Köthen, wurden die Kämpfe des siebzehnten Jahrhunderts ausgetragen, Einbruch der französischen Fremde, Rückstoß aus dem Lager der Sprachgesellschaften; auf dieser Linie löste sich der alte fränkisch-swebische Gegensatz, das Grundproblem unserer Literatur, das sich aus den fränkisch-alamannischen Zusammenstößen am Rhein zu der fränkischen und alamannischen Sonderentwicklung des sechzehnten Jahrhunderts hinübergebildet hatte, das in den Leipziger Literaturgefechten um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch einmal aufloderte und in Schiller und Goethe auf Thüringer Erde seine Lösung fand. Heidelberg war fränkisch-alamannisch, Kassel hessisch-fränkisch, Köthen swebisch-nordschwäbisch. Das ist als wertvolle Erkenntnis festzuhalten: der Kasseler Glanz um 1600 ist ein Nachdämmern zugleich der höfischen Zeit und der Renaissance und ein Vorleuchten der

Weimarer Klassik. Und die Anhalter Blüte in diesen Jahren ist neben Dresden, Halle und dem Leipzig um 1750 der glücklich gewonnene Anschluß der östlichen Kultur an das fränkisch-swebische System der Altstämme. Hier liegt der ungebrochene Ast der gesamtdeutschen Entwicklung, das ist das Rückgrat der geistigen Stammeseinheit. Kassel und Köthen sind das ewige deutsche Paar von Sammelpunkten, das um 1600 nur ein augenblicklich landschaftlich bestimmter Ausdruck der beiden wechselnden fränkisch-swebischen Pole ist, Ruhe wandernder Schwerpunkte. Nur das Typische gibt ihnen augenblicklich überragende Bedeutung.

Auf der Talebene zwischen Reinhards- und Habichtswald, zur Fulda abgedacht, liegt Kassel, eine uralte Siedelung, die Landesfeste und landgräfliche Residenz dieser Jahre, die durch Moritz I. den Gelehrten 1592—1627 die Sendung der fränkischen Stämme an sich zog. Der Fürst verknüpfte seine Stadt mit den erwerbsgeschäftigen Niederlanden, rief Holländer, die Familien der Jungmann, Marrot, Rohden; Thysius aus Antwerpen war seit 1600 sein Bibliothekar und Sekretär; hob 1621 die Zunftgerechtigkeiten auf. Das war der Takt der Zeit: der feste sichere Schritt niederfränkischen Lebens und das Zusammenbrechen des alten Bürgertums. Und dieselbe Hand, die für Neues zerstörend Raum schuf, hielt die Frucht der versinkenden Generationen gewandt und unentreißbar fest. Landgraf Moritz war eine edle Blüte späthumanistischer Erziehungskunst. Fünfzehnjährig kämpfte er zur Bewunderung aller, die es miterlebten, ein zweitägiges Examen durch vor allen Lehrern der Landesuniversität, in den humanistischen Sprachen, Latein, Griechisch und Hebräisch; in Poesie, Geschichte, Ethik, Logik und den theologischen Disziplinen. Ein Wunderknabe wie selten einer in den Zeiten höchsten Glanzes der Renaissance. Es waren unverwüstliche Erbgüter. Seine einzige Tochter erster Ehe, die er nach der Engländerin Elisabeth nannte, wurde ein Wunderkind wie er, vielgefeiert, mit allen Herrlichkeiten der klassischen Wiedergeburt begabt, sprachenkundig. Einige Psalmen Lobwassers übersetzte sie ins Italienische; mit Mythologie und südlicher Literatur wohl vertraut, dichtete sie über zweihundert Madrigale und Kanzonen, übersetzte ein Schäfergedicht Contarinis, la fida Ninfa. Im Leben nicht in gleichem Maße vom Glück begnadet, zwei Prinzen brachen ihr das Verlöbnis, starb sie nach siebenjähriger Ehe als Gattin des Herzogs Johann Albert I. von Mecklenburg zu Güstrow.

Es war nicht allein der pädagogische Geist dieser Generation, die nach unterbrochenen Traditionen, nach dem zerbröckelten alten Bürgertum eine neue höfische Gesellschaft nur durch Bildung und Unterweisung aufbauen konnte, es war auch Rheinpfälzer, Heidelberger Erbe, die Lust des Erziehens,

die den Landgrafen in die Schule trieb. Ob ihn das Beiſpiel des Collegium Navarrinum zu Paris, der Schule zu Soroe, der Ritterakademie in Tübingen anregte, als er 1595 zur Gründung einer Hofſchule ſchritt, läßt ſich nicht ausmachen. 1599 wurde die Anſtalt reformiert und zu einem Collegium illustre, zum Collegium Mauritianum erweitert, 1605 mit der Marburger Univerſität vereinigt, und aus dem Stamme, der in Kaſſel blieb, 1618 die Ritterakademie gebildet. Diederich von dem Werder wurde ihr Leiter und auch Ratichius, der ewig planende und ewig ſcheiternde Erneuerer des Unterrichtsweſens erprobte und verſuchte. Für den jungen Hofadel, für Pagen und Kapellknaben beſtimmt ſuchte die Anſtalt das humaniſtiſche und höfiſche Bildungsideal zu vereinigen, der feine Geiſt im Kunſtwerk des Leibes, Vollgeſtalten der Renaiſſance ſollten die Schule verlaſſen, Stützen und Träger einer neuen höfiſchen Geſellſchaft. Chriſtliche Religion und Ethik, Dialektik und Rhetorik, Politik und Leibesübungen, Naturwiſſenſchaften ſollten den neuen Menſchen dem ſchönen Gleichmaß entgegenbilden. Der mitteldeutſche Ritter und der Kavalier des Oſtens, weil ſie von grundverſchiedenen Vorausſetzungen kamen, laſſen ſich nicht an gleichen Maßen meſſen. Rechts der Elbe und Spree der Kavalier, der ohne das Erbe von Traditionen, als erſte Blüte einer erſten Stammeskultur wie der Ariſtokrat des ſpäten zwölften Jahrhunderts in ein neues Leben trat, links der Elbe ein Kavalier, der ein Produkt ſtaatlicher Entwicklung vom Lehensverhältnis zur Souveränität, ein Erbe mittelalterlichen und humaniſtiſchen Adeltums, neu gekleidet und neu gebildet, einem neuen höfiſchen Leben zureifte. Zwiſchen dem Edelmann des Oſtens und des Weſtens liegen vierhundert Jahre, wenn ſie auch räumlich auf gleicher Höhe ſtanden.

Die Form für dieſes eigenartige Doppelleben war leicht und raſch gefunden. Alle Mittel des Landes in zielbewußten Händen, ſelber faſt das Idealbild der neuen Kultur war der Landgraf der Staat im kleinen, faſt wie in den Zeiten des Urvolkes, wie jener große Beherrſcher eines kleinen Staates Rennwart Cyſat in Luzern Fürſt und Dichter und Komponiſt, Fürſt in geiſtlichen und weltlichen Dingen, Leiter der Spiele, des ſchöpferiſchen Dranges ſeines Staates. An Stelle des alten Kloſters Weißenſtein bei Kaſſel baute er ſich ein Schloß, Mauritiolum Leucopetraeum, villa Mauritiana. Hier lebte er ſein reiches inneres Leben. Durch Ausfüllung des Bärengrabens vorm Schloß in Kaſſel ſchuf er ſich Raum für eine Rennbahn, über die ſeit 1593 Ritterſpiele hinglänzten. Das war der Quell der neuen Kunſt dieſes neuen Lebens, ein Sinnbild der Vermählung des dreizehnten Jahrhunderts mit der Renaiſſance, im Grund das Bild für die Kultur dieſer Landſchaften von Karl dem Großen bis Goethe. Mitten unter Rittern und Ritterkämpfen zogen

Helden und Götter der klassischen Vorwelt auf zu festlichem Gepränge und Staunen. Kein Bürger durfte teilnehmen. Wie war Größe und Reichtum so klein und arm geworden! Von dieser Rennbahn ging eine reiche Entwicklung des Dramas aus. Wie in Dresden brauchte der Landgraf Erfinder solch höfischer Spiele, dann griff er selber ein und schritt zu dramatischen Schöpfungen weiter. Für die Zöglinge des Mauritianums dichtete er lateinische Stücke im Stil des Terenz; sie sind verloren. In Schmalkalden ließ er sich gerne vorspielen, 1589 Frischlins Rebecca, 1593 seinen Julius redivivus, 1600 die Hildegardis magna. Die Zeichen der Zukunft leuchten schon stark. Der Alamanne Frischlin auf fränkischer Erde, erste Boten des fränkisch-swebischen Ausgleichs! 1597 wurde auf der Wilhelmsburg in Schmalkalden ein Drama des Landgrafen gespielt, seine Esther. 1602 wagten sich die Kasseler Hofschüler vor den Schmalkaldnern gar an eine Komödie in sechs Sprachen, Latein, Deutsch, Griechisch, Italienisch, Französisch, Slavonisch. Der slavische Osten! Der Fürst hatte kundige Helfer. Hermann Fabronius aus Gemünden an der Wohra, Poet, Jurist, Theolog, Historiker, der 1623 starb, schrieb die Eklogen zu den Ritterspielen des Landgrafen 1596—1601 und führte lateinische Dramen auf. Wie ein Brennpunkt sammelt ein dramatischer Entwurf von Moritz alle literarischen Beziehungen der Landschaft, alte und neue, sein „Otto der Schütz". Diese Sage vom Hessenprinzen, der sich als Otto Schütz das Fräulein von Kleve gewinnt, war im sechzehnten Jahrhundert ausgebildet worden und erneuerte alte Beziehungen des Eisenacher Landgrafenhauses zum Niederrhein.

Seine Tochter hatte Moritz nach der Königin von England genannt. Engländer lebten in Kassel und Hessen studierten in England. Zwischen beiden Höfen flossen Stimmungen und Gedanken hin und wieder. Noch lebte Shakespeare. Kassel mitten im Binnenlande wurde zum Hafen, in den reiche geistige Güter von England her trieben, während Hamburg viel später erst, wenn auch reichere Einfuhr, vermittelte. Welch ein Ausblick auf nahe Hoffnungen! In London die Welt auf der Bühne, ein Meister, der sie zusammentürmte, in Kassel ein deutscher Fürst, selber Poet, reiche Mittel, Eifer und Pläne! Wird sich jetzt schon der Bogen wölben, der beide germanischen Völker überspannt? Aus alter hessischer Familie war Johannes Rhenanus um 1588 in Kassel geboren, studierte, von seinem Fürsten reich gefördert, in Marburg Medizin und Chemie, kam nach England, und da er ein leidenschaftlicher Alchimist war, zog ihn ein wunderliches Stück des Engländers Anthony Brewers an, lingua, das die Seele in der Retorte auflöste und die Elemente neu vermählte. Rhenanus übersetzte das Drama 1613 und nannte es Speculum aistheticum, Spiegel der Sinne. Ein Spiel mit psychologischen

Schulbegriffen. Sein Landsmann Isaak Gilhausen hatte 1597 bereits die lateinische Grammatik dramatisiert. Englische und hessische Beziehungen! Wie in den Niederlanden die Sinnspiele menschliche Eigenschaften verkörpert und handelnd auf die Bühne brachten, so schuf Rhenanus auf englischen Spuren ein Drama der streitenden Sinne. Lingua, die Zunge, möchte der sechste Sinn sein. Ein Gericht wird einberufen und dieses entscheidet: Visus, das Gesicht, als vornehmster Sinn erhält die Krone, Auditus, das Gehör, wird oberster Kundschafter, Olfactus, der Geruch, wird Hoherpriester im Reiche der Psyche, Tactus, das Gefühl, erhält den Rock, Gustus, der Geschmack, bekommt das Amt des Truchsessen, Lingua wird mit ihren Ansprüchen abgewiesen. Nicht die kühne Gestaltungsfreude, was das Drama wirklich reizvoll macht und weit über die Schulspielereien der Zeit hebt, ist die feste Stäte in der Fortführung der Bilder. Wahrhaft genial ist die Szene, wie Phantastes und Heuresis die schlafenden Sinne in ihren Träumen belauschen. Und die hübsche Inszenierung: Visus trägt eine Himmelskarte, den Gustus begleitet ein Indianer, in Tabaksblätter gehüllt, Auditus hat Musikanten bei sich. Mendacium, Lüge, ist ein flinker, kecker Gesell, und der dünnbeinige, hagere Appetitus schlottert in einer Soldatenjacke. Rhenanus folgt getreulich dem englischen Original, sogar im Wechsel von jambischen Blankversen und von Prosa. Seine Verstechnik ist primitiv, silbenzählend, ohne Rücksicht auf Satzton und Wortakzent. Doch selbst wenn er nach Opitz geschrieben hätte, würde er wohl wie Schupp gedacht haben, sein Landsmann: „Ich hätte diese Lieder leichtlich ändern und nach Opitii Gehirn richten können, allein ich will es mit Fleiß nicht tun.“ Denn über die Saale herüber reichte Opitzens Einfluß nicht. Dieser Sinnenspiegel ist ein Gradmesser für das Seelenleben des Ostens und Südwestens. Zerfasern und Zerschleißen der Gefühle, Gedanken und Stimmungen kennzeichnet zwar auch ein konventionelles Seelenleben, und der Osten hatte wie der Westen des dreizehnten Jahrhunderts diese Fähigkeit zu virtuoser Kunst ausgebildet. Aber die Sinne so objektiv und plastisch als handelnde und leidende Figuren aus sich herauszustellen, konnte nur die Arbeit höherer Stufen sein. So wertvoll die Übersetzung des Rhenanus war, es war kein zielsicherer Weg aus dem englischen Bühnenreichtum in eine deutsche Zukunft.

Der andere war eine vielbeschrittene Heerstraße und trug das rätselvolle Volk der englischen Komödianten ins Land. Bald nach dem Regierungsantritt des Landgrafen tauchen sie in Kassel auf, fahrende Leute, gewandt in allen Künsten, Seiltänzer, Gaukler, Musikanten, und mit Staunen sah der Deutsche, wie sie etwa „die Wand hinaufliefen“; und Künstler des gespielten Lebens, die Kunst ihr Beruf und Erwerb, überall begehrt und manchmal fest

gedungen, im Besitze wertvoller Stücke, deren manches noch einen unübersehbaren Wandel vor sich hatte. Seit 1594 scheinen sie in Kassel für feste Leistungen sichern Sold empfangen zu haben. Die hessische Truppe ging auch auf Gastreisen. 1596 gab es ein Turnier zur Taufe der Prinzessin. Voran ging ein Festzug mit acht Inventionen. Wohl der größte Führer englischer Fahrender, Robert Browne, wirkte hier, so reich gefördert und begünstigt, daß im Volk der Unwille aufmurrte. „Sobald er aber an die regierung kam, hat er sich durch etliche verführen lassen, da er sich alsbald in der religion merken that, auch ein groß Geld durch die verfluchten Engländer, deren er eine ziemliche Anzahl gehalten, und sie stattlich in Essen und Trinken, Kleidung und anderen Sachen unterhalten, da sie dann allerhand Comoedien, welche dieser Fürst selbst gedichtet, des tages agiret und sich mit Springen und Tanzen geübt ihrer Gewohnheit nach, des gleich auch in Musicis und allerley Saitenspiel, daß fast in der Rentkammer nichts mehr in Vorrath geblieben." Das Schicksal des Faustdramas spielte sich noch einmal ab im Fortunatstoffe, der als Volksbuch nach England ging und als Drama zurückkam. Eine Kasseler Handschrift überliefert uns ein Fortunat- und ein Ginevrastück, beide vor 1620 im Kreise der englischen Komödianten entstanden.

So reichem Drange genügte bald der enge Schauplatz des Schloßhofes oder der landgräflichen Säle nicht mehr. Der Fürst baute 1605 das erste stehende Theater in Deutschland, und weil die halsstarrigen Bürger ihre Häuser nicht niederreißen wollten, kam es in einen ziemlich entlegenen Winkel, zum Zwerentor. Nach seinem Sohn und Geisteserben nannte er's Ottonium. Es war ein Bau im Stil römischer Amphitheater und über dem Eingang standen die Verse, vielleicht von Moritz selber gebildet:

Was Menschensitten fahen an,
Guts oder böse Redt getan,
Was Pracht zu Hof pflegt umbzugehen,
Was Helden für Thaten begehen,
Was Brauch man in den Stätten hat,
Sowohl beim Pöbel als beim Rath,
Wie sich der Bauren Weiß verhalt
Im Feld und in dem grünen Wald,
Diß alles lehrt diß Schau-Hauß fein
Zu sehen, zu hören, zu nehmen ein,
Damit aus fremder Sitt von fern
Ein jeder sich erkennen lern.

Schuldramen und Stücke der Engländer wurden aufgeführt, die Ritterschüler spielten die Antigone in griechischer Sprache. Doch die besten Tage des wandernden Volkes waren dahin. Seit 1613 verschwinden ihre Spuren aus Kassel. In Schmalkalden spielten sie noch bis 1621.

Bei solch starker Pflege des Dramas setzte sich die Oper nicht ebenbürtig durch, kaum ein Vergleich mit Dresden, Wolfenbüttel oder Hamburg, die Zeit war zu kurz, und den besten Komponisten verlor der Fürst an den

Dresdner Hof. Wie Landgraf Moritz Dramen schrieb, 1610 zu Kassel eine Poetik drucken ließ, die 1752 in siebenter Auflage erschien, so leitete er die musikalische Blüte seiner Residenz mit einer Psalmenübersetzung ein; 1593 kam sie zu Schmalkalden heraus. Er komponierte eigene Texte. Georg Otto war neben Heinrich Schütz der bedeutendste Tonsetzer, den er gewann, der 1604 auf fürstlichen Befehl sein großes Werk herausgab, das Opus musicum novum continens textus evangelicos, dierum festorum, dominicarum et feriarum. Die eigentliche Blüte der Kasseler Oper setzte erst 1700 ein unter dem Landgrafen Karl 1654—1730, der Pfälzer und Franzosen ansiedelte, der Fremde alle Tore aufriß und die Italiener unumschränkt herrschen ließ.

Die kalvinistischen Höfe von Heidelberg bis Köthen hatten den Brand in die Nation geschleudert, aber die Flammen schlugen auf sie zurück. Mit Heinrich IV. von Frankreich und den Hugenotten eng verbunden, trieb der Landgraf sein Volk in die Wirren des großen Krieges. 1622 rückte Tilly ein, dann Wallenstein. Mit seinem Volk, seinen Räten, seiner Familie unheilbar entzweit, legte Moritz 1627 die Gewalt nieder und starb fünf Jahre später vereinsamt und still. Die großen Hessen wie Grimmelshausen und Schupp trieb es außer Land, jenen ins Alamannische, diesen nach Hamburg. Ein trauriges Bild für eine Landschaft, die Beruf und Mittel zum Höchsten hatte und durch eine ausschließliche fremde Hofkultur auf allen Wegen gehemmt war. Von den großen Bewegungen unseres Lebens riß der Landgraf die einen vorwärts und warf die andern zurück: er setzte den Meilenstein der Renaissance um mehrere Menschenalter voraus und unterbrach die Entwicklung seines Stammestums; er führte das englische Drama tiefer ins Land als irgendeiner und öffnete dem französischen Verderben alle Schleusen; er bereitete für die Weimarer Zukunft Feld und Wege und schob ihr die größten Hindernisse auf die Straße.

Das nächste Ziel war Köthen und zwischen beiden Mittelpunkten spielten eine Fülle von Teilbewegungen. In Darmstadt hellt eine Episode aus der Mitte des Jahrhunderts leise Ähnlichkeiten des Kasseler Lebens auf. 1641 spielten die Kinder des Landgrafen Georg II. die Germania eines ungenannten Verfassers. Deutsche Zwischenspiele waren eingelegt, Bruchstücke aus Rists Irenaromachia. Selbst die fünfjährige Prinzessin Luise Christine sagte tapfer ihre lateinische Rolle. Um Koburg drängte sich eine geschlossenere Einheit zusammen. 1605 war das Gymnasium Casimirianum gestiftet worden. Sein Gründer, der Herzog Casimir, schrieb mit elf Jahren lateinische Disticha. Das Drama spiegelte sich in besonderen Formen. Das waren die actus oratorii in habitu, Redeübungen, Gerichtsverhandlungen in Kostümen. Dramatische Aufführungen sind seit 1617 bezeugt. Drei Dichter der Landschaft sprechen

ganz wunderlich den großen Drang dieser Generationen aus. Jakob Rosefeld, der Sohn des Pfarrers zu Scherneck bei Koburg, der 1566 bezeugt ist, wurde 1594 in Jena immatrikuliert, war 1604 Pfarrer zu Milz bei Römhild und starb 1634. Seine lateinischen Dramen sind ein genauer Durchschnitt der Zeit. Die biblische Komödie alten Schlages: seine Geschichte der Welt von der Sintflut bis zum Turmbau. Ein Stoff der großen Tragödie mit Anklängen an das Drama Shakespeares: sein Moses, der das Motiv behandelt von jenem Pfund Fleisch bei lebendigem Leibe „nah dem Herzen ausgeschnitten", der Stoff des Kaufmanns von Venedig. Carabonna, 1600 gedichtet und aufgeführt: das historische Stück aus der spartanischen Königszeit. Der zweite dieser drei, Johann Bechstedt aus Saalfeld, fürstlicher Rat und Assessor des Schöppenstuhles in Koburg, ist der bedeutende späthumanistische Lyriker. Seine Noctes viduales, die Witwernächte 1624 nach dem Tode seiner Gattin gedichtet, sind ein Vorwurf im Stile von Youngs Nachtgedanken. Der Dritte, Johann Christoph Kohlhans, 1604—1677, aus Neustadt an der Heide, Professor der Mathematik und des Hebräischen zu Koburg, später Rektor der Koburger Ratsschule, ist der groteske vielsprachige Poet des Humanismus. Er sprach gewandt hebräisch, brachte die Psalmen in griechische Reime und dichtete chaldäisch.

Neben dem Koburger rundet sich der Rudolfstädter Literaturkreis gefällig ab. Das schwarzburgische Fürstenhaus, Männer und Frauen, war geübt in Reim und Prosa. Auch hier vor allem das Drama! Doch die Rudolfstädter Feste, die Albrecht Anton mit seinem Regierungsantritt 1622 einleitete, waren stillere Feiern, intimer, noch beschränkter als in Kassel, und fast will es scheinen als wäre ein begabter bürgerlicher Dichter der literaturkundige, sachgewandte Schöpfer und Ordner. 1663—1666 zur Zeit, da die besten Spiele blühten, war Kaspar Stieler Sekretär des Grafen. Und da er in seiner Weimarer Zeit 1680 dramatisch tätig war, ist er vielleicht auch in Rudolfstadt der maître de plaisir gewesen. Seit 1665 wurde zu Familienfesten regelmäßig gespielt, in diesem Jahr „Der vermeinte Prinz" und „Ernelinde oder viermal Braut". 1666 gingen die „Wittekinden", „Die erfreute Unschuld" und das Lustspiel „Basilene" über die Bühne, 1667 das Lustspiel vom „betrogenen Betrug". Bis 1680 war die Übung unterbrochen. So war das Schloß zu Rudolfstadt im Kleinern und Gefälligeren ein Vorglanz der jungen Weimarer Tage, wie es Kassel im Großen und in der tiefsten Bedeutung war. Im ganzen Rudolfstädter Ländchen läßt sich seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts über Fastnachtsspiele und biblische Dramen eingehend Buch führen. Es ist eine so kernige Tradition in diesen Schuldramen, patriotische Stoffe, ja Motive der engsten Landschaft, im Kleinen verdient keine andere aufmerk-

samere Beachtung. Auf die Frankenhäuser Spiele war Frischlins Einfluß bedeutend, wie in Hessen-Kassel, wieder der siegende Alamanne auf fränkischer und Thüringer Erde, hartnäckige Hinweise auf das letzte große Ziel der Stammesentwicklung. 1670 kam Johann Hoffmann aus Teuchel von Eperies in Ungarn zurück, wurde Rektor in Frankenhausen, wo er 1718 nach einem Leben starb, wie es ähnlich Christian Weise gelebt hatte, zwischen Schule und Schreibpult. Er schrieb und leitete Schulkomödien, 1696 wurde eine Marianne gegeben. In Rudolfstadt leitete 1687 ein Türkenstück eine lange ununterbrochene Tradition ein. 1696 wurde der Held des Fürstenhauses auf die Bühne gebracht, Kaiser Günther, doch war es fast eine Tragödie im Stil des Kasperltheaters, 1718 ein Kaiser Heinrich IV. und 1768 spielten die Schüler Minna von Barnhelm.

Wie arm und glanzlos war das alte herrliche Erfurt geworden seit jenen verhängnisvollen Tagen, da Eobanus Hessus vor lärmenden Rotten flüchtete und Crotus Rubianus die Größe der Stadt ins Wittenberger Lager führte! Nach vierhundertjährigem Kampfe verlor die Stadt ihre Freiheit an Mainz. Auch hier war der alte Bürger tot. Und tiefere Armut als selbst ringsum in kleineren Städtchen! Jenes „theatrum", das 1413 Nikolaus von Siegen in seinem Chronikon ecclesiasticum nennt, enttäuscht die spärlichste Hoffnung. Es war kein Schauspielhaus, sondern der Schau- und Verkaufsplatz auf dem Erfurter Anger. Seit 1612 spielten die Jesuiten mit wachsenden Erfolgen. Am 23. Oktober 1644 erbat sich der geborene Erfurter Klemens Fischer vom Rat die Erlaubnis „etliche Historien auf unterschiedliche Tage hier agieren zu lassen". Ein Marionettentheater! Eine Stadt, die selbst ihr äußeres Symbol bürgerlicher Größe und Freiheit an ein ferneres Reich verlor und dafür nicht einmal den Abglanz eines nahen Hofes eintauschen konnte, büßte für diesen Zusammenbruch alter Traditionen weit schwerer mit geistigen Verlusten.

Und doch in einem Kinde dieser Stadt, in dem die derbe Frauenfreude der Erfurter Poeten lärmte, in Kaspar Stieler, wirkte sie weit über die Landschaft hinaus. 1632 kam er in Erfurt zur Welt, 1707 starb er zu Haus. Was zwischen diesen Jahren liegt, war ein Reiten in allen Sätteln, Dienst bei Hofe und im Felde, Raufen und Hofieren, und mit der Gewandtheit des geborenen Reiters riß er im wildesten Galopp des Lebens empor, was glänzend auf der Straße lag. In Leipzig studierte, in Hessen scheiterte er, also nach Königsberg, in die Stadt feiner, klagender, weicher Lieder! Und so fremd er daherbrauste, er fand einen Gewinn, die gut gedrehte, saubere Form. Dann stieg er zu Pferde und ritt mit einem Kavallerieregiment als Auditor in den schwedisch-polnischen Krieg. Es war die Folgerichtigkeit seiner Stammessendung. Wie

von Köthen und Dresden aus fügte er tiefer vom Innern her ein neues Glied in die Kette, die den Osten an die Elbe schloß, das war ja die Bewegungsrichtung der mitteldeutschen Stämme. Nach seinen Rudolfstädter Diensten wurde er in Holstein herzoglicher Hofrat, kam 1691 nach Erfurt, wo er die letzten Jahre, vor seinem Ende noch geadelt, verlebte. Tragödien, theoretische Schriften, Briefsteller flossen aus seiner Feder. Die Gedanken, die er sich über die deutsche Sprache machte, verknüpften ihn mit dem Dessauer Zesen und dem Ostfalen Schottel zu einer Einheit, gemeinsame Elemente, die vielleicht durch den gemeinsamen Thüringer Stamm, der ja auch im Ostfalen lebte, vermittelt werden. Doch die sein Leben lenkte, war Frau Venus in Waffen, das Bild für den unstillbaren Durst der Zeit. Gingen im Osten Tod und Liebe Hand in Hand, diese „Geharnschte Venus", wie er 1660 sein Liederbuch nannte, knüpfte ähnliche Verbindungen, nur nicht im Sinne verfließender, gegensätzlicher Stimmungen. Ein unerhört sinnliches, derbes, zynisches Buch, Liebe des Feldlagers und das schier naive unverwüstlich freche Zupacken des Leipziger Burschen. Aber ganz unvergleichliche Formen, die französisch-deutschen Elemente von Heidelberg über Kassel und Köthen bis zur Elbe, der eigentliche Ausdruck der fremden Kultur dieses breiten Durchbruches quer durch Deutschland. Im Geist ein Nachglühen der Renaissance, ja jener zynisch-sinnlichen Stimmungen des Eisenacher Landgrafen um 1200. Ebenso wieder Farbe der Heimat, wie sie durch langes und häufiges Nachtuschen geworden war. Erlebnis über Erlebnis! Das erste Liederbuch, das die einzelnen Gedichte kunstvoll gruppiert und durch Zusammenstellen fertiger Einheiten neue Wirkungen erzielt. Und eine Melodie in diesen Versen wie das kecke schrille Klingen metallener Saiten. Wo ist ein Mittel, das seiner Hand fremd wäre! Die Situationen sind stürmisch aus dem Leben gerissen, daß sich die Ränder des Bildes scharfzackig abheben. Man hat einen Minnesänger in ihm gesehen, das zeichnet eindeutig seine Stellung in den mitteldeutschen Landschaften, wenn man mit breitem Strich daneben setzt, was er von der Renaissance geerbt hat und von der modernen Kultur der fränkisch-reformierten Höfe. Dieses Liederbuch als Ausdruck des alten Westens in Kontrast gestellt zur Lyrik, zur Dichtung des Ostens im späteren siebzehnten Jahrhundert, das deutet wohl am besten aus, was immer wieder als trennende Charakterlinien beider Welten auf diese Blätter gezeichnet wird.

Der Kalvinismus gewann sich 1560 die Rheinpfalz, 1605 Hessen-Kassel, 1599 Baden-Durlach, 1597 Anhalt, 1613 Brandenburg. Der Kalvinismus auf deutschem Boden war eine fränkische Bewegung, Holland und Brandenburg waren ja niederfränkisch, die Pfalz und Durlach rheinfränkisch, Hessen waren der bodenständigste fränkische Stamm. Der Ausgangspunkt des Kal-

vinismus war das Alamanniſche, denn Calvin hatte einen noch größeren Anteil an der religiöſen Bewegung des oberen Rheintales als Zwingli. Der Kalvinismus war der erſte große Sieg der ſwebiſchen Völker über den Franken, darum faßte er in der alamanniſch-fränkiſch beſiedelten Pfalz zuerſt feſten Fuß. Das iſt die große Unterſtrömung, die in Heidelberg und Heſſen immer ſtärker Alamannen durchſetzt. Gemeinſamer Glaube und politiſche Bundesbedürfniſſe öffneten der franzöſiſchen Kultur den fränkiſch-thüringiſch-fränkiſchen Querriegel vom Rhein bis über Berlin hinaus. Gerade in dieſem Raume ſuchten nationale Widerſtände die Fremde zurückzudämmen. Die Form waren die Sprachgeſellſchaften, und dieſe Formen waren im weſentlichen alamanniſches Erbe. Der Ring iſt geſchloſſen. Alamanniſches erobert ſich durch den Glauben die fränkiſchen Landſchaften und Alamanniſches ſucht die mithereingebrochene Fremde durch alamanniſche Mittel zurückzuwerfen. Der Gehalt der alamanniſchen Hochblüte des frühen ſechzehnten Jahrhunderts iſt auf fränkiſchem Boden zu neuer Gärung gekommen. Faßt man nur weiter die Franken als die eine große Gruppe und ſieht man nur hinter den Alamannen das ältere gemeinſame ſwebiſche Element, ſo enthüllt ſich klar und durchſichtig das Weſen der deutſchen Stammesbeziehungen von der Straßburger und Zülpicher Schlacht bis herauf zur Weimarer Klaſſik.

Der Sammelpunkt dieſer Grundmächte deutſcher Stammesbeziehungen lag in dem kleinen Köthen. Die Landſchaft, die von Bode, Selke und Wipper durchfloſſen wird, war die Landſchaft der Nordſchwaben. Die Anhalter Askanier, die Führer dieſes alamanniſchen Feldzuges, waren Nordſchwaben. Was ſpräche wuchtiger den Sinn dieſer geiſtigen Bewegung aus. Sweben, echte alte Sweben! Zwiſchen Saale und Mulde und Elbe hatten nun aber auch Wenden geſeſſen. Hier drängen ſich ſlaviſche Ortsnamen. Das iſt die Löſung der anderen Frage. Die Sozietäten des ſiebzehnten Jahrhunderts verriegelten die Altſtämme und die ehemals ſlaviſchen Neuſtämme hier an der Elbe, in Köthen und wenig Jahre ſpäter in Leipzig, zu einer Einheit. Nordſchwaben auf ſlaviſchem Boden. Das iſt der Kern des Rätſels.

1570 ruhte das Schickſal des Anhalter Hauſes auf ſeinem einzigen Sproſſen, auf Joachim Ernſt, der in dieſem Jahre das ganze Fürſtentum erbte. Er ſtand noch unbeirrt im Bannkreis des alten Luthertums. Seine vielen Kinder wurden noch ſtreng in dieſem Geiſte erzogen, lernten aber ſchon franzöſiſch. Franzöſiſcher Einfluß mühte ſich hier von Polen her, durch die Valois, um das Fürſtentum, für die Landſchaft, die Slaven zu den Deutſchen ſammelte, die Welſches aufnahm und wieder ausſchied, bezeichnend und wichtig. Zu abenteuerlichen Brüdern, die hoch auf den Fluten der Zeit gejagt, die mit ihren Trümmern ſtürzten, in fremden Ländern fielen und ſtarben, wurde

Ludwig, der Stillste, der geistige Führer 1579 zu Dessau geboren. 1596 machte er seine erste große Reise nach Holland. In London sah er Shakespearsche Stücke, in Orleans, unberührt von der Fäulnis des Lebens, nahm er in deutschen Studentenkreisen die fremden Bildungselemente auf. Dann schlenderte er durch den Lustgarten von Narbonne und Bezieres. Von da blieb ihm dauernd die Freude und Kenntnis der Pflanzenwelt, aus der er später unerschöpflich Symbole förderte. Über Mömpelgart kam er 1597 wieder in die Heimat. Im folgenden Jahre brach er nach Italien auf über die Schweiz, wo ihm in Genf und Lausanne der Kalvinismus nahekam, über Tirol erreichte er Bologna. Im Palazzo vecchio zu Florenz hörte er die Bühnenwunder italienischer Opern. Von Rom erreichte er über Prag 1602 sein Dessau wieder. 1603 erhielt er einen eigenen Wirkungskreis, das kleine stille Köthen. Oft war er in Kassel bei dem geistesverwandten fürstlichen Freunde. Italienische Träume ließ er in seiner engen Residenz aufblühen, Irrgärten, Zierbeete, welsche Lauben, Orangenbäume und fremde Gewächse. Ruhige Schönheit, feine sittige Freude, zwar durchzittert von der Sehnsucht, die ihm aus Italien geblieben war, aber gut deutsch. Doch im Südwesten schwoll die Fremde immer höher an den kalvinistischen Höfen empor. Sein Bruder Christian, pfälzischer Statthalter in Amberg, der Gatte der ganz romanisierten Anna von Bentheim, betrieb mit Glück die Bildung der Union, schrie nach französischer Gewalt über Leib und Seele. Trotz des reformierten Bekenntnisses empfand Fürst Ludwig die ganze Qual dieses kalten Brandes, der sich dem Herzen immer näher zog. Wo die Krankheit nistete, mußte auch die Gesundung blühen. 1617 starb seine Schwester Dorothea Maria, die Witwe Herzog Johanns von Weimar. Nach dem Begräbnis kam Fürst Ludwig auf dem Weimarer Schlosse Hornstein mit ihren Söhnen zusammen. In Kummer und Sorge suchte das Gespräch nach rettenden Ankern und sie kamen auf die ausländischen Akademien, „welche zur Bewahrung guten Vertrauens, Erbauung wohlanständiger Sitten und nützlicher Ausübung der Landessprachen aufgerichtet wären und auf die Vorzüge, welche die hochdeutsche Muttersprache an alten, schönen und zierlichen Reden, am Überflusse eigentlicher und wohl bedeutlicher Worte, so jede Sache besser als die Fremden zu verstehen geben könnten, vor andern besäßen". Das war am 24. August 1617 und sie beschlossen ein Gleiches. Sie nannten sich die Fruchtbringende Gesellschaft, wählten als Sinnbild den „Indianischen Palmbaum" und versprachen sich die deutsche Sprache rein zu erhalten, Fremdwörter zu meiden, gute Aussprache und Schreibweise zu üben.

Auch dieser Tag war nur eine Frucht langer Reife und sorglicher Pflege, eine späte Frucht der Renaissance und eine noch spätere der alaman-

nischen Mystik. Der Meister vom Stuhl der Straßburger Bauhütte war zugleich Großmeister aller deutschen Hütten. Nicht wie die andern Zünfte kannten die Steinmetzen weder Zunftzwang noch genossen sie die Aufsicht der Magistrate. Brüderliche Gleichheit war das einigende Band, doch es war weit genug. Vertreter der freien Künste, Ärzte, Apotheker ließen sich als „Liebhaber" aufnehmen. Die Sage nannte den Lehrer Eckharts, Albertus, als Stifter des Hüttenbundes. Schon 1459 war er weit über den Rahmen einer Fachgenossenschaft hinaus gewachsen. Heilige Pflicht waren Verschwiegenheit gegen Fremde, über die Fachgeheimnisse und Mitgliedschaft; geometrische und mathematische Symbole waren gemeinsames Kennzeichen. Und bezeichnend für den höfischen Charakter der Sozietäten in dieser Zeit, waren die Städte von jeher Feinde des Hüttenbundes. Im fünfzehnten Jahrhundert öffnete er sich den reinen Handwerkern. Der letzte Vertreter alter höfischer Kultur und der Förderer des deutschen Humanismus, der Alamanne Maximilian, muß Beziehungen zu den Hütten unterhalten haben. So ist er auch hier ein Bild für das Zusammenfließen des Mittelalters und der Renaissance. Zu Antwerpen in der Sankt Lukasgilde taucht 1480 zum ersten Male eine literarische Gesellschaft innerhalb des Bundes auf. Reformation und Fürstenmacht erstickten zunächst die Bewegung. Nun waren schon im fünfzehnten Jahrhundert in Italien Akademien gegründet worden, die sich die Pflege der Muttersprache zum Zweck gesetzt hatten. Und wenn sich die gleichen Blüten der Renaissance auf deutschem Boden, die humanistischen Sozietäten, zunächst auch mit Plato, Mathematik, Astronomie, Musik beschäftigten, nur der Zusammenbruch des Humanismus durch die Kirchenbewegung hinderte den Ausbau der Akademien in dem anderen Grundgedanken, der sich mit der Muttersprache beschäftigte.

Dieser deutsche Zweig der Entwicklung war es nun freilich nicht, an den Fürst Ludwig unmittelbar anknüpfte. In Florenz war er mit der Academia della crusca bekannt geworden, die Francesco Grazini gegründet hatte. Aber da die fruchtbringende Gesellschaft dem slavischen Brüdergedanken Raum gewährte, da die böhmischen und mährischen Brüder unmittelbare Fortsetzer der alamannischen Bewegung waren, so kam Ludwigs Sozietät, wenn auch auf Umwegen und durch Slaven zur deutschen, zur alamannischen Entwicklung zurück. Florenz als zufälliger Ausgangspunkt ist ziemlich belanglos, die alte heimische Tradition schloß sich endlich doch.

Der Thüringer Kaspar von Teutleben, ein Greis unter jungen Leuten, wurde um dieser Verehrung willen das erste Haupt der Genossenschaft. Der wirkliche Führer war Fürst Ludwig, Köthen bis zu seinem Tode der Sitz des Bundes. Hier bildete sich das Rituale aus und wurde das Stammbuch angelegt. Über Glaubensbekenntnisse wurde hinweggesehen und nur ganz zu

Anfang hielt man sich in übervornehmer Abgeschlossenheit. Jedes Mitglied mußte Namen, Sinnspruch und Gemälde auf grauen Atlas und sittich-grünen Atlas sticken lassen. Mit diesen Nadelbildern, zu Tapeten vereinigt, wurde der Saal zu Köthen geschmückt. 1618 traten mehrere Anhalter Edelleute bei, im folgenden Jahre, schon im Drange der Not, Mitglieder der befreundeten Höfe. Dann sammelte der Bund allmählich die Auslese der Nation.

Von großer Bedeutung wurde der Beitritt des Fürsten Christian von Anhalt, 1568—1630. Als Statthalter von Amberg und Schürer des böhmischen Brandes unterhielt er lebhafte Beziehungen zu den tschechischen Großen: Peter Wok von Rosenberg, Wenzel von Budowec, Karl Zierotin, alle drei Mitglieder der Brüderunion. Durch solche Zwischenglieder bildete sich die Pansophie des Comenius in die Sozietäten hinüber, stärker vielleicht noch in Nürnberg, wo Böhmen unmittelbar an der Spitze standen.

Doch dem Palmenorden erstanden in unmittelbarer Nähe, in der Familie des Stifters Widerspruch und Gegenkräfte. Anna von Bentheim, die Gattin des Ambergers Christian, die Fanatikerin französischen Wesens, gründete sofort „la noble Academie des Loyales", „l'ordre de la Palme d'or", dem deutschen Verderb ihrer Familie durch Schwager Ludwig entgegenzuarbeiten. Der Kalvinismus war das vorgeschriebene Bekenntnis, die Anzahl der Mitglieder war auf zwanzig beschränkt. Der Köthner Hof konnte sich nur mit Mühe der Fremde erwehren, die in den liebenswürdigsten, galantesten Formen Eroberungen machte. 1609 war die Astrée des Honoré d' Urfé erschienen, ein Schäferroman. Ein ungelenker süddeutscher Edelmann übersetzte das Buch 1619 ins Deutsche. Der Franzose fand enthusiastische Verehrer und 1624 sandten ihm neunundzwanzig Prinzen und Prinzessinnen und neunzehn Herren und Damen der Anhalter Gesellschaft einen Brief des Inhalts, sie hätten einen Hirtenverein gebildet, ähnlich dem in der Astrée, hätten ihn Academie des vrais amants genannt und sich Namen aus seinem Romane beigelegt. So wäre die Wirkung des Palmenordens eingedämmt gewesen, auch wenn den Mitgliedern mehr poetische Begabung zur Verfügung gestanden wäre.

Wie Landgraf Moritz nahm Fürst Ludwig persönlichsten Anteil am Schaffen seines Landes. Bei den Ritterspielen in Dessau trat er 1614 zum erstenmal als altdeutscher Held auf. Gestalten des Mittelalters fehlten sonst in all diesen Aufzügen. Er trug sich mit großen Erziehungsplänen und hoffte in Wolfgang Ratich, 1571—1635, einen genialen Helfer gefunden zu haben. Der rätselhafte Mann stammte aus Wilster in Holstein, hatte in Hamburg und Rostock studiert und in Holland war ihm die Idee gekommen, das ganze Unterrichtswesen zu reformieren. Übung in der Muttersprache, Pflege der

Realien, eine neue und ſachgemäßere Verknüpfung religiöſer, humaniſtiſcher und nationaler Elemente, als Quell einer neuen Bildung nicht die antike Sprache ſondern die antike Literatur, das waren ſeine Grundgedanken. Dazu ſprach er geheimnisvoll von einer wunderbaren neuen Methode. Überall, in Augsburg, Weimar, Erfurt, Waldeck, Kaſſel vertraute man ihm großherzig und wurde raſch enttäuſcht. Am 10. April 1618 traf er in Köthen ein. Vielleicht lockte den Fürſten Ludwig die Pflege der Mutterſprache. Er gab ihm jede Vollmacht und 1619 wurde mit 432 Kindern eine Probeſchule eröffnet. Der Erfolg hier wie überall, und da er ſich dazu noch ungebührlich benahm, ließ ihn der Fürſt verhaften, gab ihn aber bald wieder frei.

Außer der Mitarbeit an den Werken ſeiner Helfer kam Fürſt Ludwig erſt ſpät zu eigenem Schaffen. Seine Jugendreiſe war ſein großes Erlebnis, er brachte es langſam in glatte, tadelloſe Verſe, die ſtellenweiſe Reiz und Anmut haben. 1649 war er damit zu Ende, im folgenden Jahre ſtarb er. Dieſes gereimte Reiſetagebuch öffnet einem die ganze Seele dieſes prächtigen Menſchen. Am Rande ſind gewiſſenhaft fortlaufend Ort und Zeit verzeichnet, die Monate deutſch, dazu lateiniſche Sprichwörter, die er im Text verarbeitet. Ein ſcharfer Blicke für intime Einzelheiten der Völker und Landſchaften und nationale Freude zeichnen die wertollen Blätter aus. Er gedenkt Armins und glaubt das mißverſtandene „Hanſaſtadt“ in „Anſeeſtadt“ verdeutſchen zu müſſen. Von London erzählt er:

Hier beſieht man vier Spielhäuſer,
Darinnen man fürſtellt die Fürſten, Kön'ge, Kaiſer
In rechter Lebensgröß', in ſchöner Kleiderpracht,
Es wird der Taten auch, wie ſie geſchehn, gedacht.
Es wird die Bärenhatz und Ochſenſtreit erhalten,
Daß durch den Müßiggang die Hunde nicht veralten,
Die gar zu freudig ſeind, fein ſtark und unterſetzt,
Wodurch ſich oftermals der Edelmann ergetzt.
Es wird der Hahnenkampf auch oftmals angeſtellet.
Sie werden, wie man will, im Hauſe gleich geſellet
Auf einen runden Tiſch, der ganz beſchlagen iſt
Mit Matten. Hier gebraucht man Tugend, keine Liſt.
Wann jetzt das Beißen folgt und manche Stunde währet,
Bis ſich das rechte Glück zum Sieger hat gekehret.
Das Wetten wird gar hoch von vielen angeſetzt,
Und welcher Hahn gewinnt, dem wird ſein Herr ergetzt.

Wirkungen in die Weite gingen von ſeinen Mitarbeitern und Helfern aus. Ein Jahr älter als Fürſt Ludwig ſtammte Tobias Hübner aus einer

alten adeligen Anhalter Beamtenfamilie. Als Begleiter des Prinzen Joachim Ernst hatte er die Welt gesehen, am Ansbacher Hofe bereits Ritterspiele geleitet, war 1619 in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden, der er unschätzbare Dienste leistete. 1636 starb er in Dessau. Er war Opitzens Todfeind, hielt ihn zunächst mit Erfolg vom Palmenorden fern, erst später fand eine leise Annäherung statt. Wo ist denn der allmächtige Einfluß des Bunzlauer Poeten? Hübner trieb mit Leidenschaft Verstheorie und im schroffsten Gegensatz zu Opitz, eben unter dem Einfluß seiner Heimat suchte er zwischen der deutschen und französischen Betonungsart zu vermitteln, setzte dem Verse Freiheit durch und verschonte die Landschaft mit der starren lähmenden Regel. Zum Dichter dieses kalvinistisch-französischen Kulturkreises wurde er als Übersetzer. 1619—1631 vollendete er die Übertragung der Werke des Hugenotten Guillaume Salluste Seigneur du Bartas.

Hübner fand einen unbedingten, erfolgreichen und geschickten Schüler in Diederich von dem Werder. Die Familie dieses Edelmanns war uralt und eingesessen bei Köthen. 1584 kam er zur Werdershausen zur Welt. Erzogen wurde er in Kassel als Kammerpage des Landgrafen Moritz, zur selben Zeit, da auch Heinrich Schütz hier seine Bildung erhielt. Von der Universität Marburg ging er auf Reisen, kommandierte vor Jülich 1610 und trat nun wieder in Moritzens Dienste als Ephorus des Mauritianums und Erzieher der landgräflichen Kinder. Prinzeß Elisabeth glättete wohl unter seinen Augen ihre italienischen Madrigale. An den Ritterspielen war er mit Leib und Seele beteiligt und ließ sich zu mancher diplomatischen Sendung gebrauchen. 1620 kam er in die fruchtbringende Gesellschaft, es öffnete sich ein herrlicher Ringplatz, wo dem gut Begabten, Sprachgewandten, Feinen und Starken manche Krone winkte. Aber beim Anmarsch Tillys auf Kassel 1622, da der Landgraf unsicher, überreizt und hartköpfig wurde, fiel er in Ungnade, verließ den Hof und zog sich auf sein Gut Reinsdorf bei Köthen zurück, der lebendige Vermittler zwischen Kassel und Köthen, an beiden Höfen in seiner Art und dem Milieu ergeben angeschmiegt, in Kassel Erzieher und halber Humanist, in Köthen deutschnational und Übersetzer. Mit Johann von Schwarzenberg hat er manche Ähnlichkeit, dichtete wie dieser auf den Tod seiner Gattin „Selbsteigene gottselige Tränen", sein erstes gedrucktes Gedicht. In Anhalt übernahm er ein Kommando, trat 1631 zum Nutzen des Fürstentums als Oberst an die Spitze eines schwedischen Regiments. Mit Fürst Ludwig intim befreundet, starb er 1657 zu Reinsdorf. Sein Sohn Paris, der 1659 „zwanzig heroische Frauen-Reden aus dem Französischen in Deutsche übersetzet" herausgab, löschte mit seinem Tode 1674 die Familie aus.

Vor dem Dichter Diederich von dem Werder wird man ein Gefühl unruhiger Beschämung nicht los. Man stellte ihn so gern an schattige Plätze,

weil man den beſten Sitz der Unſterblichkeit ſchon vergeben hatte. Man bedauerte es ſogar, aber es war nichts mehr zu machen. Natürlich fing er nicht als Welterſchütterer an, ſo ſehnige Arme waren ſelten in dieſer Zeit. Es war beſcheidene, gute Arbeit, der kein Fanfarenbläſer vorauslief. Taſſos Gerusalemme liberata eroberte ſich in den Jahren 1584—1600 ganz Europa; an ſo italieniſch beeinflußten Höfen, wie es der Kaſſeler und der zu Köthen war, ſtand das Epos im Mittelpunkt des Intereſſes, eine ritterliche Welt, noch einmal in wechſelnden Beleuchtungen aufgerollt, gerade dieſes Gedicht in dieſen Landſchaften, wo Rittertum und Renaiſſance ſo ſeltſam durcheinanderklirrte. Zweifellos gemeinſames Gut des ganzen kalviniſtiſchen Kulturkreiſes, denn annähernd zur ſelben Zeit, als Diederich ſeine Arbeit begann, hatte ein Dohna, die doch in die Schickſale dieſes Milieus verflochten waren, Abraham, unter hundert Erinnerungen aus der italieniſchen Literatur, nach den Vorbildern der italieniſchen Groteske ſeine Reime auf den ungereimten Regensburger Reichstag von 1613 geſchrieben. Ja in unmittelbarer Nähe fehlte es nicht an Vorläufern Diederichs von dem Werder und Abrahams von Dohna. Hans Chriſtoph Fuchs der Ältere zu Wallenburg nördlich Schmalkalden um 1525 geboren und in Beziehungen zu den Heidelberger Späthumaniſten, hatte außer einer Pſalmenparaphraſe 1574 nach Teofilo Folengo, 1492—1544, ſein ſatiriſches Epos „Der Mückenkrieg“ gedichtet. 1580 erſchien es zu Schmalkalden. Sprache, Stil und Vers gehören noch ins ſechzehnte Jahrhundert. In den Kampfſchilderungen bricht echte Ritterfreude durch.

Sanquileo der thewre man
Legt auff den plan den Harniſch an,
Welchen jm Sterops hatt gebracht,
Auß zweynen Kycherhülſen gemacht.
Ein gelb Rübſamenblatt war ſein ſchild.
Ein ſtarke Hirſehüls hübſch vergüld
War ſein Helmlein, ſein Schürtzer gar
Ein Nadelſpitzige Sawporſt war.
Indes führt man durchs Lager her
Sein freudiges tobendes Pferd,
Das war ein Grill, gar guter art.

Bartas „Wochen“, zumal die zweite, waren durch Hübner Gemeingut geworden. Als Schüler Hübners und an dieſer Überſetzung geſchult, machte ſich Diederich an die niederdrückende Aufgabe, Taſſos romantiſches Epos in deutſche Verſe herüberzubilden. 1622 begann er, in zwei Jahren war er zu Ende, 1626 erſchien das Buch, eines der ſchönſten des Jahrhunderts mit den feinen minutiös gezeichneten Vollbildern, vielleicht das bedeutendſte auch, ein ſolches Stück mutiger, gewiſſenhafter deutſcher Arbeit. Die Verſe ſind Alexandriner, gereimt und verbunden nach Art der Stanze; die Reimbildung virtuos, denn es war das erſte deutſche Gedicht ſeit den Tagen ſtaufiſcher Wortſchönheit, das eine große Reimkunſt forderte. Die Verſe tadellos und mit vollendeter Eleganz, ohne zu keuchen und die Mühe der Arbeit ſpüren zu

lassen, trägt er leicht und zierlich die schwere Last. Noch der Spätgeborene kann sich dieser Strophen ohne viel guten Willen herzlich freuen:

Nach Emireni Tod bleibt von des Feindes Feld
Ein klein Teil übrig noch, unordentlich vermenget;
Gottfried verfolget sie, doch eilends stille hält,
Als er sieht Altamor, zu Fuß, mit Blut besprenget.
Ein halb Wehr hat nur noch und halben Helm der Held,
Von hundert Lanzen auch war er umher bedränget.
Bulljon ruft seinem Volk: „Hört auf und haltet inn'!
Und du, o Herr, ergib dich mir. Ich Gottfried bin."

Nun der, des bis anher erhabner großer Mut
Und hoher Sinn sich nie zur Demut hat erweichet,
Als er anhören jetzt den großen Namen tut,
Mit dem sich keiner sonst in aller Welt vergleichet,
Sagt: „Ja, du bist es wert. Ich geb' mich deiner Hut."
Und seine Waffen stracks ihm in die Hände reichet.
„Der Sieg auch über mich wird dich bereichen sehr,
Sowohl mit vielem Gold als auch mit großer Ehr'.

Mit vielem Golde ich mein's Reiches dich verehr',
Mit edlen Steinen wird mein Weib mich ranzonieren."
Gottfried antwortet ihm: „Dein Gold ich nicht begehr'.
Mit solchem Weiberschmuck pfleg' ich mich nicht zu zieren.
Behalt dir, was dir kommt vom indianschen Meer,
Und was man dir mehr mag aus Persia zuführen.
In Asien suche ich wie Kaufleut' kein Gewinn;
Ein Kriegsmann aber wohl und ein Soldat ich bin."

Er schwieg und nahm ihn an und folgte denen nach,
Die sich noch auf den Lauf und auf die Flucht verließen.
Dies arme Häuflein nun vor Furcht ins Lager brach,
Doch konnt' es ihnen auch zu keinem Schutz entsprießen.
Der Wall genommen ward mit Mord und schwerer Rach',
Das Blut sah man wie Bäch' von Zelt zu Zelten fließen.
Den Raub und Zierat auch es rot und fleckicht macht,
In Grund wurd' hier verderbt der Heiden Pomp und Pracht.

Gottfried von Bulljon,

Oder

Das Erlöſe-

te Jeruſalem.

Erſt von dem Hochberühmbten Poeten Torquato Taſſo in Welſcher Sprache beſchrieben:

Vnd nun in Deutſche Heroiſche Poeſie Geſetzweiſe/als vermals nie mehr geſehen/vberbracht.

Getruckt zu Franckfurt am Mayn/
In Verlegung Daniels vnd Davids
Aubrj vnd Clemens Schleichen.

ANNO M. DC. XXVI.

Alſo ſiegt Gottfried ob. Und als ihm noch gerad
Die Sonne hoch genug däucht ſelben Tages ſtehen,
Zog ſieghaft mit ſei'n Volk er nein in Chriſti Stadt,
Die er nun ſamt der Burg konnt' überwältigt ſehen,
Sein blutig Kleid er auch nicht abgelegt noch hat,
Als mit den andern er tät in den Tempel gehen.
Und hing die Waffen auf und bet't da an das Grab,
Und legt ſo ſein Gelübd' mit Andacht von ſich ab.

So ſchließt das Epos. Er arbeitete wohl nach dem Druck des Pietro Rouſſin Lione 1581. Die zweite Auflage der Überſetzung erſchien 1651. Wenn etwas das Phantom von Opitz zerſtören kann, ſo iſt es dieſes Gedicht. Opitz beginnt die deutſche Literatur von neuem, Opitz iſt überall, Opitzens Einfluß war ungeheuer, Opitzens Verskunſt war beſtimmend bis auf Gottſched. Und wo man dann voll ſcheuer Neugier den Spaten einſtößt, findet man das große Arkanum nicht, weder in Niederſachſen noch in Oſtfalen, weder hier noch im Süden. Opitz gilt zur Not in Preußen und Schleſien, und ſelbſt hier bewegte die Literatur des ſpätern Jahrhunderts ein ganz anderer Drang. Diederich begann ſeine Überſetzung, als Opitz an ſeine „Poeterei" wohl noch gar nicht dachte, er vollendete ſie, als das ſagenhafte Büchlein erſt unterwegs war. Ja wenn man Diederich nach Opitz mäße, ſo wäre ſein befreites Jeruſalem das große Epos, das Opitz forderte, aber in aller Welt nicht das, was Opitz aus ſeiner Schublade vorlegte. Die Anhalter neuen Formen waren vor Opitz, unabhängig von ihm, waren rein und gut und erſt die zweite Bearbeitung näherte Diederich den Geſetzen der Poeterei an, völlig überflüſſig. 1632 erſchienen die erſten drei Geſänge von der Überſetzung des Orlando furioso. Das Buch entſtand wie das Original im Lager und auf Geſandtſchaftsreiſen; es blieb Fragment, verwertete volkstümliche Wendungen und drang noch tiefer in den eleganten italieniſchen Stil ein. Der Roman des Venetianers Giovanni Francesco Loredano, 1606—1661, kam in Diederichs Verdeutſchung 1644 zu Nürnberg heraus. Zugleich mit dem Fürſten Ludwig ſah er 1639 Hübners beide „Wochen" von Bartas durch. 1631 beſang er die „Herrlichkeit Chriſti", gab aber in den hundert Sonetten „Krieg und Sieg Chriſti" nur Spielereien. Seine Paraphraſe der Bußpſalmen wird noch über Flemings und Opitzens gleiche Werke geſtellt. Im Sommer 1639 ließ er durch ſeinen Sohn Paris in Anhalt die dramatiſche Friedensrede vortragen. Auf die Todesſtunde ſoll er zehntauſend Andachten gedichtet haben.

Die Landſchaft hätte noch weiter kommen können, wenn ihr alle heimiſchen Kräfte geblieben wären. Doch der überragende Einfluß des Fürſten Ludwig trieb einen Deſſauer fort, deſſen Sucht der erſte zu ſein, gleich-

viel wo und um welchen Preis, hier keinen Raum fand, Philipp von Zesen, 1619—1689. Unruhig und stets auf Reisen, lebte er in Hamburg und Holland und starb in Amsterdam. Ein echter Dichter, dem etwa ein Volkslied gelang wie „Höre Mond, du güldnes Licht"; doch mehr Gelehrter, der unentwegt mit seinem Hammer das deutsche Sprachgebäude abklopfte, hier einen fremden Zinken wegschlug, dort einen deutschen Zacken noch wunderlicher heraustrieb. Spott über seine Bemühungen war Mode. Verbot Opitz fremde Endungen an die fremden Götternamen zu hängen, Zesen verdeutschte die antike Mythologie. Philologisch, historisch und kritisch ging er der deutschen Sprache und Literatur nach, schrieb eine Abhandlung über das Sonett, stellte Reimbücher zusammen, schuf Theorien dichterischen Gestaltens: der Hochdeutsche Helikon; Scala Heliconis Teutonici. Und am schärfsten in beiden Stämmen tritt bei ihm das altdeutsche Element hervor; Renaissance und höfische Zeit waren ja die beiden Charakterzüge von Kassel und Köthen wie in Thüringen. Er kennt die Minnesänger in Goldasts Ausgabe.

Wie die Dichter der höfischen Zeit fast nur den einen großen Stoffkreis um Artus kultivierten und das biblische Drama der fränkischen und alamannischen Zeit von stehenden Motiven zehrte, so gab es auch jetzt einen einheitlichen Rohstoff, der den neuen Roman anregte: Amadis. Nur äußerliche Beziehungen verknüpften die Lausitzer und Schlesier mit dieser Gattung. Das innere Leben ihrer Romane sprang ja aus eigenen stammestümlichen Quellen. Die Prosaauflösungen der höfischen Epen waren die Vorstufen und so führt der eine Ast von Zesens Kunst, wieder stammestümlich, unmittelbar in die höfische Zeit. Den ersten Amadisroman hatte der Spanier Garcia Ordonez de Montalvo geschrieben. Seit sich der Franzose Nicolas des Essarts des Stoffes bemächtigt hatte und mit den deutschen Übersetzungen seit 1569 schwollen diese Romane ins Ungeheuerliche an. Zesen ging als Sproß seiner Heimat von den Franzosen aus, übersetzte zunächst und nahm sich das Fräulein Madeleine de Scuderi zum Vorbild. Es wurde im Zeitalter wachsender Souveränität die epische Form der Hofkultur, eine Form für Staatskunst und Archäologie, für die neue Sitte und galantes Leben. Nach dem Französischen gab er 1646 „Sophonisbe", einen Schlüsselroman, Erotik, Entführungen, Wandern und Suchen über den Erdball und Wiederfinden. „Ibrahim oder des durchleuchtigsten Bassa und der beständigen Isabellen Wunder-Geschichte" war auch eine Arbeit nach französischem Original. „Assenat" 1670 und „Simson" 1679 griffen auf die Bibel zurück. Der beste Roman ist noch die „Adriatische Rosamunde", 1645 zu Amsterdam erschienen. Fast das ganze Buch fortlaufende Gespräche, umfangreiche Beschreibungen und die ehrliche Mühe, fremde Literatur zu verdrängen.

Brach so das Leben der Landschaft auf allen Seiten aus dem Rahmen, den der Palmenorden bilden sollte, so verlor der Bund nach Fürst Ludwigs Tode Sinn und Bedeutung. Der Thüringer Georg Neumark aus Mühlhausen, 1621—1681, zu Gotha, in Kiel, Hamburg, Danzig, Königsberg gebildet, wurde 1652 Erzschreinhalter der Gesellschaft, Bibliothekar und Archivsekretär. Die Fürsten gaben ihm Sold und Muße, so konnte er sich pünktlich mit seinen Versen zu jeder Feier einfinden und die schriftlichen Geschäfte in Ordnung halten, Namen und Symbole für neue Mitglieder finden und ihre Wappen zusammenstöbern. Noch vor seinem Tode 1680 zerfiel der Bund.

2.

Nürnberg.

Durch das Geröll und Geklipp des bürgerlichen Zusammenbruchs und der alten städtischen Größe leuchtet in diesen Jahren nur noch ein einziges zerflackerndes Licht, die Stadt der heiligen Reichsinsignien, Nürnberg. Hier war das Leben zäher und der Tod hatte verzweifelter zu ringen. Neben Hamburg, das aus ganz anderen Formen gewachsen war, setzte Nürnberg, das einzige große Gemeinwesen noch, ohne Ruck in sicherm naturgemäßem Gleiten die soziale, politische und geistige Entwicklung aus dem sechzehnten Jahrhundert fort bis an die Schwelle des achtzehnten, der letzte, einzige Abglanz dieses unvergleichlichen Lebens in der deutschen Mittelachse, nur noch ein Torso dieses einstigen so fruchtbaren Systems von Landschaften. Zwar stürzte die Stadt dem finanziellen Untergange zu, zwar trug sie, je stärker diese Schultern einmal waren, um so schwerer die Last des großen Krieges, doch sie hielt sich und stand, sie suchte im Wirrwarr zu vermitteln. Das trug ihr zwar nicht die unumschränkte Gunst des Kaisers ein, aber sein maßvolles Wohlwollen. Während Augsburgs Größe zwischen den wachsenden Fürstengewalten zerrieben wurde, eben weil die alamannische Stadt die alte bürgerliche Kultur am schärfsten ausgeprägt hatte, flossen die geistigen Ströme Nürnbergs ununterbrochen fort, weil das aristokratische Stadtregiment immerhin ein fester Bogen war aus alten Zeiten in neue. So ringt es einem ungedämpfte Bewunderung ab, wie unverwüstlich dieser Freistaat die Fremde aufnahm, die sich lebenspendend verzehren ließ, und wie fest er abwehrte, was zu verzehren drohte. Nürnberg ist im siebzehnten Jahrhundert das einzige Beispiel noch, das ahnen läßt, was aus der Stadtkultur der fränkischen und alamannischen Zeit in lückenloser folgerichtiger Fortentwicklung geworden wäre. Hamburg und Nürnberg, die beiden großen Städte einer geschlossenen Eigenkultur,

lassen sich nicht vergleichen; Hamburg ist ein großes städtisches Leben, doch nicht des deutschen Binnenlandes, ein niedersächsischer Typus, unbeirrt von dem stürzenden Wandel des siebzehnten Jahrhunderts, weil es von ihm gar nicht getroffen werden konnte. Nürnberg ist die alte große Stadt des Binnenlandes, die als einzige erproben konnte, was sich der gegensätzlichen deutschen Entwicklung etwa noch abringen ließe.

Die Kultur und Literatur Nürnbergs hatte sich im sechzehnten Jahrhundert an zwei getrennten Ästen festgesetzt, eine humanistische, patrizische, die im wesentlichen dem fränkischen Element entsprach, und eine volkstümliche, bürgerliche, die auf dem bairischen Anteil fußte. Das dritte, das slavische Urelement ließ sich nur in Andeutungen erkennen. Alle drei Entwicklungen wuchsen nicht bloß weiter, eine jede führte sogar im Widerspruch zum Drang der Zeit und ihrer Not zu beherrschenden Höhepunkten, ungebrochene Wellen von Gregor Heimburg bis zur Universität Altdorf, von Rosenblüt zu Ayrer; das dritte Element setzte sich in diesen Jahren recht eigentlich erst durch.

Die große Schöpfung des sechzehnten Jahrhunderts, das Ägidiengymnasium, ging dem Verfall entgegen. Da machte der Träger des einstigen Schulruhmes Joachim Camerarius 1565 den Vorschlag eine neue Schule zu gründen. Sie sollte dem verwirrenden Einfluß der Stadt entrückt werden. Man dachte an Hersbruck und die alte Hauptstätte der Mystik, an Engeltal, und kam endlich auf Altdorf. 1571 wurde der Grundstein gelegt, 1575 wurde das neue Altdorfer Gymnasium feierlich eröffnet. Schon drei Jahre später erhob es Kaiser Rudolf II. zur Akademie und 1622 Ferdinand II. zur Universität, dieser Anteil des Habsburgers, ein sichtbares Zeichen für immer stärkere Einflüsse aus dem Osten. In faßbarer Nähe des böhmischen Mittelpunktes wurde Nürnberg immer stärker in den Bannkreis der Neustämme gezogen. Daß Leibniz, die Dohna, Wallenstein die neue Hochschule bezogen oder akademische Grade erwarben, sind nur auffallende Äußerungen eines steten stillen Zusammenhangs. Naturwissenschaften und Medizin, unter großen Opfern sorgsam gepflegt, machten die Universität begehrenswert. Neben Straßburg war Nürnberg die einzige Stadt, die sich eine wissenschaftliche Hochburg schaffen konnte, es war ein beneidenswertes Stück guten bürgerlichen Stolzes, der sie so gerne „unsere Universität“ nannte. Der Verfall kam erst tief im achtzehnten Jahrhundert, zumal seit Erlangen, 1743 gegründet, in Wettbewerb trat. Max I. von Baiern löste sie 1809 auf.

Das Ägidiengymnasium war in Nürnberg 1622 neu gegründet worden, das Altdorfer ließ man 1633 eingehen. 1642 wurde mit der erneuerten Schule ein Auditorium publicum verbunden. Hier nahm Johann Michael Dilherr den Unterricht auf. Er war 1604 zu Themar geboren, wo seine Familie,

soweit die Kenntnis zurückreicht, seit alters eingesessen war. In Leipzig und Wittenberg, seit 1627 in Altdorf und dann in Jena trieb er seine Studien und wurde auch dort Professor. 1642 erhielt er den Ruf nach Nürnberg als Professor der Theologie und Philosophie. Als Hauptpfarrer der Sebalduskirche starb er 1669. Der seltene Mann war ein opferwilliger Wohltäter, stiftete viele Stipendien, und seine Bibliothek von 8000 Bänden war ein Brunnen für die ganze Stadt. Durch seine Beziehungen zum Dichterkränzchen um die Mitte des Jahrhunderts wurde er einer der geistigen Mittelpunkte Nürnbergs.

Und während sich die Stadt der Union und dann dem Schweden anschloß, während Gustav Adolf am 31. März 1632 einrückte, Wallenstein seinen ehernen Gürtel um beide spannte und den Sieger, da er zum erstenmal nicht siegte, zum Besiegten machte, so mitten in den wildesten Strudel hineingerissen, ließ sich Nürnberg niemals in seiner geistigen Entfaltung nach allen Seiten völlig unterbrechen. Buchdruck und Buchhandel schlugen neue Wege ein. Die Stadt wurde der Hauptort der Tonsetzer, geschickte Handwerker schufen hier die besten Instrumente, der regelmäßige Handel mit Musikalien kam auf. Johann Otto, der 1560 starb, wird als der älteste Musikverleger genannt. Zeitschriften entwickelten sich. Johann Jonathan Felßecker gab 1670 die älteste Zeitung heraus den „Teutschen Kriegscourier", später „Friedens- und Kriegscourier", den Vorläufer des „Fränkischen Kurier".

Die Träger der Literatur und Kunst der Handwerker und des Volkes stammten im sechzehnten Jahrhundert von auswärts. Auch Jakob Ayrer, der sie aufnahm und neuen Höhepunkten zubildete, stammte nicht aus der Nürnberger Familie. Um 1560, da Hans Sachs noch lebte, war er geboren, wurde sein eigener Lehrer, schrieb die Bamberger Reimchronik, die nicht gedruckt wurde, und einen Psalter, kam 1593 aus Bamberg zurück und starb 1605 als Notar in Nürnberg. Mehr haftete aus seinem Leben nicht im Gedächtnis, fast ein Beweis für die Bedeutung seines Werkes. Der wichtigste Träger jener Kultur, die er erneuernd fortführte, der Meistergesang, begann sich im Dunkel zu verlieren. 1620 wurde die Gilde in die Katharinenkirche verwiesen, wo sie bis 1787 fortdämmerte. Von allen Seiten brach neues Leben herein.

1593 spielte in Nürnberg zum ersten Male Robert Browne, der berühmte Führer englischer Komödianten. Bis Mai 1596 ein anderer viel Genannter, Thomas Sackville, im Ägidienkloster, dann die Truppe des Kasseler Landgrafen, dann beide abwechselnd, von 1613 bis 1628 der eifrigste und größte unter allen, John Spencer. Meist war die Bühne im Heilsbronner Hof. Auf den Dächern, in den Arkaden und Galerien des Gebäudes saß das Publikum. Mit England wollten die Meistersinger schon früh Beziehungen anknüpfen.

1542 warb ein Engländer ihrer eine ganze Anzahl für seine Heimat an, doch da der ewig wachsame Rat dazwischenfuhr, scheiterte der Plan. Was brachten die Fremden in die alte Stadt des Agierens für neue Güter? Eine neue Bühne, neue Spielpläne, eine neue Form. Die Bühne der englischen Komödianten war weniger breit als tief. Mit einem Vorhang teilten sie den Raum in einen größern vorderen und einen kleinern hinteren. Der vordere Teil lag niedriger als der hintere. Großer Vorhang und Kulissen fehlten noch. Die neue Kunstform, die sie mitbrachten, war dem bairischen Stamme, der in Nürnberg auslief, nicht neu, nur im Augenblick fremd. Mit der italienischen Oper zugleich war Ende des sechzehnten Jahrhunderts in London am Hofe der Königin Elisabeth die Operette entstanden, aus einem Modebedürfnis nach neuer Unterhaltung und angeschlossen an vorhandene Weisen mit strophischer Gliederung. Derbe Schwankmotive boten den Stoff, das Entstehungsjahr war 1596, der Name der neuen Form Jig, der zugleich einen lebhaften Tanz bezeichnete. Der Grundcharakter der neuen Form war Tanz und Spiel und Gesang in inniger Verbindung.

Es gab nur einen deutschen Stamm, der englischen Berührungen am fernsten lag, dem Tanz und Spiel und Gesang in eins verbunden nichts Fremdes war, ja dessen Wesen sich eben darin am liebsten aussprach, der Jahrhunderte zuvor solche Formen schon gestaltet hatte, der Baier. Tanzspiele waren seine ältesten dramatischen Erfolge, Nürnberg, durch bairische Elemente verbunden, hatte an der Entwicklung teilgenommen, darum war Nürnberg die einzige Stadt in Deutschland, wo das englische Singspiel einige Monate nach seinem Entstehen sofort in deutschem Sinne, ja im Geist dieser Stadt aufgenommen und umgebildet wurde. Was anders als dieser ethnographische Zusammenhang mit dem bairischen Volke könnte die rätselhafte Tatsache erklären, daß diese Stadt im Herzen Deutschlands lag, englischen Beziehungen so fern als möglich, daß es weder Kassel noch Hamburg war oder Königsberg. War die dramatische Volksliteratur Nürnbergs ein Ausdruck seines bairischen Teilelements, jetzt stößt an dieser Stätte eine eben erwachte räumlich weit entlegene Bewegung auf äußerlich verwandte, im Kern bairische Traditionen und verschmilzt mit ihnen. Wo ist der kleinste Riß zwischen dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert?

Aus den Ratserlässen der Nürnberger Regierung, die sich gegen die englischen Komödianten sträubte, ist das selbstbewußte Gefühl herausgelesen worden: „Das brauchen wir nicht, das haben wir selber“, das gleiche Gefühl, das die Altdorfer Universität so gerne „unsere“ nannte. In der Tat, das brauchte man nicht. Eben aus Bamberg nach Nürnberg zurückgekehrt, an Hans Sachs gebildet, mit seinem dramatischen Schaffen den Meistersängern

zugewandt, gebannt von der Tradition lokaler Stoffe, traf Ayrer sofort nach 1596 auf die neue englische Form und er griff darnach fast wie nach etwas längst Erwartetem und Ersehntem. Vom Februar bis November 1598 entstand die Masse seiner Singspiele, prächtige Kleinigkeiten, selten von mehr als sechs Personen getragen, an Umfang zwischen 47 und 89 Strophen wechselnd, zum Teil nach eigenen Fastnachtsspielen umgearbeitet, die Stoffe erfunden, aus der Nürnberger Tradition, aus Boccaccios und den Schwankbüchern der Zeit, derbe, lustige Dinger, Schlag auf Schlag heruntergespielt. Ayrer erfand dazu den besten Namen „singendes Spiel", Singspiel. Das war wie ein frischer Windstoß in vermodernde Überlieferungen.

Jakob Ayrer war der Zeit- und Altersgenosse Shakespeares. Es gab damals in ganz Deutschland keinen Dichter, der so genau, nicht der Größe sondern dem Grundriß nach, sein Schaffen widergespiegelt hätte. Eine merkwürdige Doppelheit gleichzeitiger Ereignisse. Sie wiederholte sich später bei Stifter und das war wieder ein Baier. In langer Reihe dichtete Ayrer seine Römerdramen von Romulus und Remus bis Servius Tullius. So wenig er über Hans Sachsens äußere Technik hinauskam, es ist ganz unvergleichlich, wie viel er, im Kleinern und Schwächern freilich, mit Shakespeare gemein hat. Reine Staatshistorien interessieren ihn. Sein tragischer Instinkt fühlt überall die tiefsten Konflikte heraus, und mit primitiver Kunst, doch wirkungsvoll schlägt er sie aus dem Rohmaterial heraus. Er weiß zu motivieren, selbst in Kleinigkeiten. Faustulus kommt nicht zufällig zum Tiber, wo Romulus und Remus ausgesetzt sind, sondern da das heiße Wetter die alten Weiden ausgebrannt hat, sucht er hier in der Niederung neue für seine Herde. Hans Sachsens Herold zumeist als „Ernhold", doch auch in andern Verkleidungen, fehlt in keinem Stücke. Die Kostüme gibt er gerne deutsch, legt den Römern selbst deutsche Namen bei. Eine Reihe von Stoffen hat er mit Shakespeare gemeinsam, in „Sidea" den „Sturm", in den „Brüdern aus Syrakus" die „Komödie der Irrungen", einen Eduard III. Die Türkendramen, die Bearbeitung von Frischlins Julius redivivus, Stücke aus der griechischen Mythe sind nur Streiflichter über sein Schaffen. Aber mit welcher Folgerichtigkeit griff er zugleich die Vorarbeit des Alpenbaiern und Hans Sachsens auf in seinem „Hudietrich", „Ortnit", „Wolfdietrich"! Die Fastnachtsspiele halten sich eng im Nürnberger Rahmen. 1618 wurden als Opus theatricum dreißig Stücke von ihm gedruckt, sechsundsechzig gedruckte sind im ganzen erhalten, dazu drei ungedruckte. Das war der Mann, der es ahnen ließ, daß aus der Stadtkultur des sechzehnten Jahrhunderts im siebzehnten etwa das große nationale Drama, unser Shakespeare erwachsen wäre, hätte nur der soziale und politische Umsturz des Bürgertums durch die Fürstenmacht nicht dieses Leben bis auf die

Wurzeln ausgebrannt. Nicht englische Einflüsse machen Ayrers Größe aus. Wie sein Singspiel zur englischen Operette, so ist er als Ganzes die deutsche Parallelerscheinung zu Shakespeare.

Der Rat verfolgte diesmal verständnisvoll die neue Entwicklung der Literatur. Hoffnungen auf finanzielle Vorteile spielten mit, als 1627 schon tief im Kriege der Plan zu einem eigenen Komödienhaus auf der Schüttinsel in Auftrag gegeben wurde. Nur die Geldspekulation eines Färbers, der sich durch den Bau für benachteiligt ausgab, verzögerte ihn. 1628 wurde er eilig fertiggestellt. Schon gab es Rangunterschiede der Plätze, ja reservierte und abonnierte Sitze. Am 16. Juni 1628 wurde das Schauspielhaus feierlich eröffnet mit einer geistlichen Komödie. Kein Engländer spielte sondern ein Einheimischer, Hans Mühlgraf. Er kam oft zum Wort, nur einmal 1625 wurde er auf den Turm gesetzt, weil ihm der Rat auf ein Spielgesuch geantwortet hatte, „daß es jetzt nicht Zeit sei, solcher Leichtfertigkeit zuzusehen" und er sich an das Verbot nicht kehrte. Seine Erfolge waren außerordentlich. Hatten sich die Engländer zu Anfang des Jahrhunderts in Nürnberg noch durchgesetzt, jetzt kamen sie gegen die Doppelkonkurrenz einheimischer Gesellschaften und der Handwerker nicht mehr auf. 1649 erschienen sie noch einmal, Joris Jeliphus war vielleicht der einzige Engländer von Geburt. War er auch ein roher Patron, der Rat tat ihm manche Gefälligkeit und ließ etwa gefangene Schauspieler aus dem Arrest, wenn er sie zur Vorstellung brauchte. 1660 werden die Engländer zum letztenmal erwähnt.

Nürnberg nahm teil an dem grundlegenden Wandel des deutschen Schauspielwesens. Johannes Velten war 1640 zu Halle geboren, seine Familie war ursprünglich in Bremervörde ansässig. Der Not des Lebens entrückt und mit reichen Mitteln ausgestattet bezog er als Theologiestudent die Universitäten Wittenberg und Leipzig. 1661 promovierte er. Als Vater und Oheim 1665 gestorben waren, da sein Schritt sie nicht mehr kränken konnte, ging er unter die Schauspieler. Arme Teufel, Studenten und Gescheiterte aus allen Berufen, suchten sich längst durch Lachen und Weinen ihr Brot zu verdienen. Aber was trieb diesen hochgebildeten reichen jungen Menschen in die verachtete Zunft? Das war das erste große Opfer, gewiß aus reiner Liebe der Kunst gebracht und es hob den ganzen Stand. Velten wurde der erste des neuen Schauspielertypus, der erste, der es im Innersten fühlte, daß er einer Kunst diente. Mit Stücken der englischen Komödianten begann er, doch bildete er seinen Spielplan fort und füllte ihn mit französischen Komödien. Mit seitlichen Tapeten schuf er die ersten Anfänge der Kulisse. Seine Versuche mit der Stegreifkomödie steckten den Kampfplatz ab für die Leipziger Gefechte. Gewiß zog er sich aus der Gesellschaft seines Schwiegervaters seine berühmte

Truppe heran. Er spielte in ganz Deutschland, in Frankfurt, Dresden, Leipzig, Köln, Danzig. 1693 starb er. Zum ersten Male kam er 1679 nach Nürnberg, dann nur noch zwei Jahre später, seine Witwe, die den Betrieb fortführte, desto öfter. Sein Konkurrent war ein einheimischer Unternehmer Georg Scheurer seit 1685; doch er spielte so erbärmlich, daß das Mißtrauen des Rats gegen Dilettanten stieg. Aus dem Kreise des Blumenordens werden in den Ratsakten nur zwei Namen genannt: der kaiserliche Rat Johann Geuder, der 1666 mit jungen Patriziern im Augustinerkloster spielte, und der Magister und Rektor der Spitalschule, später bei Sankt Sebald, Simon Bornmeister. Er spielte 1679 mit vornehmen jungen Leuten.

Von 1550 bis 1600 sind keine Urkunden über Schulaufführungen überliefert. 1605 setzte die Schulkomödie von neuem ein, seit Magister Gottfried Bernhardi, auch im Theater auf der Insel Schütt. Die Oper war ohne Bedeutung. 1667 wurde ein eigenes Haus bei Sankt Lorenz gebaut, der Name Oper taucht zuerst 1686 in den Erlässen auf, bezeichnete aber auch das Singspiel. Die Musik schlug aus dem Blumenorden heraus ganz eigene Wege ein. Wiener Einflüsse, die an den Sprachgrenzen von Schlesien bis Straßburg reichten, wurden gerade in Nürnberg sofort seit 1700 außerordentlich stark. Seit diesem Jahre nahm der Zulauf von Marionettenspielern ungeheuer zu, die meisten kamen aus der Kaiserstadt. Nur Tatsachen, keine Bewegung mehr, führen auf die Höhe des achtzehnten Jahrhunderts herauf. Von 1732 bis 1747 wurde nur noch 1737 und 1742 gespielt. Die Oper vertrat 1718 und 1719 der Koburger Kasimir Schweizelsberger. 1728 kam zum erstenmal Karoline Neuber, noch mit altem Spielplan. Als sie 1731 ihren Besuch wiederholte, war die neue Zeit da. Es war das Ende der großen Literatur in der Reichsstadt Nürnberg.

Ein einziger Ast dieses unvergleichlichen Lebens winkte noch mit vollen Früchten bis ins neunzehnte Jahrhundert. Meistersänger und Spruchsprecher waren streng getrennte Äußerungen volkstümlicher Kultur, doch in ihrem Steigen und Fallen gegenseitig bestimmt. Die Spruchsprecher waren älter und reichen an den Fürstenhöfen weit ins vierzehnte Jahrhundert zurück. Rosenblüt war der erste, dessen Name und Bedeutung festhielt. Durchs ganze sechzehnte Jahrhundert traten sie neben den Meistersängern zurück. Als der Meistergesang verfiel — eine Einladung von 1646 ist eines seiner letzten Dokumente — suchte er sich an den Spruchsprechern zu stützen und beschleunigte nur seinen Untergang. Bei Hochzeiten, Taufen, bei allen Familienfesten war der Sprecher unentbehrlich. Er entsprach dem Pritschmeister an den Höfen und war in Nürnberg etwas wie ein städtischer Beamter, trug ein eigenes Kleid, weiten Mantel, auf der Brust große silberne Schilde. Das Amt war im sech-

zehnten und siebzehnten Jahrhundert in einer Familie erblich, sie verlor es mit dem genialsten Improvisator, der die Gattung pflegte, mit Wilhelm Weber. 1602 war er geboren, 1638 wird er zuerst in den Protokollen erwähnt. Er hatte eine vorzügliche Schulbildung genossen, war ein Gegner Gustav Adolfs und wurde darum auf den Turm gesetzt. Er beherrschte die Stoffe seines Berufs in ihrem ganzen Umfange, Leichensprüche, Lehrgedichte, Sprüche zu Neujahr, zu allen Festen und Gelegenheiten, auch politische, strömten ihm zu. Er ist Rosenblüt gegenüber, was Ayrer und Sachs gegen Folz waren. 1661 starb er, Hans Minderlein wurde sein Nachfolger.

Die Kunst und Literatur Nürnbergs seit dem fünfzehnten Jahrhundert war durchaus bodenständiges Milieu, wenn ihre Träger auch zumeist Zugewanderte oder Söhne von Zugewanderten waren. Nun brach um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts plötzlich eine Literatur aus dem Dunkel, in der eine Fülle von Fäden zusammenschoß, deren Zweck und Ziel in frühern Jahrzehnten nicht deutlich war. Beheim stammte aus Böhmen, Dürer aus Ungarn, Stoß muß jedenfalls zum slavischen Osten in Beziehung gesetzt werden. Nun treten Harsdörfer und Birken auf, nicht als Mitspieler fließender Bewegungen, sie schaffen ein ganz neues Leben in diesem landschaftlichen Ganzen, von dem kaum erkennbare Schwingungen nach dem alten Ostfranken weisen. Das Geschlecht der Harsdorfe stammte aus Pilsen oder Kuttenberg. Um 1370 war ein Heinrich nach Franken gekommen. Den Namen erhielt die Familie von dem Dorfe bei Bayreuth, Harsdorf; sie war Landadel und in Nürnberg ratsfähig, eine zahlreiche Sippe. 1613—1658 starben neunzehn erwachsene männliche Glieder. Aus dem Zweige der Harsdörfer von Fischbach stammte Georg Philipp, 1607 war er geboren, seine Mutter eine Scheurl. Mit seinem Freunde Christoph Führer, dessen Herkunft elsässisch war, bezog er 1623 die Universität Altdorf. Dann gingen sie nach Straßburg, wo sie tief unter den Einfluß Berneggers gerieten, des Österreichers, der am weitesten nach Westen vorgeschoben, neben Breslau, dem Anhalter Hofe und Nürnberg der vierte Mittelpunkt war, wo sich schon jetzt Verbindungen Österreichs, der Deutschen und Slaven, mit dem Westen ansetzten. Die große Reise führte Harsdörfer nach Genf, Paris, England und 1624 nach Italien, wo er mit den Akademien und der Schäferdichtung bekannt wurde. Zu Hause trat er in diplomatische Dienste, entging wegen gefährlicher Sendungen nur mit Mühe dem folgenschweren Zorn des Kaisers, kam 1635 ins Stadtgericht, 1655 in den kleinen Rat und starb 1658.

Der ausgezeichnete Mann hat unter wohlfeilen platten Witzen und bequem nachgeschriebenen Urteilen am ärgsten zu leiden gehabt. Schon daß er trotz angespannter amtlicher Tätigkeit rund fünfzig Bände schrieb, machte ihn

verdächtig. Die Zeit, die sonst so freigebig Ewigkeiten verschenkte, fand in ihm einmal einen Würdigen. Es kamen Fremde nach Nürnberg, die Harsdörfer sehen wollten und dann wieder abreisten. Er knüpfte an die Anhalter und Schottel an, weder an Opitz noch die Niederländer, sondern an die Italiener. Wo ist der Einfluß des großen Opitz? Kavalier durchaus und weit über die Forderungen der Zeit, vertrat er modernste Ideen, das Recht der Frauen auf gleiche Bildung und erklärte den Zweikampf als Torheit, wenn er vom Hexenwahn auch nicht völlig loskam. Im Briefwechsel mit dem Fürsten Ludwig berief er sich auf sein gutes Fränkisch: „Wir Franken sagen Vatter und solte in dieser Stadt (Nürnberg) kein Setzer zu finden seyn, der Vater setzen würde. Gevatter ist gleichsam ein Mit-Vater." Bei dieser Gelegenheit stellte man die Pyramide auf die Spitze und bedauerte, Oberdeutschland sei vom großen mittel- und norddeutschen Sprachstamme — den es in dieser Geschlossenheit gar nicht gibt — abgeschnitten gewesen. Deutsche Sprache und Geschichte fing doch in Oberdeutschland an, man sägt den Ast vom Stamme aber den Stamm nicht vom Aste. So wurde seine ganze Haltung verkannt.

Er suchte sich ehrlich, schlecht und recht über die Grundbedingungen des Deutschen klar zu werden. Sein Specimen Philologiae stellt zwar Fabel neben Fabel, indem er behauptet, die Deutschen seien Nachkommen des Volkes Gottes und Germanisch sei das alte Hebräisch. Doch im Praktischen war er unbestechlich. Er hat den Wortschatz wesentlich bereichert, ja seine Schutzschrift für die deutsche Spracharbeit ist ein so verehrenswürdiges Büchlein, so im Geiste deutsch-böhmischer Liebe und Hingebung geschrieben, daß schon darum sein Andenken unvergessen bleiben sollte. Daß er die Reinhaltung der Sprache fordert und ein Einvernehmen über Sprache und Reimkunst verlangt, war ja nicht mehr neu. Aber er regte eine Sammlung der deutschen Wortstämme an, möchte die technischen Ausdrücke der verschiedenen Berufe gesammelt sehen, bringt eine durchaus klare Einteilung der Laute und fügt sogar musikalische Noten bei für Tonhöhe und Tondauer, und es ist kaum ein halbes Jahrhundert, daß wir anfangen, all das zu besitzen.

Zu seinem bedeutendsten Werke, den „Frauenzimmergesprächspielen", äußerte er sich selber schön und klug: „Die Gesprächspiele sind nicht unter die neuen, sondern erneuten Erfindungen zu zehlen, massen solche in Welschland üblich, und Plato, Lucian, Vives, Erasanus, Majolus, und andere sich dergleichen in ihren Schriften bedienet: werden aber zu Ausübung unserer Sprache, deswegen für schicklich gehalten, weil solche eine freye Art allerhand Fragen, Aufgaben, Erzehlungen, aus demselben entstandene Zweiffel, Antwort, Rähtsel, Sprichwörter, Lehren, Gedicht und im Ende alles das, was jungen Leuten zu wissen geziemet, zu behandeln: wie solches verständige Spiel-

genossen besser nach eignen, wol vermögen aus- als der Verfasser anzuführen wissen". Was diskutierten die Romantiker nicht alles in ihren Rahmenerzählungen! Da er die Frauenfrage nach ihrer gewinnendsten Seite vertrat, schwebte ihm in diesen Gesprächspielen ein Sammelwerk vor, in dem durch den Rahmen einer unterhaltenden Gesellschaft am Faden des Gesprächs alles Wissenswerte anregend, fesselnd und ergebnisreich verbunden werden könnte. Geschrieben sind die Bücher 1641—1649. Für solche Aufgaben war sein Temperament wie geschaffen. Harsdörfer war ein glänzender Erzähler, der beste dieser Zeit. Und er nützte seine Gabe. „Der große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte" reihte zweihundert Erzählungen zusammen. Das Werk erschien 1650—1653 in drei Auflagen. Abermals zweihundert Geschichten standen in der Sammlung „Der große Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte". Sie brachte es bis 1693 auf sieben Originalauflagen. Hundert „fröhliche und traurige Geschichten" in „Heraklitus und Demokritus" 1652 und „hundert denkwürdige Begebenheiten" im „Geschichtsspiegel" 1654, kleine Erzählungen, meist ausländischer Herkunft, zunächst nur dem Unterhaltungsbedürfnis, vielleicht des Verfassers mehr als des Lesers geopfert, aber sie entsprachen einem Kernpunkte in Harsdörfers Lebensplan, die Fremde unschädlich zu machen durch völlige Aneignung, gute Übersetzungen und Bearbeitungen. Ohne eigentlich Mystiker zu sein, schuf er in seinen „Andachtsgemälden" eine neue Mischform, geistliches Lied und Gebet in Prosa verbunden. Vielleicht sein Bestes ist das geistliche und weltliche Lehrgedicht „Nathan und Jotham", dessen zweiter Druck 1659 erschien. Das war doch, wenn man sein Bild zu bereichern die Masse seiner mathematisch-naturwissenschaftlichen Bücher heranzieht, ein so ernstes, tüchtiges, ehrliches, arbeitsvolles Leben, wie nicht viele im Strudel der Zeit. Aber Harsdörfer war ja der Verfasser des „Poetischen Trichters", die deutsche Dichtkunst in sechs Stunden einzugießen, und ein belustigtes Lachen scholl über sein Leben hin.

Er stand im Mittelpunkt eines Poetenkränzchens und das gab Anlaß zu erneuter Heiterkeit. Doch dieser Dichterbund war weder das Wesentliche an Harsdörfer, noch war das, was man so lustig fand, die Hauptsache der Genossenschaft. Johann Klaj, 1601 zu Meißen geboren, kam 1644 nach Nürnberg. Drei Jahre später wurde er Lehrer der Sebaldschule. In diesen kurzen Jahren von 1644 bis 1651 erschöpfte er seine ganze Produktionskraft, 1656 starb er. Klaj suchte des Melodrama und fand einen teilnehmenden fördernden Freund. Am 21. Mai 1643 hatte Dilherr bereits im Burkhardssaal ein historisches Konzert gegeben, in dem „Anfang, Fortgang, Änderungen, Brauch und Mißbrauch der edlen Musika vorgestellet" wurden. Hier fanden sich zwei Verwandte. Dilherr öffnete dem Freunde die Nürnberger Kirchen

für seine Rezitationen, die er Lesekonzerte nannte. Da sie nach Inhalt und Ort des Vortrages an die Misterien erinnerten, die doch in Nürnberg nie heimisch waren, schloß er an keine lokale Tradition an. Es war die Vorstufe zum Oratorium und Melodrama. „Herodes der Kindermörder" 1645 und „Engel- und Drachenstreit" 1650 sind länger genannt worden. Seine „Trauerrede über das Leiden Jesu" 1650 bleibt trotz vieler Geschmacklosigkeiten im Einzelnen eine Quelle tiefer Wirkungen.

Zu einer Doppelhochzeit 1644 erschien ein seltsames Gedicht: „Das pegnesische Schäfergedicht angestimmt von Strefon und Klajus". Der Plan stammte von Harsdörfer und Klajus und dieser hatte den größten Anteil.

Es schlürfen die Pfeiffen, es würblen die Trumlen,
Die Reuter und Beuter zu Pferde sich tumlen,
Die Donnerkartaunen durchblitzen die Lufft,
Es schüttern die Thäler, es splittert die Grufft,
Es knirschen die Räder, es rollen die Wägen,
Es rasselt und prasselt der eiserne Regen,
Ein jeder den Nechsten zu würgen begehrt,
So flinkert und blinkert das rasende Schwert.

Das war die Art, die als besonderer Charakterzug die ganze Gruppe zeichnen soll, und man kann sogar zugeben, daß es noch lautere Verse gibt, noch lautere als die üblichen von Buch zu Buch zitierten. Aber ein paar Strophen aus der späten Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts und ein Blick in die Wortkunst der Romantik zeigen, daß dieses Übermaß an Lautmalerei ein Zeichen hochentwickelter Formkultur ist. Es gibt keine guten und schlechten Literaturzeiten, es gibt nur Generationen, die Form und Stoff, Vers und Sprache, Eignes und Fremdes, Erzählung, Stimmung und Handlung anders werten als ihre Vorgänger und Nachfolger, und keine Generation hat das Recht aus ihrem Gefühl heraus vergangene Kunst zu verurteilen. Das Gedicht war der Ausgangspunkt des Poetenkränzchens, das sich nun um Harsdörfer und Klajus zusammenschloß. Eine engere Verbindung bestand erst seit 1645, eine feste Gründung hat niemals stattgefunden. Formen wurden erst notwendig, als sich der Kreis erweiterte. „Der pegnesische Blumenorden" nannte sich das Kränzchen. Ihr Hain lag unterhalb der Weidenmühle an der Pegnitz, „eine mit schattigen Bäumen bewachsene lauschige Halbinsel, die jetzt leider nicht mehr vorhanden ist". Die Gesetze der Intronati in Siena boten das Vorbild, auch hier ein scharfer Unterschied von der Köthner Versammlung, zumal der Blumenorden gar keine Sprachgesellschaft war, sondern ein Poetenkränzchen. Samuel Hund aus Meißen, kursächsischer Rat und Hofhistoriograph; neben anderen Einheimischen der Nürnberger Johann Helwig; Johann Rist;

Johann Sachß oder Sechst aus Böhmen, seit 1636 in Nürnberg Korrektor in der Endterischen Druckerei; Schottel und Konrad Osthof aus Celle; Johann Georg Volckamer, kaiserlicher Rat und Leibarzt und Vorstand der 1652 in Schweinfurt gegründeten ersten medizinischen Gesellschaft; auch Frauen neben Männern, wie sonst in keiner Gesellschaft, waren die Mitglieder.

Die wertvollste Kraft wurde in Sigmund Birken gewonnen, 1626 bis 1681. Sein Vater Daniel war in Eger geboren, seine Mutter war eine Nürnbergerin. Ältere Glieder der väterlichen Familie tauchen in Meißen auf. In den Religionswirren ausgewiesen, kam der Vater mit den Seinen nach Nürnberg. Sigmund wurde Dilherrs Schüler, bezog 1643 die Universität Jena und kam 1645 nach Nürnberg zurück. Nun trat er sofort dem Dichterkreise bei. Bis 1648 war er durch drei Jahre in Wolfenbüttel bei Schottel, wurde in Nürnberg Hauslehrer, 1655 vom Kaiser geadelt und bearbeitete im Auftrage Leopolds I. den österreichischen Ehrenspiegel. In der „Pegnesis“ 1673 stehn von ihm Gesprächspiele. „Poetische Birkenwälder“, Gelegenheitsgedichte und Verherrlichungen fast aller größeren Fürstenhöfe waren seine Arbeiten. Birken gab dem Kränzchen die eigentümliche Note. Kann der Einfluß theosophischer Ideen aus dem slavischen Osten nirgends hoch genug angeschlagen werden, hier war er wohl am stärksten. Daß sich um 1664 in Nürnberg eine Gesellschaft von „Alchimisten“ und „Rosenkreuzern“ zusammenfand, die wahrscheinlich in der Münzstätte tagte, — Leibniz gehörte ihr seit 1667 an — beweist zwar nichts für die ersten Jahre des Blumenordens doch für den allgemeinen Gedankenzug. Exilierte Geistliche waren hier wie überall beteiligt. Dilherr, zwar formell nicht Mitglied, war den Genossen doch engbefreundet. Birken vermittelte die Beziehungen zu Johann Georg Gichtel, der 1636 zu Regensburg geboren, in Straßburg Speners Schüler, von Traumgesichten verfolgt, aus seiner Heimat floh, in Nürnberg seiner pietistischen Schwärmerei wegen festgenommen wurde und 1710 in Amsterdam starb, der Verehrer Jakob Böhmes und Herausgeber seiner Schriften.

So sind alle Züge beisammen für die stammesgeschichtliche Erkenntnis dieses Bundes. Es ist eine auffallende Tatsache, daß unter den dreizehn ersten Mitgliedern kein einziger Patrizier war, auch hundertundfünfzig Jahre später unter den fünfundfünfzig Genossen nicht. Es ist keine Frage, der Orden war stadtfremd und wie sich während des sechzehnten Jahrhunderts die Renaissance der Patrizier und die Volksliteratur der Handwerker streng geschieden hatten, Bewegungen, die sich ja bis in diese Zeit fortsetzten, so war nun ein drittes Element hinzugekommen, in gleicher Weise und gleicher Entfernung von den beiden älteren. Und wie jene als Ausstrahlungen des bairischen und fränkischen Anteils zu erkennen sind, der Orden war der Aus-

druck des Dritten, der Zugewanderten, die sich jetzt bewußt zusammenschlossen. Das war im wesentlichen eine Literatur, die in Böhmen hätte dasein sollen. Selbst slavische Beziehungen waren über die Brüdertendenzen hinaus mächtig. Gewisse sprachliche Spieltriebe ließen sich seit Wolfram von Eschenbach im ostfränkischen Schrifttum feststellen. Im Dichter der „Minneburg" und in den Pegnitzschäfern wurden sie weithin sichtbar. Wenn nun schon zur höfischen Zeit die Liebe der böhmischen Epiker für zierliche Sprachformen, für Verkleinerungen und Kosenamen Einfluß des tschechischen Temperaments war, um wieviel mehr nicht die Lautmalerei der Ordensglieder. Opitz hatte zwar diesen Grundsatz aufgestellt, aber Opitzens Familie war eben wenigstens dem Namen nach slavischen Ursprungs. Ein reicher Bestand charakteristischer Konsonantenformen eignet keine Sprache mehr zur Lautnachahmung als die tschechische. Drei Mitglieder stammten aus Böhmen, der vierte aus dem ehemals slavischen, Böhmen so nahen Meißen, unweit der wendischen Gemarkung.

Die Pegnitzschäfer sind die außerböhmische Literatur Deutschböhmens. Nürnberg ist nach Köthen, Halle und Dresden der vierte Punkt an der alten Volksgrenze, wo die Kultur der alten und neuen Welt zusammenfloß, ein neues Becken, wo sich leise slavische Einflüsse sammelten.

3.

Schwaben und Elsaß.

Das unvergleichlich geschlossene Landschaftssystem in der deutschen Mittelachse, die freie Stadt Nürnberg mit ihrem höfischen Vorlande und die freie Stadt Augsburg auf dem höfischen Hintergrunde Schwaben war ganz nach dem wirtschaftlichen und sozialen Charakter beider Städte zerfallen: Nürnberg wurde noch stärker als Ostfranken, und das württembergische Schwaben drückte die Bedeutung Augsburgs nieder. Im Fränkischen hielt sich die Literatur in der Stadt, im Schwäbischen hielt sie sich am Hofe. Der Gleichklang war zerstört. Der fränkische Hof in Ansbach trat nur unter dem Markgrafen Johann Friedrich, der 1654 geboren, 1672 zur Regierung kam, stärker hervor. Der Fürst war ein gewandter Stegreifdichter und schrieb 1679 als Isidorus Fidelis den deutschen Roman mit lateinischem Titel Canis Bologniensis nach einem französischen Original sowie das rührend naive Buch vom glücklichen Leibeigenen: Mancipium suave ac sibi sufficiens.

Frischlin war in Schwaben berufen, wie sein Zeitgenosse in Geburt und Tod Fischart im Elsaß, die Literatur der Landschaft über die Schwelle des Jahrhunderts zu führen. Beide starben zu früh. Johann Sebastian Wieland,

in ihrem Todesjahr 1590 geboren, war in seinen lateinischen und deutschen Gedichten einer der letzten humanistischen Poeten Schwabens. Seine Heimat war Klein-Gartach bei Heilbronn, er studierte in Stuttgart und am Predigerseminar Maulbronn und zuletzt in Tübingen. Zu Kohlstetten auf der Alp wurde er Pfarrer. Ein strenger Orthodoxer doch kein Fanatiker. Nach 1635 starb er. Von Opitz unabhängig schrieb er ein Epos über Urach und 1633 den „Helden von Mitternacht".

Die Fuge der Zeit, der Typus für die steten alamannischen Übergänge, der Angelpunkt der Beziehungen zu Mitteldeutschland und ihren Kulturformen war Johann Valentin Andreä. 1586 war er zu Herrenberg geboren, sein Vater Pfarrer, die Mutter eine Moser. Erzogen wurde er zu Hause, erst nach dem frühen Tode des Vaters 1601 kam er nach Tübingen, 1607 nach Straßburg, 1611 nach Genf, Paris, Zürich, Basel. Sein Blut ließ ihn nirgends zur Ruhe kommen. Nach kurzer Hofmeisterzeit im Hause des Freiherrn von Gemmingen zu Rappenau in der Nähe Wimpfens reiste er 1612 nach Österreich, Venedig, Rom und kehrte über Trient zurück. Zwei Jahre später wurde er Diakon in Vaihingen, kam 1620 nach Calw, hielt als Hofprediger 1639—1650 über tausend Predigten und wurde 1650 Abt von Bebenhausen. 1654 starb er. Weit wichtiger als seine Stellung zum Pietismus ist Andreäs Bedeutung innerhalb der Sozietäten. Wilhelm von Wense, der Erzieher der Altenburger Prinzen, war sein Freund, und in diesem Kreise erwachte der Plan einer societas solis, dem sich in Tübingen Wilhelm Schickard anschloß, in Straßburg Matthias Bernegger. Das war 1617 und 1618. Pflege der unverfälschten Religion, Besserung der Sitten, Erneuerung der Literatur waren ihre Hoffnungen. Es kam zu keinen Ergebnissen. 1646 kam Andreä in den Palmenorden, und was er versprach beweist unzweifelhaft, daß im Orden neben literarischen Tendenzen auch religiöse, ethische wirksam waren: „Erforschung der christlichen Wahrheit, Besserung des sittlichen Lebens, Pflege und Kultur des Geistes, Ausbau der Literatur und Pflege der deutschen Muttersprache." So mag es immerhin weniger seltsam scheinen, daß der lutherische Geistliche Andreä so festen Fuß in der überwiegend kalvinistischen Vereinigung fassen konnte.

Der Dichter ist ein echter alamannischer Typus. Sechzehnjährig schrieb er die Komödien „Esther" und „Hyazinth" nach englischen Mustern. Antike Bilder sind in den „Kämpfen des christlichen Herkules" lebendig, die Gefahren und Versuchungen des jungen Lebens in klassischen Vorstellungen geschildert. Man könnte an Brants „Herkules am Scheidewege" denken, an Brant, mit dem Andreä viel gemeinsam hat. Im folgenden Jahr, 1616, richtete er die Komödie Turbo gegen die Gelehrten seiner Zeit. Erasmus von Rotterdam

war sein Vorbild. Menippus 1618 ist eine Sammlung von hundert Dialogen, ein lateinischer Stil, so lebendig und geistsprühend, überraschend an Wendungen, Gegensätzen und Formen wie kein alamannischer Humanist ähnliches erreichte. „Herbei ihr Bürger!“ — Wer ruft? — „O Bürger, Bürger, Wasser!“ — Da bin ich; wohin sollen wir laufen? — „Das Vaterland brennt.“ — Wo ist die Flamme, der Rauch, der Geruch? — „Ei, der Atheismus herrscht, sieh die Flammen!“ Die Gesprächsform beherrschte er meisterhaft, sie fügte sich glücklich der Behandlung aller Fragen, die ihm am Herzen lagen. So erörterte er Für und Wider der Sozietäten alamannischen Geistes in dem Dialog Turris Babel sive iudiciorum de fraternitate rosaceae crucis 1619. Schon in dieser Zeit, lange vor Spener, gab er sich englischen Einflüssen hin und baute auf der Utopie von Thomas Morus seinen Idealstaat Christianopolis auf, bis ins kleinste, in alle Einzelheiten durchdacht, ein klassisches Büchlein, das ohne Scheu in die große Reihe von Plato über Augustinus und Thomas Morus bis Goethe eingereiht werden darf. Seine deutschen Schriften sind alamannisch-konservativ. Reimpaare und Knittelverse, nach alten Überlieferungen geformt: „Adenlicher Zucht Ehrenspiegel“ 1623 und „Geistliche Kurzweil“ 1619. Mit seiner alamannischen Wortfreude und auf Grund des alten Binnenreimes kam Andreä zu Lautspielen, die so ähnlich sie scheinen, mit der Lautmalerei nichts zu tun haben.

An den Grübler.

Ohn' Kunst, ohn' Müh, ohn' Fleiß ich dicht',
Drumb nit nach deinem Kopf mich richt',
Bißt du witzt, schwitzt, spitzt, schnitzt im Sinn,
Hab' ich angsetzt und fahr dahin.
Biß du guckst, buckst, schmuckst, truckst im Kopf,
Ist mir schon ausgeleert der Topf.
Biß du flickst, spickst, zwickst, strickst im Hirn,
Ist mir schon abgehaspt der Zwirn.
Gfällt's dir nu nit, wie ich ihm tu',
Mach's besser nimm ein Jahr dazu.

Das Tübinger Stift war die Heimstätte der pietistischen Liederdichter, die nun als einzige noch in Schwaben die Literatur vertraten. Philipp Friedrich Hiller war der bedeutendste und lebte bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein. 1699 war er zu Mühlhausen an der Enz geboren, studierte in Maulbronn und im Tübinger Stift und starb 1769 als Pfarrer. Seine wirksame Sammlung war 1762 das „geistliche Liederkästlein zum Lobe Gottes“.

Das war bürgerliche Literatur, nur ein mattes Nachglimmen der freien schwäbischen Städte. Am Hof der Landschaft reifte eine eigene

Kultur, im Innern verwandt dem mitteldeutschen höfischen Leben. Seit Herzog Ulrich wurde in der Württemberger Residenz Musik getrieben, das Singballett trat erst seit 1660 hervor. Als 1698 Couſſer an den Hof kam, wurden in Stuttgart und Ludwigsburg Opern gegeben, meist von Italienern komponiert. 1737 nach dem Tode Karl Alexanders gingen die Spiele ein. Seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts kamen prunkvolle Ritterspiele und Umzüge auf. Felix Platter beschreibt solch ein Hoffest von 1596, das zur Taufe des Prinzen August gehalten wurde: „In dem ersten ufzug war der Hertzog und reit anfangs ein drometer, doruf zwen Küriſer, der ein in weißer riſtung . . . der ander zug geſchach vom grofen von Holach in geſtalt der münchen und nunnen . . . der dritt ufzug war Markgraf Georg Friedrichen . . . der viert ufzug geſchach in geſtalt Jani . . . der fünft ufzug war in geſtalt dryer götteren . . . der ſechst ufzug . . . ſackpfiffer . . . ſperrütter . . . dry ze roß . . . der ſibent ufzug Vier violiſten . . dry ze roß . . . der acht ufzug waren ſiben planeten. Der nünt ufzug geſchach von eitel moren. Der zechend ufzug von Türcken". Auf dieſem höfiſchen Untergrund wächſt das Bild eines Dichters empor, widerſpruchsvoll und vieldeutig, kein ähnliches neben ſich, doch ein Schwabe, ſo ſchwäbiſch und mit allen Überlieferungen ſeines Stammes erfüllt, daß man vergeblich nach einem gleich ſtarken und hiſtoriſchen Ausdruck zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ſucht.

Es war eine Ulmer Familie, ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert ſicher unter den Geſchlechtern, dem Georg Rudolf Weckherlin entſtammte. 1584 iſt er zu Stuttgart geboren und daß der Vater geadelt wurde, war nur eine Umdeutung patriziſch-ariſtokratiſcher Traditionen ins Höfiſche. 1599 wurde er am Collegium illustre in Tübingen eingeſchrieben, zwei Jahre ſpäter nahm er ſeine juriſtiſchen Studien wirklich auf. 1604 beſuchte er Mittel- und Norddeutſchland, eine Reihe von Fürſten trugen ſich in ſein Stammbuch ein. Dann ging er nach Frankreich, dann nach England. In London ergaben ſich Beziehungen zum Hofe, er machte ſeine erſten Verſe, engliſch-deutſche Überſetzungen. Als er 1614 wieder in die Heimat kam, war ſein Studienfreund Herzog Johann Friedrich zur Regierung gekommen. Er ſtellte den Kavalier bei Hofe an. 1616 erſchien ſein erſtes gedrucktes Werkchen, „Triunf neulich bei der Kindtauf zu Stuttgart gehalten", eine Beſchreibung der Taufe des Prinzen Friedrich. Im folgenden Jahre wirkte er bei Feſtlichkeiten mit und beſchrieb ſie in zwei Schriften des Jahres 1618. Das Münchner Exemplar iſt zuſammengebunden mit des Eſaias von Hulſen „wahrhafter Delineatio" 1618, eine prachtvolle Bilderſammlung der gleichen Aufzüge. Gleichzeitig erſchienen ſeine „Oden und Geſänge". 1624 war er ſicher in England, war 1628 Sekretär bei Lord Conway ſpäter bei Viscount Dorcheſter. Kein geringerer

als John Milton wurde sein Nachfolger als Unterstaatssekretär. 1641 erschienen seine „Geistlichen und weltlichen Gedichte", 1648 die Gesamtausgabe. 1653 starb er. Seine beiden älteren Brüder, von denen Ludwig, 1583—1635, Pfarrer war, dichteten gleichfalls.

Die eine Seite seines Bildes ist rasch und leicht gezeichnet. Seine Muster waren Ronsard, Du Bellay und Engländer. Von den Oden und Gesängen sind unter achtundsechzig Gedichten zwanzig unmittelbare Nachbildungen. Seine Epigramme sind meist fremdes Gut. War die ganze höfische Literatur der Altstämme eine Komposition von antiken und, mittelbar oder unmittelbar, von mittelalterlichen Wirkungen, bei Weckherlin stimmen die Verhältnisse wohl am meisten harmonisch zusammen. Humanistische Sprachenfreude war es, wenn er etwa einen Wettstreit der Musen schildert und die deutsche, die lateinische, die englische, die französische jede in ihrer Sprache singen läßt. Er baut antike Strophen nach, Pindarische sogar, dichtet wie Anakreon und Horaz, führt zu ständigem Gebrauch eine Fülle mythologischer Kenntnisse mit und feilt Epigramme zu. Sein Bild ist soweit eindeutig. Doch die andern charakteristischen Züge wurden immer übersehen. Was vor allem in die Augen fällt, ist eine überraschende Verwandtschaft mit seinem engsten Landsmann Neifen. „Zwiespältig wie alle Epigonen, die zu stark für das Überkommene sind und nicht tief genug, um Neues zu schaffen, verknüpft er die reine höfische Lyrik, das reale Erlebnis, die Zote des Volksliedes unbedenklich in seiner Seele." Das war Neifen und das ist Weckherlin. Elemente aus dem Wortschatz des Minneliedes lassen sich unzweifelhaft in seinen Sammlungen erkennen. Seine Galanterie ist so schwäbisch-mittelalterlich, zart, fast sentimental. Und neben so höfischer Sittsamkeit die derbste volksmäßige Zote wie in „Krautlieb". Er pflegt den Dreireim und auf irgend welchen Wegen ist ihm das Tanzlied zugekommen. Neifen in allem, nur beide getrennt durch vierhundert Jahre. Zu all dem eine Reihe von Gedichten in schwäbischer Mundart, so hübsch und zeitlos, wie immer wenn neben der künstlichen Schriftsprache die reinen Naturlaute aufklingen. Das Gefühl zeitlicher Beschränkung und zeitlichen Wandels schwindet und die Seele wallt auf, wie wenn es heute wäre und nicht längst Vergangenes. Weckherlin hat Kunde gehabt von der höfischen Lyrik des Mittelalters, da doch der Alamanne Goldast in diesen Jahren aus Schobingers Schätzen Minnelieder veröffentlichte. So kommt das Ergebnis dieser Zeitverbindung Kaspar Stieler, dem Späteren, ganz nahe. Nur die Sprache macht seine Galanterie etwas unbeholfen. Schäferpoesie vor Opitz! Filander, Filodor, Cloris lieben und schäkern wie bei Stieler, nur nicht so frei und ausgelassen, minniglicher und schwäbischer.

Man katechisiert in diesen Jahren jeden Poeten über sein Verhältnis zu Opitz. Weckherlin begann vor ihm zu dichten, seine schöne, tiefe Psalmenparaphrase in wechselnden Strophenformen fällt in ihrem Beginn noch vor die „deutsche Poeterey". Weckherlin ist durchaus unabhängig von Opitz und wenn er seine Gedichte später im schlesischen Geiste umarbeitete, so trieb ihn das quälende Gefühl, unbeachtet zu sein, und die Hoffnung, durch solche Zugeständnisse seine Wirkungen durchzusetzen. Von seiner Überzeugung opferte er nichts. Wichtig für seine Theorie ist die Vorrede zur Sammlung von 1641. Hier spricht er davon, die zweite, vierte, sechste Silbe müßten lang sein. Spondeen ließen sich eigentlich nur im Englischen und Holländischen wirksam und schön bilden. Sein Vers war ein Schwanken zwischen den unverstandenen deutschen Grundsätzen des Mittelalters und dem französischen Prinzip, die Silben einfach zu zählen. Seine Verse haben Rhythmus, nur den freien des sechzehnten Jahrhunderts, und wo die Harmonie zerschellt, da ist es der deutsche und französische Widerspruch. Weil er ein Alamanne war, blieb er hartnäckig auf den Wegen, die auch Andreä schritt. Opitz war nicht würdig ihm die Schuhriemen aufzulösen, so warm ist sein Gefühl, so gewandt und geschmeidig seine Fantasie, so tief und ehrlich sein Wesen, so reich seine Traditionen, so umfassend seine Bildung, so wohlverdient und solid erarbeitet jede Wirkung, die er erzielte. Sein Humor war gut und das Lachen wert.

Georgen, des Trompeters Grabschrift.

Georg schweiget unter diesem Wasen,
Weil er sein Letztes ausgeblasen.

Dieser feine Kavalier war der Träger englisch-deutscher Beziehungen tief im Binnenlande und hat im Auslande wohl am meisten für die Erkenntnis und Beachtung deutschen Wesens gewirkt, von allen, die in diesen Jahren die Fremde durchzogen.

Das Augsburger Schicksal stand über allen Elsässer Städten. Schlettstadt und Kolmar waren lange schon still, nur Straßburg, das Herz, war noch heißen Lebens voll. Wolfhart Spangenberg führte das akademische Theater zu hohem Glanz ins neue Jahrhundert. Ein Fremder, Kaspar Brülow aus Pyritz in Pommern, 1585—1627, war 1607 nach Straßburg gekommen, war am Gymnasium und später an der Universität Professor geworden. Er ragt in seiner ganzen Bedeutung aus der Dramatikerschule, die sich um das akademische Theater gebildet hatte. Ein klassischer Dichter späthumanistischer Latinität. Die Reihe seiner Dramen, 1612 Andromeda, 1613 Elias, 1614 Chariklea, 1615 Nebukadnezar, 1616 Julius Caesar, 1621 Moses, bewegt sich in absteigender Linie. Was an ihm gerühmt wurde, war die große Tonleiter der Leidenschaften, die er beherrschte.

Der Alamanne lebte sich viel später in die klassischen Formen ein als der leichtere und gewandtere Franke, seine Zeit fiel noch tief ins siebzehnte Jahrhundert. Deutschnational und konservativ ist er auch durch diesen Strom gesteuert, und wie Weckherlin in seinem reichen modernen Leben die Note vergangener Zeiten ganz deutlich mitschwingen ließ, so der größte Lyriker des alamannischen Volkes während der Renaissance, neben Burkart von Hohenfels und Reinmar von Hagenau bis ins neunzehnte Jahrhundert. Jakob Balde war 1604 zu Ensisheim geboren. Zwar ist er der echte Minnesänger in horazischen und sapphischen Oden, zwar knüpft seine Marienlyrik ganz alamannisch an die Heidelberger Hochblüte des Humanismus an, zwar ist er national wie die großen Straßburger, alles die starken Züge seines Stammes, aber er ist doch der neue Alamanne, der jetzt überall siegreich wird, er in Baiern; er wurzelte tief im bairischen Stamme ein wie der Alamanne Spener in Berlin und in der Entwicklung Halles. Baldes Geschichte muß auf dem Untergrund der oberbairischen Berge geschrieben werden.

Hätte Wimpfeling doch das neue Straßburg, die Straßburger Universität noch erlebt. Bernegger und Wimpfeling würden sich nie verstanden haben, aber es wurde nun doch soviel fruchtbar von dem, was sich die Straßburger Frühhumanisten ersehnt hatten. Das Geistesleben der Stadt nahm zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts starke ostbairische Züge an. Es waren alamannisch-österreichische Beziehungen, die seit den Habsburgern, wie unter den Babenbergern ostfränkische, ein dauernder Gewinn der Donaulandschaft blieben. War die Nürnberger Dichtersozietät stadtfremd, so war es auch die Straßburger; dort waren es böhmisch-mitteldeutsche Elemente, hier ostbairische. Esaias Rumpler von Löwenhalt aus Wiener-Neustadt, ein Landsmann jenes Arztes und Dichters des Apolloniusromans, war 1628 als Jurist an der Straßburger Universität immatrikuliert worden. Bernegger war sein Lehrer; wenn er nicht auf Reisen war, wohnte er in Straßburg. Sein letztes Gedicht stammt von 1660, seine Sammlung erschien 1647, „erstes Gebüsch“ seiner „Reimgedichte“. Ein frommer, patriotischer Mann, der sein gutes Österreichisch nicht verleugnete, der verdeutschte, was nur irgend nach der Fremde klang. Er übte sich in allen Formen, die oft genug die älteren sind. 1633 stiftete er die „aufrichtige Tannengesellschaft“, die wieder Opitz ablehnte und sich auf Weckherlin stützte. Der Träger weiterer Beziehungen war Johann Matthias Schneuber, 1614—1665, aus Mülheim, 1634 an der Universität und 1649 Direktor des Gymnasiums. Moscherosch und Andreä waren seine Freunde. Der Ulmer Freinsheim, Samuel Thiederich aus Jena, der 1634 ermordet wurde, Andreas Hecht, mit dessen Namen Rumpler in einem Trauergedicht auf ihn spielte, das waren die Mitglieder dieses Kränzchens,

für das keine rechten Bedürfnisse vorhanden waren, dem jede landschaftliche Unterlage fehlte, dessen Geschichte und Wirkung am spärlichsten ist.

Es kommt wie ein Fieber über einen, wenn man die Feder ansetzt, um die letzten Tage dieses Volkes zu schreiben. Man zählt die Jahre bis 1680 und sie werden immer kürzer und gleiten immer rascher. Ein Spanier und ein Hesse sind die letzten dieses Stammes, die zwei nach dem Dritten, nach Johann Fischart, dem Rheinfranken. Fischart, Moscherosch und Grimmelshausen sind ein Sieg des Elsässer Stammestums, neben dem jede fränkische Großtat kaum bestehen kann, neben dem selbst die großen Eroberungen Speners und Baldes kaum zur Geltung kommen. Es war ein innerer Sieg über fränkisches und romanisches Wesen im Augenblick des äußeren Unterganges. Es ist ein Problem, das die Gedanken unentrinnbar festhält.

Die Geschichte der deutschen Stämme weiß viel zu erzählen von Stammesfremden, die in einem neuen Milieu untertauchten, in denen sich kein Tropfen des eigentlich ererbten Blutes regte, die durch irgend eine Mutter der Sippe, die wir nicht immer nennen können, aus dem Geiste des fremden Stammes geboren wurden. Aus solchen Tatsachen baut sich ja die eine Kulturhälfte Nürnbergs im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auf, das ist Zinzendorfs Schicksal, das ist die stammestümliche Geschichte Goethes, das sind viele bairische Ostmärker, deren Stammbaum weit außer den bairischen Grenzen wuchs und die so vollständig Ostbaiern, Österreicher sind, daß man scharf zusehen muß, um in ihrem Bilde wenigstens ein leises Glänzen der Fremde aufzufangen. Das ist kein Beweis gegen die zwingende Gewalt des Stammestums sondern der beste, der sich für seine Wirkungen finden läßt. Daß Wasser Feuer löscht und Öl es hoch entzündet, beweist doch nur, daß Wasser stärker als Feuer ist, daß Feuer seine beste Kraft gefunden hat, daß Öl und Wasser sich gar nicht mischen. Die letzten Gründe für diese Binsenwahrheit kann uns auch die einfachste chemische Formel nicht geben. Doch das ist nur eine Seite des Elsässer Problems dieser Jahre. Die andere hat ihresgleichen nicht in der deutschen Stammesgeschichte. Innerhalb dreier Menschenalter reifen drei Einzelwesen heran von der überragenden Bedeutung eines Fischart, Moscherosch und Grimmelshausen. Was sie groß macht, ist ein einheitlicher Zug, eine Literaturgattung, beinahe eine ausgeprägte Eigenart dieser Literaturform, drei festverbundene Einzelne. Was ihnen gemeinsam ist, stammt abgesehen von stofflichen Dingen, also von Kleinigkeiten, weder aus einer gemeinsamen äußeren Quelle, noch vom ersten dieser drei, von Fischart. Sie sind keine Abkömmlinge des gleichen Stammes, was die Tatsache ja rasch erklären würde. Fischart ist, soweit unsere Kenntnis reicht, ein Rheinfranke, aus dem Wirkungsbereich des reinen Frankentums

und des reinen Hessischen, Grimmelshausen, mit denselben Einschränkungen, ein echter Hesse, Moscherosch überhaupt kein Deutscher sondern ein Romane, der erste bedeutende Fremde, dem man begegnet. Fischart kam von einem Stamme mit überaus starken literarischen Tendenzen, Grimmelshausen von einem Volkstum, das neben dem Thüringer das älteste und bodenständigste ist, also Bedingungen, die eine Verschmelzung eher erschweren denn erleichtern müßten. Und so ergibt sich nun die Tatsache von schwerstem Gewicht, daß das Elsässische der gemeinsame Nenner all dieser verschiedensten Zähler ist. Bei Fischart und Moscherosch, da beide schon auf Elsässer Boden geboren wurden, war der Prozeß durch den Vater schon eingeleitet, aber der starke Hesse Grimmelshausen führte ihn an sich und selber durch und in vorgerückten Jahren. Moscherosch vermittelt eine neue Erkenntnis. Volksfremde und Rassenfremde, soweit sie sich wandeln, werden nicht schlechthin deutsch — man definiere doch den Begriff — sondern Stammesglieder, deutsch durch ein Stammesmedium, deutsch durch Anteil an einer Landschaft. Moscherosch wird Elsässer, Fouqué und Chamisso werden Brandenburger, was an Heine deutsch ist, das ist rheinfränkisch, Brentano ist in Niedersachsen gar nicht denkbar, die Dauthendey werden Ostfranken, Nietzsche Thüringer. Man kann eben nicht schlechthin färben sondern nur rot oder blau machen.

Aus Aragonien war ein Moscherosch, der Urgroßvater des Dichters, in den Niederlanden eingewandert; doch nicht im Fränkischen, weder hier noch in Aachen, sondern im Elsaß wuchs die Familie fest. Vater und Mutter waren adeliger Abkunft. 1601 war Hans Michael Moscherosch zu Wilstädt bei Straßburg geboren, besuchte hier die Lateinschule und als Jurist seit 1620 die neue Universität in Tagen großen Glanzes. Er reiste und wurde Erzieher, 1630 Amtmann des Freiherrn von Crichingen und Puttingen und hatte so den gleichen Beruf wie Fischart und Grimmelshausen, das gleiche soziale Milieu, die gleiche wissenschaftliche Vorschule. 1635 rettete er sich nach Straßburg, wurde im folgenden Jahre Amtmann zu Vinstingen an der Saar. Von den Ruten des Krieges gepeitscht und dreimal ausgeplündert, die junge Frau starb ihm kaum angetraut hinweg, so fand er endlich in Straßburg gedämpfte Ruhe als Sekretär und Fiskal bis 1656. Dann kam er als Rat nach Mainz und später nach Kassel, fast wie die siegreichen Alamannen von Geblüte, die im Fränkischen wirkten. 1669 starb er auf dem Wege nach Worms. Ein Büchlein alter Straßburger Liebe und Sorge um die Kinder war Insomnis cura parentum Straßburg 1643, in einer Woche geschrieben. „Vermächtnuß oder Schuldige Vorsorg Eines treuen Vaters" nennt er es selber. Es heißt sein Bestes.

Um 1640 war in Straßburg zum ersten Male die Dichtung erschienen,

in die er den furchtbaren Traum seiner Zeit bannte, „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald". Es war das Stammbuch seines Lebens. Daß er, spanischen Geblüts, durch das Buch eines Spaniers angeregt wurde, war ein so klarer Zusammenhang, daß ihn noch jeder betont hat. Don Francisco Gomez de Quevedo y Villegas, 1580—1645, hinterließ neben einer Geschichte des großen Schelms Paul von Segovia auch „Träume", Suenos, die 1635 zuerst vollständig erschienen waren. Durch eine französische Übersetzung wurde Moscherosch darauf gewiesen; dies Buch „visierte er auf den deutschen Meridian", wie er seine Tat bescheiden und im vollen Bewußtsein der rechten dichterischen Aufgabe nannte. Auf den Deutschen, auf den Elsässer und Straßburger Meridian hatten die Großen der Landschaft seit Gottfried von Straßburg ihre Bücher visiert, so Fischart, Moscherosch und Grimmelshausen. Satire und Zeiterlebnis in geschlossener einheitlicher Form, ein Weltbild in allen Teilen, durchaus als neues Ganzes, in passender Gewandung, das war die Elsässer Satire seit Heinrich dem Glichezare. Ein Tierreich, eine Schelmenzunft, ein Narrenschiff, die Welt der Riesen, das Leben eines Traumes, wenn auch zuweilen Risse klafften, durch die das Tageslicht die stimmungsvolle Beleuchtung störte, keiner dieser vielen Elsässer Dichtungen des Spottes und Grimmes fehlt die einheitliche Form. Daß Moscherosch nur „visierte", teilt er mit Fischart, sogar mit Brant. Das war so großzügige Elsässer Tradition, wie es die fanatische nationale Stimmung ist, der Besuch des Moscherosch bei Armin und Siegfried in Schloß Geroldseck und bei Arioviſt, von dem die Elsässer Humanisten ja die Deutschheit des Elsasses ableiteten. Und wie sich Wimpfeling etwa aus den deutschen Ortsnamen seiner Heimat historische Wahrheiten zurechtzimmerte, so ereifert sich Moscherosch für Schönheit und Adel der deutschen Personennamen. In den Einzelheiten des Buches quellen Elsässer Überlieferungen unerschöpflich auf, gerade Elsässer, keine fränkischen oder schwäbischen. Minnesänger kennt und zitiert er. Seine Belesenheit stellt ihn neben Fischart. Aus Brant, Geiler, Murner sind eine Fülle von Parallelen zusammengestellt worden. Doch der heiße Brennpunkt, der auf ihn alamannisches Wesen ausstrahlt, ist Fischart. Das Spiel mit Verkleidungen, Namenfreude und Lautgenie war das Alamannische an Fischart, mit höchster Kraft gesteigert und ausgeprägt. Parallelsätzchen nebeneinander, die ohne Ende schillern und glänzen, ein Wörterbuch der Gaunersprache, zuweilen der ganze Rhythmus des Stils sind Elemente, die auf Fischart deuten. Schergenteufel, Weltwesen, Venusnarren, Totenheer, letztes Gericht, Höllenkinder, Hochschule, à la mode Kehraus, Hans hinüber — Gans herüber, Weiberlob, Turnier, Pflaster wider das Podagram, Soldatenleben sind Abschnitte der Dichtung. Beachtenswert ist der volkstümliche Tanz-

rhythmus in seinen Versen, der ihm freilich mittelbar zugekommen sein kann, da er den Minnesang kannte, vielleicht unmittelbar.

Fast jeder Schneider
Will jetzund leider
Der Sprach erfahren seyn
Vnd redt Latein:
Welsch vnd französisch,
Halb Japanesisch,
Wann ist er doll und voll,
Der grobe Knoll.

Der Knecht Matthies
Spricht: bona dies,
Wann er guten Morgen sagt
Vnd grüßt die Magd:
Die wend den Kragen,
Thut ihm Dank sagen,
Spricht: Deo gratias,
Herr Hippocras.

Ihr bösen Teutschen,
Man sollt euch peitschen,
Daß ihr die Mutter-sprach
So wenig acht'.
Ihr liebe Herren,
Das heißt nit mehren:
Die Sprach verkehren
Vnd zerstören.

Ihr thut alles mischen
Mit faulen Fischen
Vnd macht ein misch gemäsch,
Ein wüste wäsch.
Ich muß es sagen,
Mit wemuth klagen:
Ein fauler Haaffen Käß,
Ein seltsam gfräß.

Wir hans verstanden,
Mit spott vnd schanden,
Wie man die Sprach verzehrt
Vnd ganz zerstört.
Ihr bösen Teutschen,
Man sollt euch peitschen
In unserm Vaterland,
Pfui dich der schand!

Dem Dichter Moscherosch hat man nicht immer die beste Note gegeben. Er ist weder ein Genie des Gestaltens wie Grimmelshausen noch ein Genie der Sprachgewalt und des Kombinierens und der Fantasie wie Fischart. Beide waren doch Abkömmlinge des deutschen Stammes der Form. Aber Moscherosch war im Grunde ein Fremder, und wo ist der Deutsche, der als Engländer wie Shakespeare und als Italiener Sonette wie Petrarca gemacht hätte? Man braucht nicht Moscherosch zu bewundern, aber den Elsässer in ihm, das muß man.

Zu Gelnhausen, das durch Brentanos Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia unvergänglich wurde, kam Hans Jakob Christof von Grimmelshausen um 1624 zur Welt. Da Vater und Großvater Bäcker waren, so ist es,

als leuchtete um seine Kindheit die süße Romantik der Brezeln und Eierwecken, die Brentano an den Namen Gelnhausen gebannt hat. In seinem Lebensgange stürmte die Zeit. Mit Kaiserlichen ging der Knabe das erste Mal durch, 1635 war er in Kassel gefangen, dann Troßbube wohl und Musketier, 1649 in Offenburg verheiratet, Schaffner in Schauenburger Diensten zu Gaisbach im Renchtal, 1661 Schaffner des Straßburgers Johann Kiefer zu Ulenburg bei Gaisbach, 1665—1667 Wirt zum silbernen Sternen in Gaisbach und Verfasser seines ersten Buches, des Wunderromans „Der fliegende Wandersmann nach dem Monde" und der ersten Satire „Der satirische Pilgram". Dann ging es ihm besser. 1667 wurde er bischöflich Straßburger Schultheiß zu Renchen. In Offenburg wurde er katholisch, 1676 starb er. Daß er im reifsten Alter im Alamannischen festwurzelte, sich durchaus im Elsässer Sinne entwickelte, mag darin liegen, daß er durch den Krieg als Kind noch aus seinem hessischen Boden gerissen wurde. Wie bei Fischart ist der Grund seiner Seele alamannisch geworden, doch leuchtet soviel Fränkisch-Hessisches durch, daß er der Typus für den fränkisch-alamannischen Stammesausgleich ist, der die Bewegungsrichtung der Literatur von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis in die Weimarer Tage darstellt, der sich, wie die Grundzüge der Literatur um 1800, schon im siebzehnten Jahrhundert zu bilden suchte und der durch den Einmarsch der Sachsen und der Neustämme weit mehr gestört wurde als durch den großen Krieg.

Elemente fränkischen und alamannischen Volkstums finden sich eng beisammen. „Weißt du nichts von unserm Herrgott?" — Ja, er ist daheim an unserer Stubentür gestanden auf dem Helgen. Mein Meuder hat ihn von der Kürbe mitgebracht und hingekleibt. — Meuder und Kürbe sind fränkisch. Helge sind im Alamannischen Heiligenbilder. Doch die ganze Auffassung der Kirchweih ist alamannisch; hier hat sie ja einen ernsten kirchlichen Charakter. Als der Jäger von Werle einen Schafstall ausrauben will, meint er: „Man muß zuvor sehen, ob Bläsy zu Hause sey oder nicht." Bläsy, alamannisch für Blasius, ist der Schutzpatron der Haustiere.

Was hier so eng beisammensteht, ist nur ein sichtbares Symbol für die Verhältnisse seines ganzen Schaffens. Einflüsse seines ererbten fränkischen Stammestums sind stark. Er berichtet von fränkischen Stammessagen. Reinstes hessisches Wesen sind die Waldmisterien, denen schon Wolfram von Eschenbach, der Ostfranke, erlegen war. Ihre Quelle war die uralte heilige Scheu des Hessen vor den Waldbäumen. Auf dieser heiligen Feier ist der erste Teil des „Simplicissimus" aufgebaut. Einsiedler spielen in „Dietwald und Amelinde" eine große Rolle. Das sind Berührungen zwischen dem Franken Grimmelshausen, zwischen dem Franken Wolfram und dem fränkisch

gewordenen Romanen Brentano. Vielleicht war der Kult des Waldes und der Bäume bei den andern fränkischen Stämmen nur weniger scharf ausgeprägt. Dann lägen hier die Anregungen, da der Berliner Tieck aus niederfränkischer Landschaft stammte, für den Zauber der „Waldeinsamkeit". Neben Brentano und den beiden Ostfranken Wolfram von Eschenbach und Jean Paul hat kein Dichter das Geheimnis der Kinderseele so tief gelüftet, Kindersprache gleich den reinsten Naturlauten nachzubilden gewußt wie Grimmelshausen, der Mann ohne Jugend. „Simplicius: Unser lieber Vatter, der du bist Himmel, hailiget werde Nam, zukommes d Reich, diin Will schee Himmel ad Erden, gib uns Schuld, als wir unsern Schuldigern geba, führ uns nicht in kein bös Versucha, sondern erlös uns von dem Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Ama. Einsiedel: Bist du nie in die Kirchen gangen? Simplicius: Ja, ich kann wacker steigen und hab' als ein ganzen Busen voll Kirschen gebrochen. Einsiedel: Ich sage nicht von Kirschen, sondern von der Kirchen. Simplicius: Haha, Kriechen, gelt, es seind so kleine Pfläumlein? Gelt du?" Das sind Partien, die neben die Kinderszenen des Parzival und Titurel gehören. Das Faustbuch hat Grimmelshausen gekannt, das Faustproblem berührt er. Mit der Teufelsliteratur der fränkisch-mitteldeutschen Landschaften war er vertraut. Seine Reichsversammlung der höllischen Stände ist ein Anklang an den Ostfranken Schwarzenberg. Seine Liebe für gelehrte Zitate und Kuriositäten erinnert an Jean Paul ebenso wie an Wolfram von Eschenbach, die Zusammenstellung der Elemente und Temperamente fand sich bei dem Ostfranken Celtis. Der „Wendunmut" seines Landsmannes Kirchhof enthielt fast lauter Soldatengeschichten, das Stoffelement der Simplizianischen Schriften. Die Reise nach Moskau im „Simplicissimus" ist wohl nach Fleming und Olearius eingelegt. Die Grimmelshausen entdeckten und am tiefsten begriffen, waren Brentano und der Brandenburger Arnim. Eine Gabe fränkischen Blutes ist das Formgenie, das so gewaltige Stoffmassen wie zufällig, mit spielender Hand zu binden wußte.

Er ging wie Fischart in die Mysterien der alamannischen Seele ein. Das Buch der Bücher des deutschen Volkes, der „Simplicissimus", hat keine fränkische Tradition, er ist die Krone des alamannischen Romans, in unmittelbarer Linie die Fortsetzung von Jörg Wickrams Arbeit. Ein Gegenstück zu Fischart und seinem „Gargantua", ein Kulturbild des ganzen Lebens im siebzehnten Jahrhundert wie jener im sechzehnten. Daß beide Franken waren und beide Alamannen wurden, gibt diesem Verhältnis nur die höchste Ebenmäßigkeit und Schönheit. Der „Simplicissimus" ist ein Bildungsroman wie es der „Gargantua" ist. Fischarts Satzrhythmus hat tiefe Spuren hinter-

lassen. Wie Fischart ist Grimmelshausen ein Virtuos des Wortes, der Wortbildung und Lautwirkung. Wie Fischart kleidete er sich in hundert Gewänder von Namen, bildet aus seinem Namen neue durch Umstellungen, nimmt Fischarts Speisekammer auf, zeichnet eine Trunkenlitanei und in ihrem Geiste eine Spielerszene. Die Flohhatz hat ihm gefallen und zur Aufnahme gelockt. Und wo Faust war, da war auch sein alamannischer Gegenspieler Paracelsus. Grimmelshausen zitiert ihn, treibt in seinem Geiste Chemie und läßt sich von ihm über die Naturgeister belehren. Wie das Alamannische in ihm stärker war als das Fränkische, Paracelsus ist ihm stärker als Faust. Er baut Staatsutopien wie der Schwabe Andreä, hat Visionen wie Moscherosch und stellt eine Art Gaunersprache auf. Der Stoff von „Dietwald und Amelinde" ist zum größten Teil alamannisch. Die alamannische Sage vom Mummelsee bildet fast einen Roman im Roman und die Schweiz ist mit noch größerer Liebe gezeichnet als der Spessart. Alamannisch sind seine allgermanischen Träume. Der Narr im „Simplicissimus", dem Simplicius den Spitznamen Jupiter gibt, entwirft im vierten Kapitel des dritten Buches ein grandioses Bild von einem mächtigen germanischen Weltreich der Zukunft. Er als Jupiter will einen großen Helden senden, ihm ein wundertätiges Schwert geben, das unterwirft, ohne zu töten. Der Große soll die Welt erneuern, die Stände neu einteilen, aus je zwei Abgeordneten jeder deutschen Stadt ein Parlament bilden, eine neue Stadt mitten in Deutschland bauen, „deren Wälle sich dem tirolischen Gebirg und ihre Wassergräben der Breite des Meeres zwischen Hispania und Afrika vergleichen soll". Die Könige von England, Schweden und Dänemark, weil sie deutschen Geblütes sind, die von Spanien, Frankreich und Portugal, weil diese Länder einst deutsche Eroberungen waren, sollen Lehen des neuen Reiches werden. Und es soll nur ein Glaube sein und Frieden auf ewig. Das ist nur leise vom Scherz umleuchtet, der tiefste, der heiligste Gedanke, dem der Elsässer am Morgen des sechzehnten Jahrhunderts mit Inbrunst hingegeben war. Das zog dieser alamannisch gewordene Hesse als Summe seines hingestürmten Lebens. Der Träger dieser Idee, der närrisch-geniale Jupiter, ist eine Gestalt vom Geiste Jean Pauls.

„Ich wohnete auf einem hohen Gebirg, die Moß genannt, so ein Stück vom Schwarzwald und überall mit einem finstern Tannenwald überwachsen ist; von demselben hatte ich ein schönes Aussehen gegen Aufgang in das Oppenauer Tal und dessen Nebenzinken, gegen Mittag in das Kinzinger Tal und die Grafschaft Geroltseck, allwo dasselbe hohe Schloß zwischen seinen benachbarten Bergen das Ansehen hat wie der König in einem aufgesetzten Kegelspiel; gegen Niedergang konnte ich das Ober- und Unterelsaß übersehen und gegen Mitternacht der niedern Markgrafschaft Baden zu den Rhein-

strom hinunter, in welcher Gegend die Stadt Straßburg mit ihrem hohen Münsterdom gleichsam wie das Herz, mitten in einem Leibe beschlossen, hervorpranget." Es klingt und klingt und es ist als würden die Toten lebendig, die um dieses Münster geschart, im Mittelpunkt der Welt zu stehen meinten, im Paradies, in den Vorhöfen des Himmels, die alamannischen Schwärmer für ihre Heimat und ihre Stadt. So alamannisch war Grimmelshausen geworden.

Die lange Reihe seiner Schriften drängt sich um einen geistigen Mittelpunkt: 1660 Die Mondreise und die Traumgeschichte von mir und dir, 1666 Schwarz und Weiß oder der satirische Pilgram, 1667 Der keusche Joseph, 1669 Dietwalt und Amelinde, und im selben Jahr die Originalausgabe des Simplicissimus. 1670 Trutz Simplex, Der seltsame Springinsfeld, Das Vogelnest, Der Musai. 1672 Das Ratsstübel Plutonis und Die verkehrte Welt. 1683—1685 erschien in Nürnberg die erste Gesamtausgabe. Der „Simplicissimus" ist Kern und Krone dieses reichen Schaffens.

Es ist der erste deutsche Roman, der das eigene Erlebnis zu einem großen figurenreichen Zeitbilde ausgestaltete, der dieses Einzelerlebnis zu allgemeiner Geltung erhob. Es sind nicht viel mehr als achtundzwanzig Jahre, die der Roman historisch umspannt. Am 10. Juni 1622 die Schlacht von Höchst, da Simplicius geboren wird, am 6. September 1634 die von Nördlingen, da er aus der Einsamkeit nach Hanau kommt, die Belagerung Magdeburgs und die Schlacht von Wittstock am 24. September 1636, die Wendepunkte seines Lebens. 1650 ist die historische Grenze für das wirklich Erlebte. Der „Simplicissimus" ist das erste große, originale, reine Kunstwerk deutscher Sprache seit den Tagen höfischen Glanzes, die erste große Probe wieder eines fränkischen Formgenies. In der Anlage ging Grimmelshausen von der spanischen novela picaresca aus, die sich aus den Erlebnissen der Maurenkämpfe, aus ähnlichen Verhältnissen, wie sie der große Krieg in Deutschland brachte, entwickelt hatte. Doch ist der „Simplicissimus" natürlich ebensowenig eine Arbeit nach dem Spanischen, als es der ihm so verwandte Roman „Gil Blas" des Alain René Lesage, 1668—1747, ist. In Grimmelshausens Dichtung stoßen die beiden gegensätzlichen künstlerischen Urformen Idealismus und Realismus zusammen. Das Werk ist das Ergebnis einer Doppelkomposition, die einmal in diesem, das andere Mal in jenem Sinne angelegt war. Ein Hauptheld als Träger der Wirklichkeitselemente, der realen, historischen Erlebnisse, der Idee und Entwicklung und unter ihm ein Gegenspieler sind die Stützen des Gebäudes. Als Wirklichkeitsdichtung findet sie ihren gegebenen Ausdruck in der elementarsten Form der Erzählung, im Ich-Berichte, der eben nur mitteilen kann, was der Erzähler selber erlebte. Es ist ein Meisterwerk der Entwicklungskunst. Es ist als liefen viele rollende Stege nebeneinander,

bald der eine langsamer dann wieder der andere schneller. Was Rückläufe scheinen, die dem großen Epos unentbehrlich sind, ist nur das Hervortreten bislang verborgener Strömungen, die andere im Augenblick verschwinden lassen. Wie die größten Dichtungen der Weltliteratur lebt dieses göttliche Buch von den Wirkungen stimmungsvoller Gegensätze. Die Tonskala der Seele ist nach unten bis ins kaum Wahrnehmbare, nach oben ins Schmerzlich-unerträgliche erweitert, ein Rhythmus und Wechsel und Reichtum der Empfindungen, der seinesgleichen nicht hat, ein Parallelismus des Harten und Weichen, wechselnd angeschlagen, im Eingang mit größern Intervallen, späterhin immer rascher folgend, zunächst Dorf- und Waldidylle, zwischenhinein ein leises Grauen und dann immer rascher in kaum erkennbaren Schlägen: in Hanau Page, bei den Kroaten, Narr im Feldlager, die rührende Herzbrudergeschichte, als Jäger von Soest Strauchritter und Räuber, eleganter Schwerenöter bei seiner jungen Frau und in Paris, Wallfahrer nach Einsiedeln, Schweizer Bauer, Einfahrt ins Centrum terrae, Weltreise. Als Kontrast zum Getümmel, zur Friedlosigkeit im Reiche ist das Schweizer Friedensidyll eingelegt; weil die Dichtung ein Weltbild werden will, die Kosmogonie. Und über den realen Erlebnissen wölbt sich das lustige Blättergerank von Zukunftsträumen, einer neuen Gesellschaft, eines neuen Reiches, eines einzigen Glaubens und ewigen Friedens. Eingelegte Lieder tönen die Stellen, wo die Stimmung reiner durchbricht, am reinsten aus, ein unsterblicher Humor macht das Entsetzen dieses Lebens erträglich.

Als Fortsetzung des alamannischen Romans neuen Stiles ist der „Simplicissimus" die ungebrochene vermittelnde Fortsetzung der fränkischen und alamannischen Hochblüte. Faust und Paracelsus sind ja lebendig. Die Figur des Baldanders ist eine großartige Personifikation im Geist des sechzehnten Jahrhunderts. Der „Simplicissimus" ist ein Torso der Literaturblüte, die schon im siebzehnten Jahrhundert werden wollte, wie es auch Ayrers Werke sind, dort Franken und Alamannen, hier die Stadt der deutschen Mittelachse. Daß die Erfolge dieses Menschenalters nicht ausreiften, war keine zerstörende Wirkung des großen Krieges. Geist kann nur durch Geist getötet werden, nicht durch Schwert und Pechkranz. Zerstörend wirkte die Kirchenbewegung, da sie kostbare Traditionen abbrach und die innere Umwandlung des Humanismus verhinderte; die Generationen des großen Krieges knüpften ja überall von neuem an, der Pietismus an die Mystik, die mitteldeutschen Landschaften an Renaissance und Mittelalter, Alamannen und Franken an die reichsten Ergebnisse der fränkischen und alamannischen Zeit, die Sachsen und die Neustämme traten mit beispielloser Energie in den großen Zusammenhang ein. An Reichtum und Mannigfaltigkeit steht das Jahrhundert neben

Der Abentheurliche

SIMPLICISSIMUS Teutſch /

Das iſt:

Die Beſchreibung deß Lebens eines ſeltzamen Vaganten / genant Melchior Sternfels von Fuchshaim / wo und welcher geſtalt Er nemlich in dieſe Welt kommen / was er darinn geſehen / gelernet / erfahren und außgeſtanden / auch warumb er ſolche wieder freywillig quittirt.

Überauß luſtig / und männiglich nutzlich zu leſen.

An Tag geben

Von

GERMAN SCHLEIFHEIM

von Sulsfort.

Monpelgart /
Gedruckt bey Johann Fillion /
Im Jahr M DC LXIX.

den größten Zeiten unseres Volkes. Der große Krieg war es ebensowenig wie die hundert Schlachten der Revolution, die den klassischen und romantischen Aufstieg nicht hinderten.

Grimmelshausen steht dort, von wo der junge Goethe, von wo die Stürmer und Dränger ausgingen. Lange vor Rousseau flieht er zur Natur. Schon klingt das Motiv der Insel Felsenburg an, und was ist alamannischer an ihm als die Schweizer Dorfgeschichte, die er erlebt? „Als ich mich nun mit Anhörung des lieblichsten Vogelgesangs ergötzte und mir einbildete, daß die Nachtigall durch ihre Lieblichkeit andere Vögel banne, stillzuschweigen und ihnen zuzuhören, entweder aus Scham, oder ihr etwas von solchem anmutigen Klang abzustehlen, da näherte sich jenseits dem Wasser eine Schönheit an das Gestade, die mich mehr bewegte, weil sie nur den Habit einer Bauerdirne trug, als eine stattliche Damoiselle sonst nicht hätte tun mögen. Diese hub einen Korb vom Kopf, darin sie einen Ballen frische Butter trug, solchen im Sauerbrunnen zu verkaufen; denselben erfrischte sie im Wasser, damit er wegen der großen Hitze nicht schmelzen sollte; unterdessen setzte sie sich wieder ins Gras, warf ihren Schleier und Bauernhut von sich und wischte den Schweiß vom Angesicht, also daß ich sie genug betrachten und meine vorwitzigen Augen an ihr weiden konnte. Da dünkte mich, ich hätte die Tage meines Lebens keinen schöneren Menschen gesehen; die Proportion des Leibes schien vollkommen und ohne Tadel, Arme und Hände schneeweiß, das Angesicht frisch und lieblich, die schwarzen Augen aber voller Feuer und liebreizender Blicke. Als sie nun ihre Butter wieder einpackte, schrie ich hinüber: ‚Ach, Jungfer, ihr habt zwar mit euren schönen Händen eure Butter im Wasser abgekühlt, hingegen aber mein Herz durch eure klaren Augen ins Feuer gesetzt'. Sobald sie mich sah und hörte, lief sie davon, als ob man sie gejagt hätte, ohne daß sie mir ein Wörtlein geantwortet hätte, mich mit all denjenigen Torheiten beladen hinterlassend, damit die verliebten Phantasten gepeinigt zu werden pflegen." Eine Begegnung aus dem Werther! Simplicius kauft sich einen Bauernhof, heiratet das Landmädchen, doch die Ehe nimmt ein Ende mit Schrecken. Das ist der Vorläufer der alamannischen Dorfgeschichte. Was hätte es mehr gebraucht als Ruhe und Zeit, um den letzten Ruck auf die Höhe zu tun?

Alamannen hatten die fränkischen und mitteldeutschen Landschaften mit ihrem Geiste und Einfluß durchsetzt. Alamannien hatte in Fischart und Grimmelshausen die besten fränkischen Kräfte in das eigene Wesen eingeschmolzen und als die Schweizer den Kampf gegen die neuen Literaturmächte um Leipzig aufnahmen, war das alamannische Übergewicht im alten Südwesten deutlich. Grimmelshausen ist der Schöpfer des ersten reinen Kunstwerkes großen Stils und der Franke mit der alamannischen Seele, der

den Stammesbund der Weimarer Hochblüte vorbereitete. Das ist seine rein literarische und seine stammesgeschichtliche Bedeutung.

4.

Landschaften des Pietismus.

Die Mystik hatte den Formalismus der höfischen Zeit abgelöst, der Pietismus füllte die leeren Gefäße seiner Zeit. Diese greifbare Analogie, die von den Gegensätzen zwischen Form und Inhalt bewegt wird, führt auf ungleich tiefere Melodien im Rhythmus des dreizehnten und des siebzehnten Jahrhunderts. Die höfische Kultur dieser Generationen war ein Vermählen von Elementen des Mittelalters und der Renaissance; das zweite Glied dieses Paares, der Pietismus, ganz analog ein Vermitteln zwischen der alten Mystik und der Kirchenbewegung des sechzehnten Jahrhunderts. Und wie jetzt das höfische Leben der Altstämme von den ähnlichen Erscheinungen des Ostens nach ihren historischen Werten streng zu scheiden ist, so der Pietismus im Westen vom verwandten Drange des Ostens. Und wie die Literatur der Zeit an der Elbe in Köthen und Dresden das Schrifttum der Altstämme und der neuen Völker verknüpfte, so der Pietismus fast an gleicher Stelle. Und wie in der Literatur der Altstämme der Alamanne immer siegreicher durchdrang, so und noch weit sichtbarer im Pietismus. Und beide Hälften des deutschen Lebens waren von England her beeinflußt. Grund dieses Gleichklanges ist der verwandte Charakter der höfischen Zeit und des frühen siebzehnten Jahrhunderts: die Form über alles! Darum, wie die Mystik nach dem Rittertum im Grunde das Leben des breiten Volkes war, so der Pietismus vor allem die Sache des Bürgertums.

Der Pietismus war die Bewegung des evangelischen Deutschlands. Das charakterisiert ihn als Summe vorausgegangener langer Entwicklungen und läßt ihn als wesentlich andere Stufe wie die Kultur des Ostens erscheinen. Das beschränkt ihn stammesgeschichtlich, wie die Mystik, die, bedingt durch ganz bestimmte Formen der ritterlichen Kultur, auf bestimmte Landschaften beschränkt blieb.

Kaum ein Jahrhundert nach der kirchlichen Revolution, während der Katholizismus neu gestärkt die verlorenen Schlachten verwunden hatte, sprangen bedenkliche Risse im Gemäuer der neuen Kirche auf. Ihr Leben erstarrte und wachsende Unzufriedenheit und Unsicherheit kündeten einen grundstürzenden Wandel an. Die Rücktritte zum alten Bekenntnis häuften sich. Und während in Königsberg ein Theologieprofessor offen zurückkehrte und ein

anderer Magister Augsburger Konfession allen Ernstes bewies, daß die katholische Kirche die einzig wahre sei, fanden an den dritten Feiertagen die Katholiken keinen Platz in ihren Gotteshäusern, weil sie mit Lutherischen überfüllt waren. Und der verzehrende Kampf nach allen Himmelsgegenden! Die reißenden Erfolge des Kalvinismus hatten das alte Luthertum mit beispielloser Erbitterung erfüllt. Hoe wies 1621 in Leipzig nach „daß die Kalvinisten in 99 Punkten mit Arianern und Türken übereinstimmen".

Die Bewegung nach neuer Innerlichkeit ging von dem Winkel buntester Stammesmischungen aus, südwestlich des Elbknies, wo sie nach nördlichem Laufe scharf nach Nordwesten abbiegt. Stephan Praetorius, 1536—1603, aus Salzwedel, der als Pastor in seiner Heimat starb, war durchtränkt von mystischem Geiste. „Wer einen Christen sieht, sieht Christum"; der Christ geht mit Christus eine persönliche Wesensgemeinschaft ein. Aus diesem echt mystischen Kerne trieb er seine Sätze von der Unverlierbarkeit des Gnadenstandes und der Unschädlichkeit der Sünde. In weite Kreise drang er eigentlich erst durch seinen Schüler Martin Statius, 1589—1655, aus Naugard, der in seiner „Geistlichen Schatzkammer der Gläubigen" 1636 einen Auszug aus den Werken seines Lehrers gab, um die Mitte des Jahrhunderts eines der gelesensten Erbauungsbücher. Auf Spener wirkte es noch. Die entscheidende Wendung brachte Johann Arndt in die Entwicklung. Er stammte, 1555 geboren, aus dem nordschwäbischen Ballenstädt, woher die Askanier kamen, die Anhalter Fürsten, aus der Landschaft zwischen dem Elbebogen. 1621 starb er als Generalsuperintendent zu Celle. Ein Mann voller Widersprüche. Da er in Straßburg und Basel studierte, nahm er unter den Einflüssen dieser alamannischen Gaue die katholischen Mystiker, Tauler vor allem auf. 1590—1599 war er als Flüchtling in Quedlinburg, hundert Jahre später ein Mittelpunkt verzückter pietistischer Schwärmereien. Auf dem Sterbebette bekannte er sich noch zur Augsburger Konfession und zur Konkordienformel und doch schrieb er das Buch, das die Seelen in neue Bewegung setzte, das „wahre Christentum". Aus Wochenpredigten entstanden, aus vielen Mystikern und einer ungedruckten Schrift Weigels zusammengearbeitet, erschien der erste Teil 1605, das Ganze 1609 und 1610. „Das Paradiesgärtlein voll christlicher Tugenden" 1612 war das neue Gebetbuch. Seine Schüler waren durchwegs Niedersachsen: Paul Egard aus Kellinghusen im Holsteinischen, Friedrich Dame aus Holstein, Daniel Dilger aus Danzig, Hermann Rathmann aus Lübeck, Johann Gerhard aus Quedlinburg, Christian Hohburg aus Lüneburg. In Niedersachsen drang die Schwärmerei in die breiten Massen. Die Magistrate von Lübeck, Hamburg und Lüneburg mußten 1633 auf der Tagung zu Möllen einschreiten. Sie gaben ein Protokoll heraus, 1634 zu Lübeck gedruckt, das zwölf Schriften, zu-

meist von Laien, verdammte: „Ausführlicher Bericht von der neuen Propheten, die sich Erleuchtete, Gottesgelehrte und Theosophi nennen, Religion, Lehren und Glauben, gestellt durch das Predigtamt der christlichen Gemeinden zu Lübeck, Hamburg und Lüneburg."

Lübeck, Lüneburg, Quedlinburg, Halle sind geographisch und zeitlich die genaue Fortsetzung der alten mystischen Linie von Basel über Nürnberg bis Helfta.

Auf dieser räumlichen Linie bewegte sich auch die Erneuerung des Luthertums ohne mystischen Einschlag. Georg Calixt, 1586—1656, Professor in Helmstedt, stammte aus Schleswig. Er suchte einen gemeinsamen Glaubensbesitz zu gründen, das Dogmengewirr zu vereinfachen, wollte die Inspiration der Bibel nur für die eigentlichen Heilslehren gelten lassen, wollte der ganzen Theologie ein sittlich-praktisches Gepräge geben. Was er sich erkämpfte, behauptete er, denn die Rechtgläubigen vermochten es nicht, seine Verdammung allgemein durchzusetzen. Spener hat „mit Fleiß von Calixt wenig gelesen", nach dieser Seite suchte er keine Anknüpfungspunkte. Der beste Mitstreiter des Calixt, Konrad Horneius, 1590—1649, stammte aus Braunschweig.

Genau auf der alten mystischen Linie, nur vom Anfangspunkt im Herzen Deutschlands nach Norden, nicht wie im dreizehnten Jahrhundert nach Süden, mühten sich hundert Kräfte das beklemmend starre Gefüge der neuen Kirche zu lockern, um Atem zu schöpfen, mühten sich aus den ältesten Quellen deutscher Glaubenstiefe wundertätige Wasser in die Wüste zu lenken. Doch es sind lichtlose Wirrnisse, deren Sinn noch schläft. Zwischen Sachsen und dem swebischen Süden lagen die fränkisch-mitteldeutschen Höfe, eine Welt für sich. Und diesen trennenden Wall übersprang der siegreiche Alamanne.

1635 wurde zu Rappoltsweiler im Elsaß Philipp Jakob Spener geboren, das Kind eines Straßburger Vaters und einer Kolmarer Mutter, von beiden Seiten in Verbindung mit zwei alten Kulturzentren des Landes. Dem Jungen fiel Arndts „Wahres Christentum" in die Hände; er las mit Feuereifer englische Bücher, die aus der gleichen Stimmung geschrieben waren. England hier noch tiefer im Binnenlande als in Kassel! Vom Gymnasium in Kolmar bezog er 1651 die Straßburger Universität, las sich in Hugo Grotius ein, knüpfte in Genf Beziehungen zu Reformierten an, war 1663—1666 Prediger im selben Straßburger Münster, wo vor 150 Jahren Geilers Kanzel gestanden hatte. Die ununterbrochene alamannische Tradition als weitgewölbte Brücke selbst so widerstreitender Bekenntnisse. Da traf ihn der Ruf nach Frankfurt am Main als Senior der Geistlichkeit. Zum erstenmal ein Alamanne in einer fränkischen Stadt, die ihm die Tore zu allen

Burgen öffnet. Es war ein altes Bild, daß Franken rheinaufwärts stiegen, daß sie dem Alamannen schenkten, was Köstliches hier und dort geschätzt wird, daß sie ihn sich unterwarfen. Jetzt ein Alamanne, und mancher wird ihm noch folgen, der seine Gewalt weithinschattend über fränkische und sächsische Erde streckt. Und wie jene Alamannen des vierzehnten Jahrhunderts in der alten Kirche, so ging er in der neuen daran den Glauben stärker zu machen und die Liebe heißer. Und wie die alamannischen Meister des Worts, wie Nikolaus von Straßburg, Tauler, Geiler von Kaisersberg wußte er der Predigt große Wirkungen abzuringen, erbauliche Erklärung der heiligen Bücher, ein neuer Typus. Seit er in Frankfurt wirkte, hatten sich eifrige Zuhörer an den Sonntagnachmittagen versammelt, die Bibel zu lesen und die vernommene Predigt sich nutzbar zu wiederholen. Spener fürchtete, wenn ihnen die Leitung fehle, und er nahm sie in die Hand. Am Montag und Mittwoch versammelte er seine Gemeinde besonders Eifriger in seinem Studierzimmer, leitete die Zusammenkunft mit einem Gebete ein, besprach die Schrift und hielt erbauliche Wechselrede. Das war 1670, die Collegia pietatis. Wort und Form und Mittelpunkt für das war gefunden, das schon seit hundert Jahren nach Ausdruck rang. Es war in ihrem Milieu die gleiche Form wie die alten mystischen Gemeinden. Überall sammelten sich Collegia und suchten als zerstreute Brennpunkte dem kalten Leben der neuen Kirche neue Wärme zu geben, die Waffen der Kirchenstreitigkeiten minder brutal zu machen, edlere Einfalt beim Ausdeuten der Schrift walten zu lassen, und da dem dritten Stande, dem nach der ursprünglichen reformierten Gemeindeverfassung ein großer Anteil zugedacht war, das Kirchenregiment entrissen wurde, ihn im alten Geiste wieder durchzusetzen.

1686 erging an Spener, zu seinem Verhängnis, durch Johann Georg III. ein Ruf nach Dresden und er folgte ihm. Schon lag die Sendung der ersten evangelischen Macht nicht mehr auf den sächsischen Landen, hier wuchsen um Spener ungeahnte Schwierigkeiten empor und da ihm sein verkannter Eifer die Ungnade des Kurfürsten zuzog, war seine Stellung verloren. Doch fand der Fürst eine milde diplomatische Form, indem er Spener nach Berlin berufen ließ als Konsistorialrat und Propst an der Nikolaikirche.

Noch im sechzehnten Jahrhundert, kaum daß der Bruch geschehen war, hatten in Zwickau, auf einem Boden, der mit mystischen Überlieferungen getränkt war, wilde Eiferer, geradenwegs aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert her in gewaltsamem Anmarsch auf Wittenberg die Mystik in Taten umsetzen wollen. Aus der gleichen Landschaft wuchs nun der Mann, in dessen pietistischer Seele die unheimliche Glut der Revolutionäre des sechzehnten Jahrhunderts fortloderte. Vollzog sich auf der alten mystischen Linie

der Umschwung der alten mystischen Bewegung von Süden nach Norden, in Spener vom Elsaß bis Mitteldeutschland und aus dem Anhaltischen bis Lübeck, in Gottfried Arnold wächst der dritte Ast weiter, den die lutherische Rechtgläubigkeit im sechzehnten Jahrhundert abgeschlagen hatte, eine folgerichtige und stammestümlich geschlossene Fortsetzung der sturmbewegten Zwickauer Tage.

Arnolds Großvater war Diakonus in Schlettau bei Annaberg; in dieser alten Schulheimat wurde sein Vater Lehrer an der Lateinschule; hier wurde er selber 1666 geboren. Aus unsagbar kargen und ärmlichen Verhältnissen kam er 1682 aufs Gymnasium zu Gera und drei Jahre später an die Universität Wittenberg. Ein einsamer, menschenscheuer Sonderling, der viel grübelt, in dem es brennt, der das Wesen und Treiben hier am Ausgangspunkt der großen Bewegung sündhaft, erbärmlich und niedrig fand, der die akademischen Würden für unchristliche heidnische Torheiten erklärte, der mit seiner Verachtung freundlichen Umgangs Stürme von Unwillen, Zorn, überschäumender Wut entfesselte. „Arnold schämt sich Wittenbergs, aber Wittenberg muß sich vielmehr Arnolds schämen." Ein anderer zählt ihn unter die degeneres Vitenbergenses unter die dedecora patriae et academiae. Das sind nur sanfte Vorklänge des rauschenden Liedes, das man über ihn hinspielte. Er hatte ein Buch von Spener gelesen, fand sich ins Tiefste getroffen, verließ 1689 Wittenberg und ging nach Dresden, hörte Speners Predigten, ging in seine Collegia pietatis und war nun endlich auf der Straße, die er gesucht hatte. Noch unterdrückte Speners Milde das brodelnde Temperament dieses Mannes, in dem die Glaubensstürme seiner Heimat von neuem entfesselt waren. Doch als er nach Berlin ging, stürzte Arnold wieder von Abgrund zu Abgrund. Hussitische Wildheit ist in den Versen, mit denen er der neuen Kirche seiner Zeit „Babels Grablied" sang:

Drum stürmt ihr Nest,
Darin sie stolz gewest,
Zerschmettert ihre Kinder an den Steinen!
Die Schlangenbrut soll ja niemand beweinen!
Gebt ihrem Bau, dem Frevelssitz, den Rest
Und stürmt das Nest.

Durch seine Lieder tobt das Poltern der hussitischen Wagenzüge und der Lärm der Scharen, die Münzer führte. Sein wilder Eifer in den Dresdner Offiziersfamilien, in denen er Unterricht gab, Anhang zu werben, brachte ihn um die Stellung. Nach Quedlinburg!

Das war die Stadt, in der nach wenig Jahren der große Dichter des religiösen Erlebnisses, der Erlösung geboren wurde. Das war die Stadt, in

der die neue Mystik gärte und zum Brande auflohen wollte. Seher in jeder Gasse. Der Goldschmied Heinrich Kratzenstein erzählte von seinen göttlichen Offenbarungen und wurde gesteäupt. Sekte an Sekte wucherte aus dem Boden und eine entzündete sich an der andern. Die meisten Erweckten kamen aus tiefster Tiefe. Das Haupt der zerklüfteten Kirche der Stadt war der Hofdiakon Sprögel. 1693 trat Arnold in die glühendheiße Luft, in sein Element. Er brachte vernünftig zu Papier, was seine Umgebung fieberte. 1696 erschien zu Frankfurt sein erstes größeres Werk: „Die erste Liebe, das ist wahre Abbildung der ersten Christen nach ihrem lebendigen Glauben und heiligem Leben." Kurz zuvor war die Schrift des William Cave: „Primitive Christianity" in Deutschland bekannt geworden, Arnold las sie und er kam zum Schlusse: die jetzige Kirche ist nicht mehr die Braut Christi. Wieder der englische Einfluß wie in Straßburg und Kassel, die vernichtende Flankenbewegung auf die von Gottsched nach Leipzig geführten Neustämme und ihr slavisch begründetes Zusammenhalten mit dem Franzosen. 1727 erschien die fünfte Auflage dieses Buches von Arnold. 1697 wurde er nach Gießen als Historiker berufen, im folgenden Jahr legte er sein Amt nieder und kam wieder nach Quedlinburg. „Göttliche Liederfunken" 1698 war die Liedersammlung, die in Wort und Weise in poetischen Formen die neue Mystik ausprägte, zwar fast gleichzeitig mit der gleichen Lyrik des Ostens, aber innerlich anderer Herkunft wie sie. Die poetische Form des Pietismus. War nicht auch in Joachimstal, Annaberg benachbart, die eigentliche reinere poetische Form für den Inhalt des Luthertums gefunden worden? Es sind unmittelbare Fortklänge des ersten mystischen Lebens. Jede Strophe des Gedichtes, das „Eintritt in die Einsamkeit" überschrieben ist, setzt mit einem neuen Bilde ein. „O Täubchen, flieg' zu deinen Fenstern, Kehr wieder heim, verkriech' dich doch." — „Ach Schäfchen, lauf geschwind und springe, du warst nicht auf der rechten Trift." — „Mein Bienchen, du bist ausgeflogen, flieg' wieder ein ins rechte Haus." — „Ach Schiffchen, eil' mir nach dem Hafen, du hast genug im Sturm geschwebt."

1699 erschien der erste und zweite Teil der „Unpartheiischen Kirchen- und Ketzer-Historie", 1700 der dritte und vierte Teil. Unparteiisch nannte er das Buch, weil er auf die Seite der Unterlegenen und Schwächeren trat, unparteiisch war es eben darum nicht. Er schrieb es cum ira et studio, mit Leidenschaft und Teilnahme. Das Buch türmt die Tatsachen, die zum Teil aus uns verlorenen Urkunden geschöpft sind, zu der grandiosen Pyramide zusammen: die wahre Kirche sei stets die kleine Herde der Verfolgten gewesen. Der Satz erweist Arnold als den geborenen Revolutionär, es ist die Erkenntnis, daß Revolutionen nur siegreich sind im Unterliegen, daß sie im Augen-

blick des Sieges geschlagen sind, selber zum siegreichen Unrecht werden und die unterlegene, eben bezwungene Sache zu dem machen, was sie vor dem Siege selber waren. Es liegt die Erkenntnis darin, daß Revolution und Legitimität nur durch Haaresbreite getrennt sind, durch den Erfolg. Das Buch schüttelte vom starken Baum der Orthodoxie Knüppel und Äste auf den Verfasser. Wären die Gegenschriften Pfeile gewesen, sie hätten die Sonne verdunkelt. Thomasius erklärte würdig und ruhig: „Ich halte obgedachte des Herrn Arnoldi Historie nach der Heiligen Schrift für das beste und nützlichste Buch, das man in hoc scribendi genere gehabt hat." Einen Ausweisungsbefehl, der Arnold in Quedlinburg bedrohte, machte der Kurfürst nichtig.

Je lauter es um ihn wurde desto stiller wurde er. Die sinnlichste Andacht, das tiefste Versenken in die Arcana der alten Mystik spricht „Das Geheimnis der göttlichen Sophia" aus 1700. Die Schrift verbürgt den Zusammenhang mit Jakob Böhme, mit der mystischen Bewegung des Ostens, die gleiche Fuge wie in Köthen. 1702—1705 als Pfarrer in Allstedt blieb er im Kampfgewirr. 1703 erschienen Consilia und Responsa theologica, mystische Andachten, Epigramme im Stile Schefflers, Gespräche mit Christus, geistliche Liebeslieder, deren unbekannter Verfasser sicher einer seines Umganges war, die Arnold nun seiner Gemeinde schenkte. 1708 sammelte er eine Auswahl seiner Predigten „Die Verklärung Jesu Christi in der Seele". In Werben und Perleberg endlich zur Ruhe gekommen, starb er 1714. Mit der Mystik des vierzehnten Jahrhunderts ist der Pietismus verwandt durch das Überwiegen lyrischer Elemente, die aber doch die eigentliche Liederform nicht fanden. Spener verbrannte viele tausend Jugendgedichte. Arnold ist im Westen der einzige, der große Lyriker dieser Bewegung, und seine Heimat war die Joachimstaler Landschaft, wo Nikolaus Hermann die erste reine Form des jungen Luthertums in Lied und Weise gefunden hatte. Arnold ist der tiefste Mystiker im Pietismus, und seine Heimat war wie der Harz der gärende Fruchtboden mystischer Stürme im frühen sechzehnten Jahrhundert gewesen. Arnold war der einzige im Pietismus, der durch seine Spekulation, die doch ein Charakterzug der Mystik der Neustämme war, den andersgearteten Osten und Westen verband, und auch seine Heimat war, wenn auch frühbesiedeltes Neuland.

So hatte der Alamanne Spener den mystischen Drang der alten mystischen Landschaft des Erzgebirges an sich gezogen. Noch in Dresden hatte er den Mann gewonnen, der eine Fülle reicher Stammesbeziehungen in sich trug, August Hermann Francke. Geboren war er 1663 zu Lübeck, einem der Zentren pietistischen Schwärmens. Doch erst sein Großvater war Lübecker Bürger geworden, die Familie stammte aus dem Dorfe Heldra bei Mühlhausen.

Thüringen war die alte Heimat der Mystik. Aber ohne Zweifel war die Wurzel der Familie fränkisch, da sie Francke hieß. Aus der niederfränkischen goldenen Aue stammte sie schwerlich, sie hätte sonst Fleming geheißen. Wohl ostfränkisch, denn mit diesem Stamme verband sich vor allem der Begriff des Franken. Doch wie immer dem war, Francke war fränkischer Abkunft und in dem pietistischen Lübeck geboren, Francke, der Bezwungene des Alamannen Spener, enthüllt den Sinn der neuen stammestümlichen Beziehungen, der Alamanne wächst immer stärker über den Franken hinaus und zieht ihn in den Bannkreis seines Lebens. In Thüringen, am Gymnasium zu Gotha und an der Erfurter Universität, fand er seine Bildung. Die ältere Schwester Anna leuchtete ihm mit ihrem frommen Leben voran. Francke zog nach Kiel, 1684 nach Leipzig; 1687 zu Lüneburg ging er in sich und wurde zum geistlichen Führer und zum Seelsorger. Zwei Jahre später ist er in Dresden im Hause Speners und dann auch in Berlin. In Speners Geiste hielt er zu Leipzig vereint mit Paul Anton jene Collegia philobiblica, die wie die Frankfurter frommen Versammlungen auf erbauliche Erklärung der heiligen Bücher drangen, ohne dem Text theoretische Spangen anzulegen. Das führte die beiden Männer zusammen. Längs der ganzen Elblinie brannte nun der Kampf zwischen Pietismus und Orthodoxie, von Dresden bis Hamburg. Doch in Berlin hatte sich Spener eine unvergleichlich feste Stellung geschaffen. Er war der Gewissensrat von ganz Deutschland. Sein Briefwechsel schwoll erdrückend an. Über sechshundert Briefe mußte er im Laufe eines Jahres beantworten, Hunderte blieben liegen. Und wie er in Frankfurt Portofreiheit genossen hatte, so hatte er auch in Dresden darum ersuchen müssen.

Die wachsende Zahl der Pfarreien in Preußen machte eine neue theologische Fakultät zur Notwendigkeit. Wittenberg war zum Nest geifernden Hasses und wechselweiser Verketzerung geworden. Der Blick fiel auf Halle. Hier bestand seit 1680 eine Ritterakademie. Hieher war 1690 Thomasius aus Leipzig geflüchtet, haltlos wegen seines freiern Bekenntnisses, hier weilte seit 1692 Francke, jener der Kern der späteren juristischen Fakultät, dieser der Träger des eigentlichen Geistes in diesem neuen Kulturzentrum. Auf die Besetzung der Professoren gewann Spener maßgebenden Einfluß: Halle wurde ein Mittelpunkt der Elbelinie, an der um das neue Geistesleben gekämpft wurde, Hort und Hochburg des Pietismus. 1694 wurde die Universität eingeweiht. Zehn Jahre genoß noch Spener ihren wachsenden Glanz. 1705 starb er in Berlin.

So hatte Leipzig, wie einst zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts an Wittenberg, jetzt an Halle in nächster Nähe eine Konkurrenz, Wittenberg selber ging an diesem Gegner zugrunde. Halle, rechts der Saale das eroberte

Land, das die Slaven sich um das Jahr 1000 gewonnen hatten, lag an einem Knotenpunkt von Stammesbeziehungen. Im Westen Thüringen und ganz benachbart das alte Helfta, der Brunnen der altdeutschen Mystik; im Osten einst slavische Erde, jetzt Neustämme, und zwischen beiden war es zu vermitteln berufen. Im Norden das thüringisch-sächsische Ostfalen, wo der Pietismus seine größten Stürme durchgemacht hatte. Alte mystische Kultstätten ringsum. Ostfranken war nahe. Genau im Süden von Halle biegt ostfränkisches Stammesgebiet bei Gera am weitesten nach Norden aus, und es ist nun schon nicht mehr überraschend, daß Ostfranken, die dritte ausgesprochen mystisch-pietistische Landschaft, entscheidenden Anteil an der neuen Universität nahm. Die ersten berühmten Professoren waren zumeist Ostfranken, Ansbacher und Nürnberger. Rationalisten werden sagen, das machen die dynastischen Beziehungen zwischen Berlin und Ansbach. August Hermann Franckes Anhang war in Ostfranken am stärksten. Der markgräflich ansbachische Geheimrat Wolfgang Gabriel Pachelbel von Gehag kam 1705 nach Halle, wurde Franckes Freund und setzte seine Flugschriften in den höchsten Kreisen der markgräflichen Residenz durch. Die vornehmen Damen des kleinen Hofes übertrugen August Hermanns Ideen ins praktische Leben. Stammte nun der große Erzieher, da er Francke hieß und also ein Franke war, nicht aus dieser Landschaft?

Er wuchs in Halle fest. Um Ostern 1695 richtete er die erste Armenschule ein. Aus milden Gaben baute er sie fort. Die Bürgerschule und Armenschule gingen aus ihr hervor. Das Pädagogium bildete er aus Knaben wohlhabender Eltern, die ihm anvertraut wurden. 1698 wurde schon das Mädchengymnasium gegründet. Die Anstalten wuchsen so rasch, daß bereits 1725 von 167 Lehrern und 8 Lehrerinnen 2200 Kinder unterrichtet wurden. Eine Buchhandlung und eine Apotheke wurden mit dem Königreich von Schulen verbunden. Seit 1698 trug Francke an der Universität Theologie vor, 1715 wurde er Pfarrer von Sankt Ulrich. Mit Kraft und Klugheit zwang er alle Gegner ins Knie. Als er 1727 starb, war der Bau so fest, daß sich die Starken an ihn lehnen konnten, die fast hundert Jahre später das neue deutsche Volk aus den Trümmern des Zusammenbruches hoben.

Wieder, wie in diesen Jahren auf dem breiten mitteldeutschen Streifen bis Heidelberg, waren es Franken und Alamannen. Aber nun nicht mehr der Alamanne als Schüler des Franken, jetzt war der Alamanne der Führer. Und wieder ist ein Riegel zwischen dem alten Südwesten und dem neuen Osten geschlossen. In Dresden vom Osten und in Köthen vom Westen her der Zusammenfluß östlicher und westlicher Hofkultur, in Halle der östlichen Mystik und des westlichen Pietismus. Spener hob den kleinen Zinzendorf aus der Taufe und Francke erzog ihn in seinem Pädagogium, beide Freunde und

Führer der seltenen Lausitzer Edelfrau, die Zinzendorfs Großmutter wurde. Und doch Halle war eben nur der Riegel zu der Tür, die ganze fremde Welten verschloß und öffnete. Verwandte Ergebnisse, auch wenn sie sich in gleicher zeitlicher Folge drängen, sollten niemals über die verschiedenen Ursachen hinwegtäuschen, durch die sie gefördert wurden. Verschiedene Gründe machen ähnliche Wirkungen grundverschieden. Der Pietismus des Westens war praktisches Christentum, die Mystik des Ostens war Stimmungsgenuß. Daher war der Pietismus eine Kirchenbewegung, die zunächst wenig literarische Werte schuf, die Mystik war ein literarisches Ergebnis, das weit über den Rahmen des Glaubenslebens selbst weltliche Literaturformen ergriff. Dem Pietismus folgte die Empfindsamkeit, feinere und leichter erregbare Nerven, der Mystik des Ostens folgte die Romantik, neue Gefühlsmöglichkeiten. Und stammesgeschichtlich! Der Pietismus war wie alles im Westen seit 1600, durch alamannische Siege, ein Stammesausgleich der alten fränkischen und alamannischen Gegensätze mit Einschluß des sächsischen Elements . Der Pietismus war englisch beeinflußt. Die Mystik des Ostens, stark im Banne des slavischen Grundvolkes, war ein gemeinsames Ergebnis aller Stammeselemente der neuen Völker. Darum war der Pietismus eine Teilbewegung, die Mystik eine Gesamtbewegung, räumlich betrachtet. Und historisch war die Mystik des Ostens der erste Prozeß eines neuen Seelenlebens eben erwachter Stämme, steht innerlich n e b e n der Mystik des vierzehnten Jahrhunderts. Der Pietismus als Reaktion ist eine Vermählung der altdeutschen Mystik und der Reformation, ist entwicklungsgeschichtlich kein Analogon zur altdeutschen Mystik sondern Fortbildungsprodukt, darum war er an die alte mystische Linie gebunden. Der Pietismus war Ethik, die Mystik des Ostens war Spekulation. Was dazu geführt hat, beide Erscheinungen als Blüten eines Stammes zu zerpflücken, waren gemeinsame Elemente, die nur die verbindende Fuge bilden, war vor allem ein Verkennen der stammestümlichen Grundlagen.

Fünftes Buch.

Kämpfer und Sieger.

I. Kapitel.

Die Schweiz.

1.

Urschweiz und Rheintal.

Es klingt wie eine Dichtung schöner Völkerschicksale, daß in diesen Jahren so Entferntes wie Königsberg, Hamburg, Bern und Zürich zu entscheidenden Taten verkettet war. Noch ohne Beziehungen aufeinander hebt es wie in wunderlichen Träumen an: im hohen Nordosten eine junge Residenz, aus der weltbewegende Erfolge schreiten werden, eine deutsche Klippe im Gebrodel zerschellter Völkerfluten, schmerzensreich-weltfrohe Poeten und kaum beachtet unter ihnen der Großvater dessen, der politischem Willen lange voraus in Sprache und Literatur ein gleiches Gewand für alle deutschen Stämme wirken wollte; an der Mündung der Elbe ein Gemeinwesen, so fest und glatt gerundet, daß es ohne Riß und Fuge ins späte Ganze des Reiches überging, seine Bürger frohe Genießer prunkvoller Literaturformen; tief im Süden zwei alamannische Städte, die Führer politischer Gemeinden, die einst von Bauern, Hirten und Jägern geschaffen worden waren. In wenig Jahren sind sie alle, räumlich so entfernt, im Herzen Deutschlands zu den wunderlichsten Schicksalen verflochten. Es war kein Zufall, daß sich die beiden kernhaftesten Stämme, der Bergalamanne und Niedersachse fanden, da vom Dreiweg der Völker, von Königsberg her, ein Unberufener, dem der Sinn für die tiefsten Gründe deutschen Wesens fehlte, das künstlich gleiche Gewebe literarischer und sprachlicher Eintönigkeit über die deutschen Völker werfen wollte.

Daß die führenden Aristokratien Bergalamanniens die Literatur noch stärker erregten als im sechzehnten Jahrhundert, daß Königsberg und Hamburg zu unerhörter Tatkraft erwachten, war eine Folge langer, sozial und politisch eigenartiger Entwicklung; daß die Schweizer Städte und Hamburg sich in gleicher Weise gegen das Überwiegen östlicher Einflüsse wehrten, lag in

den gegensätzlichen ethnischen Werten ihrer Bevölkerung; daß Hamburg und die Schweizer Städte immer wieder Anschluß aneinander suchten, lag im ähnlichen Aufbau ihrer Gesellschaft. Auch daß der deutsche Osten unter französischer Führung die Zukunft der deutschen Literatur gesichert sehn wollte und daß im Gegensatz dazu Bergalamannen und Niedersachsen ihre Hoffnungen von den Franzosen auf die Engländer übertrugen, läßt sich ohne Schwanken begreifen. Wenn Beat von Muralt, dem nichts Französisches fremd geblieben, aus einem so stark französisch beeinflußten Gemeinwesen wie Bern in einer französischen Schrift zum erstenmal mit bestechender Kenntnis auf das englische Volk hinwies, den englischen Volkscharakter recht eigentlich entdeckte, wenn er die Engländer Heroen des Guten und Bösen nannte, den unbezähmbaren Freiheitsmut in ihnen bewunderte, so gibt es dafür nur eine Erklärung. Bergalamannen und Niedersachsen, die beiden Stämme mit dem scharfkantigsten Charakter, suchten naturgemäßen Anschluß an jenes Volk, das in England, ein kleines Häuflein, aus gegensätzlichen Elementen eine große germanische Rasse geschaffen. So stand der Bergalamanne nach hartnäckiger Sonderentwicklung wie der Sachse nach zähem Eigenleben an der Spitze der deutschen Stämme, vereitelte alle Versuche rücksichtsloser Gleichmacherei und rückte den kommenden großen Franken und Alamannen das Fundament für ihren Aufstieg zurecht. Daß die Verse des Schweizers dieser großen Aufgabe nicht entsprachen, verschlug nicht viel. Denn es war doch sein Verdienst, daß die neuen Franken und Alamannen des späten achtzehnten Jahrhunderts bessere machen konnten. Sahen sich so die Schweizer mit einem Male mitten ins Getümmel gerückt, so war die Auseinandersetzung mit Gottsched für ihre literarische Entwicklung nur eine Episode. Freilich für die übrigen deutschen Stämme wurde sie von entscheidender Bedeutung. So möchte man in dieser doppelten Beziehung die Literatur Bergalamanniens von 1600 bis 1800 mit einem Höhenzug vergleichen, der von der Schweizer Seite allmählich und hochgedehnt emporsteigt, während er an der Nordseite in steilem Absturz mit seiner ganzen Höhe in die Augen fällt.

Die Hochblüte der Altstämme, wie sie in Goethe dem Franken und in Schiller dem Alamannen zur vollen Reife gedieh, war die Erfüllung des humanistischen Kulturtraumes und Schönheitsideales. Die Trägerinnen dieser Ideen waren die freien Städte des sechzehnten Jahrhunderts gewesen. Wenn nun die Schweiz zwischen den unerfüllten Hoffnungen des sechzehnten Jahrhunderts und dem Segen des späten achtzehnten eine Brücke schlug, so konnte sie es nur, weil Bern und Zürich, indes überall Fürstenmacht die städtische Entwicklung niederbrach, sich im Gegensatz zu den ländlichen Mächten ringsumzu ausgesprochenen Stadtrepubliken entwickelten. Das ist die einestarke

soziale Stammwurzel des Schweizer Schrifttums im achtzehnten Jahrhundert. Die andere saß noch tiefer zwischen dem Gestein. Alle Wunder fortgeerbten Blutes gehn in dieser Landschaft auf. Wohl war es wie überall, aber nirgends läßt es sich so deutlich und erfreulich beobachten. Ein paar Familien reichen sich in langer Folge durch dieses Jahrhundert die silbernen Schalen. Kaum ein Glied ist unter ihnen, dessen Name ohne Verlust verklingen könnte, jedes Glied der Geschlechterreihen prägte sich in irgend einer Beziehung schärfer aus, gab Ererbtes und Erworbenes weiter. Warum sollten wir uns nicht herzlicher an den Dingen freuen, die uns eine Wahrheit in selige Nähe rücken, auch wenn ihr Wert an sich wohl geringer sein mag! Die Einzelnen der übrigen Stämme wirkten vielleicht Größeres, aber wir kennen den goldenen Untergrund ihrer Ahnen seltener, während sich die Geschlechter in Bern und Zürich zur lückenlosen Kette reihen, an der wir vieles in sicheren Händen halten. Das war die Richtlinie der Entwicklung von 1450 bis 1800: durch hundert Zwischenbildungen aus der Vermählung deutschen und antiken Wesens die neue Kultur! Das Bürgertum, die freien Städte waren ihre vorbestimmten Trägerinnen. In Deutschland brach das alte Bürgertum unter der Landeshoheit nieder, und erst als ein neues Bürgertum entstanden war, konnte sich der Traum der Renaissance erfüllen. Die ununterbrochene Folge lag neben Hamburg in der Schweiz. Grundbedingung war die freie städtische Entwicklung von Bern und Zürich.

Das erklärt den scheinbaren Widerspruch, daß nicht die konservativen Demokratien der Urschweiz die Vermittler und Schöpfer dieser Literatur waren, sondern Bern und Zürich, die sich eben, im Gegensatz zwar zum politischen Gedanken der Urschweiz, doch in folgerichtiger Fortbildung des städtischen Lebens im sechzehnten Jahrhundert entfaltet hatten. Es entsprach den konservativen Tendenzen der Urkantone, daß sich die literarischen Formen des sechzehnten Jahrhunderts, die damals Bergalamannien hohen Glanz verliehen hatten, im siebzehnten Jahrhundert fortwirkten. Auch nach 1600 herrschten die katholischen Orte im Drama unbestritten. Solothurn und Freiburg, die vor wenig Jahren nur leise an dieser Kultur teilgenommen hatten, traten jetzt entschiedener in den Kreis. Mit großem Aufwand wurden in Luzern um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts König Arphaxat, Judith und Holofernes gegeben. In Einsiedeln kamen noch immer Türkendramen auf die Bühne. Vielleicht ist es ein wichtiges Zusammentreffen in Hinblick auf den Alamannen Schiller, daß die Jesuiten 1703 in Solothurn einen Don Carlos spielten und daß in Zug 1728 und in Einsiedeln 1736 eine Maria Stuart gegeben wurde. Durch förmliche Ratsbeschlüsse wurde 1766 in Solothurn und 1768 in Luzern für Schuldramen die deutsche Sprache be-

stimmt. Die Führung in diesem engeren Kreise ging von Luzern auf Zug über. Der Obervogt der Herrschaft Gachnang Johann Kaspar Weißenbach, 1633—1678, war der Dichter des Ländchens. In Zug war er geboren, in Einsiedeln erhielt er seine Bildung. Die Familie soll westfälischen Ursprungs sein, kein übler Gedanke, wenn man sich der niederdeutschen Namensform der Berner Wyttenbach erinnert. Soweit man sie überblicken kann, sind die Weißenbach Offiziere und Beamte. Es ist ein neuer Beweis für die vielbeobachteten fränkisch-alamannischen Zusammenhänge in der Rheinlinie, daß er im engsten Anschluß an Spee und Balde seine geistliche Hirtenliedersammlung dichtete „Damons des unseligen Hirten einfältige Cither mit deutschen Saiten bespannt". Dieser Einfluß der beiden Jesuiten findet eine Stütze in der Familie des Dichters. Ein Weißenbach wollte als Jesuitenmissionär nach Indien gehn und starb 1648 in Spanien auf der Reise. Johann Kaspar war damals fünfzehn Jahre alt. 1672 wurde in Zug sein „Eidgenössisches Contrafeth der auf- und abnehmenden Jungfrau Helvetia" gespielt, in wechselnden metrischen Formen ein Bild der ganzen eidgenössischen Geschichte. Was das Drama so bedeutsam macht, sind die bewegenden Volksszenen wie der Zuger Dialekt. Viel christliche und heidnisch-antike Symbolik muß die Wirkungen zu erarbeiten suchen, die freilich nicht aus der innern Gewalt der Dichtung kommen konnten. In seinem Todesjahr 1678 führte die Zuger Bürgerschaft sein Passionsspiel auf: „Trauergedanken einer christlichen Seele unter dem Namen Hagiophilae". Die Chöre und Pantomimen des Stückes verraten immerhin, daß Weißenbach nicht in ausgefahrnen Geleisen fuhr. Das Geschlecht der Spichtig in der Pfarre Sachseln war durch Körperkräfte berühmt. Johann Peter Spichtig erwarb der Familie mit seinem Dreikönigsspiel 1658 und seinem Leiden Christi 1663 literarischen Ruhm hinzu.

Noch anspruchsvoller als die Urschweiz traten die alten Dichterlandschaften Stadt Sankt Gallen und das Toggenburg in die Bewegung ein, die immer schärfer von Bern und Zürich geführt wurde. In Sankt Gallen war Josua Wetter, 1622—1656, Kanzleisubstitut. Wie schade, daß er der einzige war, der sich aus den unvergleichlichen volkstümlichen Bühnentraditionen zu der Kunsttragödie großen Stiles durchzuringen suchte, wie sie Andreas Gryphius vertrat. Sein „Karl von Burgund" wurde 1653 gespielt, zehn Jahre später gedruckt. Der Aufbau ist auf fünf Akte mit Szenenteilung gestellt, die Sprache ohne heimatliche Anklänge. Die Chorlieder prägen das Stück als den neuen Typus aus. Der Dialog läuft in Alexandrinern ab, die Volksszenen leben im alten vierfüßigen Verse. Sein „Kampf der Horazier und Curiatier" kehrt nun öfter in der Bühnenliteratur wieder. Seine Prosaschriften hat Fischart zweifellos beeinflußt.

Das Toggenburg schloß sich wie im dreizehnten Jahrhundert so auch jetzt literarisch an Sankt Gallen an. Ein Toggenburger war die schärfste literarische Individualität dieser Zeit, Johannes Grob. Die Familie stammte aus Peterszell, der Vater war einer der reichsten und angesehensten Männer der Landschaft. Johannes war 1643 zu Enzenschwyl geboren. In dem einsamen Bergdorfe verlebte er seine schönsten und ruhigsten Jahre, die wenigen, die ihm ohne Stürme blieben. War doch schon der Name seiner Heimat ein Schlachtruf der streitenden Parteien. Seine Studien machte er in Zürich, diente bis 1664 in Dresden unter den Musketenschützen und ging dann auf Reisen. Während der erbitterten Kämpfe zwischen den evangelischen Toggenburgern und dem Abt von Sankt Gallen entwurzelt, siedelte die Familie 1674 nach Herisau in Appenzell über. 1697 starb er. Die Dichter der Zeit, die ihm groß dünkten, waren Opitz und Hofmannswaldau, vor allem der Alamannensproß, der „süße Rist". 1678 stellte er seine erste Gedichtsammlung aus, die „Versuchsgabe", 1700 erschien sein „poetisches Spazierwäldlein". Sein ganzes Wesen fieberte in der heißen Luft der Toggenburger Kämpfe, er war für den Nordosten, was Graviseth für den Südwesten war, ein unerbittlicher Richter und Vernichter. 1688 leitete seine Flugschrift „Treugemeinter Eidgenössischer Aufwecker" den verzweifelten Kampf um den Niedergang der Bünde ein. Was Beat von Muralt in schönen französischen Briefen auf ethischem und literarischem Gebiete vorbereitete, das suchte Grob auf politischem durchzusetzen: Abkehr von Frankreich, dem Volk und Adel in Waffen diente, das die herrschenden Familien durch reichen Sold stützte. Er wußte für beide Bekenntnisse des Bundes zwingende Gründe. Die Katholiken suchte er heiß zu machen, indem er sie auf die Gewalttaten Ludwigs XIV. gegen den Papst und gegen Avignon wies, den Reformierten brandmarkte er die Aufhebung des Edikts von Nantes. Und wenn er gegen die Rekrutierung für französisches Geld eiferte, so berief er sich vor den Katholischen auf den seligen Bruder Klaus, vor den Reformierten auf Zwingli. „Der aufgeweckte, witzige, schlagfertige Toggenburger" verleugnet sich auch in seinen Epigrammen nicht. Eine Frucht seiner Reisen waren die geistvollen Verse auf all die Städte, die er durchzogen. Diese Stachelverse haben keine einheitliche Form. Sprichwort, Fabel, Anekdote und Sinnspruch birgt sich noch öfter unter der Gattung als das, was uns Lessing als klaren Begriff so vertraut machte. Immer wieder höhnt und poltert, stichelt und wettert er auf französische Sitte und Übermacht. Für das schicksalsvolle Umstimmen der deutschen Seele von der französischen auf die englische Tonart waren seine Verse von größter Bedeutung.

Basel, das durch seine Universität und sein altes Bürgertum berufen schien, die unvergleichlichen Literaturüberlieferungen aus dem sechzehnten

Jahrhundert fortzusetzen, versagte mehr und mehr, und es war bezeichnend für die Stellung der Urschweiz und des Rheintales, daß die fruchtbaren Anregungen, die um 1750 zugleich von Luzern und Basel kamen, erst Sinn und Bedeutung erhielten in dem Augenblick, da Bern und Zürich sie aufgriffen. Der Anteil Basels an der Entwicklung der Schaubühne war bedeutungslos. 1658 und 1667 spielte hier die kurpfälzische Truppe, 1665 eine Hamburger, 1696 gaben deutsche Komödianten einen Faust und im achtzehnten Jahrhundert traten fast nur noch Franzosen auf. Das Schicksal Straßburgs drohte auf die Schwesterstadt von ehemals überzugreifen. 1610 kam in Basel die älteste politische Wochenzeitung heraus. Seit 1576 Basler Bürger, stellte die Predigerfamilie der Brandmüller die einzigen beachtenswerten Literaten der Stadt, Johann Jakob, seit 1587 Professor der Poesie am Pädagogium schrieb noch lateinisch, der Prediger Johannes, 1593—1664, baute die antiken Strophen seiner deutschen Gedichte ganz nach lateinischen Grundsätzen, nach dem innern Gehalt der Silben. Erst Johann Jakob Spreng, 1699—1768, der Altersgenosse der großen Züricher, maß seiner Heimat mehr Bedeutung zu. Sein Vater war Schreiblehrer am Basler Gymnasium. Spreng studierte Theologie, wurde von Karls VI. Gnaden poeta laureatus und 1743 Professor der Poesie und Beredsamkeit in der Heimat. Er stand mehr zu Gottsched, wenn er es überhaupt wußte, denn seine Haltung während der großen literarischen Fehde war schwankend und unzuverlässig. 1741 machte er die übliche Psalmenparaphrase, gab im gleichen Jahre Kirchenlieder und 1748 seine geistlichen und weltlichen Gedichte heraus. Sprachübung war beinahe der einzige Zweck seiner poetischen Arbeiten. Und wirklich ist er einer der ersten Germanisten, der eine Reihe von Ausgaben schuf. Zweiundzwanzig Bände eines historisch-kritischen Wörterbuchs liegen handschriftlich in Basel. Das beste mundartliche Buch der Zeit ist sein Lexikon des Basler Dialekts. Mit der Wochenschrift „Der Eidgenoß" 1749 und seinen Fortsetzungen bis 1759 suchte er Gottsched Sekundantendienste zu leisten. Sein Nachfolger im Amte war der Diakon bei Sankt Peter Achilles Wirz, 1745—1778, der Übersetzer Popes und Drydens.

Für Sprengs Berufung an die Basler Universität hatte sich ein Fremder, Karl Friedrich Drollinger, erfolgreich eingesetzt und Spreng suchte das Andenken des Verstorbenen festzuhalten, indem er 1743 dessen Gedichte mit einer Gedächtnisrede herausgab. Wenn jemand in diesen Jahren seine Klinge keiner der streitenden Parteien lieh, so war es Drollinger. Er stand ja auch nach Heimat und Abkunft beiden feindlichen Mächten ferner, war 1688 zu Durlach geboren, studierte seit 1703 in Basel Geschichte, wurde Archivbeamter, Freund und Mitarbeiter Iselins und starb 1742 in Basel. Der

Jurist Nikolaus Bernoulli wies ihm den Weg, auf dem die deutschen Stämme nun bald von Erfolg zu Erfolg eilten, den Weg zu den Engländern. Seine Lieder sind ein Nachhall von Brockes und ein Vorklang Hallers. In sprachlichen Dingen hielt er zu den Schweizern. Er arbeitete am Hamburger Patrioten mit und wurde so nun wie viele ein Glied der reichen Übergänge von Hamburg bis Bern und Zürich. Soviel Anmut und Heiterkeit, leichtbewegliche Schmiegsamkeit ging aus keinem der alamannischen Poeten dieser Zeit auf. Drollinger war eben der formbegabte Rheinfranke.

Ein Bettelmann warf seine Krücke
Voll Unmuts in den tiefen Rhein
Und sprach erzürnt auf sein Geschicke:
„O Tod, verkürze meine Pein"!
Der Tod erschien ihm aus Erbarmen.
„Ei", sprach der Bettler, „bist du hier?
Mein Trost und Stab entfiel mir Armen,
Ach schwimm' ihm nach und hol' ihn mir."

Der Ratsschreiber Isaak Iselin, 1728—1782, wurde zum geistigen Mittelpunkte der Stadt. Der älteste des Geschlechts, Heinrich, kam 1364 aus Rosenfeld nach Basel. Seit 1403 waren die Iselin Bürger, Kaufherren zunächst, dann Räte und Juristen und schon im sechzehnten Jahrhundert werden sie Professoren. Iselins Anteil an der helvetischen Gesellschaft steht auf andern Blättern. Er war der arbeitsamste Vertreter des Humanitätsgedankens, begann 1776 mit der Herausgabe seiner Zeitschrift „Ephemeriden der Menschheit oder Bibliothek der Sittenlehre, Politik und Gesetzgebung" und gründete im folgenden Jahr die Basler Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen. Verteilung von Volksschriften und Büchern war eine wesentliche Aufgabe der Genossenschaft. Was Iselin sonst plante und sehnte, das galt für ganz Bergalamannien. Die es glücklich auswirkten waren seine Freunde von Zürich.

2.

Bern.

Der Toggenburger Krieg berichtigte die Schlacht bei Kappel zu Gunsten Berns und Zürichs. Damit war der Zerfall der alten Eidgenossenschaft im Gange. Unversöhnlicher als am Abend von Kappel standen sich Sieger und Besiegte gegenüber. Die Demokratien hatten gegen die Aristokratien verloren, die Urschweiz gegen die jüngern Kantone, und stürzten nun, zu schwach,

um sich gegen die mächtigen Republiken Bern und Zürich zu halten, in den französischen Arm, der niemals hilfsbereiter war. Die ganze soziale und politische Entwicklung der Schweiz hatte ihren entgegengesetzten Ruck erhalten: Schach dem Lande, freie Bahn der Stadt! Die Entwicklung Berns und Zürichs war ein Glück, das den alten freien Städten Alamanniens versagt war, sie war für die Schweiz das Gegenstück zur Entwicklung der absoluten Monarchie aus dem alten Feudalstaate. Denn wie die Aristokratien über die Demokratien emporstiegen, so innerhalb Berns und Zürichs einige herrschende Familien über Zunft und Bürgertum.

Aus einer leidlich freien Demokratie war Bern zu einem ausgesprochenen Patrizierstaat geworden. Die Zünfte waren von je verboten. Aber während in den frühen Tagen der Republik das Bürgerrecht so leicht zu gewinnen war — konnte man doch 1514 noch um zwei Batzen Bürger werden — wurde der Ring bereits 1680 geschlossen. Die Zahl der ratsfähigen Familien war rasch im Sinken, der Geschlechter, die tatsächlich regierten, wurden immer weniger, mehr Glieder derselben Sippe kamen ans Ruder, so daß es 1775 nur noch zwölf Geschlechter waren, die sich mit 132 Männern am Rat der Zweihundert beteiligten. Bern war auf dem sichersten Wege zur Monarchie. Dieser soziale und politische Wandel war es nun, der auch das literarische Leben der Stadt entscheidend beeinflußte. Denn Geburt und Heirat waren das Tor zu all den Machtmitteln geistigen und materiellen Lebens. Da sich der Ring der herrschberechtigten Familien immer enger schloß, waren die meisten Gewalthaber Blutsverwandte und Verschwägerte. Für jeden Neugeborenen dieses Adels wurden der Ahnen immer weniger. Es läßt sich denken wie wenig literarische Ergebnisse aus diesem Milieu zu erwarten waren, falls unter den Ahnen dieser Generationen keine literarische, keine künstlerische Begabung von Anfang an vorhanden war, denn neues Künstlerblut konnte dieser mächtigen Gesellschaft ja von außen nicht zugeführt werden. Es läßt sich denken, welche Widerstände dichterische Energien in diesem Kreise fanden, da sie ja von außen kommen mußten.

Für die glücklichen Spiele der Schönheit war in der Seele des echten Berners wenig Raum. Die einsame Stadt auf der Halbinsel der Aare war von je von Feinden umlauert. „Kein Bürger von Bern, Hunderte von Jahren hindurch, wurde geboren und wuchs auf, ohne von frühester Jugend an zu wissen, daß sein Leben zum weitaus größeren Teil keinem Privatzwecke des Erwerbs oder Genusses gehören könne, sondern beinahe ausschließlich der beständigen mühsamen Erhaltung dieses Gemeinwesens, dessen ganzer Reichtum in seinen Bürgern lag, während es sonst außerhalb seiner Mauern wenig besaß, — anfänglich ja nicht einmal den nötigen Boden, um eine Brücke an das

andere Ufer der Aare zu lehnen." Und die ganze Stadt! Sie „ist schwer, beinahe düster, der Himmel rauh, das Volk zurückhaltend, fast sprachlos in seinen besten Elementen". Eine solche Gesellschaft, deren Gedanken durch politische Zwecke und Ziele gebunden waren, in deren fest verschmolzenem Blute kein leichter Tropfen rollte, lockten freilich keine Federsiege, — trotzdem sie sich Formen schuf, die viel an die höfische Zeit und ihre sozialen Bindemittel erinnerten. 1676 schloß sich in Bern eine „Gesellschaft der vollkommenen Freunde" zusammen, die sich Verteidigung der Ehre, der rechtgläubigen Religion, der guten Sache und der Frauenehre zuschworen, eine Verritterlichung ihres ganzen sozialen Milieus. Es fand sich sogar die Frau, die alle Kostbarkeiten des Leibes und des Geistes besaß, um diese feinen Kreise zu edlem Leben zu befeuern, Katharina Francisca, die Tochter Gabriels von Wattenwyl, 1645 geboren. Sie war ein Typus ritterlichen Frauentums. Die Berner Jugend umschwärmte sie, war von grenzenloser Bewunderung hingerissen, wenn das kühne Weib etwa auf der Jagd einen zudringlichen fremden General kurzerhand aus dem Sattel schoß. Als Frau ihres zweiten Gatten, des Neuenburger Gerichtsschreibers in Valangin, Perregaux, stürzte sie sich in politische Händel. Es war für die schönen Frauen Berns gefährlich ausländischen Gesandten zu gefallen, sie wurde gefangen, entsetzlich gefoltert, zum Tode verurteilt, begnadigt, verbannt und schrieb der Heimat fern ihre köstlichen Erinnerungen. Das war das Bern des siebzehnten und frühen achtzehnten Jahrhunderts.

Der Adel war in fremden Lagern groß gewachsen, die Republik, durch den Besitz der Waadt Frankreichs Nachbar, seinen Sitten und seiner Bildung geöffnet, vergaß nun auch den andern Grundgedanken, der sie groß gemacht hatte, ein Hort gegen welsches Wesen zu sein. Doch was der Berner lernte, waren stets nur leere Formen. Der Landvogt Wagner zu Baden, ein Apotheker, nannte sich in einer gedruckten Kundgebung „Wir, Samuel von Wagner", und das fiel nicht auf, „weil es ein Berner war". Voltaire zitierte immer wieder die Worte des Berner Landvogts in Lausanne: „Aber der Teufel, Herr von Voltaire, warum machen Sie denn immer so viel Verse? All das Zeug führt zu nichts. Mit Ihrem Talent könnten sie es sonst wohl zu etwas bringen. Sehen Sie mich an, ich habe es bis zum Landvogt gebracht." Und wie wenig hielt der Berner selber noch im achtzehnten Jahrhundert von den geistigen Interessen seiner Stadt! Der Rat handhabte die Zensur aufs sinnloseste und brutalste. So wurde ihm die Pucelle d' Orleans und von Helvetius De l' esprit zu viel gelesen. Er beauftragte daher den Bibliothekar Sinner mit Nachforschungen. Doch der witzige Mann zog sich mit den Worten aus der Affäre, er habe genau untersucht, mais que dans tout Berne il n'y avait

ni Esprit ni Pucelle. Albrecht Haller hatte Erfahrung genug, um die bittern Worte sagen zu können, wenn in Bern jemand auf einen Bogen Papier steige, jage man ihn mit Stangen herunter. 1712 spielten die Berner Studenten ein Stück, in dem sie unter dem Bilde von Hellas die zeitgenössische Geschichte behandelten. Luzern war Sparta, Bern Athen, Zürich Theben. Hätten sie die Symbole für Bern und Zürich getauscht, sie wären der Wahrheit näher gekommen. So wuchs die neue Literatur in Bern in stetem Widerspruch und Tadel der herrschenden Gewalten heran.

Die frühesten Dichtungen des siebzehnten Jahrhunderts entstanden ohne Zusammenhang mit der Stadt im Berner Oberland oder entsprangen doch dem Geiste, der von diesen Bergen ausging. Um 1600 begann sich im Oberland beinahe eine eigene Literatur zu entwickeln. Politische und religiöse Volksliederdichter kamen und gingen, namenlos die meisten und durch das ganze Jahrhundert klingen ihre Lieder fort. Das merkwürdigste Gedicht ist wohl das Ostfriesenlied, 1665 gedruckt, wahrscheinlich von Matthias Zwaldt aus Hasle. Am seltsamsten ist es, daß sich die Hasler und Frutiger friesischer Abkunft rühmten. Die Bewohner beider Talschaften hielten sich warme Treue. Der Gegensatz zwischen dem beherrschten Land und der beherrschenden Stadt war so groß, daß sich das Oberland der Urschweiz zuneigte, daß im großen Schweizer Bauernkrieg katholische und reformierte Bauern zusammengingen. Die Hasler und Frutiger kamen oft zu Festen zusammen, ein solches feiert das Lied. Weit über die sonstige Bedeutung der Zeitungen des Jahrhunderts ragt das Ommlilied aus dem Simmental. 1617 verirrte sich ein Landmann in die eisige Einöde des Oberlandes, blieb vier Wochen ohne Speise und starb, als er gerettet wurde. Nach der Melodie „Wilhelm bin ich der Telle" behandelt bald nach 1617 das Lied in Ichform und Nibelungenstrophen erschütternd einfach und anschaulich die wunderbare Märe:

Ich aß keine leibliche Speise vier Wochen lang vernimm,
Weit über menschliche Weise in kalter Zeit so grimm,
Vom Wintermonats Tage, dem fünften obgedacht,
Bis an den dritten ich sage, Christmonats, das betracht.

So beleuchtet von der lyrischen und epischen Literatur des Oberlandes gewinnt Hans Rudolf Rebmann, 1566—1605, Berner Geistlicher, weit mehr Interesse als die 14000 Verse seines „Gastmahls und Gesprächs zweier Berge, des Niesen und Stockhorn", 1606 gedruckt, eigentlich beanspruchen dürfen. Am Anfang einer langen Stoffreihe schildert das gelehrte Gedicht mit seinen alten Reimpaaren die Berner und Walliser Alpen, schildert ihre Bewohner, die Einsiedler, Jäger und Bergleute und baut darauf die ganze Geographie der vier Erdteile und eine ganze Schöpfungsgeschichte auf. Aber freilich, all das

war nur, wie die weißen Kämme zu guter Stunde nach Bern hereinblinken. Innerhalb der Mauern waren es andere Sorgen, die die Federn in Unraſt verſetzten.

Der Alamanne Lingelsheim in Heidelberg ſtand nicht mit ſeinem Namen bloß am Eingange der Literatur des alten Weſtens und neuen Oſtens im ſiebzehnten Jahrhundert. In ſeinem Hauſe zu Heidelberg wurde der junge Jakob von Graviſeth erzogen. 1598 war er geboren. Sein Vater war der Straßburger Bankier Renatus Graviſeth, der nach dem Ankauf von Schloß Liebeck 1615 vom Kaiſer geadelt wurde. Jakob von Graviſeth erbte von Jakob von Bongars aus Boudry bei Orleans, dem langjährigen Geſandten Heinrichs IV. bei den proteſtantiſchen Fürſten, eine unſchätzbare Bibliothek, die wieder Lingelsheim bis zur Großjährigkeit des Knaben verwaltete. Jakob heiratete die Tochter des Berner Schultheißen Franz Ludwig von Erlach, Salome, wuchs in Bern feſt, wurde Bürger und ſtarb 1658. Die Bibliothek beſtand aus fünfhundert Handſchriften und dreitauſend Drucken. 1632 ſchenkte er ſie der Stadt Bern. Die Benutzung ſollte öffentlich ſein. Was ſeit dieſem Jahre Schönes und Gutes in Bern gedacht und geſchrieben wurde, das dankte die Stadt dieſer koſtbaren Sammlung. Da erſchien 1658 mit dem Druckort Lutetia ein Büchlein, deſſen Titel Heutelia leicht als Helvetia zu leſen war, eine Reiſeſchilderung durch eine Provinz der neuen Welt und der Schlüſſel, der auf dem letzten Blatte angehängt war, erklärte, unter Leontarchia müſſe man die Pfalz, unter Bonzi die Mönche, unter Druidae die Paſtoren, unter den andern ſeltſamen Namen Schaffhauſen, Bern, Zürich, Luzern verſtehen. Es ging ein ſcharfer Wind durch dieſe abenteuerlichen Blätter. Der Verfaſſer war ein ſtarrſinniger Ariſtokrat, das ſpürte jeder, der das Büchlein mit Verſtand geleſen. Etwas von Rabelais' und Fiſcharts exotiſchen Motiven wirkte auf den Zuhörer ein. Ein prächtiger Beobachter reiſt durch die Schweiz, kennt die Städte ſehr genau, iſt luſtig und humorvoll, wenn er nicht gerade bitter ſchilt, iſt klaſſiſch gebildet, außerordentlich beleſen, faſt als ob ihm all die Bücher leicht in eigenem Hauſe zur Hand geweſen wären. Ein kecker Wagehals, der mit ſoviel Witz und Erfahrung die unantaſtbaren Übelſtände der großen Schweizer Ariſtokratien zerklopfte. Er wußte die ärgerlichſten Hiſtörchen; wie ein Landvogt den ganzen Tag damit beſchäftigt iſt, „Geld zu zählen und die Goldſorten in aller Andacht zu wägen und zu unterſcheiden, dieweil er bald nach Bern verreiſen werde"; das Patriziat wußte alſo einträglich zu regieren; wie jemand, der mit der Obrigkeit zu tun hatte, auf dem Markte einen welſchen Hahn kaufte, ihn am Fuße zeichnete und dem Gewaltigen überreichte, aber immer wieder fand er das Tier auf dem Markte zu haben, immer wieder wurde es ihm bei einem andern nützlich, aber beim Bürgermeiſter

blieb es hängen. Ein böses Buch. Der Verfasser war Jakob von Graviseth, der erste, der gegen die ungesunde soziale wie politische Entwicklung der Schweiz anzureiten wagte.

Das Buch beschränkte sich auf die äußeren Formen der Gesellschaft. Trotz des scharfen Tones war es nur halbe Arbeit, aber immerhin die erste Rast auf dem Anstiege zu einem neuen starken kulturellen Leben. Sah man stärker zu, so mußte man finden, daß die Erziehung der führenden alamannischen Aristokratien zu größeren Aufgaben aus dem Ethos der Völker heraus zu versuchen war. Ein halbes Jahrhundert schon sprach man von dem verderblichen Einfluß Frankreichs. Man fand ihn in Äußerlichkeiten. Da war es nun wie eine Offenbarung, daß der Romane Beat Ludwig von Muralt zum ersten Male die entscheidende Frage aufwarf: was ist euch Schweizern denn ein besseres Vorbild: der nahe Franzose oder ferne Engländer? Das war eine Selbstverleugnung von edelster Größe, daß Muralt in seinen Briefen — sie gehören mit an die Spitze der neuen deutschen Literatur — als erster auf den heilsamen Einfluß des englischen Charakters hinwies, den er mit unendlicher Feinheit begriffen. Die Familie Muralt war 1555 aus Locarno eingewandert. Tauchen nicht eine Reihe Romanensprößlinge auf, die den Bergalamannen zu geistigen Erfolgen führten? Zwei Brüder Muralt trugen das südländische Blut in beide Republiken, Johannes nach Zürich und Martin nach Bern. Auch das war keine Einzelheit, daß bedeutende alamannische Sippen gleichen Bluts und Namens sowohl in Bern wie in Zürich blühten. Die Berner Muralt traten in Staatsdienste, Beat Ludwigs Vater diente in fremden Armeen. Sein Sohn kam 1665 in Bern zur Welt, studierte in Genf und wurde französischer Offizier. Zwischen 1693—1698 ging er nach England. Hier offenbarte sich ihm die ganze Eigenart und Größe des englischen Volkscharakters, es waren die Jahre, da die neue Züricher Generation geboren wurde. Hätte sie Milton entdecken, hätte sie Milton so fruchtbar entdecken können, wenn Muralt nie in England gewesen wäre? Noch in England, dann in Frankreich, später in der Schweiz schrieb er ohne festen Plan als glückliche Stimmung des Augenblicks die anregenden Blätter: Lettres sur les Anglois et les François et sur les Voiages. 1725 erst erschienen sie, nachdem sie fast dreißig Jahre in vielen Abschriften verbreitet waren. Romanischen Blutes und französischem Wesen aufs engste verschwistert, wies Muralt in französischen Briefen dem Deutschen als erster die neuen Wege. Als Leitgedanken stellt er an die Spitze des Buches, die Frucht der französischen Bildung sei der Durchschnittsmensch mit seiner einzigen Kunst des savoir vivre, die Frucht der individuellen englischen Erziehung sei die Natur, hervorragend in Gutem wie in Bösem. Nur kein Mittelmaß! Es klingt wie die Grüße

eines nahen Morgens, wie ein Vorgedanke des Kraftgenies und des Übermenschen. Muralt war wie Graviseth ein bedingungsloser Anhänger der Berner Republik in ihrer damaligen Form, aber wenn ihm am Engländer die Mißachtung des Urteils der Menge, der höfischen Gunst, wenn ihm der Freiheitsdrang und Freiheitsmut gefiel, so predigte er durch Aufstellung eines großen Vorbildes doch mancherlei Reformen. Nach Ausgangspunkt und Richtung der Gedanken ist zwischen seinen Briefen und der Germania des Tacitus wohl manche Ähnlichkeit. In beiden Denkmälern stand ein fremder, zwar ideal doch wahrheitsgetreu geschilderter Volkscharakter am Horizont einer neuen Zeit. Beide leiteten von ihm ihre Grundsätze und Warnungen her. Die Franzosen waren Muralt Knechte der Fürsten und der Mode, die sich, Lob zu erschmeicheln, selbst Fremden dienen. Schein für Inhalt sei der stete Kauf des Franzosen. Zwei Gedankenzüge laufen in die scharfe Spitze dieses Buches zu: der bel-esprit der Franzosen und der bon-sens der Engländer; das war der Kern dieser Briefe und des neuen Lebens. Hart und klug schlug er aus diesem Kontrastgefüge alle Zufälligkeiten los, bis ihm die neuen Grundsteine in schönstem Ebenmaß blieben. 1. Von den zwei Grundanlagen der Seele ist eine auf das Gute gerichtet, bon-sens, die andere auf das Schöne, bel-esprit. Beiden liegt das Wahre zugrunde. 2. Natürliche Einfalt ist die Bedingung alles Erhabenen. Sie liegt vor allem in den Werken des bon-sens, liegt in einer klaren, einfach und einheitlich dargestellten Wahrheit. 3. Der bel-esprit kann nur durch Auffindung von Beziehungen der Dinge untereinander angenehme Überraschung bereiten. Das ist wertlos. 4. Der bon-sens erkennt die Beziehung aller Dinge auf den Menschen, führt durch das Erhabene in seinen Werken den Menschen zum Guten, und dazu ist er bestimmt. 5. Zu Werken des bon-sens ist nur der fähig, der die Geradheit des Herzens besitzt. 6. Der Wert jedes Geistesproduktes ist durch den sittlichen Wert seines Verfassers bestimmt. Das mußte ein französisch gebildeter Romane dem Germanen sagen. Dreißig Jahre nach diesem Bekenntnis kam Gottsched. Der Romane Muralt leitet aus der Größe des englischen Volkscharakters unter scharfer Kritik französischen Wesens ethische und ästhetische Grundsätze ab, der deutsche Gottsched hängt alle seine Gedanken an eben diese Franzosen. Mit dem feinsten Blick für das Wesen geistiger Kräfte legte Muralt die Wahrheit und sittliche Wirkung des Kunstwerkes in die Seele des Dichters, mit ebenso großer Unvernunft zerrt Gottsched die Wahrheit, wie er sie verstand, und die sittliche Größe, wie er sie sich dachte, in das reine Kunstwerk. Muralt sagt, das Kunstwerk sei wahr und sittlich, wenn und weil es der Künstler sei, Gottsched meint, der Mensch werde sittlicher, weil und wenn es die Kunstwerke seien. Aber als Muralt die Tatsachen an seinen neuen

Gedanken maß, kam er zu seltsamen Schlüssen. Zwar verurteilte er die französische Literatur, Boileau zumal und Rabelais, aber er stellte Molière über die englischen Komödien und verwarf Shakespeare. Und doch, seine Briefe waren mehr als bloße Verneinung, darum ungleich mehr als die Heutelia, er suchte nach einem erlösenden Ja und nach rettenden ethischen Mächten und fand viele im englischen Volke, das war vierzig Jahre vor Voltaires, fünfzig Jahre vor Le Blancs Briefen über England.

So stand Muralt an einem Wendepunkt im kulturellen Leben Berns, der Schweiz, aller deutschen Stämme. Nur brachte ihn der späte Druck dieses Büchleins um die besten Wirkungen. Schmachvoll war die Abhängigkeit der Berner Geistlichkeit, nicht vom Berner Staate, sondern von den Wenigen, die ihn beherrschten. Da wurde nun, unabhängig von dem Alamannen Spener doch ebenso von England beeinflußt wie er, ein neuer Geist in der Berner Jugend lebendig. Studenten der Theologie fanden sich zu einer Vereinigung zusammen, die den collegia pietatis in vielem ähnlich war. Bedeutende Familien der Stadt, die Wattenwyl, Stübler, Haller, May stellten die Anhänger des Pietismus in Bern. Jakob Böhme beeinflußte sie ebenso wie die englischen Philadelphier Johann Wilhelm Petersen und Jeane Leade. Das war noch 1695, zu gleicher Zeit als Muralt seine Briefe über das englische Volk schrieb, vielleicht hat er sogar viel an solch mystischem Einfluß vermittelt. Der Rat, dem sich durch solche Erneuerung das Kirchentum zu entziehen drohte, griff wie immer vernichtend zu. 1699 wurden die pietistischen Geistlichen entlassen. Muralt war auf ihrer Seite gestanden, zunächst nicht als Anhänger, sondern aus Gründen der Billigkeit und Gerechtigkeit. Da er stets für den Inhalt eintrat, wo Formen zu überwuchern drohten, so konnte seine Stellung nicht zweifelhaft sein. Sein Oheim Johann Bernhard von Muralt war mit Leib und Seele bei den kirchlichen Neuerern. Er war von Zinzendorfs Jugendfreund Friedrich von Wattenwyl beeinflußt, der in Montmirail eine herrnhutische Anstalt gründete. Beat von Muralt wurde 1700 vor eine Kirchenkommission gewiesen, für einen Ketzer befunden und verbannt. Er ging nach Genf und auch von da vertrieben nach Colombier im Neuenburgischen. Hier kam er immer tiefer in mystische Wirrnisse. Vor dem vollen Wahnsinne rettete ihn nur der Tod 1749. Seine Kinder aus der Ehe mit einer Wattenwyl verloren sich im französischen Volke. In Deutschland hatte er begeisterte Freunde neben Feinden, die ihn durch Schweigen zu töten suchten. Gottsched nannte seinen Namen ehrend, Bodmer mit Stolz und Bewunderung, Hagedorn kannte ihn. Muralt und Bodmer schrieben sich französische Briefe, und daß er zunächst für den Verfasser von Hallers Gedichten galt, ist für beide Männer rühmlich. Samuel Henzi, der als dritter nach den Worten Graviseths

und Muralts seine Taten mit dem eigenen Blute bezahlen mußte, hat aus Muralts Briefen Kraft geschöpft, so selbständig er auch über sie dachte.

Muralt war der stärkste Anreger, der eine Wandlung zum Bessern nicht durch reine Verneinung, sondern mit positiven Leistungen und zwar auf geistigem Gebiete anstrebte. Von ihm zu Haller führen wenig Stufen, die durch wirkliche Arbeit bezeichnet wären. Die beiden ältesten Berner Schulkomödien, die erhalten sind, stammen von Jakob Anton Vulpius, 1653—1684, da er starb, Leiter der Untern Schule, dem Sohn eines armen Bündner Geistlichen. 1663 wurde von ihm gespielt „Einfältiges Gespräch zwischen Eugenium, Lucianum, Martialem und seinem Jungen". Die Fortsetzung dieses, das zweite Stück, trug den Titel „Zweyer Vätter ungleich gereiste Kinder". Der brave Student und der leichtsinnige Lump waren mit viel Schärfe nebeneinander gestellt. Es ist ein lebendiges Bild des Berner Studentenlebens. Ein unvergleichlicher Wagemut steckte in den Studenten, die mit unerhörter Keckheit diese ganze Abkehr von Frankreich vertraten. 1692 spielten sie in Gegenwart des englischen Gesandten ein Stück, das den englischen König Wilhelm von Oranien feierte und Ludwig XIV. verhöhnte. Auf die Nachricht von dem Bunde Ludwigs mit den Türken sinkt Europa ohnmächtig vom Stuhl. In Gegenwart der fremden Gesandten wurde so mit jugendlicher Schärfe vor aller Öffentlichkeit bekannt, was der Grundzug der ganzen geistigen Bewegung zumal seit Muralt war. Der französische Ambassador nannte den Streich eine insolence outrée, es gab erregte diplomatische Verhandlungen und der Rat mußte „pro forma" alle 24 Mitglieder in den Kotter stecken, wo sie aber „gegen 24 Stunden lang vergnüglichst und reputirlichst traktiert und gehalten worden". Als sie aber 1700 ein Stück über den Ryswikschen Frieden spielen wollten, verbot ihnen der Rat zur größeren Sicherheit ihre Freude. Erst 1708 kamen sie wieder zum Wort mit dem harmlosen „helvetischen Zankapfel". Solon ist Schiedsrichter und urteilt zugunsten Berns. 1712 feierten sie den Toggenburger Frieden mit dem „verwirrten aber wiederhergestellten Griechenland". Der Vertreter schwerer Gelehrsamkeit in Bern war Johann Rudolf Gruner, 1680—1761, aus alter Familie. Er schrieb 304 Werke verschiedenster Art, darunter viele Genealogien Berner Geschlechter.

So liefen eine Fülle von Wurzeln aus der Tiefe des Berner Milieus zusammen, es brauchte nur der Stamm aus ihnen aufzuwachsen, der Früchte trug. Albrecht Haller läßt sich, soweit es überhaupt möglich ist, aus der Entwicklung des Berner Lebens seit 1600 erklären. Die Familie Haller blühte wie die Muralt und Bodmer zugleich in Bern und Zürich. Der Stammvater beider Linien, Johannes, wurde 1487 zu Wyl im Sankt Gallischen geboren

und hatte 29 Geschwister. Kinderreichtum war einer der besondern Charakterzüge der Sippe. Er wurde Diakon in Thun, schloß 1521 mit Verena Zererin aus Zürich die erste Priesterehe im Bernischen und fiel bei Kappel. Die ältern Söhne der Familie waren in der Regel Beamte, Ratsmitglieder und Vögte, obwohl die Haller nicht eigentlich zur herrschenden Kaste gehörten, die jüngern waren zumeist federgewandte Pfarrer. Nikolaus Emanuel wurde 1713 erster Landschreiber der Grafschaft Baden nach der Eroberung durch Bern und Zürich. 1708 wurde ihm der größte Sproß der Familie geboren, Albrecht. Die frühe Jugend ging dem Knaben auf dem Bauernhof Hasli am Abhang des Bremgartenwaldes vorüber. Er kam ans Berner Gymnasium und 1722 nach Biel in praktische Lehre zu dem Arzt Johann Rudolf Neuhaus, 1723 nach Tübingen, 1728 nach Basel. Hier geleitete ihn der Physiker Benedikt Stähelin in die genaue Kenntnis der englischen Literatur, Muralt hatte den Jüngling stark beeinflußt, die Engländer stiegen ihm zu großen Mustern und Vorbildern auf. 1728 machte er, die Pflanzen zu studieren, seine Alpenreise, die „Alpen" des folgenden Jahres waren gewissermaßen die feinste Blüte der Oberländer Dichtung und Oberländer Stimmung, und Rebmanns Alpengedicht empfing einen neuen fremden Strahl durch die Vollendung eines ungleich Größeren. Mit vollem Bewußtsein wollte Haller mit seinen Strophen eine Verherrlichung des Landes geben im Gegensatz zur Stadt, das Gedicht ist nicht so sehr aus dem Literaturmilieu Berns gewachsen als vielmehr des Oberlandes. Das ist ein scharfes Schlaglicht auf die Stellung des Mannes, der durch vieles innerlich von der herrschenden Klasse getrennt war. „Die Alpen" waren aber auch die erste Probe auf die ästhetischen und ethischen Grundsätze der Briefe von Muralt. Sie waren wirklich ein Gedicht des bon-sens, sie boten eine klare, einfach und einheitlich dargestellte Wahrheit, hier war wirklich alle Natur auf den Menschen bezogen, und wenn der sittliche Wert des Dichters den Wert der Dichtung bestimmte, so war er in diesem Fall unschätzbar. Die Pracht der Berge, hier für den Kontinent erobert, und das mahnende Vorbild der Oberländler, das er aufzurichten suchte, waren eine Wiederholung der Briefe von Muralt in dem Sinne, wie jener die Größe des englischen Volkscharakters in gleicher Weise zum Ausgangspunkt seiner ethisch-ästhetischen Forderungen machte.

Wie Haller Rebmann mit seinem Alpengedicht voranging, so folgte ihm der Pfarrer Abraham Kyburtz. Genau im Versmaß von Hallers „Alpen", wobei er viele Strophen herübernahm, schrieb er das göttliche Gedicht unfreiwilligen Humors: „Theologia naturalis et experimentalis, eingerichtet auf die Verrichtungen, Geschäfte und Handlungen der Einwohner des hohen und niederen schweizerischen Gebirgs."

Das Weibsvolk sich ergetzt mit Nähen und mit Spinnen,
Und sorgen, daß die Schwein fett werden ohne Finnen,
Der Metzger schneidet aus die Hammen von zwölf Pfund;
Kommt dann noch Wein dazu, sind sie nicht ungesund.

Hallers „Alpen" erfüllten jene Hoffnungen, die nicht durch reine Kritik wie Graviseth und zum Teil Muralt, sondern durch ethische Leistungen, wie Muralt es in seiner überwiegenden Tätigkeit anstrebte, die Berner Gesellschaft gesundern Verhältnissen zuführen wollten. Seit Haller 1729 als Arzt in Bern war, wagte er auf kurze Zeit ein paar satirische Gedichte. Er bedauerte sie später schmerzlich. 1730 entstand sein einziges Liebesgedicht „Doris" und zwei Jahre später erschien seine Sammlung „Versuch schweizerischer Gedichte". Nun war er aber wirklich den Bernern schon zu hoch gestiegen und sie suchten ihn mit langen Stangen herunterzuholen. Er hatte viel Verdrießliches auszustehn. 1733 entstand sein philosophisches Gedicht „Über den Ursprung des Übels", 1734 wurde er Stadtarzt, 1735 Bibliothekar der Büchersammlung, die 1697 aus dem alten Bestande und der Schenkung Graviseths verschmolzen worden war. Wie eine Erlösung aus drückender Enge traf ihn 1736 der Ruf an die neue Göttinger Universität als Professor für Anatomie, Chirurgie und Botanik. So wurde auch er zu einem Apostel des siegreichen Alamannen im Norden. Doch darf es nicht verschwiegen werden, daß Haller vielleicht von weither Anteil an niedersächsischem Blute hatte, denn seine Großmutter väterlicherseits war eine Wyttenbach, in der vierten Reihe seiner Ahnen steht Nikolaus Wyttenbach, Rat zu Biel. In unsäglicher Trauer trat er sein neues Amt an, denn bei der Einfahrt zu Göttingen war die Gattin mit dem Wagen zu Tode gestürzt. Die „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Marianne" machte seinen Schmerz zum Anteil von ganz Deutschland, von allen Seiten kamen ihm Trostgedichte zu. Langsam arbeitete er sich wieder empor, langsam auch bezwang er aus der Ferne die Berner Gesellschaft. 1745 kam er in den großen Rat. Er kehrte in die Heimat zurück, weltberühmt in bescheidene ärmliche Stellungen, wurde 1753 Rathausammann mit 1400 Franken, Saalinspektor, Stimmenzähler, der hinter dem Schultheiß zu gehn und ihm die Türe zu öffnen hatte. 1758 wurde er Direktor der bernischen Salzwerke zu Roche im Rhonetal. 1777 starb er.

Seine ersten Anfänge waren nur Glieder in dem ununterbrochenen Kampf um die Berner Verfassung, der mit Graviseths „Heutelia" begann und mit Henzis blutigem Ende vertagt wurde bis zur bittern Abrechnung von 1798. Doch Haller war nie ein Feind der Berner Staatsform. Seine satirischen Gedichte galten im Grunde nur Äußerlichkeiten. „Die Alpen" verherrlichten zwar das Land auf Kosten der Stadt, doch der ethische Gehalt des

Gedichts ließ sich auch für diese Gesellschaft fruchtbar machen, ohne Preisgabe eines winzigen Titelchens. Im spätern Alter wurde er noch konservativer als es möglich war. Er hatte nicht umsonst Frauen aus den besten Familien unter seinen Ahnen, seine Mutter Anna Maria Engel, die Tochter des Schultheißen Johann Anton Engel, 1658—1711, und in der vierten Generation Verena von Erlach auf der mütterlichen Seite des Vaters. Das waren schwere Tropfen, die das Blut des Urenkels nicht leichtsinnig wallen ließen. Graviseth, Muralt und Haller standen alle drei unentwegt auf dem alten Boden, sie schnitten nur Äste ab und hüteten sich an den Wurzeln zu freveln.

Gewissermaßen eine Rechtfertigung seiner lebensalten Grundanschauung und eine Sühne der kleinen politischen Sünden seiner Jugend sind die Staatsromane, die Haller schrieb, als seine Fantasie längst nicht mehr seine Gedanken beunruhigte. Mit diesen politischen Utopien stand er zwischen Engländern wie Thomas Morus und zwischen Alamannen wie Andreä und Wieland. Es war nur ein voraus sicheres Nachprüfen des Weges, den er gegangen war, des Bodens, von dem ihn kein Gott mehr reißen konnte. Wenn er in „Usong" 1771, der Geschichte eines Mongolenreiches, die Despotie, in „Alfred" 1773 die gemäßigte Monarchie zu zeichnen suchte, so waren das akademische Erwägungen, wieviel sich wohl an Gutem und Brauchbarem aus beiden Staatsformen in einer idealen Welt herausholen ließe. Das Bild der Republik, wie er es 1774 in „Fabius und Cato" gab, traf nicht auf Bern zu und so konnte er immerhin tadeln. Es waren maßvolle Proteste gegen Rousseau. Von dem er sich beeinflussen ließ, das war Montesquieu.

Haller war einsam in Bern. Die eigentliche Führerin des Lebens in diesen Jahren war Julie Bondeli und der Kreis, der sie umgab. Daneben rangen verschiedene Gruppen um maßgebenden Einfluß. Es wurden große Anstrengungen gemacht Zürich zu überflügeln. Johann Georg Altmann, 1697—1758, der seit 1734 Professor der Beredsamkeit in Bern war, gründete 1739 die Deutsche Gesellschaft. Sie sollte den wenigen Anhängern Gottscheds in der Stadt Rückhalt geben. Mit allerlei Schlichen versuchte er es, die Züricher Gesellschaft zu sprengen. Er gab sich sogar für die dritte Auflage von Gottscheds Dichtkunst zu einem Briefe her, der die Züricher aufs schärfste angriff. Von Bodmer zur Rede gestellt, hatte er die Unverschämtheit dieses Schreiben abzuleugnen. Das „Bernische Freytags-Blättlein" 1722—1723, vom Spectator beeinflußt, sollte mit dem Organ der Züricher siegreich wetteifern. Unter fortgesetzten Erneuerungen hielt es sich bis 1734. Haller war unter den Mitarbeitern. 1740 erschien der „Brachmann", das Blatt der Berner Deutschen Gesellschaft, Herrn und Frau Gottsched gewidmet. Doch all

das waren nur ärmliche Versuche, die geistige Geschlossenheit der neuen Schweizer Literatur zu sprengen.

Aus dem engen Kreise der herrschenden Familien griffen ganz spät nur die Tscharner zur Feder. Seit 1530 waren sie Berner Bürger, seit 1583 im kleinen Rat. Sie stammten aus Chur, waren, reich und tüchtig, Landvögte und Offiziere in holländischen und französischen Diensten und erfochten die Siege der Berner Republik. Niklas Emanuel von Tscharner, 1727—1794, wurde von Pestalozzi in „Lienhard und Gertrud" zur Freude der Zeit verklärt, sein Bruder Vinzenz Bernhard von Tscharner, 1728—1778, war der eigentliche Dichter der Herrschenden. Als Landvogt von Aubonne war er bekannt, auf großen Reisen gebildet und als Gatte von Salome von Bonstetten in den Kreis geistigen Ruhmes einer alten Familie gerückt. Eine kaum übersehbare Korrespondenz verknüpfte ihn mit jedem, dessen Name damals weiter vernehmlich war, mit Haller wie mit Rousseau, mit dem Züricher Freundespaar, mit Geßner wie mit Iselin. 1747 erschien, von Haller stark beeinflußt, seine eigene Gedichtsammlung „Freundschaftliche Geschenke". Und doch wie tief enthüllt es das Wesen dieses Berner Lebens, daß er die „Alpen" und den Anfang des „Messias" ins Französische übertrug. Johann Heinrich von Traunsdorff, 1642 geboren, war in Bern fremd, von seinem Leben ist so gut wie nichts bekannt. Die Sammlungen von Epigrammen enthalten viel Volkstümliches doch wenig Eigenes.

Das war die Berner Literatur von 1600 bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Ein blühendes volkstümliches Leben nur im Oberland. In diesen Widerschein rückte Haller seine „Alpen". Aus den literarisch unfruchtbaren, von politischer Arbeit verzehrten Familien der herrschenden Klasse ein einziger Spätling. Alle die in der Stadt Großes wirkten, waren Leute von der Außenseite wie in den Tagen der Renaissance. Was sie trieb und immer stärker trieb, waren zuletzt immer soziale und politische Tendenzen gewesen, natürlich in einer Stadt, wo alles politisch war. Graviseth, Muralt, Haller, zwar Anhänger des Regimes doch Kritiker, zunächst rein politisch dann kulturell; zunächst schlechthin verneinend dann förderlich aufbauend. Schelter doch keine Frondeure. Der kam nun jetzt, auch er Franzose mehr als Deutscher wie diese Berner alle, seit sie es halb vergessen hatten, warum ihre Ahnen die enge Stadt auf die Landkrümmung an der Aare gebaut hatten. Als Pfarrerssohn war Samuel Henzi 1701 zu Bümpliz bei Bern geboren, ein echter Berner, doch von der alten Art. Ohne Lehrer raffte er sich sein Wissen zusammen als Kopist in der Salzkammer und auf der Berner Bibliothek, zwar wahllos erworbenes doch gutes, gediegenes Wissen. Er schrieb und sprach geläufig Griechisch, er, ein Berner, und man erschrickt fast. Doch es war eine ge-

lehrte Familie. Der älteste bekannte Henzi, Nikolaus, war 1596 Schulmeister zu Aarau, war berühmt als Kenner der griechischen und hebräischen Sprache. Sein Enkel Samuel war Professor des Griechischen und Hebräischen und dessen Großneffe war es, der Griechisch wie Deutsch sprach. Soweit wir sie kennen, wurde in der Familie Henzi viel geschrieben. Ein paar Wochen war Samuel Hauptmann in Modenas Diensten. Der Mathematiker Samuel König wurde sein Freund und beide machten Front gegen die Reisläufer Gottscheds in Bern und gegen ihr Blatt, den „Brachmann". Henzi gefiel sich in Streitgedichten und fand 1743 den Weg zu Bodmer. Im folgenden Jahre gaben er und König ihre Namen her für eine politische Eingabe. Dafür wurden sie verbannt. Henzi ging nach Neuenburg und hier wurde er vollends zu dem, was in Bern ein lebensgefährliches Handwerk war, zum Journalisten und in einer Sprache, der sich der Berner schon seit langem nicht mehr entzog, in französischer. Hier leitete er den Mercure Suisse und gab die zwanglose Folge der Amusemens de Misodème 1745 heraus, scharfe Pfeilschüsse gegen Gottsched. Wenn er ein französisches Gedicht plante Sur la dépravation du goût en Allemagne, so knüpfte er an Muralt an. Trotzdem er sich immer tiefer ins französische Schrifttum verlor, fand er viel Freunde in Deutschland. Ilias und Aeneis brachte er in französische Travestien. 1748 wurde er begnadigt und Unterbibliothekar in Bern. Nun ging es rasch dem Sturze zu. Er spielte mit dem Gedanken an Verfassungsreformen, nicht in revolutionärem Sinne, dazu war ein Berner wohl niemals fähig, sondern im Geiste einer großen Restauration. Er wollte zurück zu den Urformen des Berner Staates, war in der Wahl seiner Verbündeten sehr unvorsichtig, wurde 1749 verhaftet und, mehr kompromittiert als schuldig, verurteilt. Er schloß die große Reihe der Berner Mahner und Warner ab und starb, noch ein Frondeur vor Seiner Majestät dem Tode mit den großen Worten — der erste Schlag des Richtschwertes traf ihn nur halb —: „In dieser Republik ist alles schlecht, sogar der Henker."

Schon um 1750 war Bern verloren. Aber die Kämpfe um die alte Eidgenossenschaft am späten Abend des achtzehnten Jahrhunderts wurden nicht vor Bern geschlagen, sondern vor Zürich. Denn an der Limmat stand die Akropolis der Schweiz.

3.

Zürich.

Die Lage der Eidgenossenschaft vor dem Zusammenbruch glich in vielem der Lage Griechenlands vor dem Übergang an die makedonische Führung.

Franzosen und Makedonier hatten sich lange um beide Staatengruppen bemüht. Hier die helvetische Republik dort die fremde Hegemonie. Hier die Sonderpolitik Berns dort Spartas. Hier letzter Widerstand die hohe Kulturmacht Zürich dort das klassische Athen. Hier auf kulturellen Grundlagen das geistige Bündnis zwischen Zürich und Luzern wie dort der Ruf Athens an Theben. Hier die letzten Kämpfe vor Zürich dort vor Athen. Nicht mit politischen Machtmitteln, die ja am stärksten in den Händen Berns gelegen wären, sondern durch geistige Erneuerung suchte Zürich den Verfall zu hemmen. So stand die Stadt gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts zweifellos an der Spitze der bergalamannischen Kultur. Auch die Züricher Literaturblüte hatte ihre sozialen Voraussetzungen wie die schließlich ergebnislose Arbeit der Berner Schriftsteller, nur ließ die ungleich glücklichere staatliche Organisation und der fruchtbare Blutaustausch der begabten Züricher Familien ganz andere Wirkungen erwarten.

Die Züricher Verfassung bot innerhalb der Stadt weitern Spielraum für die Aristokratie, ohne die Bürgerschaft zu drücken. Während in Bern von Anfang an zünftige Organisationen verboten waren, blieb gerade durch den Anteil der Zünfte in Zürich das Blut ununterbrochen in frischer Bewegung. Freilich der Gegensatz zwischen der herrschenden Stadt und dem untertänigen beherrschten Lande war nicht minder groß als im Bernischen. Das klassische Buch der Züricher Kultur des achtzehnten Jahrhunderts, die Lebenserinnerungen Ludwig Meyers von Knonau, 1769—1841, schildert die Zustände des Züricher Milieus mit einer Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit, daß man immer wieder zu ihm zurückkehren muß. Auf zweifelnde Fragen, ob die Landbewohner freie Schweizer seien, da sie doch keinen Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten hätten, erhielt der Knabe die ständige Antwort: „Sie haben kein Recht dazu; sie waren Leibeigene, als man sie entkaufte. Etwas anderes wäre nicht gut für sie und sie sind ja glücklich, indem viele aus ihnen reich und den Gefahren des Großhandels nicht ausgesetzt sind. Das Regieren würden sie nicht verstehen oder es würde eine Regierung nach der Art der Länder" — der Demokratie der Urkantone — „welche die schlechteste ist, daraus werden." Man sprach von Stadt und Land wie von Wien und dem Kaiserstaat. Doch die Regierung in Zürich war kein Vorrecht einiger weniger eng umgrenzter Familien. Das war von großem Einfluß auf die Familienverhältnisse und die Entwicklung der absteigenden Generationen. Die Verbindung alter Sippen erfolgte nicht ausschließlich nach politischen Gesichtspunkten, die Freiheit der Wahl war weniger beschränkt durch Rücksicht auf Macht und Einfluß. Durch die mannigfaltigere Auslese war es möglich, daß einige hervorragend begabte Familien, durch keinen politischen Zwang ge-

hemmt, ihr Blut auch anderen beimischen konnten. Auf den Höhen des Gemeinwesens zu stehen war den meisten möglich. Ein weiter Kreis von Familien konnte sich in langer Tradition hundert Fähigkeiten erwerben, konnte sie üben und vermehren in der Leitung einer Republik von so feinem Aufbau wie es die Züricher war. Da nach 1750 fast jeder Züricher von einiger Bedeutung unter seinen Ahnen Künstler, Gelehrte und Dichter hatte, ergab sich die so eigenartige Gleichmäßigkeit in der Begabung der Züricher Familien um die Mitte des achtzehnten Jahrhundert. Nur so konnte Zürich die typische Literatenstadt werden, nur so konnte Heinse von achthundert lebenden Zürichern berichten, die „etwas haben drucken lassen". Ein Beweis für den gleichen Anteil an literarisch begabten Ahnen in der Bürgerschaft ist der Dilettantismus, der gerade die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts charakterisiert. Das fortschreitende Auftreten wissenschaftlicher, künstlerischer und literarischer Begabung innerhalb der verschiedenen Züricher Familien ist unleugbar sicher. Die Geßner, Lavater, Bodmer, Meyer von Knonau sind Beispiele, die auffallendsten aber Künstlerfamilien wie die Füßli und Meyer. Heinrich Meyer, 1569 gestorben, war Glasmaler, ein Heinrich, 1536 geboren, Maler in Luzern. Der erste Kupferstecher in der Familie war Dietrich, der 1572 zu Eglisau zur Welt kam. Rudolf, 1605—1638, schuf unter Callots Einfluß bedeutende Handzeichnungen, Radierungen und Illustrationen. Sein jüngerer Bruder Konrad, 1618—1689, war vor allem Landschaftsmaler. Dessen beide Söhne waren gleichfalls Künstler.

Bereits in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bildete sich um den Pfarrer Johann Wilhelm Simler ein Literatenkreis. Seine Familie stammte aus Rheinau. Der Ahnherr war Peter, Abt des Klosters Kappel, der 1529 austrat. Sein Sohn Josias war außerordentlich produktiv. Fast alle Glieder der Sippe waren Theologen und mit der Feder tätig. Johann Wilhelm Simler verehrte Opitz als seinen Meister, dann auch den Alamannensprößling Rist. 1605 war er zu Altstetten geboren, studierte in Genf, Paris und Sedan und starb 1672 in Zürich als Inspektor am Alumnat zum alten Hof. Seine Sammlung kam 1648 heraus. Ein nüchternes Buch voll künstlicher Formen wie Sonette und Stanzen. Doch der Dichter wußte außerordentlich feine Naturbeobachtungen zu geben, die Vogelstimmen zu behorchen; die Mundart klingt voll Stärke durch. Natürlich fehlte die übliche Psalmenparaphrase nicht. Schon trat ein Bodmer stärker hervor, Johann Jakob, 1617—1676, der Dichter der „wolriechenden geistlichen Violblumen für eingründige Seelen". Noch nüchterner als die natürliche Poesie dieser Züricher Anfänge war Johann Melchior Hardmeyer, 1626 geboren. Er konvertierte und starb 1700 im Elsaß. Wieder taucht der Alamanne Rist neben

andern unter seinen Mustern auf. Seine Sammlung von 1661 „Vier Bücher geistlicher und weltlicher Gedichten" war das Widerspiel eines Dichters, der der gebietenden Stunde gehorcht. Auf jede Gelegenheit des Tages und Jahres trifft ein Gedicht. Hans Kaspar Hardmeyer, 1701 geboren, gab eine Psalmenparaphrase und politische Schriften heraus. Und wieder trat ein Hans Jakob Bodmer als Führer des künstlerischen Lebens auf. 1679 war das „Musikkollegium auf der deutschen Schule" gegründet worden und seit 1686 war Bodmer der Leiter der Kantorei. 1772 wurde sie mit der „Musikgesellschaft auf der Chorherren" zur „vereinigten Musikgesellschaft der mehrerern Stadt" verbunden.

Erst in der Generation, die zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts geboren wurde, mehrten sich die Äußerungen eines überstarken literarischen Dranges. Aus Kritik und Tadel erwuchs in Zürich wie in Bern das neue Leben. Doch wenn es in Bern zunächst politische Gründe waren, in Zürich waren es moralische; und wie sie in Bern zu einer Abkehr von französischem zu englischem Wesen trieben, so und noch viel stärker in Zürich. Wo wäre in Bern Platz gewesen für eine Zeitschrift, die in stetem Widerspruch mit den bestehenden Verhältnissen neue Grundlagen aufdecken konnte. Im freiern Zürich war der Ringplatz weiter abgesteckt, hier wurden Zeitschriften, diese Gradmesser geistiger Freiheit und Regsamkeit, die ersten ständigen Formen kultureller Erneuerung. So übernahm Gotthard Heidegger 1710 die Leitung des Mercurius, der seit 1694 in Zürich als Monatsschrift erschien. Die Anfänge des Züricher Zeitungswesens gehn ins Jahr 1633 zurück, es war der „Mercurius publicus oder kurze Monatliche Erzählung". Heidegger redigierte sein Blatt durchaus individuell, arbeitete selbst die einlaufenden Meldungen nach dem Typischen, Moralischen in ihnen um. Er leitete den Kampf ein gegen die späteren Schlesier ebenso wie gegen die französischen Romane der Scudéry und der Gräfin Lafayette. Seit 1714 trat der Pfarrer Johann Heinrich Tschudi, 1676—1729, mit einer Zeitschrift auf, die bis 1725 lebte: „Lehrreiche Lustig-erbauende Monatliche Gespräch". Unabhängig von Steeles englischen Journalen, die in der Schweiz zuerst in französischer Übersetzung bekannt wurden, gab er seiner Zeitschrift schon die übliche Form, Novellenrahmen und kleine moralische Erzählungen. Für die ungleich freiere Beweglichkeit Zürichs spricht es, daß trotz des Berners Haller ein Züricher der Schöpfer der gelehrten Zeitschrift Bergalamanniens wurde. Johann Jakob Scheuchzer war 1672 geboren, schon sein Vater war Arzt. Auf Deutschlands hohen Schulen war er gebildet. 1696 wurde er in Zürich zweiter Stadtarzt. Naturforschung war sein wissenschaftlicher Trieb. 1706 erschien seine Naturgeschichte des Schweizerlandes, als Professor der Physik starb er 1733.

Von 1701 bis 1714 erschien seine Nova literaria Helvetica. Das waren nahezu hundert Jahre Züricher Journalismus, die Vorgeschichte der hohen Blüte dieser geistig erregten und reizbaren Stadt.

Im Frühjahr 1720 schlossen sich eine Reihe ehemaliger Zöglinge des Carolinums, der Chorherrnschule, die jungen Bodmer und Breitinger an der Spitze, zu einer Gesellschaft zusammen. Am 1. Mai 1721 verkündeten Maueranschläge das Erscheinen einer neuen Zeitschrift und zwei Tage später kam das erste Stück heraus. Wer das Blatt in die Hände nahm und wenigstens eine flüchtige Kenntnis der Zeitliteratur hatte, dem mußte der enge Anschluß an ein englisches Muster, an den Spectator, auffallen. „Diskurse der Mahlern" nannte sich das neue Blatt, schon im Titel ein Hinweis auf die vergleichende Betrachtung aller Künste, die den jungen Verfassern am Herzen lag. Der Löwenanteil an den 94 Diskursen, die bis Ende Jänner 1723 erschienen, nämlich die Hälfte, fiel Johann Jakob Bodmer zu.

Die Familie des jungen Mannes hatte erst spät, 1543, das Züricher Bürgerrecht erworben, zur Zeit, als auf dem Schlachtfeld von Kappel die Blüte der alten Familien eingesunken war und Ströme neuen Blutes in den leeren Organismus flossen. Melchior Bodmer war um 1540 aus Vernal im Algäu eingewandert, 1600 saß die Sippe schon im kleinen Rat. Zu Greifensee, das noch dem Greise unvergessen blieb, war Johann Jakob 1698 geboren. In Zürich studierte er, Horaz war sein Gefährte, den Scherznamen Opitz, den ihm die jungen Freunde gaben, hörte er am liebsten. Zum Kaufmann bestimmt bereiste er 1718 Genf, Lyon, Lugano, Mailand, Genua. 1719 war er wieder zu Hause. Eine französische Übersetzung des Spectator, zu Genf erstanden, hatte er mitgebracht. Der Band wurde ihm eine Offenbarung. Seit 1720 war Bodmer Volontär in der Züricher Staatskanzlei, 1731 wurde er Professor der vaterländischen Geschichte. Das Collegium Carolinum war zwar vor allem theologische Lehranstalt, aber die Schule vermittelte auch allgemeine Kenntnisse, zumal da die Philosophie im Unterrichtsbetriebe sehr stark hervortrat. 1737 kam Bodmer in den großen Rat, 1783 starb er. Sein jüngerer begabterer und darum selbstbescheidener Freund und Gefährte Johann Jakob Breitinger war 1701 in Zürich geboren. Wohl das bedeutendste Glied seiner Familie war sein Ahne gleichen Namens, der 1612 das Bündnis zwischen Bern, Zürich und dem Markgrafen von Baden-Durlach zustande brachte und eine Masse von Handschriften hinterließ. Der Vater Franz Kaspar Breitinger, 1665—1742, schrieb eine Familiengeschichte. Seine Mutter war Verena Schobinger. Trotzdem die Lehrer den jungen Breitinger für hoffnungslos erklärten, wagte er sich mit dreizehn Jahren ins Carolinum, wo er die übliche humanistische Bildung erhielt. Bodmer war sein Mitschüler.

1731 wurde er Professor der hebräischen Sprache, 1745 Chorherr, 1776 starb er. Das war der schlichte unbewegte Lebensgang der beiden Züricher, die mit soviel Enthusiasmus, durch hundert Fehlgriffe unbeirrt, weder große Dichter noch ewig sichere Kritiker, ihrer Vaterstadt die geistige Vormacht über ganz Alamannien, durch große Nachfolger auf einige Augenblicke über Deutschland erstritten.

Eine solche Zukunft ließen die Diskurse der Maler nicht ahnen, mochte auch ein volles Maß von Wagemut in ihnen stecken. Schon der Kreis, an den sie sich wandten, war ungleich enger als das Publikum der Berner Schriftsteller, und man hat den Vergleich geprägt: Haller schrieb für Männer, Bodmer für Frauenzimmer. Zwar hatte ihre Zeitschrift das mit Graviseth und Muralt gemein, daß sie sich scharf verneinend mit dem herrschenden Geschmack auseinandersetzte, aber die jungen Leute hielten doch schon auch die ersten Elemente ihrer neuen Kunstlehre in Händen. Wenn nun im Titel des Blattes der Gedanke eines Parallelismus zwischen Poesie und bildender Kunst zum Ausdruck kam, so trennte sie doch der Mangel an großem intuitivem Empfinden von ähnlicher Art, wie es etwa die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" waren. Im Inhalt beschäftigten sie moralische und ästhetische Probleme ganz wie Muralt. In der Form folgten sie den englischen Wochenschriften, führten sie freilich nicht so scharf durch wie der Spectator. Die Nachahmungen, die sich sofort auf das Züricher Unternehmen warfen, wurden von den zwei Unzertrennlichen leidenschaftlich bekämpft. Nach dem frühen Ende der Diskurse brachten sie immer neue Blätter vor das Publikum, als letztes 1769 „Das Caffee", eine Übersetzung des Mailänder Journals „Il Caffé".

Noch vor Gottsched, schon um 1729, planten die beiden Freunde eine umfangreiche großzügige Darstellung der gesamten Poetik. Als Vorläufer erschien 1727 von beiden das Fragment „Von dem Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft". Erst in diesem Jahr hatte Bodmer englisch gelernt, hatte den Spectator in der Urfassung gelesen und hatte hier das Lob Miltons gefunden. So stand er dort, von wo Muralt vor zwanzig Jahren ausgegangen war. Mit der Kühnheit der alten alamannischen Abenteurer begann er so mangelhaft vorbereitet die Prosaübersetzung des „Verlorenen Paradieses", die 1732 in Zürich gedruckt wurde. Milton war von da an der Lehrer in allen theoretischen Fragen, Zürich wurde zu einer der wichtigen Vermittlerinnen englischer Literatur, nach Muralts Briefen nur eine längst erwartete Folge. Hans Heinrich Waser, 1713—1777, Diakon in Winterthur, gab seit 1756 seine Swiftübersetzung, Heinrich Escher, geboren 1728, Pfarrer in Pfäffikon, übertrug englische Kanzelreden, Johann Tobler, 1732—1808, der Freund Klop-

stocks und Vater von Goethes Freunde, Pfarrer in Ermatingen, verdeutschte 1764 Thomson. Noch lenkten Bodmer in den nächsten Jahren schweizergeschichtliche Forschungen von seinem eigentlichen Ziele ab. 1734 erschien seine gereimte Literaturgeschichte vornehmlich des siebzehnten Jahrhunderts: „Charakter der Teutschen Gedichte". Breitinger veröffentlichte 1740 seine „Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauch der Gleichnisse", die Gottsched schon am 1. Juni 1739 in der Korrektur vorlag, und bald darauf Bodmer seine „Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie". Breitingers „Kritische Dichtkunst", die entscheidende Tat, gelang 1740. Bodmer schrieb die Vorrede. Der lange Streit, der sich an das Buch knüpfte, brachte dem Bergalamannen keine neuen Schicksale. Der Kampf bildet nur die Geschichte Mitteldeutschlands rechts und links der Elbe.

Was hatten nun die Apostel einer neuen Schönheit zu lehren? Bodmer und Breitinger können nur in steter Beziehung aufeinander begriffen werden. Was sie gemeinsam gedacht in beneidenswertem Ineinanderleben, das läßt sich nicht gewissenhaft und säuberlich dem einen oder andern ins Geschäftsbuch schreiben. Mit scharfen Ausfällen gegen die Schlesier begannen sie. Sie suchten unmittelbar auf Opitz zurückzugreifen, im Augenblick, und noch 1745 war der erste Band der vorzüglichen Schweizer Opitzausgabe ein Zoll an den Freund ihrer Jugend. Wie wertvoll war es, daß sie zwischen dem englischen und französischen Wechselstrom ausdrücklich betonten, man dürfe von keinem fremden Volke ein literarisches Schema übernehmen. Nur aus kluger, nüchterner Überlegung kam nun alles, was sie den deutschen Stämmen zu sagen hatten, nicht aus den untrüglichen Ahnungen eines großen schöpferischen Genies. Was sie anstrebten, war eine grundlegende Ästhetik für alle Künste. Kunst müsse ein Abbild der Natur sein, also scheinbar der Realismus und Naturalismus der Neustämme. Getreue Wiedergabe der Wirklichkeit. Und doch war es in diesem Sinne kein Naturalismus. Die Dinge erwecken im Künstler die Idee, sie gehn in seiner Seele geistige Wandlungen durch. Da aber die beiden Freunde in den Diskursen von Malerei und Baukunst ausgingen, so verrückten sie doch die Fundamente des poetischen Schaffens, so sehr sie sich bewußt waren, wie verschieden die Gegenstände der bildenden Kunst und der Dichtung seien. Wenn sie aber nun Dinge als Objekte der Poesie gelten ließen, die es in der Natur nicht gibt, so folgte daraus nur, daß ihnen die Ideen, wie sie aus der Umwelt stiegen, die Hauptsache waren. Schon in den Diskursen taucht der Gedanke auf, die Dichtung habe lehrhafte Zwecke zu verfolgen. Was diese Zeitschrift so reizvoll macht, ist der starke mundartliche Einschlag. Den Reim lehnten sie ab, vielleicht aus dem alamannischen Gefühl heraus, daß ihrer Begabung ein so ausgesprochen formales Problem nicht

Johann Jacob Breitingers

CRITISCHE

Dichtkunſt

Worinnen die

Poetiſche Mahlerey

in Abſicht auf die Erfindung

Im Grunde unterſuchet und mit Beyſpielen aus den berühmteſten Alten und Neuern erlautert wird.

Mit einer Vorrede eingeführet

von Johann Jacob Bodmer.

Zürich, bey Conrad Orell und Comp. 1740.
und Leipzig bey Joh. Fried. Gleditſch.

lag. Über die einzelnen Dichtungsgattungen brachten sie noch wenig. Nimmt man alles nur in allem, so erschien ihnen das Wunderbare als der höchste Inbegriff aller Poesie und die Fabel als die erste Dichtungsgattung. Die Gestalten der Poesie müßten einen Schein der Neuheit haben, wenn sie auch an den Grenzen der Wahrscheinlichkeit halt machen müßten. So klärte sich ihnen unter dem Einfluß des Spectator der Gedanke von der Naturnachahmung zur reinsten Schönheit ab. Und wie in hohem Lichtbogen stieg ihnen die Idee auf, die Fantasie sei der Grundquell aller Poesie. Der Dichter dürfe nur das Wesentliche aus der Natur nehmen, müsse es in seiner Einbildungskraft zu höchster Vollkommenheit steigern. Dichten sei daher eine Schöpfertat. Der Inhalt müsse bedeutend sein — meinte das nicht Muralt mit seinen Werken des bon-sens? — und sich an die Gebote der Wahrscheinlichkeit halten. Das alles war aus Milton abgeleitet. So schufen Bodmer und Breitinger nach englischen Leitgedanken die theoretischen und praktischen Grundlagen für das nationale Epos großen Stils.

Das waren keine Literaturtheorien, das war großzügige Kulturarbeit, zwar ohne die göttliche Weihe innerer Kraft, aber mit starkem, ehrlichem Willen durchgerungen. Beide waren kundige Grundrißzeichner. Daß andere kommen mußten, die wirklich die Kelle in die Hand nahmen und den Hammer schwangen, das waren die Grenzen ihrer Kraft und lächelnd kam ihnen das Glück zu Hilfe, daß sich wirklich solche Vollender fanden. Schon den Gedanken, daß die Fabel die erste Kunstform sei, mußte ein jüngerer Helfer durchführen, Johann Ludwig Meyer von Knonau, 1705—1785. Die Knonau waren eines der wenigen alten Geschlechter, an denen die Wunden von Kappel vernarbten, wenn schon Gerold Meyer von Konau, Zwinglis Stiefsohn, neben dem Stiefvater den Blutzoll seiner Sippe brachte. Seine beiden Söhne waren gelehrt und Johann Ludwig ging auf ihren Wegen. Gerichtsherr zu Weiningen, der feine Landedelmann der Züricher Republik, ein guter Weidmann und scharfer Beobachter, war er berufen, Maler und Dichter zugleich, das Leben der Tierwelt poetisch zu gestalten. 1744 erschien von ihm „Ein halbes Hundert neuer Fabeln", etwas mystisch überdunkelt, aber voller Wirklichkeit und geschauter Lebendigkeit. In Johann Georg Schultheß, 1724—1804, fand Bodmer einen willigen Schüler. Auch die Schultheß gehörten zu den ältesten Familien Zürichs. 1747 gab der Jünger Bodmers kritische Lobgedichte und Elegien heraus. Viel größern Dank verdiente sich Johann Georg Sulzer. Dieses Namens der älteste, Hans, war 1518 Schultheiß in Winterthur. Ein Ulrich fiel bei Kappel. Beide Linien, die sich von Heinrich Sulzer, 1682 Schultheiß, abzweigten, waren literarisch ungemein fruchtbar. Johann Georg war 1720 in Winterthur als fünfundzwanzigstes Kind des Ratsherrn Heinrich geboren,

in Zürich wurde er erzogen, 1743 kam er als Erzieher nach Magdeburg, einer von Bodmers Eroberern, die nach dem Norden gingen. Durch ihn haben die ästhetischen Ideen des Meisters eine wesentliche Durchbildung erfahren.

Bodmer suchte in vollem Bewußtsein die Grundsäulen der neuen Kultur zu setzen. Jedes der drei Elemente wollte er in seinen Epen durchbilden: das religiöse und christliche in „Noah", in der „Sintflut" und in „Parzival"; das nationale in der „Rache der Schwester"; das antike in „Menelaus bei David". Eine Sammlung seiner Epen erschien 1767 unter dem Gesamttitel Kalliope. Den gleichen Grundriß führten seine Dramen aus, die antiken waren zudem unmittelbar aus politischen Gründen geschrieben und wurden zumeist auswärts gedruckt. Seine Bemühungen um die Erneuerung unserer Literatur des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts bewiesen nur, wie konservativ sich auch dieser Alamanne seine Aufgabe dachte.

Daß die Eidgenossenschaft verzehrenden innern Kämpfen zutrieb, das war in Bern und Zürich, im Rheintal wie am Vierwaldstättersee ein Gemeingefühl. Die Einzeltaten einzelner großer Berner hemmten den Lauf der Dinge nicht um die Dauer eines Pulsschlages. Die rettende Tat schien von Luzern und Zürich zu kommen, und daß es wieder die beiden Unzertrennlichen waren, die hier führten und aneiferten, legt noch viel freundlicheres Licht auf ihre literarischen Wagnisse. Die Seele der Urschweiz, Luzern, war unter den katholischen Aristokratien, was Zürich unter den reformierten war. Die Luzerner hatten allen Grund mit der neuen Entwicklung der Eidgenossenschaft am unzufriedensten zu sein. Es brachen immer lauter Stimmen durch, die ein gründliches Abräumen forderten. 1726 erschien anonym die Lucerna lucens, eine scharfe Satire gegen Rom, wohl von Scheuchzer und zwei Luzernern verfaßt. Da flatterte 1758 eine kleine Schrift auf, „Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen. Freistadt bei Wilhelm Tells Erben". Stürmische Hoffnungen gingen durch die Schweiz. Der Verfasser war der verehrungswürdigste Mann dieser bergalamannischen Generationen, der Fürst Luzerns, Urs Balthasar, Mitglied der Luzerner Regierung. Von Jesuiten erzogen und unter fremden Fahnen gereift, von Sorgen um sein Vaterland zermartert, schrieb er 1744 die wenigen Blätter nieder. Er vertraute sie seinem Freunde, dem Berner Landvogt Engel an, der gab sie an den Basler Iselin weiter und rasch entschlossen warf sie dieser unter die Presse. Der geschäftsgewandte Bodmer sorgte für den Vertrieb. Die Schrift war voller Tadel und Verneinung. Ein sozialer Gedanke stand an der Spitze: Auffrischung der Aristokratien durch das Bürgertum, das neue, das stolze Bürgertum, dem die Zukunft gehörte. Die Grundtöne riefen nach einer neuen Erziehung. Die Alten

waren verloren. Rettet die Jugend! Der Unterricht sollte ganz auf den Boden der Eidgenossenschaft gestellt werden. Wissenschaftliche und soldatische Erziehung sollten Hand in Hand gehn. Balthasar schloß: „Alle in dieser Staatsschule Erzogenen würden einander von Jugend an kennen lernen; auf Tugend gegründete Freundschaft erlöscht niemals. Der Ratsglieder gute Gesinnung unter sich würde sich aber auch auf die Orte selbst erstrecken und also die erste und edelste eidgenössische Absicht der Bünde, für einander zu leben und zu sterben, eines des andern Nutzen fördern und Schaden zu wenden, würde wiederum zum Leben erweckt und die erstarrte Liebe und Einigkeit wieder erwärmt in einem aufrichtigen Freundschaftseifer auflodern. Eine solche Einigkeit unter den Eidgenossen wird alsbald uns wieder auch bei auswärtigen Fürsten die alte Achtung erneuern und uns ihnen schätzbar machen, die uns jetzt als kleine Teile eines sonst nicht zu verachtenden Ganzen mit Nachlässigkeit und Geringschätzung behandeln, und auch der Umgang der Herren Botschafter würde sodann freundlich und liebreich, nicht mehr drohend und vorschreibend sich erzeigen."

Der Basler Isaak Iselin hörte in den klugen kraftvollen Worten des greisen Balthasar ein Echo seines eigenen Innern. 1755 hatte er selber ein Büchlein herausgegeben, „Philosophische Träume eines Eidgenossen", das ein neues Ideal der Schweizer Staaten aufstellte, im einzelnen Aristokratien, die sich auf Erbgüter stützten, für die ganze Eidgenossenschaft eine Art Repräsentativdemokratie. Bodmers Schüler Salomon Hirzel und dessen Bruder Hans Kaspar Hirzel nahmen die Führung der neuen Ideen in die Hand. 1760 beim dreihundertsten Jubeltag der Basler Universität trafen sich die gleichgestimmten Basler und Züricher Freunde. Sie schieden mit dem Wunsche, künftig regelmäßig solch freundschaftliche Tagsatzungen abzuhalten. 1761 kamen sie zum erstenmal in Bad Schinznach zusammen. Es war eine große feierliche Stunde. Über dem Ort, der von Bern, Basel und Zürich fast gleichweit entfernt ist, ragt die Habsburg auf, für die Schweiz eine Mahnung von tiefster geschichtlicher Bedeutung. Am Städtchen vorbei die hellen Fluten der Aare. Felder, Matten, steilanstrebende Weinberge. An der Sonnenseite glühen Trauben, hoch oben reift noch Hafer und treibt fröhliches Sennerleben. Fern verhallte der Lärm der großen Stadtrepubliken, um die sich der Schweizer in Haß und Liebe zerriß. Doch hier am Fuße der Habsburg war er wieder seinesgleichen, konnte er dem Bruder Bruder sein. Die sich hier 1761 einfanden, waren Iselin, sein Basler Freund der Hauptmann Frei, Salomon Hirzel, Geßner, Schinz von Zürich, Zimmermann und der Züricher Freihauptmann Keller. Pläne von berauschender Größe gingen den Männern durch den Kopf. Schinznach sollte das gemeinsame geistige Heiligtum der

Schweiz werden. Olympische Spiele sollten die Eidgenossen in festlicher Freude verbinden, den Hader betäuben und endlich stillen. Im nahen Baden sollte eine gemeinsame Schaubühne errichtet werden. Reiche Kaufleute sollten es als heilige Leistung betrachten in freundlichstem Wetteifer die besten Schauspieler zu stellen. Konzerte sollten gegeben, gute Prosaarbeiten vorgelesen werden, wie Herodot etwa zu Olympia aus seinem Geschichtenbuche vortrug. Im folgenden Jahre führte Hans Kaspar Hirzel die Organisation des geistigen Bundes durch. Der junge Balthasar war da und neben neuen Zürichern zum erstenmal zwei Bürger aus dem Sparta Bern. Hirzel schlug Satzungen vor. Zweck der Gesellschaft sollte das Studium der vaterländischen Geschichte zu ethischen Zwecken sein. Balthasar wurde Ehrenpräsident, Hirzel Vorsteher. Der Bund erhielt den Namen Helvetische Gesellschaft. Urs Balthasars Träume schienen lebendige Wahrheit zu werden. Neben Reformierten saßen friedlich zehn Katholiken aus Luzern, Solothurn und Schwyz. 1763 waren 27 Mitglieder gewonnen, darunter Sulzer. Hans Kaspar Hirzel hielt in diesem Jahr die hinreißende Festrede und sprach über Balthasars Schrift: „Mir blutete das Herz bei dem Anblick des vortrefflichen Werkchens. Ich verehrte die Vorsehung unseres Gottes, der in einem katholischen Kanton einen Weisen begeisterte, solche Vorschläge zu tun, in welchen ich ehrfurchtsvolle Spuren einer außerordentlichen Vorsorge für unser liebes Helvetien entdeckte.“ Bodmer nannte er den Lehrer und Genius des Bundes.

Von Schinznach überblickt man den vielgekrümmten Weg vom achten ins achtzehnte Jahrhundert in sonniger Klarheit. Durch diese Landschaften waren die Helvetier in eine neue Heimat aufgebrochen und das deutsche Schicksal rollte ihnen nach. Römische Kastelle entstanden von den Schweizer Bergen rheinabwärts. Franken und Alamannen sogen mit römischem Blute den Durst nach klassischer Schönheit und Weisheit in sich. In den großen Tagen der karlingischen Einheit lösten ihnen die Mönche von Sankt Gallen und Reichenau die sieben Siegel von den heißbegehrten Büchern. Dann kamen die Tage der Renaissance, in Bern baute, malte und dichtete ein echter Sproß dieser Zeiten und Basel wurde die Hauptstadt des Königs Erasmus Desiderius. Deutsch oder römisch, ein stetes Schwanken und Tasten bald nach der einen, bald nach der andern Palme. Und nun auf der Höhe des achtzehnten Jahrhunderts. Mitten unter den Denkstätten dieser Kultursehnsucht finden sich Männer zusammen, Bürger von Republiken, die sich als Kinder schon junge Griechen und Römer gedünkt. Im Herzen der Schweiz wollen sie eine heilige Amphiktionie errichten, wie einst Olympia das zerrissene Griechenland kulturell einigte. Sie waren zum drittenmal auf dem Wege nach dem waldverlorenen weißen Tempel. Sie sahen ihn leuchten und

morgen wird er sich dem Franken und Alamannen öffnen. Die ununterbrochene Tradition in diesem Ringen um ein versöhntes deutsch-antikes Kulturideal lag wie im Fränkischen so im Alamannischen gerade in der Schweiz. Dieses Konservative, Übergangsreiche war ja durch alle Jahrhunderte und auf allen Wegen das Zeichen, das dem Alamannen von der Stirne glänzte. Hatte er den Weg, der Franke wußte ihn zu gehen. Der Alamanne hatte immer den reichen Inhalt, er hatte ihn auch diesmal. Der Franke mußte immer kommen ihn zu formen, und Goethe formte ihn auch diesmal, während in Schiller die überreiche Fülle der Ideen gärte.

Das praktische Ergebnis dieser Tagungen waren neue Schulen. Man einigte sich nach vielem Streit auf Martin Plantas Idee einer Anstalt, „als dessen leicht erkennbare Grundzüge eine philosophisch-humanistische Vorbildung für das Leben in patrizischen Kreisen in Verbindung mit körperlichen und Verstandesübungen nach den neuen pädagogischen Grundsätzen sich herausstellte". Martin Planta, 1727—1772, aus Süs im Unterengadin hatte den spätern französischen Minister Ulysses Salis von Marschlins für seine pädagogischen Reformen gewonnen; 1761 war eine neue Anstalt zu Zizers eröffnet worden, die bald nach Haldenstein übersiedelte. Die Ordnung war ganz antik. Die Zöglinge wählten sich Konsuln, Tribunen, Quästoren und bestraften sich selber. Nach Plantas Tode richtete Karl Friedrich Bahrdt, der von Basedow empfohlen worden war, die Anstalt zugrunde, so daß Graf Salis 1777 zur Auflösung schreiten mußte.

Die Schinznacher Zusammenkünfte schienen zum Mittelpunkt ganz Alamanniens zu werden. Rasch setzten sich in der Helvetischen Gesellschaft die neuen französischen Ideen durch. Man schwärmte für Menschenrechte. Der Gedanke einer allgemeinen sozialen Versöhnung und religiöser Duldsamkeit, die als Grundlagen einer neuen Schweiz die Bündler zusammengeführt hatten, trat über seine Ufer. 1765 wurde Herzog Eugen Ludwig von Württemberg aufgenommen. Er kam zur Tagsatzung nach Schinznach und Hirzel stellte ihm den Bauernphilosophen Jakob Guyer von Wermetschwyl vor, Fürst und Bauer gingen Arm in Arm spazieren. Den Bernern und manchem Züricher war das doch zuviel. Ein österreichischer Hauptmann schrieb an einen Fensterladen der Habsburg die mahnenden Worte: Josephe dormis? Aber Lavater rettete die Situation, indem er die Verse darunter setzte:

Sei Hirt von deinen Schafen!
Schlaf wohl und laß uns schlafen!

Im Bunde selber sprangen Gegensätze auf. Der Berner war viel zu praktisch, zu ausgesprochen politisch, um mit dem weicheren, schwärmerischen, künstlerischen Züricher auf solchem Boden dauernd zusammenzuarbeiten. Zudem

ging den Aristokratien die Ausgleichung der sozialpolitischen Gegensätze zu weit. 1795 siedelte die Gesellschaft nach Aarau über, wurde zum Mittelpunkt der revolutionären Bewegung, und statt einer neuen starken Eidgenossenschaft stieg die Helvetische Republik aus dem Getriebe.

Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts besaß Zürich eine ausgeprägte, einheitliche, individuelle Kultur in all ihren Verzweigungen. Eine Reihe freier Vereine, die meisten persönlich von Bodmer und Breitinger beeinflußt, von ihren Schülern geführt, sammelte in zweckmäßiger Verteilung die geistige Arbeit zu heißen Brennpunkten. Zeitschriften und umfangreiche Kompendien zerstreuten nutzbringend, was gesammelt war, sammelten organisch, was von tausend Gedanken geschaffen worden. 1744—1763 erschienen wöchentlich „Freimütige Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen". 1784—1786 gab der Chorherr Johann Jakob Hottinger seine „Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Literatur" heraus. Fast in jedem Hause Zürichs schuf ein Dichter oder Maler. Die Landschafter Ludwig Heß, Heinrich Wüst, Heinrich Füßli; die Schlachtenmaler Salomon Landolt und Konrad Geßner; der Historienmaler Johann Heinrich Füßli, Lavaters Freund. So konnte, mit Winckelmann im Bunde, Johann Kaspar Füßli in fünf Bänden die Geschichte der besten Künstler der Schweiz schreiben. In den Jahren 1747—1765 trug Leu die unfaßbare Überfülle von persönlichen und familiengeschichtlichen Notizen in den zwanzig Bänden seines „Allgemeinen Helvetischen, Eidgenössischen oder Schweizerischen Lexicons" zusammen, ein Werk, das heute mehr denn je im Forscher überraschtes Staunen, Finderfreude und Dankbarkeit auslöst. Es war eine Lust in Zürich zu leben. Die Blüte der deutschen Jugend kam in die Stadt, die damals für gesellschaftliche Unterhaltung kaum etwas zu bieten hatte, nicht einmal ein stehendes Theater. Die erste fahrende Truppe tauchte 1730 auf, der sächsische Hofkomödiant Johann Ferdinand Beck. 1752 kam der Franzose Baptiste Neveu mit seiner Truppe. Unter großem Andrange spielte 1758 Konrad Ernst Ackermann, der am 20. Juli zu Winterthur Wielands „Johanna Grey" über die Bretter gehn ließ. In Wädenswyl am See bestand 1789—1791 ein Liebhabertheater. So brachte Klopstock, der Messias, dessen Vorläufer Bodmer war, durch seine Fahrt nach der Au am 30. Juli 1750 völligen Umsturz in das Gesellschaftsleben Zürichs. Im Hause des Amtmanns Grebel gab Wieland 1754—1759 vier jungen Leuten Unterricht. Ewald von Kleist hielt sich 1752 als Werbeoffizier für sein Regiment in der neuen Literatenstadt auf, dann kam Goethe und mitteldeutsche Fürsten.

Und wie die Fremden zuströmten, so wußte Bodmer mit kluger Hand mitten in Deutschland seine Macht zu organisieren, längs der ganzen Elbe

Beziehungen anzuknüpfen und festzuhalten. Seine Hauptstütze war Johann Georg Sulzer, seit 1747 Mathematikprofessor am Joachimstaler Gymnasium in Berlin und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der 1771 bedingungslos in Bodmers Geiste seine „Allgemeine Theorie der schönen Künste" herausgab, nach ethischen Grundsätzen und alphabetisch geordnet. Durch Georg Friedrich Meier, Sulzer und Hirzel gelang es den Zürichern sich in Halle, in Langes Kreise, festzusetzen, mit Gleim in Magdeburg wurde in aller Form ein Bündnis geschlossen, Johann Adolf Schlegel wurde gewonnen. Selbst an den Eckturm der ganzen Stellung, an Hamburg, konnten sie sich endlich anlehnen. Klopstock, Wieland, Goethe in Zürich, der Ostfale, der Alamanne und Franke, sind die großen Symbole dieser Stammesbewegung, die seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts den Alamannen immer stärker an die Spitze der deutschen Stämme geschoben hatte.

Die Mitte des Jahrhunderts, der Sieg der Persönlichkeiten Bodmer und Breitinger, ist entscheidend für die Beurteilung der ganzen Zeit, wie sie es für die ganze Entwicklung war. Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein neues Aufleuchten literarischer Energien, der erste Anfang. In den zwanziger und dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts vereinzelte, beherrschende Persönlichkeiten, die zweite Stufe jeder Bewegung. Nach der Mitte des Jahrhunderts Verbreiterung der Begabungen, nicht einzelne mehr, sondern die geschlossene literarische Einheit, der dritte Abschnitt, das reife Alter solcher Entwicklungen. Am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts Verflachung der breiten allgemeinen literarischen Begabung; wo früher Künstler waren, stehn jetzt Dilettanten, und das andere Charakterzeichen solcher Dekandence, das scheiternde verzehrte Genie. Diesen Prozeß spiegelt das Zürich dieser hundert Jahre so deutlich wieder, daß sich allgemeinere, typische Erkenntnisse daraus gewinnen lassen. Es ist der Prozeß einer Volksseele durch drei Generationen: Die Großväter schaffen klug, nüchtern, in weiser Beschränkung geistigen Wohlstand und geistige Erbgüter; die Söhne haben Begabung noch und Frische, steigen nirgends über das Maß ihrer Väter, sinken aber auch unter den Spiegel nicht und haben vieles vor den Alten voraus, die Übung, die Tradition, den Wagen im Rollen; der Enkel sind zweierlei Typen, der eine ist bloß noch Handwerker, der Geist ist verflogen, er hat nur noch Tradition und Übung, er ist unter das Maß des Großvaters gesunken, er ist Erbe im Sinne der Alltäglichkeit; im andern Enkel hat sich Begabung und Übung der vorausgehenden Generationen zum höchsten gespannt, er steigt über das Maß des Großvaters und geht an der Überernährung des Überlieferten zugrunde wie sein Bruder an Unterernährung. Das ist der Weg von Bodmer etwa zu Johann Kaspar Schweizer und seinen Zeitgenossen, von der schöpferischen

Theorie zur vielgewandten, vielseitigen Liebhaberei und zum unschöpferischen Genie.

Wo muß der Anker fallen, daß die Kenntnis von Tatsachen zur Erkenntnis von Gründen wird? In drei Gruppen von Beobachtungen läßt sich alles sammeln. Einmal die Verbreiterung ja Verflachung literarischer Fähigkeiten auf eine Fülle von Einzelnen in solchem Maße, wie es sonst nirgends erwiesen ist. Dann die vielseitige und zugleich dilettantische Ausbildung des Zürichers gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Fast jeder Züricher ist literarisch tätig und jeder treibt eine Reihe Künste. Drittens die Tatsache, daß unter den unmittelbaren Ahnen dieser begabten und befähigten Züricher immer wieder Frauen derselben Familie auftreten. Zwischen diesen drei Gruppen von Kenntnissen muß es Zusammenhänge geben und innerhalb dieser Zusammenhänge müssen die Ursachen liegen.

1542 erwarb Peter Hirzel aus Pfäffikon, wo die Familie schon 1318 genannt wird, in Zürich das Bürgerrecht. 1574 saß die Sippe bereits im großen und 1582 im kleinen Rat. Mit dem großen Salomon Hirzel, 1580—1652, stellte die Familie zum erstenmal der Stadt einen Bürgermeister, einen der bedeutendsten, der je die Republik geleitet hat. Der soziale Aufstieg der Hirzel gelang sehr rasch und schon die ersten Züricher Bürger erhielten Mädchen aus den führenden Familien zu Frauen. In ununterbrochener Folge schenkte das Geschlecht dem Freistaat Männer für die wichtigsten Ämter, 4 Bürgermeister, 14 Statthalter, 83 Vögte allein bis 1798. Großer Kindersegen war einer der Charakterzüge der Hirzel, von denen 15 Generationen seit Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts bis Ende Juli 1898 eingehend bekannt sind. Von den 260 Familien waren nur 40 kinderlos, 94 hatten mehr als fünf, 31 Familien mehr als neun Kinder. 1249 Personen, davon 638 männliche, 611 weibliche, zählen die Stammbäume auf. Diese Sippe war es nun, deren Mädchen die Mütter und Großmütter der meisten Künstler und Literaten Zürichs wurden, deren Männer durch zwei Jahrhunderte sich Frauen aus den begabtesten Familien der Stadt holten. Magdalena 1573—1620 heiratete Heinrich Geßner 1566—1619, Barbara, geboren 1649, heiratete Salomon Geßner 1657—1693, Anna 1694—1734 David Geßner 1683—1730, Esther 1704—1766 Hans Konrad Geßner 1696—1775, den Vater des Dichters. Kleophea 1674—1748 heiratete Konrad Geßner 1669—1722, Johann Kaspar 1760—1801 Kleophea Geßner 1766—1845. Verena, geboren 1611, nahm Hans Ulrich Hegner, Schultheiß in Winterthur, Barbara, geboren 1649, den Stadtschreiber Konrad Hegner, Hans Rudolf 1642—1689 Anna Hegner. Zwei Hegner waren literarisch tätig. Die Brüder Johannes 1614—1687 und Hans Heinrich 1622—1677 heirateten die Schwestern Elisabeth 1620—1672 und

Barbara Schweizer 1624—1691, Salomon 1679—1734 und sein Sohn Diethelm zwei Frauen aus dem Hause Muralt. Hans Jakob 1628—1676 heiratete Anna Bodmer, gestorben 1684, Küngolt 1645—1730 Heinrich Bodmer 1621—1689, Elisabeth 1670—1728 Johann Jakob Bodmer 1662—1699, Christoph 1650—1730 Elisabeth Bodmer 1658—1727. Familienverbindungen gab es mit den Breitinger, mit den Meyer, Lavater, Füßli, Landolt, besonders oft mit den Heß. Berücksichtigt man die häufigen Heiraten der Hirzel untereinander und zieht sie von der Gesamtzahl der Eheschließungen ab, so kann man ungescheut von einem festen Familienkreise sprechen, in dem die Hirzel heirateten, und daß dieser Kreis eben fast ausschließlich Sippen umfaßte, aus denen die Träger des künstlerischen Lebens in Zürich kamen, das öffnet einem die tiefsten Quellen für die Erkenntnis der Züricher Kultur. Wie vielfach verflochten diese Wechselheiraten waren, dafür nur ein paar Tatsachen. Hans Georg Hirzel 1677—1756 heiratete Susanna Breitinger 1687—1735 aus der Ehe des Jakob Breitinger mit Kleophea Hegner; Elisabeth Hirzel 1670—1728 aus einer Ehe Hirzel-Schweizer heiratete in erster Ehe Johann Jakob Bodmer 1662—1699, in zweiter Johann Jakob Lavater 1667—1745; Esther Hirzel 1704—1766 aus einer Ehe Hirzel-Schweizer heiratete Hans Konrad Geßner, den Vater des Dichters und Großvater des Malers; Salomon Hirzel 1641—1716 heiratete Anna Maria Heß 1644—1724 aus der Ehe des Georg Heß mit Kleophea Schweizer; Hans Ludwig Hirzel 1652—1710 heiratete nach seiner ersten Frau Ursula Heß die Anna Landolt 1658—1737 aus der Ehe Hans Heinrich Landolt mit Elisabeth Pestalozzi; Hans Rudolf Hirzel 1642—1689 heiratete Anna Hegner, gestorben 1720, aus der Ehe des Hans Ulrich Hegner mit Verena Hirzel.

Ohne Furcht vor leichtsinnigen Schlüssen läßt sich sagen: die Hirzel heirateten einerseits fast durchwegs in einen festen Kreis von Familien; diese Familien waren die Träger des künstlerischen Lebens in Zürich; die Hirzel heirateten andrerseits viel untereinander. Beide Tatsachen lassen es verstehen, daß die Hirzel einen bestimmten Charakter scharf ausprägten. Die Familienbeziehungen der Hirzel sind die genealogische Voraussetzung für die dilettantische Vielseitigkeit eben dieser Sippen seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; die Frauen dieses Geschlechts haben den Austausch unter den künstlerisch veranlagten Familien Zürichs vermittelt. Äußere Gründe stützen den Gedanken. Gerade die neunte Generation der Hirzel, die durchschnittlich um 1760 starb, stellt den Höhepunkt der Familie dar. Diese Generation war mit 238 Gliedern die stärkste unter den fünfzehn Generationen und gerade in dieser Generation, im Gegensatz zu allen andern, überwogen die Frauen mit 132 Gliedern weit über die Männer mit nur 106.

Außer Geßner, der 1730, und außer Peſtalozzi, der 1746 geboren wurde, ſind alle führenden Männer Zürichs in dieſer Generation Kinder des Jahres 1741: Johann Kaſpar Lavater, Salomon Landolt, Johann Jakob Heß, Heinrich Wüſt, Leonhard Meiſter, Heinrich Füßli. Schon dieſe Tatſache müßte ein ſcharfer Hinweis ſein, daß es ſich hier um genealogiſche Ergebniſſe in ihrer ausgeprägteſten Form handelt. Die Anlagen der begabten Züricher Familien hatten ſich gleichzeitig und in derſelben Richtung modifiziert und dieſer Wandel wurde zur gleichen Zeit wirkſam. Geßner und Lavater waren die typiſchen Vertreter gegenſätzlicher Strömungen in der Züricher Kultur des reifen achtzehnten Jahrhunderts.

Die erſte Durchbildung des antiken klaſſiſchen Ideals im Alamanniſchen vor Wieland und Schiller ging von Salomon Geßner aus. Die ganze Perſönlichkeit, all ſeine täglichen Neigungen, ſein ganzes Haus glänzten in dieſem Lichtſtrahle. Den Fremden, die nach Zürich kamen, fiel dieſer Charakterzug vor allem ins Auge. Der Sachſe, der im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts die Schweiz bereiſte und darüber hübſche Briefe in ſeine Heimat ſchrieb, plaudert über Geßner: „In der Einrichtung ſeines Hauſes, Möblen, Verzierungen ſieht man überall ſeine Liebe zur Antike; er weiß dem gemeinſten Hausgerät eine antike Form zu geben.“ Geßner war nun auch im andern der volle Typus ſeiner Zeit, des vielſeitigen Kunſtbetriebes dieſer Generation, war Maler, Dichter und Radierer, in allem der formvollendete Meiſter eines feinkultivierten Jahrzehnts, das ſchon Erbe war und nicht mehr Anfänger. Sein Vater war Buchhändler, ſeine Mutter war Eſther Hirzel, ſeine Ahnen waren Naturforſcher geweſen, Künſtler ſcharfer Beobachtung. 1730 war er geboren, ſchon als Knabe im Kampf mit einer üppig wuchernden Fantaſie und ſchon als Kind Schöpfer zierlicher poetiſcher Kleinigkeiten. 1749 als Lehrling der Spenerſchen Buchhandlung in Berlin warf er ſich beidem in die Arme, der Kunſt und der Dichtung. Der Verkehr mit Ramler und mit Hagedorn in Hamburg war ihm förderſam. Seit 1750 wieder in Zürich, ſchloß er ſich an Klopſtock, enger noch an den leichten Griechen Wieland und an Ewald von Kleiſt an. Seit dieſer Zeit begannen ſeine Dichtungen zu erſcheinen: 1751 im „Criton“ der Freunde und Schüler Bodmers das „Lied eines Schweizers an ſein bewaffnetes Mädchen“, 1753 „Die Nacht“, 1754 „Daphnis“, 1756 das Hauptwerk, die „Idyllen“, 1758 „Abels Tod“, 1762 „Der erſte Schiffer“. Zwiſchenhinein fielen ein paar kleine Schäferſpiele. 1772 kam die zweite Reihe ſeiner Idyllen heraus, 1788 ſtarb er. Als die meiſten ſeiner Dichtungen erſchienen waren, warf er ſich wieder eifriger aufs Zeichnen und Malen und illuſtrierte, an antiken Gemmen geſchult, die große Quartausgabe ſeiner Schriften ſelber. Zur Antike kam er nicht auf den

IDYLLEN
von dem
Verfasser
des
Daphnis.
Zürich bei Gessner.
1756
S. Gessner fecit.

Wegen der Sehnsucht. Seine Führerin war eine klare Erwägung. Er wollte aus der Wirklichkeit, die ihn nicht allzu freundlich umgab, in Reiche reiner Schönheit flüchten. Folgerichtig wie keiner in dieser Stadt hielt er sich praktisch an Bodmers und Breitingers Ideen, einen maßvollen, dem Erdboden nicht allzu fernen Idealismus. Für die Gestalten, die er träumte, brauchte er eine entlegene Welt, und so kam er durch Theokrits Genie geleitet in die Antike. Nur einige Dichtungen seiner zweiten Reihe spielen in der Schweiz. Diese weiche sentimentale Feier natürlichen, einfachen, kulturfernen Glücks hat mit Rousseau nichts zu tun. Rousseaus Gedanke war ja der Todfeind der Antike wie jeder lastenden Tradition. Geßners Naturpoesie wurzelt zum Teil in den klassischen Literaturüberlieferungen, zum Teil ist sie Erbgut aus dem siebzehnten Jahrhundert. Sie ist nicht Kulturmüdigkeit, sondern das Gegenteil von allem, was der übersatte Franzose ersehnte, sie ist an reichen Traditionen geschult, die erste Formung wieder des neuen klassisch-antiken Kulturtraumes. Geßner, der so eifrig in der Helvetischen Gesellschaft wirkte, ist der erste klassizistische Dichter auf alamannischer Erde.

Der andere, der lauteste aus den Söhnen des Jahres 1741, stand auf dem Gegenpol. Auch Johann Kaspar Lavater zeigt das typische Seelengeflecht dieser zweiten Züricher Generation. Als Meister des Wortes und der Stimmung hatte er nicht viele um sich. Dazu kam von Jugend auf ein starker Trieb zum Zeichnen zumal von Porträts, und die ganze Art seiner „Physiognomischen Fragmente" verrät sein gutes Auge für die charakteristische Linie. Auch Lavater stammte wie Geßner aus einer Familie mit ausgeprägter Eigenart. Die Lavater kamen aus Rheinau, wurden um 1446 Züricher Bürger, saßen 1502 im großen und 1536 im kleinen Rat. Gottesgelehrtheit und Heilkunde waren die Lieblingsfächer der Sippe, und ein Beweis für ihre literarische Regsamkeit sind die nahezu zweihundert Schriften, die vom sechzehnten bis ins achtzehnte Jahrhundert — nach flüchtiger Zählung — von Gliedern der Familie veröffentlicht wurden. Immer stärker treten in diesen Publikationen metaphysische und naturgeschichtliche Neigungen auf. Johann Kaspars Vater Johann Heinrich war Arzt, seine Mutter war Regula Escher. Auch die Sippe der Mutter stammte vom Oberrhein, aus Kaiserstuhl. Es ist auffallend, wie das Jugendbild des Dichters und Predigers, gleich dem seiner Schwester Nette, der Mutter ähnlich sieht.

Sein Leben war ein leichtes besonnenes Fahren auf wohlgepflegter Straße. 1741 kam er zur Welt, seine Studien machte er in Zürich, Bodmer und Breitinger waren seine Lehrer. Nach einem Besuch mit Heinrich Füßli und Felix Heß bei Johann Joachim Spalding zu Barth in Pommern 1763 wurde er 1778 erster Pfarrer an der Waisenhauskirche, 1786 erster Pfarrer

in Zürich. Goethe, mit dem er seit 1773 Briefe wechselte, traf er im folgenden Jahre in Frankfurt, 1775 war der göttliche Jüngling in Zürich, 1799 nochmals mit seinem Herzog, und schon tief im Herbst ihrer Freundschaft machte Lavater 1786 seinen letzten Besuch in Weimar. Nach Massenas Siege vor Zürich 1799 wurde der alte Mann von Soldaten in die Brust geschossen. Die Wunde raffte ihn 1801 dahin.

Mehr als die andern Schöpfer und Träger der neuen Züricher Kultur suchte er in die Politik seiner Vaterstadt einzugreifen. Seine Jugend ist von einer Tat fast antiken Gepräges geweiht. Mit Heinrich Füßli, der 1825 als Maler in London starb, schrieb er 1762 die Klageschrift gegen den ungetreuen Landvogt Grebel und es machte ungeheures Aufsehn, daß die einundzwanzigjährigen Jünglinge die Verbannung des weit versippten Mannes durchsetzten. Auch die vielgesungenen „Schweizerlieder" des Jahres 1767, auf Anregung der Helvetischen Gesellschaft gedichtet, waren von einem edlen politischen Gedanken durchglüht. Den Ausbruch des Vulkans in Frankreich begrüßte er 1791 mit einem Jubelliede. Aber als er 1798 sein „Wort eines freien Schweizers an die große Nation" richtete, ließ ihm das Direktorium eine achtungsvolle Zurechtweisung zugehn.

Lavater ist ein Sammelname für die widerspruchsvollsten Regungen der alamannischen Seele. Als Bodmer 1762 die „Helvetisch-vaterländische Gesellschaft zur Gerwe" in Zürich gründete mit der ausgesprochenen Absicht, die Jünglinge, die ihm anhingen, für die Tugenden der klassischen Welt zu begeistern, wurde der humanistische, klassische Grundton der neuen Züricher Kultur für alle hörbar. Salomon Geßner war der Künstler dieser Bewegung. Was Bodmer als Führer des ganzen geistigen Lebens durchzusetzen suchte, vertrat der Theologe Johann Jakob Zimmermann, 1695—1756, in Glauben und Sittenlehre, maßvolle Kritik, Verneinung des Wunderglaubens, eine kirchliche Aufklärung, die sich von Wolf und Leibniz beeinflußt glaubte. Zur gleichen Zeit, Anfang der sechziger Jahre, begann man überall in Zürich Rousseaus zersetzende Wirkungen zu spüren. Als Feind jeder Kulturüberlieferung, als Feind jeder Erziehung, die nicht nach praktischen Bedürfnissen zugeschnitten war, als Feind aller sozialer Abstufungen war Rousseau der Todfeind des humanistischen, klassisch-antiken Kulturtraumes, der sich eben von neuem auf die Stirne des Alamannen und Franken neigte. Da er das warme dämmerhafte Licht des Gefühls über Fragen und Wege scheinen ließ und die klare kalte Flamme des Verstandes vom Leuchter warf, war Rousseau auch der geborene Feind alles Rationalismus und aller Aufklärung. Der Klassik stand Lavater so fern als möglich, mit dem freiern Kirchentum Zürichs verknüpfte ihn höchstens der eine oder andere Gedanke, trotz mancher Beeinflussung fühlte

er sich von Rousseau abgestoßen. Lavaters Stellung in diesem vielgefurchten Boden ist stammestümlich zu erklären, er ist neben die Männer alamannischen Geblütes, neben Heinrich Seuse, Heinrich von Nördlingen, Johann Tauler, Philipp Jakob Spener zu rücken, Männer der Innerlichkeit und des werktätigsten Glaubenslebens, die nach und mitten in Zeiten äußersten Formgefühls der Seele alle Türen öffneten, Männer, die eben durch diese Art die alamannischen Charakterweisen am stärksten wiedergaben. Und wie Spener war Lavater vor allem von England her beeinflußt. Daneben waren es zwei Franzosen: Charles Bonnet in Genf mit seiner Contemplation de la nature und Condillac mit seinem Traité des sensations, die ihn am meisten anregten. Wie die Männer der Mystik war er körperlich zu dieser ganzen Geistesrichtung veranlagt, von schwankender Gesundheit und von schreckhaften Träumen geplagt. Von systematischer Durchbildung seiner Ideen keine Spur. Er suchte mit dem Gefühl, sah in heißer lebendiger Klarheit, sah intuitiv und greifbar vor sich, was andere mit ihren Gedanken umtasteten. Wie er in seiner Naturauffassung von den sinnlichen Eindrücken ausging, so suchte er auf psychologischem Gebiete die Wurzeln aller Vorstellungen und Begriffe in den Empfindungen. Wie die großen Mystiker. Das war auch sein Weg, und je älter er wurde um so tiefer verlor er sich in solchen Irrgängen und suchte Magnetismus und Hellsehen mit der Bibel in Einklang zu bringen.

Der literarische Ertrag dieses Lebens war ungewöhnlich reich. 1765 entstand seine Psalmenparaphrase und im gleichen Jahre schrieb er fast allein den ganzen ersten Jahrgang des „Erinnerers", einer Wochenschrift, die die Gesellschaft zur Gerwe herausgab: moralische Abhandlungen, Tagebuchblätter, Charaktere, Lesefrüchte. Seine Liedersammlungen erschienen 1771 und 1776. „Er stellte ein Verzeichnis wünschbarer Lieder auf für Philosophen, Deisten und Zweifler, Schriftsteller, Frauenzimmer und so weiter und er hat selbst geistliche Lieder gedichtet für Menschen von schwachem Verstand, Verachtete, Berühmte, Verliebte, Gärtner, Nachtwächter, Mörder, Scharfrichter." So weit ging sein Drang alles werktätig zu individualisieren. Religiöse Dramen und biblische Epen folgten ganz in Bodmers Spuren. In kirchlichen Werken war Johann Jakob Heß, 1741—1828, sein Gefährte, der Dichter eines Epos im Stile Bodmers und der berühmte Verfasser der „Geschichte Jesu". Aus Briefen an Johann Jakob Zimmermann erwuchs 1768—1773 Lavaters Buch „Aussichten in die Ewigkeit". Er legte sich eine Gedankenbibliothek an, die zuletzt hunderttausend Nummern umfaßte.

Erst durch Goethe und Herder wurde er in die Geniebewegung des Sturmes und Dranges hineingerissen, die viel lauter und energischer im Fränkischen zum Ausdruck brachte, was in Zürich fast nur die gläubige Seele

erregte. Lavater gab eine überschwengliche Definition des Genies: „Aller Genien Wesen und Natur ist Übernatur, Überkunst, Übergelehrsamkeit, Übertalent, Selbstleben.“ Das alamannische Buch dieser wilden Reizbarkeit waren seine „physiognomischen Fragmente“, Text und Porträttafeln, die 1775—1778 in vier Bänden erschienen, so recht das Buch dieser Stadt der Propheten, Seher und Maler. Aus dem Äußern des Menschen, vor allem seinen Zügen, auf sein Inneres zu schließen, das war die naive, skurrile Kunst, die Lavater der staunenden Welt entdeckte. Buch und Methode wurden schnell zur Mode. Wie Bodmer seine literarischen Ambassadoren hatte, so fand der Stürmer und Dränger Lavater seinen Apostel in Christoph Kaufmann, 1753—1795, aus Winterthur. Ist es mehr als bloßer Zufall, daß die beiden Sendboten Sulzer und Kaufmann der beiden Führer Bodmer und Lavater aus Winterthur stammten, der Provinzstadt, die sich zu Zürich verhielt wie Sulzer und Kaufmann zu Bodmer und Lavater, den beiden Zürichern? Das rohe Naturburschentum, dieses Gegenspiel des humanistischen, klassischen Poeten, fand in Kaufmann seinen eigentlichen Typus. Aus Elsässern und Schweizern bildete er sich seine alamannische Leibtruppe. Er war die Karikatur des unfruchtbaren, unschöpferischen Genies und erklärte die Autorschaft für verächtlich. Als Apostel Lavaters, in wunderlichen Verkleidungen, Rousseaus schrankenlose Befolgung des Naturtriebes predigend, durchzog er Deutschland, war 1776 in Weimar, alle Welt ließ sich von seinem Schwindelwesen blenden. Lavaters Freunde nannten ihn Sohn Gottes. 1777 war er wieder in der Schweiz. Als ihm die Maske vom Gesicht fiel, rächte sich ganz Deutschland mit wilden Satiren. Und nun war es wieder so bezeichnend, daß er sich den Brüdergemeinden völlig in die Arme warf und als Herrnhuter in Schlesien starb. Alamannien und Mitteldeutschland, das waren ja die uralten mystisch-religiösen Beziehungen seit dem vierzehnten Jahrhundert. Kaufmann macht Lavaters geschichtliche Stellung erst unzweifelhaft deutlich.

Lavater hob das Züricher, das alamannische Geistesleben fast zu internationaler Bedeutung. Schiffe stachen, auf seinen Namen getauft, nach Ostindien in See. Sein väterliches Haus „Zum Wildries“ war der Treffpunkt aller Schwärmer, Dichter und schönen Frauen, Gelehrter, Fürsten und Aristokratinnen. Wie die Seelenführer der großen mystischen Zeit wirkte er vor allem auf das weibliche Geschlecht. Er selbst bekannte, daß er mit doppelt soviel Frauen als Männern Briefe wechsle. Wenn der Straßburger Professor der Philosophie Blessig in sein Tagebuch schrieb: „Ich weiß nicht, ob ein Händedruck und Kuß Lavaters oder einer Braut süßer ist,“ so ist das ein helles Streiflicht über die seltsamen Abgründe dieses Seelenlebens. Daß Goethe gerade in dem Augenblick mit Lavater brach, als er mit vollem Segel der

Insel des seligen Griechentums zutrieb, ist ein geschichtliches Symbol. Im formbegabten Franken siegte das klassische Ideal über das kraftgewaltige Germanentum des Stürmers und Drängers, im Alamannischen zerschellte die feine Form antiker Schönheit an den ungestümen Regungen ursprünglichen Stammestums.

Zwischen Geßner und Lavater liegen figurenreiche Übergänge. Salomon Landolt, Leonhard Meister, Johann Heinrich Pestalozzi. In einer frauenhaften Zeit von Frauen alle drei erzogen: Landolt von der männlichen Anna Margarethe Hirzel zu einem Männertypus der Renaissance, Geßner am nächsten; Meister von Anna Künzlin aus einer unliterarischen Sippe zum frühreifen, vielgeschäftigen Dilettanten; Pestalozzi von Susanna Hotz zu einem schwächlichen, unbeholfenen, weichen Volkserzieher, Lavater am nächsten.

Salomon Landolt und Salomon Geßner waren herzliche Freunde. Die Landolt waren erst 1566 Züricher Bürger geworden, waren vor allem Offiziere und Politiker, erst seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts rangen sich in der Familie auch gelehrte Interessen durch. Landolts Großvater mütterlicherseits war der holländische General Salomon Hirzel, seine Mutter die hochbegabte Anna Margaretha; Salomon Landolt war eine Frucht der Sippe der Hirzel. 1741 war er geboren. Auf der Herrschaft Wülfingen, die Salomon Hirzel 1734 gekauft hatte, wuchs der Junge heran unter dem tollen Treiben seiner mütterlichen Oheime. Die Mutter ritt im Herrensattel auf die Jagd, pfiff den Hunden, fluchte das Gesinde, eine unvergleichlich gesunde, fröhliche, gute Frau. Früh lernte der Knabe im Freien und auf dem Rücken seines Pferdes zu leben, er, das erste unschöpferische Genie in Zürich, der seine Poesie lebte und handelte. Auch er ein Vielbegabter. Die Zeit auf der Militärschule in Metz und in Paris ging wie ein Schattenbild vorüber. Als Vogt von Greifensee 1780 wurde er berühmt und durch Gottfried Keller verewigt. Landolt war Meisterschütze und kannte alle Jägerschliche. Als Schöpfer der Züricher Jägerkompagnie wurde er der populärste Offizier der Schweiz. Die Aufklärung nannte er ein Hirngespinst. Aus dem Stegreif machte er die ergötzlichsten Knüttelverse. Er lebte ganze Sagen und Märchen durch. Seine Bauern belehrte er durch freierfundene, packend erzählte Schwänke. Dann malte er mit Feuereifer und ließ sich dazu die Flöte spielen. In den Klängen der Maultrommel spürte er eine Verwandtschaft mit den Farben auf seinen Bildern, die von wunderbaren Lichteffekten lebten, Kämpfe im Dämmern des Morgens, verwirrendes, wogendes Leben, Schlachten, in denen sich die Streiter sogar durch die Haltung und die Rassenzüge in den Gesichtern unterschieden. Er war ein Genie wie Johann Kaspar Schweizer und

doch nur ein Dilettant, der das Leben im Sattel bezwang. Seltsamer, zwiespältiger Stimmungen voll. So ritt er über den zugefrorenen Greifensee nach Zürich und mitten auf dem Eise packte ihn die Reue mit der Gewalt des Entsetzens, daß er als Landvogt solch ein schlechtes Beispiel gebe. Sankt Paulus war sein Liebling „wenn er scho ab' em Roß gheit ist". Landolt war der erbittertste Feind der helvetischen Republik und in den Kämpfen um Zürich schlug er sich als Freiwilliger, wo und wie es ihm gefiel. 1818 starb er. Wenn sein Charakterbild auch stark nach dem andern Leben Zürichs hinüberdunkelt, nach dem Treiben und Fühlen der Naturmenschen, er steht doch eng neben seinem klassischen Freunde Salomon Geßner; in seiner Vielseitigkeit, seinem unverwüstlichen Tatendrange, seiner ganzen Art, nicht zu dichten sondern Poesie zu leben, war er eine Renaissancegestalt, deren Lichtspiele und Schattenwirkungen im Kulturbilde Zürichs am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts nicht zu entbehren sind.

Der andere Leonhard Meister, 1741—1811, war schon der ausgesprochene Dilettant der Zeit. Seine Familie wird erst spät 1556 mit einem Jakob genannt. Wo die Glieder stärker hervortreten, sind sie Ratsherren und Landvögte, erst seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Theologen. Leonhards Oheim Hans Heinrich, geboren 1700, schrieb um 1750 viel in lateinischer, französischer und deutscher Sprache. Schon als Knabe war Leonhard ungeheuer fruchtbar. Bodmer und Breitinger waren seine Lehrer. Versonnen und träge, wurde er doch 1773 Professor der Geographie und Geschichte an der neuerrichteten Züricher Kunstschule. Mit seinen Satiren suchte er dem eleganten sowohl wie dem frommen Zürich die besten Freuden zu verderben. Lavater setzte er heftig zu und lud als Anhänger des helvetischen Direktoriums viel Haß auf sich. Von seinen unerschöpflichen Schreibereien ist nichts der Erwähnung wert.

Stammverwandt mit dem rätischen Geschlecht der Pestalozza, das schon im dreizehnten Jahrhundert bezeugt ist, wanderte Anton Pestalozzi, 1534 geboren, aus Chiavenna in Zürich ein. Bürger wurde die Sippe 1567, in den großen Rat kam sie erst zweihundert Jahre später, in den kleinen 1788. Johann Heinrich Pestalozzi kam 1746 in Zürich zur Welt, sein Vater war Chirurg, sein Großvater Pfarrer, die Mutter Susanna Hotz, eine Verwandte des Generals Hotze, stammte vom Lande. Das Traumleben dieses zweiten Züricher Kulturkreises kam in diesem kränklichen, unbeholfenen, fantasiebegabten Kinde am auffallendsten zutage. Was in Bern vom Anfang an die neue Literatur bewegt hatte, Kultur und Einflüsse des Landes im Gegensatz zur Stadt, was in Haller seine Verkörperung gefunden hatte, das setzte in Zürich erst Pestalozzi durch. Nach dem üblichen Bildungsgange erwarb er im

Bernischen auf dem Birrfelde ein Landstück, nannte es Neuhof und suchte als Landwirt neue Kulturgrundlagen zu schaffen. Doch in den heftigen sozialen Gegensätzen zwischen der herrschenden Stadt und dem regierten Lande war er eben nicht der Mann, den Bauer in höhere Stellungen zu führen. Er scheiterte und versuchte es nun 1774 mit der Gründung einer Armenerziehungsanstalt auf Neuhof. Mensch und Natur sollten so gefördert werden, daß eins das andere kultiviere. Das wurde sein zweiter Zusammenbruch und aus Not griff er zur Feder. 1781—1787 erschien sein Erziehungsbuch „Lienhard und Gertrud". War Pestalozzi vom Anfang an unter allen Zürichern am tiefsten unter Rousseaus Einfluß geraten, in diesem Buche ging er den verlorenen Weg zurück. Aus Naturmenschen müsse die Jugend von innen heraus zur Sittlichkeit gebildet werden. Nicht das Herz, sondern der Kopf, Hände und Füße müssen den Menschen bilden. Was blieb da noch von Rousseau übrig? Aus den Tiefen der Gesellschaft und aus dem Innern des Einzelnen müsse die neue Kultur kommen. Das war die Verkündigung der Rechte und der hohen Sendung des Landes gegen die Stadt. Auf drei Stufen wollte er die Menschheit emporführen: durch die Familie mit der Mutter im Mittelpunkte, durch die Gemeinde, durch den Staat. Unterdessen hatte sich Neuhof langsam erholt, im Zusammenbruch der Eidgenossenschaft war er als Journalist tätig. Das Direktorium der helvetischen Republik gab ihm die Leitung des Waisenhauses in Stans. Seine größten Erfolge erzielte er mit der Schule in Burgdorf 1803. Er lebte bis 1827, noch lange genug, um seine späten Siege auch genießen zu können.

So hatten die Männer von 1741 den engen Kreis, von Bodmer und Breitinger umfriedet, fast ins Unendliche erweitert. Der eine formte Idyllen, wie die alten griechischen Meister Gemmen schnitten und Vasen bemalten; der andere lehrte, wie man das Leben bezwingt, daß es alle Schätze der Poesie erschrocken aus seinem Schoße schüttelt; einem dritten erwachte der uralamannische Traumsinn, ihm floß Zeit und Ewigkeit ineinander, er sah Wunder auf allen Straßen; ein vierter war all dessen müde, floh zurück in kulturferne Anfänge, um erkennen zu müssen, daß die guten Wege nicht rückwärts führen, sondern vorwärts und aufwärts. Über die Seele eines jeden waren viele Saiten gespannt, nur waren sie verschieden an Stärke und Stimmung, nur war der eine ein Künstler des Spieles, der andere wußte sie gar nicht zu schlagen, die Hand eines dritten fieberte zu stark, als daß Melodien unter ihr entstanden wären. Klassik und Alamannentum waren gleichzeitig zu Formen emporgediehen, aber der Alamanne war noch immer stärker als das antike Erbe.

Seit dem Ausbruch der französischen Revolution erfüllte sich das Schicksal der Eidgenossenschaft unaufhaltsam. Zwei Männer aus dem Osten der

Schweiz waren tiefer in den allgemeinen Zusammenbruch verwickelt als, Kaspar Schweizer ausgenommen, irgendjemand in Zürich. Das Schloß Bothmar über dem Dorfe Malans am Augstenberge war die Heimat der Soldatenfamilie Salis. Mythen wuchern um die ältesten Wurzeln der uralten Sippe. 1762 wurde Johann Gaudenz von Salis-Seewis geboren. Vaterhaus und Jugend glichen in vielem dem Schlesier Eichendorff. Er studierte in Lausanne und wurde 1779 Gardefähnrich in Paris. 1782 auf einem Urlaub in Malans entstand wohl sein erstes Gedicht und in wenig Jahren feierten die Graubündner in ihm ihren Stammesdichter. 1789 bereiste er Deutschland, ging nach Paris zurück, aber an den Kämpfen der Schweizergarde war er unbeteiligt. Nach kurzem Dienst bei der ersten Republik trat er 1793 aus der französischen Armee aus und ließ im gleichen Jahre seine Gedichte erscheinen. Er wurde Gemeindepräsident in Malans, und während sich die Salis in den Kämpfen der drei Bünde auf österreichische Seite schlugen, blieb Gaudenz republikanisch gesinnt, trat 1798 in den Dienst der helvetischen Republik, 1803 in den Graubündens und starb in Ämtern verstaubt und seiner schönen Jugend längst ein Toter 1834 in Malans. Seine formvollendete Lyrik lebt zum guten Teil von jener Soldatensentimentalität, die sich in allen Zonen so gerne an das Kriegerhandwerk knüpft. Aber da und dort schlagen echte horazische Odenstimmungen durch. Seine lyrische Technik lebt von Elementen der Malerei. Die ganze Art, wie er Strich um Strich, Empfindung neben Empfindung setzt, wie er in den Naturfarben ganz individuelle Töne entdeckt, immer wieder das Zurückgreifen auf ewig neu gestaltete Naturbilder, das fügt ihn gut in das Züricher Milieu ein, so sehr er auch Graubündner ist, da Zürich doch die einzige Kunststadt der Schweiz in diesen Jahren war. Neben fein und verständig gebauten antiken Strophen findet sich ein so schönes, mittelalterlich-alamannisches Tanzlied wie „Auf! Es dunkelt". Doch war Salis-Seewis so stark von Matthisson, Hölty und Schiller beeinflußt, daß das Individuelle an ihm nicht leicht zu sehen ist.

Der andere, der „Barde von Riva", Statthalter Bernold von Walenstadt, war 1765 geboren, studierte zu Salun und Freiburg im Üchtland, trat während der Revolution an die Spitze der Regierung des Landes Sargans, wurde von den Österreichern als Jakobiner in Chur gefangengesetzt und starb 1841. An seinem Epos „Wilhelm Tell" begann er 1792 zu schreiben, fünf Jahre später war es vollendet. Das Gedicht ist voll von Erinnerungen an Klopstock und Virgil, die Helden, Geßler nicht ausgenommen, sind empfindsam und der Geist der großen Revolution befeuert die pathetischen Schlagworte dieses Werkes. Ein umfangreiches Andachtsbuch, das Abschriften verschiedener Dichtungen umfaßt, ist gleichfalls handschriftlich von ihm erhalten.

Salis-Seewis und Bernold, deren Heimat kein abgeschlossenes Bild gibt, können füglich in diesem Zusammenhange begriffen werden.

Jede Zeit stirbt am Verhängnis ihres eigenen Blutes. Der Tod dieser hundertjährigen Züricher Kultur trat ergreifend, bis ins Mark erschütternd, großartig plastisch in das Erlebnis der letzten Generation durch den Untergang des wunderlichsten Menschenpaares Johann Kaspar Schweizer und seiner Gattin Magdalena Heß. In beiden war die Fülle ihrer Väter und Ahnen. Schweizers jüngerer Bruder Jaques starb in grauenhafter Umnachtung. Eine Reihe seiner Verwandten endete durch Selbstmord. Magdalena Heß stammte aus einer Sippe, die damals in ihrem Vater, dem Postdirektor Johann Jakob Heß, und einigen andern Verwandten die seltsamsten Käuze und Originale hervorgebracht hatte. Die überreiche Begabung der Züricher Familien, durch hundert Heiraten wechselweise verbunden, staute sich in Johann Kaspar Schweizer zum verheerenden Wahnsinn an. 1754 war er geboren. Da ihm sein Vermögen von fast einer Million Franken für Wohltaten, die er zu spenden dürstete, zu klein schien, ging er 1786 nach Paris, es durch Spekulation zu vervielfachen. Ganz Paris strömte in das Haus dieses seltsamsten Ehepaares und ganz Paris betrog sie. Mirabeau erhielt von Schweizer den Schlüssel zur Kasse und nahm sich, soviel er brauchte. 1791 wurde er wie vom Wahnsinn berauscht auch äußerlich zum Sansculotten. Seine hingewühlten Prosaergüsse, seine Hymne an Gallien sind betäubend verworren und dunkel. Die Züricher gaben ihren „sorgenvollsten Bürger" verloren. Von bösen Nachrichten aus seiner Heimat zermartert, dem Zusammenbruch nahe, stürmte er an einem dumpfen Herbstmorgen durch den Garten der Tuilerien und ächzte ein verzweifeltes, in seinen wilden Rhythmen und Bildern unwiderstehliches Prosagedicht: „Aber nun halt' ich in zitternden Händen den Brief ewiger Verbannung, die Vorwürfe meiner Freunde und reiße mich laut weinend von den Gefährten meines Unglücks, von meinem lockengeschmückten Weibe, von meinem pockennarbigen Gesellen los, um einsam in dem rotbelaubten Tuilerienwalde meinen Jammer in das Geseufze der Turteltauben zu verhauchen ... Euch werd' ich nicht mehr sehen, scheue Töchter der Limmat, die Blumenhäupter auf schönem Nacken spiegeln, deren blaue Augen, blonde Locken und weiße Busen jeden bezaubern ... Nicht mehr sitz' ich vor euern tugendhaften Weibern, um ihnen meine Odyssee zu erzählen ... Meine Freunde haben ihre liebreich blinkenden Augen wie Gestirne hinter den Wolken vor dem stolpernden Wanderer der Nacht verborgen; sie hören mich nur wie steinerne Götzen. Abgewandt wie Windfahnen sind sie. Mein Name fällt auf ihr Herz, kalt wie der Mondstrahl oder wie ein Hagelstein ... Da ich schon im Geist die abendrotdurchglühten Schneegebirge sehe, schreckt ein

Wolfsgeruch die Pferde meines Wagens und ich bin zurückgeschreckt durch üble Ahnung. Mir sitzt im Schlaf, wie Füßlis Alp, auf der Brust ein Schreckgespenst, gekleidet wie eine Leichenbitterin, und schweratmend träume ich dann, als spien alle Drachen, die ab den Ziegeldächern ihre goldenen Schnauzen strecken, mich mit trüben Regenbächen an; als dampften tausend Tabakspfeifen mich in eine stinkende Wolke ein, worin ich nur ein unsichtbares Gelächter höre."

In der furchtbaren Nacht, die dem 10. August 1792 folgte, rettete er, es war wie ein göttliches Wunder, eine Reihe Schweizergardisten aus den Tuilerien. Magdalena, seine Gattin, wuchs zu heroischer Größe heran, drang in die Gefängnisse, schrieb an Robespierre, der ihr zum Dank eine rote Mütze schickte, von der sie besten Gebrauch machte, stieg zur Probe die Guillotine auf dem Greveplatz empor und zählte die Stufen, um nicht zu wanken, wenn ihre Stunde käme. Nach kurzer Gesandtschaft in Zürich, wo sie übel empfangen wurden, blieb Magdalena in Paris, Schweizer ging nach Amerika und schrieb während der Fahrt ein Tagebuch in Jamben. Magdalena wurde langsam nüchterner, der Gatte wühlte sich um so tiefer in sein Verhängnis. Er verkehrte mit den bedeutendsten Männern, mit Lincoln, Fulton und den Literaten des jungen Amerika, kaufte Rechtstitel über ungeheure Länderstrecken und wiegte sich in faustischen Kolonisationsplänen. Er konnte diesen Besitz, der an Umfang den Kanton Zürich erreichte, mit der wunderbarsten Anschaulichkeit schildern, ohne nur eine Scholle davon gesehen zu haben. Er malte sich das arkadische Leben aus, das er in diesem Königreich führen wollte. Seine Rechnungen waren mit Versen gemischt. Unterdessen hatte sich das Schicksal der Eidgenossenschaft erfüllt. Vom Landhaus seines Vetters David Heß, der sein unseliges Leben beschrieb, leiteten 1799 die Generäle dreier Armeen die Schlachten um Zürich. Bettelarm kam Schweizer nach Paris zurück. Fieberträume waren durch Monate sein Leben. 1811 erlosch die Flamme, die ein Prometheusgeschenk hätte werden können. Am Fuße des Montmartre wurde er begraben. Drei Jahre später starb seine Gattin in der Heimat.

Dieser Mann mit dem ausgesprochenen Mediceergesicht war das Opfer, in dem die Generation sich reinigte. Ein echt alamannisches Genie mit einem verzehrenden Innenleben ohne bändigende Formen, ein Dichter ohne Dichtungen, doch von visionärer Bildlichkeit und Anschauung, ein Schöpfer mit unersättlichem Tatenhunger, der an der Unkenntnis irdischer Grenzen zugrunde ging, hart auf der Scheide des göttlichen und des gemeinen Wahnsinnes schwebend. In ihm hatte die alamannische Empfindsamkeit sich zu Tod geheilt und der Weg für die Klassik, für die großen Züricher Tage des neun-

zehnten Jahrhunderts war frei. In Schweizer ist von jeder Stimmung, die Zürich durch das achtzehnte Jahrhundert bewegte, ein Atemzug, die großen Pläne der Helvetischen Gesellschaft, die bildhafte Fantasie der Züricher Maler, die antike republikanische Stimmung, Lavaters aufgewühlte Seele, Pestalozzis Siedelungspläne in grandioseſter Gestalt, alle Schrecken, Wunder, Geheimnisse der alamannischen Seele. In der Grabschrift, die er sich selber dichtete, in unlesbaren Hexametern voller Härte, sprach er davon, daß seine Dichtergärten spätreifend hoch am beschneiten Parnaß lagen, daß er am Sonnenstrahl fror und sich am Mond die Hände wärmte.

II. Kapitel.

Leipzig und Halle.

1.

Altleipzig.

Die beiden großen Landschaftsgruppen, die sächsische Welt und die Neustämme des Ostens, getrennt durch den niederfränkischen Brandenburger Keil, außer an der preußischen Küste durch keinerlei Beziehungen verknüpft, in ihren Literaturen grundverschieden gewachsen, hatten gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf der Basis der Elbe, jede für sich, räumlichen und geistigen Anschluß an die Altstämme gefunden. Doch zwischen Sachsen und Neustämmen klaffte noch die Fuge. Das stammestümliche Bindeglied zwischen beiden Mächten konnte nie der Sachse sein. Er war ja nur die Küste entlang stärker an den eingedeutschten Völkern beteiligt. Die reich und ganz allmählich abgetönten sächsischen Übergänge folgten der Elbe aufwärts. Längs der Linie, die nördlich der Havelmündung nach Westen verläuft, geht das reine Niedersächsisch in das ehemals thüringische Ostfalen über. Südöstlich vom Harz verschwimmt es ganz in dem thüringisch beherrschten Osterland. Dort, wo eine gerade Linie von Leipzig ostwärts die Elbe berührt, tauchen die ersten Lausitzer auf, wieder thüringische Elemente, doch jetzt im Bunde mit ostfränkischen. Das bleibt im wesentlichen die Zusammensetzung bis zur polnischen Grenze und im Innern des alten Ordenslandes. Um die Südgrenze des niederfränkischen Brandenburger Keiles, der Sachsen und Neustämme trennt, verbindet das Thüringische in Ostfalen mit sächsischem, in der Lausitz und weiterhin mit ostfränkischem Anteil die beiden großen Stammesgruppen. Wollten sich beide finden, so mußte es an dieser Stelle sein, im Osterland. Hier lag Leipzig, genau so weit entfernt von der Südostgrenze Ostfalens wie von der Westgrenze des Lausitzischen, als Teil der östlichen Neustämme.

An einem Hofe konnte die Verbindung der selbständigen sächsischen und der ostdeutschen Literatur nicht gefunden werden. Denn Hamburg, die Stadt-

republik, hatte die sächsische Kultur zur eigenartigsten Blüte gebracht. Zwar hatten sich mit dem glanzvollen Hofe Ostfalens zu Wolfenbüttel reiche Beziehungen eingestellt, aber für die Kultur des neuen Bürgertums konnten sie wenig Früchte abwerfen. Wo sich beide Gruppen auf gleichem Boden treffen konnten, das mochte wohl nur die andere große Kulturstätte sein, eine Universität. Was bedeuteten auf sächsischer Seite Rostock, Greifswald, Helmstedt, weit entlegen und ohne Einfluß auf den großen Gang der Bewegungen? Im Gebiet der Neustämme schied Königsberg wegen seiner Lage von vornherein aus. Frankfurt im Niederfränkisch-Brandenburgischen hatte nie Bedeutung gehabt. Doch gerade die Verbindungslandschaft von der Bode bis zu den Quellen der Unstrut war mit Hochschulen übersäet. Doch Wittenberg und Halle standen im Dienste ganz bestimmter gegensätzlicher, engbegrenzter Bewegungen, ohne jede Aussicht, das große vermittelnde geistige Leben tragen zu können. Jena und Erfurt lagen zu tief im Thüringischen, kleine Landesuniversitäten. Der geistige Mittelpunkt der kursächsischen Lande war Leipzig, eine Universität, die in den gefährlichsten Tagen eine Konkurrenz wie die Wittenberger überstanden hatte, eine Hochschule, die als Universität eines großen Ganzen vor den andern mitteldeutschen weitreichende Wirkungen voraushatte, die als Heimat von Männern wie Leibniz und Thomasius ihr Recht zu führen erwiesen hatte. Eine Stadt, die dem fränkischen Frankfurt langsam den großen Buchhandel abgewann, die ein Mittelpunkt des Zeitungswesens wurde und durch ihre Messen den Handel beherrschte.

Wenn es darum ging, auf einem gewissen gemeinsamen Boden die geistige Verbindung von Sachsen und Neustämmen zu versuchen, so konnte das wohl nur eine Stadt von der stammestümlichen zentralen Lage, eine Universität von der allgemeinen Bedeutung Leipzigs sein.

Die bodenständige Literatur der Stadt wurde durch das ganze siebzehnte Jahrhundert von der Hofkunst des nahen Dresden überschattet. Flemings Freunde Finkeltaus, Brehme, Schoch waren Einzelerscheinungen, die nicht weit leuchteten. Doch schlug Schoch schon die Note an, die zu Ende des Jahrhunderts mit Reuter zum beherrschenden Tone wurde. Eigenart und heimische Geltung sprach sich im Wachstum des Dramas und des Zeitungswesens aus. 1513 stiftete Herzog Georg 2000 Gulden, deren Zinsen in vier Städten seines Landes zu dramatischen Aufführungen verwendet werden sollten. Er dachte an die ganze Passionsgeschichte vom Gründonnerstag bis Ostern. Ein Teil des Geldes fiel auf Leipzig. 1520 ließ ein geborener Leipziger, ein Schüler Mosellans, Christoph Hegendorf, eine Komödie drucken und spielen. 1535 wurde von Terenz die Ecyra in deutschen Reimen auf dem Rathaus gespielt. Der Rektor der Niklasschule Johann Muschler war der

Unternehmungsluſtige. Zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ſpielten die Studenten im Pauliner Kolleg. Es gab ein Unglück. 1602 ſtürzte die „Pocherte, darauff geſpielt ward", ein, „davon zwey Knaben von vierzehn Jahren, ſo unter der Pocherte geſteckt, todt geſchlagen, zween Handwerks-Geſellen, ſo daran geſtanden, die Beine entzwey geſchlagen worden etliche auch ſonſten zimbliche gute Stöße davon bekommen". „Und ward alſo auß der Comödia eine rechte Tragödia." Es war charakteriſtiſch für die ganze Stellung der Stadt im literariſchen Leben, daß die Studenten trieben und drängten. So wurde 1669 der deutſche Polyeuctes von Corneille „auf geſchehenes inſtändiges Anſuchen einer Studierenden Geſellſchaft vorgeſtellt von Chriſtophoro Kormarten". Kormart bearbeitete viel aus allen Sprachen. Dann kam die große Wendung. 1675 wurden „die verwechſelten Prinzen oder Heraclius und Martian unter dem Tyrannen Phocas" „auf der Schaubühne einer ſtudierenden Geſellſchaft in Leipzig aufgeführt". Das war Johannes Velten, der erſte moderne Schauſpieler und Bühnenkünſtler. Seine Geſellſchaft beſtand 1683 faſt nur aus geborenen Kurſachſen und durfte ſich kurſächſiſch, ſpäter königlich polniſch nennen. Ihre Bühne ſtand im Fleiſchhaus. 1693 wurde das Operngebäude eröffnet. Schon ein Jahr zuvor war dem ſächſiſchen Vizekapellmeiſter Nikolaus Adam Strungk die Konzeſſion erteilt worden. Am Peterstor wurde ihm der Kalkplatz als Baugrund angewieſen, doch führte er ſein Theater ſchließlich im Hofe des Hauſes auf, das den Moßbachiſchen Erben gehörte. Auf zehn Jahre durfte er zur Meßzeit deutſche Singſpiele geben „anerwogen wie dadurch das studium musicum mehr und mehr excoliret, fremde Liebhaber dieſer Wiſſenſchaft herbeigebracht, vnd Sie ſolchergeſtalt ein Seminarium in dero Landen haben und daraus allenfalls die abgehende Stellen bei dero Kapelle und Kammer-Musicis erſetzen könnten". Am 8. Mai 1693 wurde die Oper eröffnet. Nach wechſelnden Schickſalen, in die die Regierung immer rettend einzugreifen ſuchte, wurde das Gebäude 1729 an den Magiſtrat verkauft. Auf dieſer feſten Bühne durfte 1695 der Unternehmer Hermann Heinrich Richter von 2 bis 4 Uhr Nachmittagsvorſtellung geben, um Strungks Privileg nicht zu beeinträchtigen. 1699 wurde in den „Drei Schwanen" die erſte franzöſiſche Komödie gegeben; 1711 ſpielte während der Michaelimeſſe eine Wiener Truppe, 1714 eine italieniſche. 1727 trat Friederike Karoline Neuber auf, eine neue Zeit!

Später als in Alamannien und in den fränkiſchen Landſchaften entwickelte ſich in Leipzig die periodiſche Preſſe. Die geſchriebene, in feſten Abſtänden ausgegebene Zeitung nahm ihren Weg von Augsburg und Nürnberg. Seit 1575 etwa iſt ſie faſt allgemein bekannt und in Gebrauch. In Leipzig beſorgte der Poſtmeiſter Sieber 1619 geſchriebene Zeitungen. Moritz Pörner

lebte seit dem gleichen Jahre von diesem Gewerbe. Später wurde Georg Kormart sein Gehilfe. Sie versorgten die Höfe von Altenburg, Weimar, Gotha, Zerbst, Dessau, Bernburg mit periodischen Nachrichten. Arme Studenten kopierten die Blätter. Ihre Quelle war die Korrespondenz der großen Handelshäuser. Sie erschienen wöchentlich. Die durchschnittliche Auflage eines solchen Unternehmens schwankte zwischen zwanzig und dreißig Exemplaren. Erst 1632 kam die Stadt mit der „Ordinar Post und Zeitung" an die große Entwicklung heran. Pörner gestaltete seine geschriebene Zeitung in eine gedruckte um und sicherte sich das einzige Privileg. Die Auflage seines Blattes betrug 50, der Titel ist unbekannt. Das Unternehmen Pörners und Kormarts bestand bis 1642. In diesem Jahr rückten die Schweden ein und zogen den Nachrichtendienst an sich. 1649 erwarb sich Timotheus Ritzsch ein neues Privileg zur Herausgabe der „Wöchentlichen Ordinar-Zeitungen" auf zehn Jahre. Außer Kursachsen und Thüringen war der Osten das eigentliche Absatzgebiet. Trotzdem gelang es Kormart 1657 auch für sich das Privileg zu gewinnen, indem er Ritzschens Genossen Christoph Mühlbach auf seine Seite zog. Der Titel dieser zweiten Zeitung ist unsicher. Zwischen Kormart und Ritzsch gab es nun eine wilde Konkurrenz, zumal der letztere sein Blatt bald täglich ausgehn ließ. Die Regierung griff ein und veranlaßte die Verschmelzung beider Unternehmen zur „Leipziger Post- und Ordinari-Zeitung", 1672, die viermal in der Woche erschien. Damit war die periodische Presse der freien Privatindustrie entzogen und zu einem Postregal geworden.

Wie die Saaten und Früchte langsam bergaufwärts reifen, so erwachte das Erzgebirge von neuem. Zuerst am Unterlauf der Mulde Rinkart, später muldeaufwärts Fleming und nun die Höhen mit Kuhnau. Alle drei standen mit dem geistigen Leben Leipzigs in Verbindung, alle drei trieben jeder in ihrer Art Musik. Kuhnau vor allem und ausgesprochen.

Die Großeltern Johann Kuhnaus, 1667—1722, waren aus Böhmen ausgewandert um ihres Glaubens willen. In Geising im Erzgebirge kam der Knabe zur Welt, lernte an der Dresdner Kreuzschule, fand Eingang im Hause des Kapellmeisters Vicenzo Albrici, wurde in Leipzig Jurist und starb als Kantor der Thomasschule, dieses Mittelpunkts der Thüringer Musikfreude. Bedeutender als Komponist denn als Dirigent, pflegte Kuhnau vor allem Klaviermusik und das kirchliche Konzertwesen; er teilte in vielem Interesse und Bemühung mit seinem Landsmann Birken und mit Dilherr in Nürnberg. Von diesem Standpunkt aus schrieb er, vielleicht angeregt durch Christian Weises „Politischen Quacksalber", 1700 seinen satirischen Roman des Opernwesens, den „Musikalischen Quacksalber".

Leichtes lebensfrohes Temperament, das den einzelnen oft genug an die Klippen des Lebens treibt, und tiefe Begabung für Musik lassen einen das Thüringer Element in allen Verbindungen des Ostens erkennen, in Schlesien, Meißen, Ostfalen. Bei Kuhnau kamen vielleicht noch slavische Einflüsse aus der Urheimat seiner Familie hinzu, sein großer Nachfolger an der Thomaskirche, Johann Sebastian Bach, war der reine Thüringer. Seine unmittelbaren Ahnen saßen in Wechmar bei Gotha. Schon früh trieben die Bach Musik als Liebhaberei und Gewerbe. Auch Johann Sebastian ist ein Typus dafür, daß das Genie oft nur langgeübtes Kunstverständnis der Sippe krönt. 1685 war er zu Eisenach geboren, 1750 starb er in Leipzig. In wechselnden Stellungen in seiner Thüringer Heimat wurde er reif. Seit 1712 entstanden seine Kantaten, dramatische Szenen für eine oder mehrere Solostimmen. Pietismus und Rechtgläubige lehnten sich gegen die neue Form auf. Dann wandte er sich der Kammermusik zu und wurde 1723 Kuhnaus Nachfolger.

Die Weiterentwicklung der Musik in Leipzig nahmen die Studenten in die Hand. 1704 gründete Telemann sein Collegium musicum mit regelmäßigen Übungsabenden und vielbesuchten öffentlichen Aufführungen. Damit setzten sie die Loslösung musikalischer Vorträge von der Kirche durch.

1688 kam Christian Reuter nach Leipzig mit dem Vorsatz Theologie zu studieren. Später ging er zum Jus über. Er war als Sohn reicher Bauern im Halleschen zu Kütten bei Zörbig 1665 geboren. Schnabel, Reuter, Günther, Bürger, alle vier Ostfalen und sicher nicht das sächsische Element im Ostfalen sondern das leichte thüringische, das dem Leben so willig erlag. Als er sein Quartier bei der Witwe Müller im „Roten Löwen" bezog, dachte er sicher nicht daran, daß ihn die Frau um unbezahlter Rechnungen willen zum Dichter machen würde. Er trieb es, wie es Schoch so ergötzlich geschildert hatte, bezahlte nicht und wurde auf die Straße gesetzt. Die Rachsucht drückte ihm die Feder in die Hand, und was er im „Roten Löwen" gesehen, bot ihm unbezahlbare Stoffe. So beschrieb er 1695 nach einem Motiv Molières das Satirspiel „L'honnête femme oder die ehrliche Frau zu Plissine". Er gedachte die ungeduldige Wirtin tot zu ärgern und konterfeite ihre Häuslichkeit ab, Dummheit und Roheit, die vornehm sein will, pinselte das derbe Bild der Mutter hin, daneben die zwei Töchter und setzte ein paar pikante Kleckse auf. Das Brüderpaar, Landstreicher Schelmuffsky und Nesthocker Däfftle, machten die Komödie so erschütternd, daß man mit Fingern auf die honette Frau deuten konnte. Reuters Rache war noch nicht gestillt. Er fühlte sich in den Formen sicherer, guckte dem Volksdrama viel Gutes ab und warf 1696 wieder unter Benutzung Molières die schärfere Posse „Der ehrlichen Frau Schlampampe Krankheit und Tod" aufs Papier. Die Frau ging klagen und der Pasquillant

wurde 1697 relegiert. Doch er hatte hohe Gönner gefunden, die ihn trotz akademischen Interdikts in Leipzig hielten. Reuter wurde Sekretär des Kammerherrn von Seyfferditz. 1703 taucht er plötzlich in Berlin auf, am neuen Königshofe, machte Festspieltexte und seit 1712 ist er verschollen. Ein Kumpan vom Schlage Günthers, doch verächtlich und arm an den unvergänglichen Gütern, die der liebenswürdige Lyriker aus seinem zerschellten Leben barg. Reuter war zwischen Grimmelshausen und Günther der dritte, der funkelnde Goldzacken aus dem Wirrwarr der Erlebnisse schlug. Aber es war heimtückisches Gold mit falschem Glanze. Die derbe Posse blieb seine Lieblingsform. „Harlekins Hochzeitsschmaus" und „Harlekins Kindbetterin-Schmaus" sind ganz im Stile des Volksspiels. „Letztes Dank- und Ehrenmahl der Frau Schlampampe" 1697 schloß die Pasquille gegen seine Wirtin ab. Er hatte schon ein neues Opfer. Durch seine Beziehungen zu Adelskreisen war er auf einen abenteuernden Kavalier getroffen, Georg Ehrenfried von Lüttichau, der 1667 geboren, mit seinem Vater in ewigen Prozessen lag, in Versen an den Kurfürsten Friedrich August petitionierte, am Dresdner Hofe Dienste tat, vielverspottet, wie es scheint, und als er im März 1700 Dresden verließ, sandte ihm Reuter das Lustspiel nach „Graf Ehrenfried". Der Übertritt des sächsischen Hauses zur katholischen Kirche warf scharfe Lichter über das Stück. Wertloses Geklingel sind die höfischen Texte der Berliner Zeit, ungleich wertvoller die Passionsgedanken 1708. Zwischen dem „Simplicissimus" und der „Insel Felsenburg" steht als dritte große Schöpfung der „Schelmuffsky", 1696 skizzenhaft entworfen, 1697 in geschlossener Form vollendet. Es ist keine Satire des Reiseromans, das ist nur die Einkleidung. Es ist blutiger Hohn auf das Bürgertum, wie er es im „Roten Löwen" kennen gelernt hatte. Er war ja ein Bauersohn. Was er schildert, ist, wie sich die vornehme Welt im Kopf eines Lümmels und Dummians spiegelt, Hohn auf den Bürger, der obenaus will, sich seiner Beziehungen rühmt und zu allen Knopflöchern bricht die Roheit und Dummheit heraus. Die Wirkung des Romans ist die psychologisch feine Beobachtung, wie ein solcher Kerl glaubt, er brauche nur seinen groben Maßstab an die Dinge zu legen, wie er seine eigenen Verhältnisse auf die feine Welt überträgt, wie er etwa vorgibt eine vornehme Dame zu toller Liebe hingerissen zu haben durch die Erzählung bei Tisch, von der Ratte, die seine Mutter erschreckte, daß sie ihn frühzeitig gebar. Schelmuffsky ist zu Schelmerode geboren, die lustige Bildung eines Ortsnamens nach der Endung so vieler Harzdörfer. Reuter ist der Vollender von Literaturtendenzen, die vom Leipziger Schoch ausgegangen waren, er ist ein Typus für jene Jugend der Zeit, die von Klippe zu Klippe durchs Leben stürzte, die zur Komödie ging, die überreich begabt, ihr Pfund verschleuderte; ihm zerrann sein Leben wie

sein Dichten, Günther wußte sich in der Kunst ganz leidlich zu zähmen und zu zügeln.

Aus andern Wurzeln war die wirkliche Größe dieser Literatur herangewachsen. Otto Mencke, 1644 zu Oldenburg geboren, der erste Niedersachse im Leipziger Leben, hatte auf Grund der Leipziger Presse die ersten Steine gelegt zu dem Bau der nächsten Generation. Er gab „Acta eruditorum" heraus und die „Leipziger gelehrte Zeitung", zwei Schöpfungen, die die Führung der Stadt in geistigen Dingen festlegten. Sein Sohn Johann Burkard Mencke, 1674 in der neuen Heimat seines Vaters geboren, seit 1699 Professor der Geschichte an der Universität, übernahm die Leitung beider Blätter. Die Führer der neuen Bewegung waren also zunächst Niedersachsen.

Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts studierten eine Reihe junger Lausitzer in Leipzig: Johann Christoph Haßfurth, Johann Christoph Urban, später Kantor des Görlitzer Gymnasiums, Johann Heinrich Krause, Johann Adolf Schoen, Schüler des Görlitzer Gymnasiums, des Schulmanns Samuel Grosser, der zuerst in Deutschland eine moderne, vollständige Landeskunde schrieb und diese glückliche Landschaft war die Lausitz. Seit 1697 kamen sie regelmäßig zusammen. Sie gründeten die „Görlitzische Poetengesellschaft". Bedingungen der Aufnahme waren schlesische oder lausitzische Stammeszugehörigkeit und rechtschaffener und sittsamer Lebenswandel. Für Fluchen, Schwören und Zoten mußte eine Strafe von drei Pfennigen erlegt werden. Die Stoffe für den Dichter waren frei, die Bibel durfte nicht mißbraucht werden, Buhllieder und Pasquille waren verboten. Es war ein entscheidender Augenblick für die deutsche Literatur, so unbedeutend jeder einzelne war. Eine Gruppe Lausitzer schließt sich in Leipzig, dem Mittelpunkt des thüringischen Streifens, der Niedersachsen und die Neustämme verband, zu literarischem Schaffen zusammen, betont ausdrücklich den heimatlichen Stammescharakter, nimmt nur Stammeszugehörige auf und stellt in ihrem Programme Sätze an die Spitze, die unzweifelhaft auf die Tendenz der Sozietäten des frühen siebzehnten Jahrhunderts weisen. Und mit Staunen liest man ihre Poetik: „Die Verse dürfen nur nach der Schlesischen Pronunciation gereimt werden" — reimen bedeutet hier einfach machen, das Grundprinzip des Versbaues, nicht den Reim als solchen — „und zwar so, daß die Invention angenehm, die Disposition wohl eingerichtet, die Scansion richtig, die Konstruktion ordentlich und die Elocution artig, mit einem Wort alles ungezwungen sei." Es ist kein Zweifel mehr, die Neustämme stehn bereits links der Elbe, fordern ungleich schärfer ihre, die schlesische Aussprache und Betonung als einzig gültige und schließen sich mit dem Gefühl des geborenen Führers von der Umgebung ab. Die Gedichte, die vor der Kritik des Bundes

bestanden haben, werden in einen Band geschrieben. Ist ein Buch gefüllt, so geht es nach Görlitz an die Bibliothek ab. So bestand der Bund bis 1717, jetzt 122 Mitglieder stark, vier Bände waren bereits in die Görlitzer Sammlung eingereiht worden. Das Jahr brachte die entscheidende Wendung. Der Niedersachse Burkard Mencke, der sie bisher geleitet hatte, wurde in aller Form Präses; der Name wurde in „Deutschübende poetische Gesellschaft" umgewandelt; es wurde beschlossen, eine gemeinsame Bibliothek anzulegen. 1722 wurde das fünfundzwanzigjährige Jubiläum gefeiert und eine Festschrift verfaßt. Jetzt waren es 157 Mtiglieder, darunter 51 Görlitzer und 5 Schüler Grossers. Die Bibliothek wuchs bald auf tausend Bände an. Es war die Zeit, da eben in Zittau der Vorbote neuer Bewegungen, Christian Weise, gestorben war und in Hamburg die „Deutschübende Gesellschaft" blühte. Hamburg und die Neustämme in Leipzig! Ihr Verhältnis zueinander mußte bald ein sehr gutes oder ein sehr schlechtes werden. Noch fehlte der dritte im Bunde der Neustämme, der Preuße.

Zu Juditbenkirch bei Königsberg war 1700 Johann Christoph Gottsched geboren. Seine Mutter Anna Regine war die Tochter des Pfarrers Johann Biemann, der 1646 zu Königsberg geboren wurde. Durch diesen Großvater war der Knabe mit den glänzenden Zeiten Königsbergs verbunden, aus dieser Quelle stammte wohl seine dichterische Anlage. Doch war auch sein Vater Christian Gottsched in lateinischen und deutschen Versen gewandt. Biemann schenkte der Kirche von Grunau bei Heiligenbeil ein Kirchenbuch, das er zum größten Teil selber geschrieben hatte, das neben Aktenstücken Satiren enthielt. Viele Gedichte stammten von dem Tribunalsrat Friedrich von Derschau, der 1644 zu Königsberg geboren, 1713 als Bürgermeister der Altstadt starb. Die erste literarische Leistung Gottscheds war eine Trauerrede auf den Tod Großvater Biemanns 1718, die auch gedruckt wurde. Auf der Königsberger Universität tat sich der junge Mann tüchtig um. Zu seinen Lehrern gehörte der Königsberger Johann Valentin Pietsch, 1690—1733, — seine Namensform ist slavisch — der durch ein pathetisches Heldengedicht „Über den ungarischen Feldzug des Prinzen Eugen" Professor der Dichtkunst geworden war. Doch die Poesie war weder Gottscheds Ausgangspunkt noch die eigentliche treibende Kraft. Er kam von der neuen Philosophie und war ihr erfolgreicher Verbreiter. Die Aufklärung ging vom Osten aus, Breslau war ihr Ausgangspunkt, Königsberg wurde ihre Hochburg, und wenn sie sich auch in Berlin und Wien praktisch wirksame Fürsten gewann, stammestümlich charakterisiert wird jede Bewegung nur durch ihren ursprünglichen Ausgang, und gerade der Ostbaier bewies durch seine Abneigung gegen die josephinischen Reformen, wie wesensfremd sie ihm war. Ihr eigent-

licher Schöpfer war Christian Wolff, ein Gerbersſohn, 1679 zu Breslau geboren. Mit Leibnizens Ideen als Grundlage zimmerte er ſich ſein regelmäßiges Syſtem zuſammen, leitete die Dogmenkritik ein, eröffnete den Kampf gegen den Pietismus. Haltet nichts für wahr und nichts für falſch, deſſen Wahrheit und Falſchheit nicht durch zureichende Gründe bewieſen iſt, war der erlöſende Grundſatz. In Schleſien und der Lauſitz war die Aufklärung naturgemäße Reaktion des Verſtandes gegen die Herrſchaft des Gemüts, gegen ein überwiegend myſtiſches Seelenleben, in Königsberg entſprach ſie dem Volkscharakter als eigentliche Denkweiſe. Hier lebte ſich Gottſched in die Wolffſche Philoſophie ein, die von Halle aus denſelben Kampf eröffnete, wie er in Leipzig. Daß Gottſched nach Leipzig kam, ſcheint der äußerlichſte Zufall, der ſich denken läßt. Wegen ſeiner hünenhaften Geſtalt geriet er in höchſte Gefahr, von den Werbern des Königs aufgegriffen zu werden, und er floh nach Leipzig, 1724.

Doch bei näherem Zuſehen verliert ſein Eintritt in die neue Zentrale alle innere Zufälligkeit. Gottſched iſt der getreuliche Doppelgänger Opitzens. Heidelberg und Leipzig! Beidemal der Sproß eines Neuſtammes; 1619 ein Schleſier, 1724 ein Preuße. Heidelberg und Leipzig hatten beidemal ſchon in allen Ausdrucksweiſen das Leben, das Opitz und Gottſched bringen wollten. Beide traten in Verhältniſſe ein, die eigens für ſie geſchaffen waren, kamen erſt durch ſie in die Höhe, waren ohne ſie undenkbar. Was der Kreis um Lingelsheim für Opitz war, das waren die Lauſitzer um Mencke für Gottſched. Es gibt keinen Zufall. So wenig es ein willkürliches Zuſammentreffen war, daß die Poſtkutſche den jungen Goethe ſtatt nach Italien nach Weimar führte, ſo wenig zufällig kam der flüchtige Gottſched nach Leipzig. Ein preußiſcher Werbeoffizier und ein Poſtillion werden doch nicht große Bewegungen an die entſcheidenden Punkte führen. Der Weg nach Weimar und Leipzig wäre auch ohne ſie zu finden geweſen. In Gottſched lebte ein ſo ſtarker Wille ſich durchzuſetzen, er wußte in Leipzig in wenigen Monaten ſich ſo klug zum Herrn der Situation zu machen, alle Vorbedingungen, die die Herrſchaft der Stadt ſicherten, ſprachen ſich 1724 ſchon ſo deutlich aus, daß ein zielbewußter, energiſcher Organiſator, wie Gottſched es war, mit ſeinem unbeugſamen Willen zur Macht auch im fernen Königsberg auf Leipzig geraten haben würde, wenn ihn kein Werbeoffizier gehetzt hätte. Doch Gottſched war 1724 in Leipzig.

Er fand ſofort den Weg zu Mencke, zur „Deutſchübenden Geſellſchaft“, trat ſofort ein, wurde zum Senior gewählt, geſtaltete ſie um, drängte hinaus, was ſich nicht fügte, und war in wenig Wochen der anerkannte Führer. Mit einem Schlage war das literariſche Leben des Oſtens auf Leipziger Boden

zusammengeschlossen. Es ist bewundernswert und spricht für seine intuitive Erkenntnis der Lage, wie scharf er das stammestümliche, landschaftliche Moment der neuen Bewegung aussprach. Er grenzte ausdrücklich die Landschaften ab, die er führte und durchsetzen wollte: Schlesien, Meißen, Anhalt, Vogtland, die neuen Stämme; Thüringen als vermittelndes Element, das allen gemeinsam war. Da ihm Opitz der Vater der Dichtkunst war, so stellt sich seine Tat als eine energischere, ungleich konsequentere Fortführung von Opitzens Gedanken dar. Er ging von der Sprache aus, verdammte die heimischen Mundarten aller übrigen Stämme und preßte ihnen als Normalsprache die Mundart der mitteldeutschen Landschaften auf. In der Tat waren die Gefahren für die deutsche Sprache um 1700 ungleich größer wie nach 1600. Leibniz fürchtete, sie werde ebenso zugrunde gehn wie das alte Angelsächsische in England. Aber darum war die Stärkung der Gemeinsprache durch Zurückdrängung der Einzeldialekte noch immer nicht der notwendige und richtige Weg. In der Leipziger Gesellschaft schloß er stammestümliche Sprachelemente aus. Aber er erkannte doch, daß sie sich in den Reimen unmöglich ausscheiden ließen; hatte der erste Entwurf der Satzungen unbedingt schlesische „Pronunciation" gefordert, in den Reimen machte er Konzessionen. „In betreff der Reimung jedoch soll es den Schlesiern freistehen wie Gryphius, den Lausitzern wie Weise, den Meißnern wie Besser und Philander, den Thüringern wie Wentzel, den Schwaben wie König, den Niedersachsen wie Amthor, den Brandenburgern wie Canitz, den Preußen wie Pietsch zu reimen." Es sind alle Stämme genannt von Hamburg und Königsberg bis herab nach Leipzig. Die Altstämme fehlen alle; die Schwaben stehn in dieser Reihe nur um Königs willen, der vorerst zur Gruppe hielt. Gottsched verwarf sie alle, am meisten die Wiener und die Pfälzer, die Träger der größten fränkischen Erfolge. Mit innerm Grimm liest man das Pasquill, das Gottsched der Oberpfalz anhing:

So weit mein Auge trägt, erblick ich Stein und Wald,
Ein wüstes rauhes Land, der Faunen Aufenthalt;
Wo kein gesittet Volk in schönen Städten hauset,
Wo statt der Musen Pan auf heischern Röhren brauset,
Apollo wich mit Fleiß aus dieser frechen Flur,
Warum? Sie wies ihm nicht die Schönheit der Natur.
Sie ist der Schreibart gleich, die von den Alpen stammet,
Rauh, höckricht, hart und steif, wie er sie stets verdammet.

Ein großangelegter Eroberungszug sollte die Altstämme in aller Form unter den fremden Geist und Sprachzwang der Neustämme bringen. Sein Mittel waren die deutschübenden Gesellschaften. Nach Königsberg wirkte er durch Coelestin Christian Flottwell zurück. Er war 1711 in der ostpreußischen

Hauptstadt geboren, studierte an der Kathedralschule, bezog 1724 die Königsberger Universität, später die Jenaer und trat 1734 mit Gottsched in Korrespondenz. Nach seinen Anweisungen gründete er 1741 in der Heimat die „Deutschübende Gesellschaft". In Straßburg gewann Gottsched durch eine Art Sozietät Einfluß, am stärksten aber im Ostfränkischen. Am 18. April 1755, zu einer Zeit als seine Niederlage längst entschieden war, wurde zu Erlangen die Teutsche Gesellschaft feierlich eingerichtet. Begründer und Leiter war sein Freund Kaspar Jakob Huth. 1759 zeichnete sich Johann Heinrich Merck ein und eine ganze Reihe Schwaben. Es wurden Themen debattiert, wie etwa, ob die Poesie wirklich eine Beschäftigung für Männer sei. Im folgenden Jahr am 14. Juli 1756 gründete Georg Andreas Wille in der zweiten fränkischen Universitätsstadt, in Altdorf, eine gleiche Gesellschaft. Den Ehrenvorsitz übernahm Graf Heinrich XIII. Reuß ältere Linie. Die Gesellschaft trieb vor allem Aufklärung im Geiste des Meisters. Erlangen und Altdorf an der ehemals fränkisch-slavischen Stammesgrenze gehörten noch am ehesten in diesen Zusammenhang. Beide Sozietäten sind, wie überall, hier eine Weiterbildung der Nürnberger aus dem siebzehnten Jahrhundert. All diese Nistwinkel der Aufklärung waren an sich zwar nicht identisch mit den Freimaurerbünden, die nun überall aus dem Boden schossen, ja Frau Gottsched spottete arg über sie, doch gab es mannigfache Berührungen.

1728 kamen die Oden der Deutschen Gesellschaft heraus in vier Büchern, zehn Jahre später eine neue Sammlung, Oden und Kantaten, die Gottsched noch redigierte, dann schied er wegen Zerwürfnissen aus. Der Bund hatte ihm seine Schuldigkeit getan.

Mit gleicher Geschicklichkeit wußte er an der Universität Fuß zu fassen. 1730 war er außerordentlicher Professor der Poesie, 1734 erhielt er die ordentliche Lehrkanzel der Logik und Metaphysik. Die Zeitschrift war in den Händen der Engländer und Hamburger die modernste Waffe der neuen Bewegungen geworden. Das lockte ihn, der sich kaum etwas entgehen ließ, dessen Brauchbarkeit ihm andere erwiesen hatten. 1725—1726 gab er „Die vernünftigen Tadlerinnen" heraus. Frauen schreiben hier angeblich und kritisieren die Männer. Noch sind die Schweizer durchaus in Form und Idee seine Muster. Schon jetzt ist Kunst Nachahmung der Natur. Mehr als die Fantasie gilt ihm schon der Verstand, doch gibt er als notwendig eine Mischung von Verstand und Fantasie zu. Aber auch umfassende Gelehrsamkeit muß dabei sein. Die Poesie muß lehrhaft sein. Da rauschen die Blätter von der „Deutscher Poeterey" auf. Schon jetzt ist die Oper verdammt und damit die ganze glänzende Entwicklung in Hamburg, Wolfenbüttel, Kassel, Dresden, keine gute Einleitung neuer Verhältnisse zu Hamburg und Ostfalen. Die

politische Tragödie, die ganze schlesische Kultur seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wurde abgelehnt. Ein unmittelbarer Ableger des Hamburger „Patrioten" war Gottscheds zweite Zeitschrift „Der Biedermann", der von Mai 1727 bis April 1729 erschien. Hier brennt der reine Verstandesfusel noch heller und der unverschämteste Rationalismus benagt die Schönheit der Welt. Die Zeitschrift ist schon eine versteckte Herausforderung der Schweizer, obwohl er sie noch ausschreibt. Er spielt den ersten Trumpf aus und sticht das „Wunderbare" weg. Die Franzosen setzt er breit auf ihren kuruliſchen Sessel und drückt ihnen den Bakel in die Hand.

Das Jahr 1730 brachte den großen Wurf, den „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen", in nicht ganz dreißig Jahren fünf Auflagen; im wesentlichen waren es seine Vorlesungen in Buchform. Schon planten die Schweizer die Ausgabe ihrer Theorie, und er beeilte sich. Wieder der Doppelgänger Opitzens, und der dritte nach dem Schlesier und Preußen, der Lausitzer Lessing, wird ähnliche Wege gehn. Die Regel, Regelmäßigkeit war der Leitsatz des umfangreichen Buches. Wie Opitz schöpft er aus hundert Quellen. Die Franzosen marschieren mit klingendem Spiel durch das weit geöffnete Tor. Schönheit ist ihm Ordnung und Harmonie, Kunst Nachahmung der Natur, Geschmack der Verstand, der von der Schönheit eines Dinges nach der bloßen Empfindung urteilt. Und dann die Geste des Sachverständigen, der links das Publikum stellt, das nur nach seiner Empfindung urteilt, und rechts den Künstler, der es weiß, wie's nach allen Regeln gemacht wird. Das armselige Volkslied! Unter Fabel versteht er zunächst den allgemeinen Inhalt einer Dichtung, Fabel ist die Erzählung einer Begebenheit, die unter gewissen Umständen möglich aber nicht wirklich vorgefallen ist, unter der eine nützliche Wahrheit verborgen ist. Das war so blind für alle Vergangenheit der Altstämme, so herausfordernd rücksichtslos gedacht, ein so dreistes Verneinen der Hälfte der Nation und ihrer größten Eroberungen, die lächerliche Einbildung des großen Atemzuges: jetzt schweigt und hört, nun hebt die Welt an! So beschränkt war der historische Sinn dieses Mannes ohne Volkstum, daß er Mythus und Fabel nebeneinander setzte als eins und dasselbe. Mit fliegender Hand schrieb er dem Dichter und der es werden will, sein Rezept: zuerst einen lehrhaften Satz erfinden, dann denke dir eine allgemeine Begebenheit, in der eine Handlung vorkommt, die diesen Satz für den Dümmsten anschaulich macht, und das Gedicht ist fertig. Dann fallen die Hiebe auf Milton, Günther und Shakespeare, die vor seiner Dichtkunst gedichtet hatten, und er dekretiert, der Geschmack ist gut, der mit den Regeln, mit seinen Regeln, übereinstimmt. Und der die deutsche Sprache zu retten suchte durch Unterdrückung der Mundarten sprach die Behauptung aus, jede nationale Be-

sonderheit in Sachen des guten Geschmacks sei zu verwerfen, wie jede Rücksicht auf die Zeit. Wieder der stärkste Ausdruck des stammeslosen und unhistorischen Wesens dieses Mannes. Die Lyrik hat nur zu ergötzen. Der Dichter muß gelehrt sein, gute Augen haben, um zu sehn, was die dumme Menge nicht sieht, witzig, um die Ähnlichkeit der Dinge im Nu zu erfassen, und mit der Fantasie geschickt an straffen Zügeln zu fahren wissen. Was wußte Beat von Muralt nicht Schönes, Großes und Dauerndes zu diesem Thema zu sagen! Vernünftig war es, wenn er betonte, man müsse die Dinge von sich wegrücken, also mit beruhigter Seele arbeiten. In der Beschreibung der einzelnen Gattungen erkennt er dem Epos zu, es sei die Nachahmung einer großen Handlung, die ein ganzes Volk angehe. Den Roman streift er nur und es ging ihm dabei wie Opitz, er war und wurde eine der wichtigsten Formen. Die Absicht der Tragödie sei es durch Unglücksfälle Mitleid und Bewunderung zu erregen. Sie dürfe nur eine einzige Handlung haben, die Form müsse die gehörige Größe haben, historische Wahrheit brauche es nicht. Dann die berühmten drei Einheiten, der Handlung, des Ortes und der Zeit. Mit Kreide und der Uhr in der Hand wurde nach den Franzosen räumlicher Umfang und Dauer der Handlung vorgezeichnet. Die Komödie ist die Nachahmung einer lustigen Handlung, und wie lustig seine Nachahmungen waren, bewies bald er und seine Gattin. Die Personen müssen von „mäßigem Stande" sein, weil es verwerflich ist, große Personen lächerlich zu machen. Das Buch von der deutschen Poeterei raschelt Beifall, aber die Unhaltbarkeit dieser Theorie erfuhr er am eigenen Leibe. Die Oper verstößt gegen die Wahrscheinlichkeit und hier merkte er dem „Großvater der deutschen Dichtung" Opitz einen roten Strich an.

Das Buch war eine unerhörte Herausforderung jener deutschen Stämme, die bis ins fünfzehnte Jahrhundert die einzigen Träger der deutschen Kultur gewesen waren, die seit tausend Jahren ein Schrifttum besaßen, die größten literarischen Erfolge errungen hatten, die selbst Opitzens geschichtslosen anmaßenden Forderungen nicht eigentlich gewichen waren. Es war eine Herausforderung der ganzen Hamburger Kultur, die England im Rücken, zu neuen Siegen ausholte. Um Gottsched und sein Werk zu verstehen, muß man die Summe aus der stammestümlichen Entwicklung seiner Heimat ziehen. Die Tatsache verdient reifliches Nachdenken, daß der Ostpreuße Gottsched, aus einer Landschaft, wo jene mythische „Grundmasse der bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung" „niederdeutsch" war, sich so ausschließlich für die Sache der mitteldeutschen einsetzte. Wo ist ein einziger wirklicher Niedersachse oder Niederfranke, dem es plötzlich eingefallen wäre, mitteldeutsche Sprache und Art auf den Schild zu heben und sie der Masse der andern deutschen Landschaften aufzuzwingen? Auch das ist ein Beweis gegen den

ethnographischen überwiegend niederdeutschen Charakter der preußischen Grundbevölkerung.

Gottscheds System charakterisiert Mangel an jedem stammestümlichen Verständnis für Fremde, Mangel an Sinn für die großen gemeingermanischen Aufgaben der neuen Kultur, der an den englandfreundlichen Hamburgern und an dem alamannisierten Hessen Grimmelshausen so unvergleichlich schön aufleuchtete, Gottsched zeichnet vor allem ein so unhistorisches, traditionsloses, entwicklungsfeindliches Empfinden, ein so bewußtes Verneinen jeder geschichtlichen Voraussetzung, daß sich sein ganzes Wesen niemals aus seiner Einzelheit begreifen läßt.

Die fremden Elemente des ostpreußischen Volkes waren gewaltsam vernichtet worden, was sich in das neue wachsende Volk rettete, war um seine Jugend gekommen, um jene Völkerjugend, die sich in großen Mythen und Sagen auslebt, die diesen seligen Wunderglauben in all die wechselvollen Jahrhunderte reifenden Seelenlebens hinübernimmt. Die fremden Urelemente waren ein Volk, dessen Wurzeln zerwühlt und dessen Zukunft zerschnitten wurde, der Torso eines Volkes. Und die einzelnen Deutschen, die Meißner, Schlesier, Franken, Thüringer und Sachsen, die nun kamen, die die zersplitterten Trümmer einschmolzen und selber zusammenwuchsen, hatten nie gemeinsam als Stammesgenossen gleichen Blutes die großen Zeiten mythenreicher, sagenhafter Vorgeschichte durchlebt. Jeder brachte Trümmer mit; eine einheitliche Sagendichtung, ein symbolisches Seelenleben hatten sie nie zusammen genossen. Es wurde im Ganzen ein Volk, das eben da war, ohne gemeinsame Vergangenheit, ein Jüngling, der ohne Kinderzeit auf einmal fünfundzwanzig Jahre alt ist. Schlesien wurde anders. Solch stammestümliches Wesen erklärt am Ostpreußen Gottsched die Ablehnung des Wunderbaren, das Unhistorische, Vergangenheitslose seiner Tat.

Königsberg, wie die Städte der preußischen Küste, besaß die bunteste Bevölkerung. Gottscheds Großeltern reichen über die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zurück, in eine Zeit, da die Bildung einer einheitlichen städtischen Einwohnerschaft noch im vollen Gange war. Besonders stark war im sechzehnten Jahrhundert der Zuzug der Sachsen, Engländer und Schotten. Die hundert verschiedenen ethnographischen Elemente konnten sich noch gar nicht durchdrungen haben, konnten gar kein Stammestum im Sinne längerer Inzucht auf Grund annähernd gleicher Elemente gewonnen haben. Dieses Königsberg Mitte des siebzehnten Jahrhunderts konnte Gottsched kein Erbe mitgeben, das ihn auf festem eigenem Grunde den Weg und das Wesen der alten Stämme achten lehrte. Gottsched ist der Sproß einer stammlosen Heimat, eines Völkergemisches. Ließe sich schottisches Blut in seiner Familie

nachweisen, so wäre vielleicht viel für die Erklärung seines Werkes gefunden. Gottscheds System ist als ausgesprochenes Bekenntnis der Aufklärung die erste Poetik des Naturalismus. Daß alle Theoretiker unserer Literatur, die alle Tradition wegwarfen, weil ihre Stämme keine hatten, die alle mit sich selber begannen, daß die Naturalisten des späten neunzehnten Jahrhunderts Abkömmlinge der Neustämme sind, bestätigt nur, was schon bei Opitz und Gottsched einleuchtete, daß die stammestümlichen und ethnographischen Verhältnisse des Ostens das geschichtslose, traditionsfeindliche, theoretisierende, revolutionäre Schaffen aus dem Nichts dieser Künstler begründen.

Der Plan gehört vor das Werk, und als Gottsched die Regeln fertig hatte, suchte er die Probe aufs Exempel zu machen. Vor allem am Herzen lag ihm das Drama. 1732 schnitt er aus einem Stück Addisons und aus einem des Deschamps seine „Originaltragödie" „Der sterbende Cato" zurecht. 1757 erschien die Arbeit in zehnter Auflage. Kaum ein Zehntel der Verse war Gottscheds Eigentum. Eine Reihe gleicher Geschöpfe folgten. Bedeutsam war seine Übersetzung von Racines Iphigenie. Siebenunddreißig Stücke sammelte er 1740—1745 in sechs Bänden. Seine besten Mitarbeiterinnen waren Frauen und er war ihnen im allgemeinen so zugetan, daß manches böse Histörchen kursierte, daß der Referent, als sich Gottsched beim akademischen Senat um Besoldung bewarb und auf seinen tadellosen Ruf hinwies, eine üble Einschränkung unter das Schriftstück setzte: wenigstens habe man ihm vor Gericht nichts Nachteiliges nachgewiesen. 1727 wurden ihm die Gedichte eines Fräuleins Luise Adelgunde Victoria Kulmus aus Danzig vorgelegt. Die Familie des Mädchens war aber schlesischer Herkunft. Er fand sie hübsch und begann Briefe zu schreiben. Als er 1729 nach Königsberg reiste, lernte er sie persönlich kennen und sie gefiel ihm. Dann wurde durch seine Ernennung zum Ordinarius seine Stellung gesichert und sie heirateten 1735. Er war ihr herzlich zugetan und schrieb ihr 1740 zum Geburtstag ein komisches Heldengedicht, das ihr Leben behandelte, den „Prozeß". Sie war eine tüchtige Hausfrau und baute vielgewandt, Mitarbeiterin englischer Zeitschriften und sprachenkundig, das Programm ihres Mannes im Lustspiel aus. Sie übersetzte die dicken Bände der französischen Akademie und arbeitete an einer Übertragung des Dänen Holberg. Lustspiele von Molière und Destouches flossen ihr gut in deutsche Formen hinüber. Und ganz im Geiste der Aufklärung des Ostens setzte sie die Kämpfe zwischen Orthodoxen und Pietisten in ihren Bearbeitungen an Stelle französischer Verhältnisse. An Beweglichkeit und frischem Leben war sie dem Herrn Professor weit überlegen und ihre Originallustspiele sind die besten poetischen Früchte der ganzen Bewegung.

Doch in den Stücken lag ja eigentlich nicht der Zwang, neue Wege zu suchen. Was tief darniederlag war der Zusammenhang zwischen Dichter und Schauspieler. Es gab ganz vorzügliche Kunsttragödien, die nicht bühnenfähig waren, und es gab ganz vorzügliche Schauspieler, die keinen Spielplan hatten. Die wandernden Truppen spielten nicht lange genug am gleichen Orte, um dem Dichter die Bedürfnisse der Bühne, den Sinn für das Bühnengemäße nahe zu bringen. Das größte Unheil war die Stegreifkomödie; so unerschöpfliche Wirkungen ihr ein wirkliches Genie abringen konnte, die Mehrzahl waren eben Mittelmäßigkeiten, höchstens Talente. Eine Truppe, die nach dem Stegreif spielte, war der Dichtung verloren. Die Spielpläne am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts waren arm genug. Die Fremde herrschte. Von deutschen Originalen taucht nur der „Papinianus" der Gryphius 1677 bei Treu und 1690 bei Velten auf. 1678 bei Velten ein holländisches Original und 1689 ein französisches. Dagegen spanische, Calderon vor allem, bei Velten ein Stück 1680, zwei 1688, zwei 1690 und im gleichen Jahre ein Schauspiel Lope de Vegas bei Velten, eins von Calderon 1695 bei den Merseburger Komödianten. Von italienischen Originalen spielte Velten je eins 1677 und 1690 und zwei im Jahre 1689. Da war nun eine Verbindung zu finden, dem Dichter die Bühne zu gewinnen und den Schauspieler in den Dienst der Dichtung zu stellen, den Spielplan mit deutschen Stücken zu füllen. Eine Frau bewährte wieder die glücklichste Hand.

Zu Reichenbach im Vogtland, im Ostfränkischen, war 1697 Friederike Karoline als Tochter des Gerichtsinspektors Daniel Weißenborn geboren. Die Herkunft der Familie ist unsicher. Orte, nach denen sie sich genannt haben könnte, liegen bei Eisenach, Zwickau, Freiberg, Nauenburg, auf dem Eichsfelde, bei Jena, Ruhla und in Niedersachsen. Berühmt wurde sie als die Gattin Neubers. Ihr Vater war unsäglich roh. Da floh das Mädchen 1712 mit einem Studenten, dem sie versprochen war, aus Zwickau. Sie wurden eingeholt und gefangengesetzt. Eine neue Flucht 1717 mit Johann Neuber gelang. Sie ließen sich trauen und schlossen sich in Weißenfels der Truppe Johann Spiegelbergs an. Sie bildeten sich eine eigene und gewannen sich 1727 das Privileg als königlich polnische und kurfürstlich sächsische Hofkomödianten. In diesem Jahre spielten sie zu Leipzig. Zu Gottsched fanden sich Beziehungen, König in Dresden wurde interessiert. Gottsched und seine Mitarbeiter füllten den Spielplan mit Originalen und Übersetzungen, der Wurf gelang, die Kassen füllten sich, fünfzig bis sechzig Dramen wurden umgesetzt. Die soziale Hebung des Schauspielers, die Johannes Velten mit einem Schlag angebahnt hatte, hielt durch. Die Selbstzucht bewährte sich und die Achtung stieg. 1732 wurde die Truppe auch

braunschweigische Hofkomödianten. 1734—1735, während sie nicht in Leipzig spielten, erlitten sie zwar auswärts Niederlagen, aber 1737 holte Gottsched im Bunde mit Frau Neuber gegen die gehaßte Stegreifkomödie aus. Der Hanswurst, die lustige Person, der Träger uralter Traditionen, wurde feierlich von der Bühne verbannt. Bis 1743 spielten sie jedes Jahr in Leipzig. Da brachte Schönemanns Unternehmungslust, der eine eigene Truppe gegründet und Gottsched für sich gewonnen hatte, den verderblichen Riß in die guten Beziehungen. Die Sturmvögel flogen. Die Alamannen, in deren Händen nun die Führung der Altstämme lag, hoffte er zu gewinnen. Haller schrieb er öfter. In Bern und Basel sammelte er noch in spätern Jahren Anhänger. In Steinauer gedachte er einen Missionär zu den unbekehrten Barbaren zu senden, der ihnen in aller Form Sprachunterricht geben sollte. Ist eine groteskere Anmaßung denkbar? Bodmer und Gottsched schrieben sich Briefe. Aber bald halfen höfliche Verwahrungen über das Trennende nicht mehr hinweg. Am 30. Oktober 1739 ging Gottscheds letzter Brief an Bodmer ab.

Es war höchste Zeit, daß die Schweizer aufstanden. Es drohte im geistigen Leben, was sich im politischen wirklich erfüllte, daß die jungen Neustämme, nach kaum dreihundertjährigem Bestande, nach reichlich hundert Jahren eigener Kultur, die Altstämme mit ihrer mehr als tausendjährigen Tradition an die Wand drückten; ja der Versuch wurde nicht aus dem Gesamtleben des Ostens heraus gemacht, sondern aus einem ganz engen Winkel, der im ganzen Osten für sich allein stand. Es ist wirklich imposant, mit welcher Energie, mit welchem Aufgebot von Kräften Gottsched das kühne Unternehmen ins Werk setzte. Es war etwas von der alten fanatischen Art des Ordenslandes in ihm, die jenes böse Sprüchlein prägte:

Franken, Schwaben, Baierart
Dem Lande Preußen nicht gut ward.

Als Führer dieser großartigen Stammesbewegung gewinnt seine Hünengestalt auch geistig überragende Bedeutung. Nicht seine Theorien und Gedichte, sein Platz an der Spitze der Aufklärung, die aus dem Osten brach, an der Spitze der Neustämme schon diesseits der Elbe, auf dem vollen Marsch nach dem Süden, kühner und konsequenter wie sein Vorgänger, der Schlesier Opitz, einseitiger als sein Nachfolger und Überwinder, der Lausitzer Lessing, das ist seine wirkliche Größe. Die Bewegung zurückgeworfen und an der Elbe festgebannt zu haben, das ist das unvergeßliche Verdienst der Schweizer.

2.

Die Leipziger Kämpfe.

Gottscheds Einwurzeln in Leipzig und die Hauptlinien seines Lebens zu zeichnen war notwendig, um in dem Gewirr der kritischen Schlachten und Gefechte nicht Wege und Stege zu verlieren. Der literarische Kriegszustand dauerte fast dreißig Jahre, dem großen deutschen Kriege vergleichbar, wo ohne durchgehenden innern Zusammenhang auf wechselnden Schauplätzen, nach hundert Fronten, um tausend Interessen gekämpft wurde. Die Bedeutung dieser Waffengänge reicht weit über die unbedeutenden, witzlosen, boshaften, persönlichen Streitschriften hinaus. Daß sich das kritische Talent der Jungen an den Auseinandersetzungen der Alten schulte, daß der Hunger nach positiven Schöpfungen endlich die Nation von Übersättigung heilte, daß eben darum die große Dichtung, die den Krieg beendete, nach langer Entbehrung beglückte Genießer fand, das schafft diesen Jahren des unfruchtbarsten Haders ihre ethische Bedeutung.

1731 schlossen sich der Verleger Breitkopf, Gottsched und der Augsburger Johann Georg Lotter, Assessor der philosophischen Fakultät in Leipzig, zusammen zur Herausgabe einer Zeitschrift, den „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit". Von 1732 bis 1744 erschienen die Hefte. Die überwiegende Mehrzahl der Mitarbeiter stammte aus den Elbelandschaften und aus dem Neuland. Johann Joachim Schwabe aus Magdeburg, in klassischen Übersetzungen geschult, war der allgegenwärtige Geist des Unternehmens. Mit voller Deutlichkeit traten jetzt die großdeutschen Ideen zutage, die Gottscheds literarische Pläne erfüllten. Prinz Eugen war ihr Held. Diese Zeitschrift war die eine Stütze, die Gottscheds absolutes Regiment trug. Seit 1730 war eine Dame Mitglied der Deutschen Gesellschaft, die sich in reimlosen Gedichten versucht hatte, Christine Marianne von Ziegler. 1731 wurde sie Witwe und nun eröffnete sie in ihrem Hause einen Salon, wurde 1733 zur Dichterin gekrönt und Kaiser Karl VI. bestätigte das Diplom. Um sie strömte das literarische Leben zusammen. Das war die gesellschaftliche Stütze seines Reiches. So wuchs er bis 1735 zu unbedingter Geltung heran, wurde seit dieser Zeit zum Gewaltherrscher und reizte durch seine starrsinnigen, unklugen, kurzsichtigen Machtsprüche in allen Landschaften den schärfsten Widerspruch empor.

Seine natürlichsten Feinde saßen in der Schweiz, obwohl Zürich damals Ende der zwanziger Jahre erst die leisesten Anfänge eines großen Kulturlebens besaß. Aber die Schweiz war sogar politisch unabhängig vom Reiche, ein Stamm mit ausgeprägtester Eigenart, eine Mundart, die noch am

wenigſten mit der gemeindeutſchen Schriftſprache zuſammengefloſſen war. Im Bergalamanniſchen mußten alſo die ſtärkſten Gegenkräfte gegen den gewollten Leipziger Mittelpunkt wirken. Das war der Kriegsfall für Gottſched, der Anlaß, daß die Klingen wirklich aus der Scheide fuhren, war an ſich gleichgültig. Schon im „Biedermann“, 1727—1729, machte Gottſched die erſten Probeſchläge, beſtritt der dichteriſchen Fantaſie ihr freies Reich, droſch auf Romane, Ritterbücher, Volksſagen los und ſchrieb einen Satz nieder, mit dem Novalis ſpäter nur in leiſer Umformung das Weſen der romantiſchen Poeſie charakteriſierte: „Das Allernatürlichſte von der Welt verſtelleten ſie durch Zuſätze in das übernatürlichſte und unbegreiflichſte Weſen.“ Dann kam noch 1727 die Schrift der Schweizer von der Einbildungskraft, und nun wurde Gottſched ſchon grob: „Mich dünkt nicht anders, als ſähe ich den erboſten Kritikverfaſſer mit einem grämlichen Geſicht und der Rute in der Hand von ſeinen beſchneiten Bergen heruntergeſtiegen kommen und mit einem fürchterlichen Tone in einer lieblichen ſchweizeriſchen Mundart alle unſere Skribenten in die kritiſche Acht und Oberacht erklären.“ Aber Bodmer war viel zu klug, da er von Hamburg her angegriffen wurde und da er es mit den Schleſiern verdorben hatte, ſich nun auch in Abenteuer mit dem mächtigſten Mann in der literariſchen Welt zu ſtürzen. So iſt der Briefwechſel, der ſich ſeit 1732 zwiſchen Zürich und Leipzig entwickelte, nur ein Beweis für Bodmers zeitgemäße Politik, nicht für irgendwelche Übereinſtimmungen zwiſchen beiden Lagern. Als 1738 die „Beiträge“ einen Aufſatz brachten, der im Anſchluß an Wolffs Definition der Schönheit als Übereinſtimmung des Mannigfaltigen mit der Einheit geſchrieben war, ging Bodmer in einer Antwort ſchon zu verſteckten Angriffen über, indem er betonte, Wolff gehe von gegebenen Begriffen aus, die Schweizer nach Locke vom Prinzip der Erfahrung. Bodmer ſchloß mit einem begeiſterten Lob der engliſchen Sprache. Darauf machte Gottſched die infame Bemerkung, der Franzoſe habe die Deutſchen ſehr oft nach den Schweizern geſchildert, die er in ſeines Königs Dienſten ſehe. Da erſchien 1740 Bodmers Schutzſchrift für Milton und Breitingers „Kritiſche Dichtkunſt“, auf allen Seiten fiel die Loſung und der Krieg begann. Jetzt nach zehn Jahren waren auch auf Seiten der Schweizer die grundſätzlichen Fragen ſcharf auf ja oder nein geſtellt. Gegen Gottſcheds franzöſiſchen Klaſſizismus ſtand bei den Schweizern das Vorbild der engliſchen Literatur, gegen ſeinen nackten Realismus ſtellten ſie ihren Kunſtidealismus. Im übrigen drehte ſich die Diskuſſion faſt nur um Gradunterſchiede. Die Schweizer verlangten eine ſtärkere Betonung des Anſchaulichen, ſtellten den göttlichen Wahnſinn des Dichters, die Inſpiration, die „gebietende Stunde“ über alles, vertraten das unumſchränkte Recht der Fantaſie, betonten das Individuelle und Einzelne. Es war kein

Zweifel, sie führten den Kampf großzügig und bis zur letzten Konsequenz. Gottscheds Taktik war überraschend, er stichelte, führte Einzelhiebe und verschob seine Stellung in das Gebiet der Sprache, spielte das Meißnische gegen die Mundart dieser Fremden aus.

Daß er keinen allgemeinen Gegenstoß führte, hatte seine Gründe. Unterdessen waren auf allen Seiten Gegner emporgewachsen. Die Hamburger, die er so heiß umwarb, blieben in ihren Verschanzungen, und die Brüder Liscow mit ihrer lebensgefährlichen Feder lehnten jede Verbindung ab. Schon 1732 hatte Gottsched in Leipzig selber zu kämpfen. In diesem Jahre gab sein Kollege der Philolog und Germanist Johann Friedrich Christ eine Sammlung lateinischer und deutscher Gedichte heraus, in denen er die deutsche Literatur der Zeit scharf zerzauste. Wer mußte die Pfeile nicht in seinem Rücken spüren, wenn nicht er, der sich König dünkte. Es kam zu erregten Auseinandersetzungen. Ende der dreißiger Jahre brach das Verhängnis los. Während im Süden die Schweizer sich in Bewegung setzten, meuterten nun gerade jene Landschaften, für deren Geistesleben Gottsched weit im Westen an der Elbe ein Bollwerk geschaffen hatte, als deren Führer er vor allem gelten mußte, die Preußen und Schlesier. 1733 gab in Königsberg Johann Georg Bock eine Schrift heraus „De pulchritudine carminum", die sich wie eine Streitschrift der Schweizer las: mehr Einbildungskraft, mehr Tropen und Bilder, kein Schema! Geradezu verderblich wurde ihm aber die Bewegung in Schlesien. Schon 1734 griff der Breslauer Arzt Christian Ernst Steinbach Gottscheds „Beiträge" an. Der Diktator fuhr scharf gegen alles Schlesische in Vergangenheit und Gegenwart los. Damit gab er seine eigenen historischen Grundlagen preis. 1737 plante er einen regelrechten Feldzug gegen die Landschaft. Günthers Ode auf den Prinzen Eugen sollte den Anlaß bieten. Aber Steinbach kam ihm zuvor. 1738 gab er seine Biographie Günthers heraus, in der er furchtbare Rache nahm. Sprachfehler und Unkenntnis des Lateinischen mußte sich Gottsched vorhalten lassen. Am folgenschwersten wurde es, daß Steinbach nicht einmal vor Beschimpfungen und sittlichen Verdächtigungen zurückschrak. Das Treiben im Salon der Ziegler scheint Anlässe in Fülle geboten zu haben. Im Tiefsten verletzt erwartete Gottsched von der Deutschen Gesellschaft Schutz. Da sich kein Finger für ihn rührte, trat er aus und verlor damit seinen sichersten Stützpunkt in Leipzig. Was blieb ihm noch, da von Königsberg bis Breslau, von wenig Getreuen abgesehen, alles drohend gegen ihn emporwuchs? So geschwächt mußte er den Kampf gegen seine gefährlichsten Gegner, die Schweizer, führen.

Er war wie von allen Göttern verlassen. All seine Erfolge auf dem Theater hatte Gottsched im wesentlichen Karoline Neuber zu danken. Seit

den dreißiger Jahren stand ihre Kunst auf voller Höhe. Sie hatte an Stelle des Volksstückes das gelehrte Drama französischen Stiles durchgesetzt, hatte die Bühne von neuem literarischen Einflüssen geöffnet, den Vers in edler Aussprache zur Geltung gebracht, hatte die Kostüme der französischen Hoftracht, Galanteriedegen, Dreispitz, Fächer, Reifrock in das Szenenbild gefügt und dadurch, daß sie streng über die Lebensführung ihrer Schauspieler wachte, Bühne und bürgerliche Gesellschaft in ein neues Verhältnis gesetzt, das nur der Kunst zu statten kam. Was sie ihm war, konnte Gottsched daraus sehen, daß 1734—1737, da sie nicht in Leipzig spielte, Joseph Ferdinand Müller mit seinen Hanswurststücken die Stadt des guten Geschmackes beherrschte. In allen größeren Städten Deutschlands hatte sie seine Idee praktisch aufs wirksamste vertreten. Und auch mit dieser Frau, deren Kunst ihm so unentbehrlich war wie Luft und Licht, begann er sich bereits 1738 zu zertragen. Im folgenden Jahre suchte er ihr für die bereits eingespielte „Alzire" von Stüven eine Arbeit seiner Frau aufzudrängen. 1740 ging sie von Hamburg nach Petersburg und unterdessen flutete in Sachsen ein ganz anderes Leben über die Bühne und spülte alles weg, was sie beide geschaffen hatten. Der Wiener Franz Schuch, 1716—1763, verband das Ballett mit der Komödie, führte den Harlekin zurück und spielte wieder aus dem Stegreif. In dem Leipziger Johann Martin Leppert kam die Komödie alten Schlages wieder völlig zur Geltung, die bodenständige Tradition, wie sie Christian Reuter verkörpert hatte, wurde von neuem lebendig. Außer Joseph Ferdinand Müller agierte noch Johann Friedrich Schönemann, den Gottsched jetzt gegen Karoline Neuber ausspielte.

1741 kehrte sie nach Leipzig zurück, fand alles verändert und jetzt kam es zum völligen Bruch. Gottsched versuchte es, ihr seine Ansichten von historisch getreuen Kostümen aufzudrängen. Schon aus finanziellen Gründen konnte sie nicht, doch gab sie scheinbar nach. Den dritten Akt des „Sterbenden Cato" ließ sie in nachgeahmter römischer Tracht spielen, die Füße der Schauspieler in fleischfarbenen Trikots. Da nun die Schauspieler auch auf Anweisung ihrer Führerin Gottscheds Vorschriften übertrieben betonten, lachten die Zuschauer, Karoline Neuber hatte erreicht, was sie wollte. Im September 1741 wollte sie, Gottsched zu verhöhnen, das Vorspiel „Der allerkostbarste Schatz" geben. Der Angegriffene bot alle seine Macht auf, aber Graf Brühl setzte die Aufführung durch und sah selber zu. Gottsched trat auf, „der Tadler als die Nacht, in einem Sternenkleide mit Fledermausflügeln hat eine Blendlaterne und eine Sonne von Flittergold um den Kopf". Was die kritischen Schläge der Schweizer und Steinbachs Enthüllungen und Bosheiten übrig gelassen hatten, das schien das Gelächter der Menge hinweg zu spülen. Karoline Neuber mußte freilich, von der Klique fast zu Tode gehetzt, 1743 ihre Truppe entlassen bis auf bessere Tage.

Mit der ihm eigenen Zähigkeit raffte sich Gottsched wieder auf und das Glück und die Jugend schienen ihm zuhilfe zu kommen. Zu Beginn der vierziger Jahre strömten in Leipzig begabte unternehmungslustige junge Leute die Fülle zusammen, und da das gerade geborene Meißner waren, so deuchte es im Augenblick als könne er sich seine Zukunft retten. 1739 wurde Käſtner Dozent und 1741 Rabener Steuerrevisor. 1739 kam Elias Schlegel an die Universität, hörte bei Gottsched, wurde in sein Haus aufgenommen und durfte der Frau Professorin seine Werke vorlesen. Kopp, Gärtner, Straube, Käſtner wurden seine Freunde. An Schlegel schloß sich auch Gellert an, der 1741 wieder nach Leipzig kam. Schon in Meißen waren Gellert und Rabener Gärtners Freunde geworden. 1741 wurde Adolf Schlegel Student, 1742 gewann Gottsched neue Schüler in Mylius und Cramer. 1743 kamen Zachariä, Ebert, Giseke. Gleichzeitig ging der Salon der Ziegler ein und Gottscheds Haus wurde nun unbestritten der literarische Sammelpunkt. Hier wurde in aller Form das Hauptquartier organisiert, wurden Pläne geschmiedet, Intrigen gesponnen, Losungen und Rollen verteilt.

Doch diese Macht stand auf tönernen Füßen und nun stachelte eine Nebenperson die Streitlust auf beiden Seiten zu allen Ausschreitungen auf. Daniel Wilhelm Triller, der sich fälschlich der Abstammung rühmte von jenem Köhler, der durch den sächsischen Prinzenraub berühmt wurde, hatte in seinen „Kritischen Betrachtungen“ Proben äsopischer Fabeln gegeben. Sie reizten Breitinger zu hellem Gelächter. Im Vorwort der zweiten Ausgabe, 1740 in Hamburg erschienen, wurde Triller heftig, die Schweizer schlugen mit Vergnügen zurück, und obwohl Triller anfangs als unabhängiger Freibeuter kämpfte, Gottsched mischte sich bald ein. Schwabe redigierte seit Juli 1741 eine neue Zeitschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ und in diesen Blättern entluden sich die Geister. Die Leipziger Jugend arbeitete zunächst an den Belustigungen mit, freilich möglichst neutral. Gottsched hatte bald alle Streitfragen auf das Gebiet der Sprache hinübergespielt und Bodmer folgte ihm voll Kampffreude. 1744, in der Vorrede zu den Fabeln Meyers von Knonau, nannte er die Sprache geradezu die schweizerische und wies in seiner Verteidigung auf die griechischen Dialekte hin. Immer verwegener wurden seine Angriffe auf die gewaltsame sprachliche Einheit. Er wandte sich an alle deutschen Stämme. Die Natur habe jedem unvernünftigen Geschöpf seine eigenen Organe gegeben. „Lasset uns derowegen alle Furcht für den Sachsen beiseite setzen und unseres Rechtes und Eigentums uns mit der Freiheit und Geschicklichkeit bedienen, daß unser Dialekt durch die Ausputzung und Erweiterung seines glücklichen und von Alter hergebrachten Schwunges zu einer für sich selbst bestehenden und für sich zulänglichen Sprache

werde." Wie einst der Slave Comenius weit tiefer die metrischen Eigenarten der deutschen Sprache erkannt hatte als seine deutschen Mitlebenden und wie der Romane Muralt seine deutschen Eidgenossen auf die Engländer wies, so sprach der Franzose Eleazar Mauvillon, Lehrer am Braunschweiger Carolinum, in seinen Lettres françaises et germaniques verständig das große Wort aus: es gehe nicht an, daß eine Nation mit soviel voneinander unabhängigen Provinzen sich den Aussprüchen weniger Gelehrten unterordne.

Um persönliche Beziehungen warben die Schweizer unermüdlich. In Halle hatte Pyra auf ihrer Seite gestanden. Sulzer brachte Lange und Gleim zu ihnen und 1745 erhielt Bodmer von Hagedorn einen Brief, in dem ihm dieser erklärte, die jungen Leipziger seien heimliche Gegner der „Beiträge". 1745 knüpfte Johann Adolf Schlegel mit Bodmer an. In der Tat. Als Gottsched 1744 in Preußen war, drängten die jungen Leute Schwabe die „Beiträge" zu schließen, um ein neues Blatt aufzutun. Sie verhandelten mit dem Buchhändler Sauermann in Bremen und im Juni 1745 schloß Schwabe seine Zeitschrift. Die Jugend war für Gottsched verloren, was ihm blieb, war Bruch.

Während Gottsched im Vorgefühl des Zusammenbruchs gegen die Schweizer pöbelhafte Streitschriften drucken ließ, war auch Dresden in Bewegung gekommen. 1741 war Liscow Privatsekretär des Grafen Brühl geworden. Schon 1739 hatte er in der Vorrede zu seinen Werken blank gezogen, jetzt schlug er in einer andern Vorrede gegen die Wurzel. Nachdem er die Verbindung von Wissenschaft und Kunst verurteilt hatte, fuhr er fort: „Sie demonstrieren in ihren Reimen und dichten in ihren Demonstrationen nicht anders als ihr großer Reinbeck, der in seinen Predigten ein Philosoph und in seinen Schlüssen ein Priester ist." Unter Liscows faunischer Mithilfe vollendete der Pasquillant Johann Christoph Rost, 1717 in Leipzig geboren, seine satirische Epopoe „Das Vorspiel", und nachdem er sich des Grafen Brühl versichert hatte, ließ er es 1742 drucken. Am Tage des Erscheinens sollen zweitausend Exemplare verkauft worden sein. Solche Streiche beschleunigten Gottscheds Niedergang.

Er griff hilfesuchend nach auswärts und knüpfte bereits 1746 mit den deutschen Schriftstellern Wiens Beziehungen an. Hochfliegende Pläne, wie sie später Klopstock und Lessing beschäftigten, ließen ihn im Wiener Kaiserhofe den Mittelpunkt der literarischen Einheit sehen, wie er sie sich dachte. Aber mit dem Erscheinen seiner „Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst" 1748 zerstörte er sich all seine Hoffnungen auf den alten deutschen Süden. Die Oberdeutschen ergriff über solch rücksichtslose Gleichmacherei, die mit Kränkungen und Beleidigungen nicht sparte, gerechte Entrüstung. Haller beherrschte mit seinem Einfluß die „Göttinger Anzeigen" vollständig und er

setzte sofort seine Zeitschrift rückhaltlos gegen dies Buch und seinen Verfasser ein. Doch wieder war es ein Fremder, ein Slowene, der das Recht der deutschen Stämme am besten, kenntnisreichsten und entschiedensten vertrat, Johann Sigmund Valentin Popowitsch.

Gleichzeitig mit diesem Buch Gottscheds brachten die Bremer Beiträge, die Zeitschrift der jungen Generation, die ersten drei Gesänge des „Messias". Hatte der einstige Gewaltherrscher längst für seine Person die Schlacht verloren, jetzt war auch seine Sache geschlagen, die Zukunft und das Recht des Erfolges waren ihm versperrt. Was jetzt noch kam, war nur noch Komödie. Die Streitschriften, die Klopstocks Erfolge begleiteten, waren Schüsse ins Blinde. Auch Denunziationen halfen nichts. Gottsched wies auf Zinzendorf hin und suchte Klopstock als Pietisten zu brandmarken, damals noch allerdings ein Name, der leicht verderblich werden konnte. Der Versinkende griff nach jedem Strohhalm. 1751 glaubte er in dem Lausitzer Christoph Otto Freiherrn von Schönaich seinen Messias gefunden zu haben, den „wendischen Voltaire", wie er sich gerne nannte. Aus Familienstolz ging Schönaich daran, die Hermannsschlacht zu besingen, weil dort ein Ahne mitgefochten haben sollte, wie Triller den Prinzenraub dichten zu müssen glaubte. 1751 erschien das Epos, das bis ins kleinste Virgil nachahmte. 1752 wurde Schönaich zum Dichter gekrönt, eine vielbelachte Farce. Der Haupthelд des Aktus erschien nicht. Er konnte nur mit Not die zwei Louisdor für den Ehrenring zusammenborgen, und sein Festgewand war so schlecht, daß er selber gestand, jeder Pfefferkrämer in Leipzig habe ein besseres. Die Gründung eines Kampforgans gegen Gottsched: „Neue Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens" 1753—1762 in Leipzig selber und durch den Westpreußen Johann Daniel Tiez; Angriffe Gottscheds auf den emporstrebenden Lessing; die Verulkung durch die Aufführung der englischen Operette Devil to pay in Christian Felix Weisses Bearbeitung „Der Teufel ist los" 1752 gaben ihm den Rest. Ende 1756 bemühte er sich ehrlich um einen Frieden mit den Schweizern.

Bewundernswert war es aber doch, wie würdig sich dieser einst so unumschränkte Fürst mit seinem Schicksal abfand. Er kehrte in die Stille seines Gelehrtenlebens zurück, in dem ihm grüne Kränze gewinkt hatten, wenn er nur nie aus seinem Kreise geschritten wäre. Literarhistorische Arbeiten begleiteten seinen Ausgang. War es eine späte Erkenntnis, daß er sich landschaftlichen Darstellungen zuwandte, oder glich er jenem geschlagenen Feldherrn, der in der Stille der Verbannung die verlorenen Schlachten noch einmal durchfocht, um zu sehen, wie sie doch zu gewinnen waren? In einzelnen Aufsätzen trug er die Meißnischen Dichter zusammen, schrieb eine „historische

Nachricht von den bekanntesten preußischen Poeten voriger Zeiten" und eine Abhandlung über österreichische Literatur. 1752 erschien seine Bearbeitung des Reinecke Fuchs. 1757 und in den folgenden Jahren wurde sein „nötiger Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Kunst" gesammelt. Geplant war ein umfassendes Werk für die ganze deutsche Literatur. Und doch schrieb er zur Beruhigung seines Gewissens immer wieder dagegen, daß sich jeder Stamm seinen eigenen Parnaß baue. Im Grunde war ihm wirklich jeder Patriotismus fremd.

Am 15. Oktober 1756 stand er in Leipzig Friedrich II. gegenüber. Das war wirklich ein geschichtliches Symbol. Der König zog mit fliegenden Fahnen aus, das zu beginnen im politischen Kreise, woran Gottsched eben seine ganze Energie auf geistigem Gebiete zerschlagen hatte. Der König begann die Fundamente für eine politische Einheit der deutschen Stämme zusammenzuzwingen, Gottsched stand in den Trümmern seiner Pläne, die gleichen Schritt und Drill in das kulturelle Leben der deutschen Landschaften bringen wollten. Beide kamen letzten Endes von Königsberg, beide bauten und hatten gebaut mit den neuen Völkern des Ostens, die kaum seit vierhundert Jahren lebten und nun die Elbe überschritten auf der Fahrt nach Süden. Doch mit der Hegemonie über Hellas senkte sich dem Makedonier darum doch nicht die heilige Weihe der Akropolis in die Seele.

1765 kam, noch ein junger Student, Goethe in Gottscheds Wohnung. Im folgenden Jahre starb er. So blieb es ihm versagt und erspart, was sein glücklicher Gegner Bodmer mit weniger Würde nicht zu ertragen und nicht zu erkennen vermochte.

3.

Halle.

Eitelkeiten, platte Theorien, die von schöpferischen Taten hinweggefegt wurden, Eifersucht und Bosheit war der Zündstoff, mit dem in Leipzig durch dreißig Jahre das schwelende Feuer geistiger Kämpfe genährt wurde. Die großen Gewissensnöte der Zeit, Fragen von lastender Schwere trieben in Halle die besten Männer der Generation in heißumstrittene Stellungen. Ein halbes Jahrhundert hatten die Leipziger Gewalthaber die Hoffnungen der deutschen Stämme aufs höchste angespannt, und als sich Lärm und Rauch verzogen hatten, wirbelte der Wind die papierenen Fetzen zerzauster Theorien, zerschlagener Ansprüche, künstlicher Buchgedichte über den öden Lagerplatz. Die Stadt hatte ihre große Sendung verloren und die Literatur, die sich hier seit den vierziger Jahren sammelte, war nur der Ausdruck der meißnischen

Landschaft. Ein gewaltsam einheitliches Schrifttum aller deutschen Stämme unter ostdeutscher Führung hatte es werden sollen und aus dem Zusammenbruch wuchs das ausgeprägte Geistesleben der engern Landschaft.

Die Stadt der Zukunft mit ungemessenen Wirkungen nach allen Seiten wurde das verjüngte Halle. Leipzig und Halle waren Brückenköpfe. Gegen Leipzig war es aus dem Nordosten hergeströmt, Halle sammelte die neuen Kräfte aus dem Südwesten. Leipzig war die Stadt revolutionärer Emporkömmlinge gewesen, in Halle war naturgemäßes Wachstum, war Tradition, Entwicklung von innen heraus und darum Erfolge. In Leipzig war es versucht worden, die neue Literatur im Zeichen der ostdeutschen Aufklärung zu schaffen, in Halle trieb der Pietismus des alten Westens die Wurzeln des Schrifttums einer großen Zukunft der Sonne entgegen. Leipzig war der Träger französischer, Halle der Träger englischer Literaturtendenzen. Halle war nicht der Erbe Leipzigs. Während an der Pleisse ein hochbegabter Einzelner mit bewundernswerter Energie seine Kräfte an vergeblicher Arbeit aufrieb, wirkte an der Saale die natürlichste geschichtliche Entwicklung. Als die Leipziger fielen, standen die Haller aufrecht da. Unabhängige, die sich auf verschiedenen Grundlagen und mit entgegengesetztem Erfolge um ein gleiches Ziel bemühten.

Das hatten beide Städte gemeinsam, daß sie mitten im deutschen Völkergeschiebe standen. Am Mittellauf der Elbe drängen sich fast alle deutschen Stämme zusammen. Aber gerade vor diesen entscheidenden Jahren hatte Halle seinen großen Stammeswandel durchgemacht. Sie war völlig mitteldeutsch geworden. Seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts läßt sich im literarischen Leben deutlich der Drang erkennen, das fränkische und alamannische Schrifttum auf einer gemeinsamen Linie zu einigen. Daß Halle in dieser Entwicklung von der größten Bedeutung wurde, das lag in dem starken Zuzug fränkischer und alamannischer Volkskräfte. Schon seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts überwog das mitteldeutsche Element sehr rasch, da die niedersächsische Zuwanderung aufhörte, die mitteldeutsche aber fortdauerte. Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts kam nun ein ganz neues Leben in die Stadt. 1688 zogen die ersten Pfälzer Reformierten ein, bis 1690 waren es schon hundert Familien aus der Heidelberger Landschaft, bis 1713 gar 180 Familien mit 629 Seelen. Dazu kamen seit 1691 fünfzig Schweizer Familien mit 250 Seelen. Diese tausend neuen Franken und Alamannen zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sind das Fundament, auf dem sich die literarische Bedeutung der Stadt zurechtschob. Politische und religiöse Gründe. Seit Halle der wachsenden brandenburgischen Großmacht angehörte, wurde es in die Volksverschiebungen hineingezogen, durch die die

Hohenzoller in ihren Staaten die Altstämme, Franken, Alamannen und Baiern, aufs stärkste ins Interesse zogen, ein Gegengewicht gewissermaßen gegen die neuen Völker des Ostens. Und seit die Brandenburger zu den reformierten Dynastien zählten, lenkten sie naturgemäß gerade reformierte Stammeselemente in ihre Länder. Der starke französische Einschlag der Haller Bevölkerung — 1715 waren es 500—600 Seelen — wiegt nicht allzuschwer, denn die Verschmelzung dieser reformierten Emigranten wurde doppelt gehindert, durch Sprache und Glauben. Die alten lutherischen Familien Halles wehrten sich hartnäckig gegen dieses Hereinschwemmen fremder Stammesart und fremder Bekenntnisse, die Stadt wurde zur eigentlichen Stätte schwerster Gewissenskämpfe. Dieses Verpflanzen der regsamsten Pfälzer Familien mit ihren uralten Traditionen an die Südgrenze der niederfränkischen Mark Brandenburg schloß die neue Großmacht, die der Legitimität so dringend bedurfte, an das Geistesleben des Rheintales an. Halle wurde in aller Form die Erbin jener glänzenden Universität Heidelberg, der ganzen Pfälzer Kultur, die durch welsche Verwüstung 1689 zerstört in Hohenzoller Landen eine neue Heimat fand. So gewinnt der Doppelklang Halle—Heidelberg im Zeitalter der Romantik seine tiefste Bedeutung. Franken und Alamannen in Halle, das war der wuchtige Gegenstoß gegen die Elbe, wo mit Gottsched die Neustämme in die alten Landschaften vorbrechen wollten. Daß Halle um die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in die gleiche Stammesbewegung zu drängen schien wie Leipzig, das beweisen die Männer ostdeutscher Abkunft: Thomasius, Händel, Wolff, Pyra. Daß diese Bewegung zurückgestaut wurde, das beweisen die frankenbürtigen Gleim, Uz, Götz, das beweist August Hermann Francke selber, die alamannischen Sendboten in Halle und die unübersehbaren Beziehungen zu den Altstämmen, die der Franke Gleim von Halle und Halberstadt aus zusammenhielt, das beweisen die fränkischen Gelehrten, die in den ersten Jahren der Universität so stark hervortraten.

Die Entwicklung des geistigen Lebens dieser Stadt, seit sie aus den Fesseln kleinster Landesfürstlichkeit in den freien Lichtkreis Brandenburgs trat, vollzog sich in wunderbarer Folgerichtigkeit. Das neue Gefühlsleben und die neue Bekenntnisform der evangelischen Altstämme war in diesen Jahren der Pietismus und Halle wurde seine heilige Stadt, die preußische Regierung seine mächtigste Förderin. Aus dem deutschen Nordosten begann die Lebensform der Neustämme in diesen Generationen zu dringen, die Aufklärung, und auch für sie schien Halle die Hochburg zu werden. Pietismus und Aufklärung hatten einen gemeinsamen Feind, die lutherische Orthodoxie, wie einst die alte Kirche zwei so gegensätzliche Kämpfer wie Humanismus und

Reformation auf ein paar Jahre zusammengetrieben hatte. Dann der Kampf in Halle zwischen beiden Geistesformen, der Sieg Franckes, der ungemessene Einfluß des Pietismus auf die neue literarische Bewegung. Die Ablaufsweise des Seelenlebens, wie sie durch den Pietismus abgestimmt worden war, versetzte auch die gegensätzlichsten Gefühlsinhalte in gleiche Schwingungen, genau dasselbe Ergebnis wie im neudeutschen Osten, wo die neue Mystik die weltlichsten Literaturformen in einheitlicher Weise beeinflußte. Dann das Weiterwachsen der Literatur in dieser Landschaft zum Klassizismus der Altstämme.

In August Hermann Francke und Christian Thomasius, den beiden Schöpfern der Universität Halle, schienen die Keime des Pietismus und der Aufklärung noch in einer Schale zu ruhen. 1655 war Thomasius in Leipzig geboren, der Sohn eines Professors der Beredsamkeit. In seiner Vaterstadt studierte er Jus als Schüler Samuel Pufendorfs, und trat bereits als Leipziger Privatdozent für Pufendorfs Naturrecht ein, in dem die Scheidung zwischen Theologie und Rechtswissenschaft vollzogen war. 1687 wagte er eine lebensgefährliche Tat, die den Puder aus allen Perücken stäubte. Er schlug zum erstenmal ein deutsches Programm am schwarzen Brett an. In seiner Schrift von der Nachahmung der Franzosen sprach er den klaren fruchtbaren Gedanken aus, man müsse sich wohl am Geist der Fremde schulen, aber Äußerlichkeiten meiden. Getreu dem Geiste der ganzen spätern Leipziger Entwicklung nannte er die französische Literatur als vorzügliches Bildungsmittel für den Deutschen. Und fast gleichzeitig mit Beat von Muralt erwog er die Eigenarten des französischen und deutschen Volkscharakters. Vom Winter 1687 bis Ostern 1688 las er das erste Kolleg in deutscher Sprache, von 1689 bis 1690 über die Vorurteile, die erste Vorlesung im Geiste der Aufklärung. 1688 begann er mit der Herausgabe seiner Monatsschrift, das erste wissenschaftliche Blatt in deutscher Sprache. Moscherosch war sein Vorbild, Gespräche und satirische Novellen waren die literarische Form, in der er seine Ideen vortrug. Er häufte Gefahr um Gefahr auf seinen Scheitel, und als er gar Francke sein ritterliches Wort zur Verteidigung lieh, verbot ihm 1690 das Dresdner Oberkonsistorium Schriften herauszugeben und Vorlesungen zu halten. Er ging nach dem freien Berlin und erhielt die Erlaubnis in Halle zu lesen, verlacht, verspottet, mit Sorgen umdrängt, daß er, der eine und einzige, eine neue Universität schaffen wolle. Montag nach Trinitatis 1690 begann er in Halle und die Jugend gab ihm recht. Hier kam von seinen Lippen ein Wort, das allem widersprach, was in den nächsten fünfzig Jahren in Leipzig gedacht und gesprochen wurde: selbst ein Handwerker, Bauer oder eine Frau könne, wenn sie nur die Vorurteile ablegten, bessere Dinge für die

Wahrheit tun als gelehrte Leute, die sich an Autoritäten klammern. Es war zum ersten Male, daß ein Gelehrter das Volk zu Tische rief. Wie Arnold stellte er sich bei kirchengeschichtlichen Betrachtungen auf Seite der Minderheit, vertiefte sich in die Schriften Weigels und Böhmes und drang immer besser in die Kenntnis unserer ältern Literatur ein. Als er sich längst von Francke getrennt hatte, hielt er noch an manchem pietistischen Gedanken fest. Seinen Kampf gegen die Hexenprozesse hat ihm das deutsche Volk nie vergessen. Einen Ruf nach Leipzig 1709 lehnte er ab. 1728 starb er.

Zum Kämpfer und Sieger geboren, riß Thomasius die Jugend fort. Ein glänzender Weltmann, warf er den schwarzen Mantel von der Schulter, in dem die Professoren zu lesen pflegten, und trat im bunten Modegewand, den Degen an goldnem Gehänge vor seine Studenten. Zwar kein Begnadeter, der den göttlichen Funken in der Seele trug, doch der geschickteste Dolmetsch großer Gedanken, die andere gedacht. Weder ein Grübler noch ein kühner Schürfer. Wie er die Dinge aus dem Handgelenk warf, so lagen und standen sie. Ein brutal Gewalttätiger, der Einseitigkeit gegen Einseitigkeit setzte, an jede Weisheit und Wahrheit den Maßstab des unmittelbaren Nutzens anlegte, aber freilich aus ganz anderer Form gegossen als die hundert Feger und Kehrer, die nach ihm überall die Patina abrieben, aus jedem Winkel den Schatten des leisesten Wunders und des feinsten Geheimnisses stäubten. Ein Kavalier in allem, was er tat und dachte, vor dem sich alles neigte, wo er hintrat. Mit lustigem Klingen jagte sein Galanteriedegen Gespenster und Schemen aus dem Leben. Mit ihm konnte freilich Francke lange Strecken gehen, und als ihre Wege zu weit auseinander führten, lösten sie ritterlich ihre Fahrtgenossenschaft.

Auch den andern hätten die Frommen um Francke zur Not ertragen, der methodisch und sachgemäß auslüftete, wo Thomasius nur mit ein paar leichten Schlägen Schatten verjagte. Mit Christian Wolff kam in Halle nun auch der große stammestümliche Gegensatz zum Durchbruch zwischen den neuen Völkern des Ostens und den alamannisch geführten Altstämmen. 1679 war der Gerbersohn in Breslau geboren. Er hing noch persönlich mit den großen schlesischen Literaturerfolgen zusammen, denn sein Lehrer am Magdalenengymnasium seiner Vaterstadt war Christian Gryphius, der leicht begabte Sohn des Dichters. 1699 war Wolff in Jena, 1702 in Leipzig und Mitarbeiter Menckes. 1706 kam er als Professor der Mathematik und Naturwissenschaften nach Halle. Er kam von der Mathematik zur Philosophie, der erste, der alle Wissensgebiete umfassend und einheitlich im Geiste der herrschenden Philosophie Leibnizens zu bearbeiten suchte. Nüchtern wie Gottsched, sein jüngerer Schüler und Bundesgenosse in Sachen des guten Geschmackes,

sperrte Wolff die Fantasie vollständig aus dem religiösen Leben aus. Fromme Ehrfurcht vor dem Heiligen war ihm angeboren, ihm als Schlesier, nur durchzog er die Wissenschaft mit tiefen, scharf ausgemessenen Grenzgräben. Mit seiner peinlichen Arbeitsweise schuf er dem Deutschen einen neuen Charakterzug, die Gründlichkeit. Der zureichende Grund war sein Arcanum. Für das innerste Wesen des Pietismus fehlte ihm jedes Verständnis, trotzdem Francke und er auf ethischem Gebiete im Grunde dasselbe anstrebten. So lagen die Pfeile schußbereit schon seit 1709 auf der Sehne. Der Kriegsfall fand sich aber erst 1721, als Wolff bei Übergabe des Rektorats an Joachim Lange in seiner Rede erklärte, die Vernunft könne die sittliche Wahrheit auch ohne Offenbarung erkennen. Mit den Leipziger Orthodoxen focht der Pietismus in Halle seit Jahren heftige Kämpfe aus, jetzt sollte auch der vorgeschobene Posten Wolff vernichtet werden. Joachim Lange begann mit massiven Streitschriften, aber Wolff schlug so geschickt zurück, daß den Leuten um Francke nur der Ruf nach der Staatsgewalt blieb. Francke berichtete nach Berlin. Die beiden pietistisch gesinnten Generäle von Löben und von Natzmer sollen dem König vorgestellt haben, daß nach Wolffs Lehren jeder Fahnenflüchtige frei von Strafe bleiben müsse, wenn ihn nur ein zureichender Grund aus der Kaserne treibe. Das war für den Soldatenkönig ein zureichender Grund. Wolff wurde bei Gefahr des Stranges aus Halle verwiesen und ging nach Marburg. Vollständig wurde Franckes Erfolg, als 1727 für ewige Zeiten Druck und Verkauf von atheistischen Büchern und auf allen preußischen Universitäten Wolffs Lehre verboten wurde. Für den Pietismus war das freilich ein Pyrrhussieg.

Wolffs Geist ging in Halle immer offener um, und wie die neue Leipziger Literatur sich auf seinen Grundlagen aufbaute, so schien auch in Halle der Rationalismus für die Dichtung fruchtbar zu werden. Von der ältern Generation hatten sich Jakob Immanuel Hamilton und Jakob Friedrich Reimann mit Literaturgeschichte beschäftigt; der letztere gab den „Versuch einer Einleitung in die historiam litterariam“ heraus. In den Brüdern Siegmund Jakob Baumgarten, 1706—1757, zu Wolmirstädt geboren, und Alexander Gottlieb Baumgarten, 1714—1762, zu Berlin geboren, fand Wolff zwei unentwegte Bannerträger. Siegmund Jakob vertrat seine Ideen als Theolog, Alexander Gottlieb als Ästhetiker. 1735 habilitierte er sich in Halle mit der Schrift meditationes philosophiae de nonnullis ad poema pertinentibus. 1740 wurde er nach Frankfurt an der Oder berufen. Seine Aesthetica erschien erst 1750. Alexander Baumgartens Nachfolger in Halle wurde sein begeisterter Schüler, Georg Friedrich Meier, 1718—1777, aus Ammendorf bei Halle, der dem jungen Klopstock wertvolle Führerdienste leistete.

Doch aus diesem Geiste wurde die neue Dichtung nicht geboren. Der Rationalismus war unsagbar unfruchtbar an großen literarischen Gedanken. An ihm war Gottscheds Werk gescheitert, in Halle brachte es die Aufklärung nicht einmal zu vorbereitenden Taten. Trotzdem der Pietismus fremd und feindlich und voller Entsagung in einer Welt von Lebensfreude und Hunger nach Schönheit stand, hat er die Seele für hinreißende Wirkungen der neuen Dichtung reif gemacht, die Harfe mit den feinsten Saiten bespannt, Empfindungen, Gedanken und Stimmungen geweckt, eine Ablaufsweise des Seelenlebens geschaffen, die fähig war, jeden gebotenen Inhalt zu ergreifen.

Die Entwicklung einer großen Literatur in Halle staute sich zunächst an zwei Schranken: an der Ablehnung der eingeborenen Familien und an der Askese des Pietismus. Regsam und unternehmungslustig war nur der Journalismus, von der beweglichen Persönlichkeit des Thomasius geführt und fortgerissen. Eine ganze Reihe moralischer Wochenschriften kam in Halle heraus. Vor allen literarischen Formen hatte der Pietismus Oper und Drama in den Bann getan. Die Hamburger haben die zähe, rastlose Entschiedenheit pietistischer Prediger erfahren müssen und nur mit Hilfe der Regierung gelang es an der Elbemündung den vernichtenden Schlag von ihrem neuen Opernhause abzuwehren. Gewiß war auch der Übergang Halles an Preußen, die Auflösung des kleinen Fürstenhofes, der Auszug von Sängern und Musikern der Haller Hofoper 1680 mit von Einfluß, daß der bedeutendste Schauspieler und der größte Opernkomponist dieser Zeit, beide Haller von Geburt, fern der Vaterstadt zu wirken gezwungen waren. Aber auch wenn Johannes Velten, 1640—1693, länger gelebt hätte, die theaterfeindliche Stadtkultur hätte ihm keinen Raum gegeben. Dramatische Aufführungen und jede Art von Schaustellung wurde bis tief ins achtzehnte Jahrhundert unterdrückt. Erst nach Franckes Tode gelang es 1728 dem Unternehmer Wilhelm Durham eine Spielerlaubnis zu bekommen, die aber auf den Widerspruch der Universität hin sofort zurückgezogen wurde. 1733 konnte dann eine preußische Truppe wirklich auftreten, aber völlig freigegeben wurde das Theater in Halle erst unter Friedrich II. Vom 10. Dezember 1754 bis 21. März 1755 gab dann Ackermann 65 Vorstellungen.

Das gleiche Schicksal wie Velten hatte Georg Friedrich Händel. Sein Großvater Valentin war Kupferschmied und 1582 zu Breslau geboren. 1609 wurde er Bürger in Halle. Sein Vater Georg war Wundarzt und Barbier und heiratete zweiundsechzigjährig in zweiter Ehe die Mutter Georg Friedrichs, Dorothea Taust. Deren Vater war Pastor in Giebichenstein, dessen Vater ein böhmischer Exulant, der in Halle einwanderte und eine Olearius zur Frau hatte. Georg Friedrich Händel wurde 1685 in Halle geboren. So

stammte er durch den Vater wie durch die Mutter aus dem kolonisierten Osten, wie Wolff ein Träger östlichen Geistesleben in Halle, das erst durch die Neubesiedelungen aus dem alten Westen um 1700 in andere Stammeskreise gerückt wurde. So schließt er mit den Thüringer Musikern am Königsberger Hofe, mit Heinrich Schütz und Sebastian Bach bis auf Richard Wagner die lange Reihe großer Komponisten, die aus den neuen Völkern hervorgingen. Durch die Mutter nahm er teil am Blute der Olearius, dieser hochbegabten Familie, die in Halle durch mehrere Generationen blühte. 1702 wurde er Jurist an der Universität Halle, im folgenden Jahre Musiker am Hamburger Theater. Was hätte er seiner Geburtsheimat werden können, wenn in Halle noch die Hofkapelle bestanden hätte, wenn die frohe Kunst der Bühne in Halle die gleichen Siege über den Pietismus erfochten hätte wie in Hamburg. Nach seiner Italienfahrt wurde er 1710 Kapellmeister in Hannover, dann ging er nach London, wo seit 1720 für ihn die neu errichtete Opernakademie arbeitete, 1759 starb er und wurde in der Westminsterabtei begraben. Seine vierzig Opern waren ein Verlust für seine Heimat, den mittelbar der Pietismus zu verantworten hat. Doch als Vollender des Oratoriums und als Schöpfer des „Messias", der kurz vor seinem Tode aufgeführt wurde, brachte er, wenn auch fern der Heimat, die heiligsten und größten Kulturelemente Halles zum Ausdruck.

Was sonst in diesem Milieu auf Literatur Anspruch machen darf, war arm genug. Karl Heinrich von Bogatzky, 1690—1774, war wie Händel und Wolff schlesischer Abkunft, zu Jankowa geboren und Verfasser des Erbauungsbuches „Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes". 1718 erschien es zum erstenmal, war bis 1862 in 150 000 Exemplaren verbreitet und wurde noch 1889 in sechzigster Auflage gedruckt. Es stimmt zu der ausgesprochenen Gefühlskultur Halles, daß gerade die Frauen fast allein die heimischen Familien vertreten, Susanna Zeidler mit ihrem „Jungferlichen Zeitvertreib" 1686 und Anna Rosine Redel, 1659—1731. Die Tochter Charlotte des Haller Organisten Johann Gotthelf Ziegler wurde in Hamburg ein literarischer Mittelpunkt. Als Beweis dieser starken Beteiligung der Frauen am geistigen Leben der Stadt mag es gelten, daß Dorothea Christine Leporin, 1715 zu Quedlinburg geboren, 1754 unter Empfehlungen Friedrichs II. an der medizinischen Fakultät promovierte. Quedlinburg und Halle waren Schwesterstädte des neuen Glaubenslebens und so ist diese gelehrte Frau auch für die Heimat Klopstocks charakteristisch.

Für ein klassisches Literaturideal waren in Halle die Bedingungen denkbar ungünstig. Unter den Nachzüglern des Humanismus hatte Thomasius gründlich aufgeräumt. Die Philologie war an der Universität schlecht

vertreten, vom Pietismus beherrscht, Francke las Griechisch und orientalische Sprachen. Erst 1732—1736 trug Johann Heinrich Schulze, aus Altdorf berufen, über alte Literatur vor. Für Bühne und Drama waren alle Quellen verschüttet. So konnten literarische Energien, die sich etwa regten, nur aus dem Pietismus heraus zu einer völlig neuen Kunstanschauung gelangen, konnten und mußten mit den Stimmungen klingen, die in Mitteldeutschland weite Landschaften beherrschten. Das war der Weg von Francke über Pyra bis zu Klopstock, Claudius und Stolberg und bis zum gegensätzlichen Wandel in denen um Gleim.

1734 war ein armer verhungerter Student an die Universität gekommen, der am Freitisch des Haller Waisenhauses saß und sein schmales Stipendium seinen Eltern schickte. Einer der vielen, die an großen Plänen starben, deren Leben nur ein hastiger Trunk aus übervollem Becher war, ein Trunk, der ihnen den Tod bringt, weil ihre Seele so glüht. Zu Kottbus in der Lausitz war Immanuel Pyra 1715 geboren, und wenn es wahr ist, was sich seine Familie forterzählte, daß sie von dem französischen Marschall Biron stamme, so war für Pyra kein besserer Ort zu finden als Halle mit seinen Hunderten reformierter Franzosen. Die Großmutter erzählte dem Knaben viele Nixenmärchen, die in den langsam strömenden Wässern der Lausitz so heimlich wohnen. Das Bautzner Gymnasium, 1706 reformiert, war seit dieser Zeit eine pietistische Anstalt. Pyra studierte hier. In Halle hörte er bei Wolffs erbittertstem Gegner Joachim Lange und dessen Sohn Samuel Gotthold Lange, 1711 zu Halle geboren, wurde sein Freund. Schon 1736 hatte Pyra eine große Partie der Äneis in deutsche Alexandriner übersetzt. Gottsched war noch in allem Führer und Vorbild. 1736 lernte er die Schriften der Schweizer kennen und folgte nun ihren Rufen.

Als Lange 1737 Pfarrer in Laublingen bei Halle wurde, sandte ihm Pyra ein Gedicht in fünf Gesängen, ungereimte Alexandriner, „Der Tempel der wahren Dichtkunst", neben Hallers „Alpen" das erste große Werk bis auf Klopstock, an historischen Ergebnissen aus der Vergangenheit und an Wirkungen in die Zukunft ungleich mächtiger und wertvoller als die Dichtung des Berners. Verse aus Vida standen leuchtend als Leitspruch voran und selten war einer so wahrhaftig und treffend:

Carmina nunc mutanda, novo nunc ore canendum

Visionen und Wanderungen, das sind die Formen dieses Gedichts, die immer wieder an Dante erinnern. Beim Gesang eines Hymnus an David erscheint dem Dichter die wahre Poesie und führt ihn, unbeirrt von den Lockungen des falschen Ideals, durch ihr Reich, durch die Wohnungen der antiken Poeten, wo sich ihnen Lange anschließt, in ihren Tempel. Jede Wissenschaft und Kunst

hat hier ihre eigene Halle, die Stoffe, Formen und Gattungen der Poesie sind hier personifiziert, hier weilen die biblischen Sänger und Dichter der Neuzeit, hier wird Lange zum Priester der wahren Dichtung geweiht.

Ein neues Kunstideal, die Kunst des Pietismus, das ist die Forderung, die Pyra erhebt, die er begründet, die er mit Schwung und Begeisterung in allen Einzelheiten ausführt.

Ihr meine Priester! lehrt der Knaben zarten Mund
Ein neu und hohes Lied nebst keuschen Töchtern singen.
Lehrt das gemeine Volk des ew'gen Vaters Ruhm,
Daß der geweihte Bau von seinen Taten schalle.

Ein neues Ideal, zunächst stofflich bestimmt, die Dichtung im Dienste des höchsten religiösen Gedankens. Doch wirklich Dichtung, nicht bloß gute Gesinnung:

Nein, es ist nicht genug ein frommer Mann zu sein,
Es muß ein Dichter sein, der sich ans Dichten waget.

Zwar keine grundsätzliche Ablehnung der Antike, aber

entreißt mit kluger Hand
Den Dichtern Griechenlands und Latiens ihr Gutes;
Doch eh' ihr es dem Herrn auf seinen Altar legt,
So heiligt erst den Raub.

Hieronymus Vida, 1480—1566, und Milton waren Pyras Vorbilder, Klopstock der Nachfolger, der seinem Ideal nahe kam. Die Anschauungen der Schweizer vom dichterischen Schaffen waren auch die seinen.

Der Ruf nach einem neuen Ideal, nach etwas nie Dagewesenem ist immer von den Neustämmen gekommen. So steht Pyra unter all den Söhnen des Ostens, neben Opitz, Gottsched, Lessing und den Revolutionären des späten neunzehnten Jahrhunderts. Im Formen und Aufreihen der Bilder erinnert er oft und stark an die jüngern Schlesier; sein Verchristlichen der Antike war die landschaftliche Note des preußischen Humanismus gewesen; seine bedingte Anerkennung des griechischen und römischen Altertums trennt ihn scharf von den Klassizisten der Altstämme und zeigt ihn als Sprossen der neuen Völker, die niemals Miterlebende und Erben antiker Kultur waren; sein Hinüberschreiten aus dem Glaubenserlebnis zu Dichtungen des Christentums hat er mit Gryphius, Scheffler und der ganzen jüngern schlesischen Generation gemeinsam. Sein christliches Kunstideal ist ein Ausdruck seines Stammestums. Und da es ihm gleichzeitig unmittelbar aus dem Pietismus erwuchs, so strömt in seiner Seele Osten und Westen ineinander. Die Knospe in seinen Händen und die volle Blüte Klopstocks sind das Unterpfand, daß sich literarische Ten-

denzen der Neustämme, der Niedersachsen und der Altstämme in einer Dichtung gefunden haben. Das war es, was Gottsched nie gelingen konnte.

Nach Franckes Tode 1727 gärten, zu gleicher Zeit wie in den Gemeinden Zinzendorfs im Osten, die Verfallsprodukte des Pietismus immer stärker auf. Spener und Francke hatten in ihren frommen Kreisen dem Bürgertum gerade dort wieder Gefühlsquellen von höchster Druckkraft erschlossen, wo seit der Erstarrung des neuen Kirchentums Verstand und Formelwesen herrschten, im Verhältnis des Einzelnen zu Gott. Persönlichste Unmittelbarkeit, ein wirkliches inneres Erleben, sinnlichste Lebendigkeit, das Gefühl dauernder Gegenwart, das waren die neuen Beziehungen, die beide großen Seelenführer zwischen Mensch und Gott anknüpften. Eine so unschätzbare Bereicherung und Vertiefung des Gefühls mußte für jede Seite des kulturellen Lebens gerade in dem Augenblick von größter Bedeutung werden, da der junge Rationalismus hier die Grundlagen der neuen Kirche kritisch zersetzte und dort die ganze Literatur mit nüchternster Vernunft und kältestem Verstande aus allen Schleiern des Geheimnisses und geistigen Wunders lösen wollte. Nur konnte eine überwiegend gefühlvolle Kulturform eben des Verstandes als Gradmessers nicht entbehren. Die Stimmungsfähigkeit wurde zur krankhaften Reizung, das scharfhörige Belauschen des Innern zur nervösen Furcht vor der Außenwelt, die dauernde Hochspannung erschöpfte die männliche Selbstbeherrschung, die Tränen flossen auf den leisesten Druck, die Fantasie war entzündet, schuf ungestillte Ruhelosigkeit wie ein krankes und doch nie geschontes Körperglied. Wehleidigkeit, Trübsinn, Sentimentalität, Weltschmerz, künstlicher Überdruß an dieser Erde und diesem Leben, alles mit Eitelkeit und wahnwitziger Selbstzergliederung gehegt und gepflegt, war der Ausklang dieses Gefühlsrausches. Aber gerade in der Stunde, da der Pietismus in Halle der Aufklärung langsam erlag und da er sich an seinem eigenen Feuer verzehrte, hatte er seinen großen Doppelsieg errungen; sein Ideal fand den großen Dichter und seine Schwingungen ergriffen das weltlichste Leben und die weltlichsten Dichtungsformen.

Während Wolffs Schriften noch 1736 wieder zugelassen wurden und während er 1740 wie ein Sieger nach Halle zurückkehrte, reifte in dem kleinen Laublingen die Fülle der Zeit. In einem bescheidenen Häuschen an der Saale schwärmte Samuel Gotthold Lange mit seiner Gattin Anna Dorothea Gnügin, der vielgefeierten Doris. Hier fand Pyra um 1738 und später, wenn er immer wieder hilflos über die Wellen trieb, seine stille Bucht. Gläubiger Enthusiasmus, tränenreiche, überirdische Freundschaft, der göttliche Wahnsinn dichterischer Begeisterung, das war der Dreiklang, der das immer variierte Lied der Zeit bildete; die drei Kinder in Laublingen, Lange, Pyra

und Doris spielten ihn auf allen Saiten durch. Sie lebten ineinander, mit Briefen nahmen Freunde teil, sie flogen sich weinend an den Hals, wenn sie sich auf ein Stündchen trennten, hörten das Leben fern mit Schrecken sausen, kosteten ihre wehe Seligkeit nach allen Genüssen durch von erdentrückter Verklärung bis zur bräutlichen Liebe des Todes. In ihrer feingesponnenen Seele schimmerte der leise Funken des kleinsten Gefühlchens ebenso wie das brausende Lohen der Begeisterung. Unbekümmert um Zuhörer schrieben in diesen Tagen Pyra und Lange „Thirsis' und Damons freundschaftliche Lieder". Der Pietismus, Milton, Thomson, die Alten waren die Lichtquellen für diese bescheidenen, anspruchslosen aber auf die Zeit so wirksamen Verse. In den Stoffen nicht der leiseste Wechsel, doch feinste Durchbildung des fünffüßigen Jambus. Von Breitingers Dichtkunst angeregt antike Strophen. Die Blicke von dauernden Visionen gebannt. Daß alle Keime, die in den nächsten Jahren zu treiben begannen, hier auf dem engsten Raume beisammen waren, das gibt dem Kreise seine hohe historische Bedeutung.

Pyras Fuß wußte auch fest und sicher auf irdischem Boden zu gehen. 1741 gab er die Wochenschrift heraus „Gedanken der unsichtbaren Gesellschaft", jeder Satz ein Bekenntnis für die Schweizer. Wertvolle theoretische Abhandlungen standen neben Satiren. Die Kunst sei die Dienerin der Religion und Sittlichkeit, dieser Gedanke sprach theoretisch die Idee seines „Tempels der Dichtkunst" aus. Im einzelnen sprach Wolff und sein Schüler Baumgarten aus diesen Blättern. Seit Pyra mit beiden Händen in dem Kampf zwischen Leipzig und Zürich gebunden war, kam er der Erde immer näher. Das Fragment eines komischen Epos: „Bibliotartarus", zeigt ihn seinen Fernen entrückt. Als Professor am Köllnischen Gymnasium in Berlin wurde er Gleim und Kleist eng befreundet. 1743—1747 gaben Anhänger Gottscheds in Halle „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und der guten Geschmackes" heraus, ein verwegener Einbruch in die Feste der Schweizer. Pyras herausfordernde Streitschrift von 1743: „Erweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe", schob mit einem genialen Griff den ganzen Streit auf ein neues Geleise. Zwar fallen noch gute Streiche zur Verteidigung Miltons und Hallers, aber im Vordergrund stand das Drama. Im engsten Anschluß an Aristoteles fielen aus Pyras Munde die tiefsten und besten Gedanken bis auf Lessing. Die Katastrophe im Trauerspiel müsse sich notwendig aus den Fehlern des Helden ergeben. Mitten im Kampf unter großen Entwürfen fiel der Frühverzehrte 1744. Daß er als Erster vor den Verschanzungen der Leipziger stand, bewies das „volleingeschenkte Tintenfäßl" von 1745, von Gottsched bestellt und geordnet, das Pyras Grabstein beschmutzte, ihm aber doch wider Willen das höchste Lob spendete: Pyra habe sich eingebildet „hei kunn ahn

Konst, ahn Wetenschop, ahn Ordning, ahn Nachdenken, pur dörch syne Landschopfs-Natur Leederkens maaken."

1738 studierten Gleim, Uz, Götz, die drei Franken, und Paul Jakob Rudnick aus Bütow in Hinterpommern, um 1718—1740, in Halle. Ganz bewußt übertrugen sie, die Freunde Pyras, dessen reimlose Verse auf das scherzhafte Gedicht. 1744 erschien die Sammlung dieses Kreises. In Laublingen wurde Pyra wie ein Heiliger verehrt. Gleim, Meier, Sulzer, Hirzel verkehrten hier, Kleist, Bodmer, Breitinger sandten Briefe. Die Stimmung der Freunde artete in reinen Frauenkult aus. Es sollte eine Mädchengesellschaft mit Doris an der Spitze gegründet werden; wie in den hellsten Tagen des frühen dreizehnten Jahrhunderts wurde die Sprache zu den feinsten Unterscheidungen in Sachen der Liebe und der Freundschaft ausgesponnen. Doch Pyras Enthusiasmus waren die Schwingen gewesen, mit denen Lange flog; nun sank er immer tiefer aus Höhen, in die ihn der Freund gerissen hatte. Schon Ende der vierziger Jahre begann sein Ruhm selbst im Freundesbunde dunkler zu werden. Horaz hatten sie nachgedichtet, wie Horaz die griechischen Lyriker nachdichtete, Lange galt für den berufenen Kenner des Römers. 1752 erschien, lang angekündigt, lang erwartet und von allen voreilig gelobt, seine Horazübersetzung. Lessing vollzog an ihr 1754 die ewig besprochene Hinrichtung. Seit diesen Tagen stehn Geladene und Ungerufene um die Schranken, in denen der große Lessing den kleinen Lange verdrischt, staunend und klatschen Beifall. Aber einem Pastor, der kein Virtuos der Feder war, Grammatikschnitzer nachzuweisen, dazu brauchte niemand Lessing heißen. Mit Liscow, Kästner oder Herder als Gegner würden der Lacher auf Lessings Seite weniger sein.

Die Bedeutung Halles für Literatur und Leben der nächsten Generation kann nie überschätzt werden. Im Osten die Mystik seit 1600 und im Westen der Pietismus seit 1700 wuchsen zu ganz gleichen Wirkungen weiter. Wie im Osten die Bewegung zu Kunstwerken in diesem Geiste führte, wie sie durch den eigenartigen Ablauf des Seelenlebens die ganze Literatur des Ostens ergriff und doch in ihrem ursprünglichen Wesen nach Zinzendorf zusammenbrach, so wuchs aus dem Pietismus das neue Kunstideal Pyras und Klopstocks, so sank das Feuer zwar in Halle in Asche, so setzte es aber doch zuvor noch die deutsche Seele weitum in Flammen. Der Einfluß Halles ergriff das nahe Schulpforta, Klopstocks antike Oden, sein Messias, stofflich und formell, sind ohne Spener, Francke, Pyra und Lange undenkbar. In Laublingen wurzelt Gleims Hüttchenenthusiasmus, von Halle springt das Licht, wenn auch oft gebrochen, noch auf Goethes „Werther", und was Pyra über

Aristoteles und das Drama dachte, hätte ihm die Wangen nicht röten brauchen, auch wenn er die Hamburger Dramaturgie erlebt hätte.

Halle ist einer der größten Erfolge alamannischen Wesens. Vom Elsaß war der Pietismus gekommen, von Zürich die Kunstanschauungen, denen sich Franken und Sachsen, mit Pyra und den Meißnern schon Teile der Neustämme beugten. Was sich mit Fischart und den Heidelberger Monaten von 1619 angekündigt hatte, stand nun im Bewußtsein der deutschen Stämme. Wie die Reisläufer der alten Eidgenossenschaft fremden Fürsten Throne schützten und erstritten, so hatte der Alamanne dieser Jahre jedem Stamm und jeder Landschaft Raum und Luft erkämpft, um seine Seele nach seiner Überlieferung und seiner Begabung in neue Formen zu dehnen.

III. Kapitel.

Die Niedersachsen.

1.

Ostfalen und Meißen.

Die literarische Energie Hamburgs begann im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts etwas zu erlahmen, der sächsische Schwerpunkt kam wieder ins Kreisen. Ihn nach Süden zu ziehen wäre Gottscheds wohlverstandenes Interesse gewesen, er erkannte das und suchte durch Sendboten und starkes Anziehen Sachsen und Neustämme im Parterre seines Theaters zu vereinigen. Doch die Hamburger wichen geschickt und kühl aus, grüßten höflich nach dem Süden und so zerriß selbst innerhalb der sächsischen Stämme die geschlossene Entwicklung. Ein Teil verankerte sich auf den dänischen Inseln, der andere, der bis Leipzig in den Wirkungsbereich Gottscheds gezogen worden war, spielte zurück und kam auf der mittlern Linie in Braunschweig zur Ruhe. Die Landschaft Meißen aber von lästigen weil angemaßten Herrschansprüchen befreit und ihres Drucks aus dem fernen Osten ledig, entwickelte sich endlich stammesgemäß im Anschluß an die Literatur des sechzehnten Jahrhunderts und gedieh nun wirklich zu überragendem Einfluß empor. In der Fülle bindender und ausgleichender Beziehungen zwischen Meißen und Sachsen kam dem sächsisch-thüringischen Ostfalen seine naturgemäße Rolle des Vermittlers zu, wie zur Zeit der ostfälischen Oper, wie von je. Ostfalen und Meißen ist ein Doppelklang, der sich in losgelöster Deutlichkeit nach dem Lärm des frühen achtzehnten Jahrhunderts auch mit halbem Ohre eindeutig und klar vernehmen läßt.

Daß sich die Wirkungen Halles in Ostfalen gerade am tiefsten eingruben, läßt sich leicht begründen. Vor der Überflutung der Stadt durch Franzosen, Rheinfranken und Alamannen entsprach das Volkstum Halles im wesentlichen der Zusammensetzung Ostfalens. Die Auflockerung des Glau-

bensbodens, aus dem die reichen Ernten Pyras und Klopstocks wuchsen, war die erste Bedingung neuer Kulturformen in Halle wie in Ostfalen. In Quedlinburg war es noch lauter zugegangen als an der Saale.

So stark sich auch das literarische Leben Halberstadts, soweit es von Gleim getragen wurde, im Kraftfelde Halles hielt, bei näherm Zusehen empfindet man Gleim fast wie einen Fremdkörper in dieser Landschaft. Und wirklich ist Gleim durch den Vater wie durch die Mutter fränkischen Stammes. Sein Vater Laurenz hat auf die weißen Blätter der Hausbibel familiengeschichtliche Notizen geschrieben. Der Urgroßvater Laurenzens lebte in Niederhessen. Gleims, des Dichters, Mutter Anna Gertraud Peilen stammte aus einer niederfränkischen Familie, die zu Brühne im Klevischen ansässig war. Der Vater, Obereinnehmer im Ermslebener Kreise, machte Knüttelverse, sogar Elegien im Stil des Tibull wurden ihm zugeschrieben. 1719 wurde Johann Wilhelm Ludwig Gleim zu Ermsleben geboren, kam von der Wernigeroder Schule 1738 auf die Universität Halle, Schüler Alexander Baumgartens, Georg Friedrich Meiers und Christian Wolffs. Von Pyra wurden die drei Franken Gleim, Götz und Uz in das Leben der Stadt eingeführt. Der „Versuch in scherzhaften Liedern", 1744 gedruckt, war die Frucht dieses Freundesbundes, der aber schon 1740 zerriß. Gleim wurde Hauslehrer in Potsdam, Sekretär des Prinzen Wilhelm von Preußen, lernte Kleist kennen, kam mit beiden im böhmischen Feldzuge bis vor Prag, wurde 1747 Domsekretär in Halberstadt, wo er sich rasch zum Freunde der Zeit machte und 1803 starb.

Gleim galt als Dichter. Nach kleinen Schäferstücken entstanden 1744 seine Romanzen im Volkston, „jenen Sängern an den Straßenecken, die mit dem Stecken die gemalte Leinwand erläutern, bessere Verse unterzulegen". 1749 gab er zwei Sammlungen Lieder und die Gedichte Uzens, 1774 durch die Koranübersetzung Boysens in Quedlinburg angeregt, die albernen Verse „Halladat oder das rote Buch" heraus. In diesen Jahren entstanden seine Hüttchenlieder. Zuletzt druckte er die unerschöpflichen Massen seiner Reime und Verse im Selbstverlag, fünfhundert Exemplare jedesmal, von denen er kaum hundert verschenkte und den Rest in seinem Hüttchen aufstapelte, daß sie ihn zuletzt zu erdrücken drohten.

Halberstadt und Halle als kostbare Neuerwerbungen der preußischen Monarchie und langer Kleinfürsterei entrissen, empfanden die ersten tiefen Regungen des preußischen Staatsgefühls am heißesten. Gleims und Lessings vielgeliebter Freund Kleist focht auf den verheerenden Schlachtfeldern mit. So waren beide auch persönlich an dem großen Kriege um den Bestand des preußischen Staates beteiligt. Nach der Strophenform des englischen Tanz-

und Kriegsliedes von der chevy-chasse, das im Spectator stand, begann Gleim in der Rolle eines preußischen Grenadiers Lieder zu dichten, unmittelbar durch Lessings „Ode an den König" angeregt. 1758 erschien die Sammlung. Es brennt ehrliche Begeisterung in ihnen, aber sechsundfünfzig Strophen lang kann auch kein Gleim begeistert sein. „Horaz" und „Staats" reimt ganz gewiß kein Infanterist, wenn er nicht der Lateinschule entlaufen ist. Mit dem Namen des Königs treibt Gleim ein sentimentales Spiel. „Mein" Friedrich, „Dein" Friedrich, als ob er Mitglied des Hüttchenbundes gewesen wäre. Friedrich II. hätte diese Lieder aus Staatsraison kassieren sollen, denn sie machen ihn zur wohlgemeinten Karikatur. „Wie stand bei mitleidsvollem Ach Sein Auge himmelwärts". Friedrich II. und „ach" und „mitleidsvoll" und „himmelwärts"! Kein Hauch von wirklicher Soldatenstimmung ist in den salbungsvoll pathetischen Versen. Statt der atemlosen, stummen Lust, wenn mit der letzten Kraft ein starker Gegner niedergerungen ist, ein törichtes Prahlen mit übervollem Munde, statt der dumpfen Leere des Geschlagenen, wenn eiserne Kraft an eherner zerschellte, die unhistorische, sentimentale, verzichtende Geste des Königs: es ist genug des Blutes. Der kriegsbegeisterte Kanonikus verstand sein Handwerk freilich schlecht. Er macht Gott zum preußischen Parteigänger: „Was kann wider unsern Gott Theresia und Brühl", ein Glaube, der weder Gleims Theologie noch Friedrichs Kriegskunst Ehre machen konnte. Gleim hatte dann wirklich alle Mühe, nach der Schlacht bei Kolin diese Theologie notdürftig zu salvieren. In den Versen auf die Schlacht bei Roßbach beschimpft er von seinem Hüttchen aus die deutschen Stämme also: Der Pfälzer kann vor Schmerz nicht laufen, der Trierer fühlt guten Mut in langen Beinen, der Franke schreit erbärmlich, der Bruchsaler ist ein armer Tropf, dem Schwaben stehn die Haare zu Berge, der Württemberger wirft die Waffen weg. Was ein rechter Musketier ist, schämt sich solcher Feinde, aber er setzt nicht Himmel und Kriegskunst in Bewegung. Um zu sehn, daß jedem Menschen der Beine zwei zum Laufen gegeben sind, hätte Gleim nur bei Laudon Handgeld nehmen brauchen. Die Sammlung ist Schreibtischlyrik, unwahr, unhistorisch und undeutsch.

Doch die Legende, daß das volkstümliche Soldatenpoesie sei, ist harmlos gegen die andere, die Lessing mit seiner freundschaftlich lobenden Vorrede förderte und Goethe mit den ewig zitierten Worten: „Der erste wahre und eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." Große Namen stärken schwachen Beweisen die Füße um nichts. Mit dem Einmarsch Friedrichs II. in Dresden soll der Deutsche plötzlich gespürt haben, daß er jetzt ein Nationalgefühl habe. Kursachsen und Österreicher waren doch auch Deutsche, sozusagen,

und nicht jeder ließ sich so verbindlich Hab und Gut in Flammen schießen wie Rabener. Der Rheinfranke, Alamanne und Baier wußte schon erheblich länger, daß er eigentlich auch ein Deutscher sei, damals schon, als er mit dem Sachsen über die Elbe ging und die Donau abwärts. Mit den Eroberungen Friedrichs II. erwachte der preußische Patriotismus.

Gleims ganze Dichtung war ein Schlüpfen aus einer Maske in andere; dies und das Spielen mit Formeln und Formen ist das Übermaß fränkischer Gestaltungsgabe. So sind die drei Franken Gleim, Götz und Uz die eigentlichen Schöpfer jener Lyrik geworden, die man undeutsch, ungenau und nur halb richtig Anakreontik nannte. Die kleinsten, süßesten Gefühlchen, Rückstände vom Siedeprozeß des Pietismus, wurden in die zierlichsten Näpfchen und Schälchen getropft, Reste aus der Schatzkammer des Humanismus. Doch all diese Gedichtchen, die schon von der Zeit genug verspottet wurden, kann man verschweigen und doch das eigentliche Wesen Gleims und seine Bedeutung ungleich tiefer nennen. Als Retter der Jugend aus den Nöten des Lebens, als Knotenpunkt allumfassender persönlicher Beziehungen und als Gradmesser für die Verbreiterung und Verweltlichung pietistischer Stimmungsformen stand Gleim für einige Jahre im Mittelpunkte der Zeit.

Ohne jeden Entgelt außer eines kleinern oder größern freundschaftlichen Lobes bot er seine Hände opferwillig nach allen Seiten aus, so taktvoll, so liebenswürdig, so selbstverständlich schickt er Louisdor, Kleider, Wäsche, Anweisungen dem Bittenden und verschämt Geständigen mit all dem Enthusiasmus eines ewig jungen Greises, der nach dem frischen Hauch der Jugend dürstet. Heinse verdanken wir dem oft getäuschten und immer gabefrohen Manne, und so unausstehlich gemacht und sentimental der Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse ist, es gibt kaum bessere Urkunden für die Werktagsstimmungen dieser Zeit. „Sehr oft bin ich sterbenskrank", das zeichnet all die unendliche Reizbarkeit, Stimmungsseligkeit und Gefühlsschwäche. Neben dem ununterbrochenen Plätschern der Zärtlichkeit dunklere Töne, die der Erzklassiker Gleim mit der griechenfernen Schreibung hartnäckig „Misantropie" nennt, Weltschmerz nur so nebenbei, wie einen der gewohnte Schnupfen plagt. Der Hagestolz Gleim war dazu geboren, den erotisch angehauchten Freundeskult, wie er aus dem pietistischen Minneleben in Laublingen heranreifte, nach allen Seiten auszubilden. Kaum ein Ritter der Feder war in Deutschland, mit dem er nicht geweint und bräutlich schwüle Briefe gewechselt hätte. Halberstadt wurde zum Irrgarten der Liebe. Der Ritter ohne Furcht und Tadel Ewald von Kleist, rührend bescheiden und rührend kritiklos, stand im Mittelpunkt. Im Sommer 1750 besuchten Klopstock und Schmidt den Domherrn, und bei zwei Flaschen Wein, alles hoch mit

Roſen bedeckt, durchſchwärmten die drei ſchwachen Zecher züchtig und überſchwenglich die Nacht. 1754 auf 1755 lernte Gleim in Berlin Leſſing kennen, 1761 die Karſchin, und Kleiſts Tod an den Wunden von Kunersdorf gab ihnen einen Heiligen. Für Spalding bot ihm Ramler Erſatz, dann Johann Georg Jacobi der Franke und Heinſe der Thüringer, die er beide auf einige Zeit in ſeine Nähe bannte. Jedes junge Genie, wie Bürger etwa, wußte er aufzuſpüren, um ſeine Liebe zu umwerben. Tiedge kam nach Halberſtadt und noch Jean Paul machte den üblichen Beſuch. Wie die Erfurter um Mutianus Rufus, auch Domherr wie er und heſſiſcher Abkunft, ſo gab Gleim in den ſiebziger Jahren dem ganzen Kult in ſeinem Hauſe ein Heiligtum, bat ſich von allen, die er verehrte, Bilder aus und hing ſie an den Wänden auf, zwiſchen denen er mit ſeinen Freunden ſchwärmte. Halberſtadt war der Brennpunkt, wo durch perſönliches Wirken, durch Geſpräche und Briefe die Grundſtimmungen der Zeit in allen Schwingungen ausgebildet und ausgeprobt wurden. Ein wirkliches Schaffen kam in dieſer ewig gleichen Wärme nicht auf.

Gleims Mitbruder, der Kanonikus Magnus Gottfried Lichtwer, 1719—1783, aus Wurzen, gab 1748 „Vier Bücher äſopiſcher Fabeln in gebundener Schreibart“ heraus, ſchwerfällig, trocken lehrhaft und dazu noch von Gottſched gelobt. Mehr noch berühmt ſind ſie durch Ramlers eigenmächtige Ausgabe geworden. Die Familie des Dichters ſtammte aus Livland, der Urgroßvater war Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts in Sachſen eingewandert.

Gleim hat Klopſtocks ungeheure Wirkung erſt ermöglicht und vorbereitet, indem er, in Glaubensſachen Rationaliſt, die Stimmungselemente des Pietismus weiteſten Kreiſen vermittelte, indem er ihnen den urſprünglichen religiöſen Duft nahm, und ſie darum auch dort durchſetzte, wo man weder Pietiſt noch orthodox war. Er hat ſie entkirchlicht, hat nach Stoff und Stimmung das Milieu von Klopſtocks Freundesoden geſchaffen, indem er die Jugend zu überſchwenglicher Freundſchaft erzog. Über Halle und Halberſtadt hing es von rieſelnden Wolken, auf die Klopſtocks Sonne dann den bunten Bogen warf. Den Aufgang des neuen Geſtirnes muß man von Leipzig aus beobachten.

Hier ſtrömte von 1734 bis 1743 die Fülle der Jugend zuſammen, verſchiedenen Alters zwar aber alle Niederſachſen und Meißner. Wie die erſten ſich feſter an den noch unbeſiegten Gottſched ſchließen, wie die ſpäter Kommenden an ſeiner Tür halt machen, zurückdrängen, die frühern mitreißen, ſich ſelber organiſieren, und wie aus ihrer Mitte, Sachſen und Meißner, Klopſtock emporwächſt, das iſt das eine Problem dieſes Jahrzehnts. Und wie Klopſtock gegenüber und den Niederſachſen, die ihn umgeben, aus den Söhnen des Erz-

gebirges und ſeines Vorlandes, ohne Beziehungen zu den Ältern, der junge Leſſing emporſtrebt, das iſt das andere Problem. Niederſachſen und Meißner nach ihren literariſchen Überlieferungen und Trieben zu ſcheiden das dritte.

Von den unentwegt Getreuen Gottſcheds führte Abraham Gotthelf Käſtner noch in Göttingen die Sache des Gefallenen, Johann Joachim Schwabe wartete ſtets dienſtbereit im Vorzimmer. Käſtner, 1719—1800, iſt der einzige Leipziger von Geburt in dieſem Kreiſe. Seit 1731 Student der Rechte, nahm er mit Reden und Lehrgedichten, die nach dem Lehrbuch der Logik gemacht waren, an den kritiſchen Kämpfen teil. Wenn er behauptete, die Dichtung müſſe Verſtand und Ohr ergötzen, ſo hatte er alles geſagt, was im Namen des Meiſters zu ſagen war. 1756 ging er als Profeſſor der Mathematik und Phyſik nach Göttingen. Von ſeinen Epigrammen liefen viele mündlich um, Witzeleien über das, was Tag und Umgebung brachten. Der Magdeburger Johann Joachim Schwabe, 1714—1784, Gottſcheds Bereiter und Vorſchneider des guten Geſchmacks, durfte zunächſt 1736 die Gedichte des Gewaltigen herausgeben. Mit ſeiner Zeitſchrift „Der Freymäurer“ 1738 baute er das Hauptbeet Gottſcheds an, deſſen Beziehungen zu den Alethophilen der Zeit ſtark genug waren. Nach dem Zuſammenbruch zog ſich Schwabe, doch nicht mit dem Herzen, zurück und ſtarb als bezahlter Literat von Breitkopfs Verlage.

Da kamen 1734 die erſten zwei Meißner nach Leipzig, ihnen folgte in langem Zuge die Jugend, und es galt ſie ſofort einzukleiden, in Reih und Glied zu ſtellen, um ihrer Herr zu bleiben. Chriſtian Fürchtegott Gellert war 1715 zu Hainichen im Erzgebirge geboren, der Vater war Prediger. Auf der Fürſtenſchule zu Meißen gewann er zwei Freunde, den jüngern Gottlieb Wilhelm Rabener, geboren 1717 zu Wachau auf dem Gute ſeines Vaters, und Karl Chriſtian Gärtner, 1712 zu Freiberg im Erzgebirge geboren. Gellert ſtudierte Theologie und bekam 1739 einen Hofmeiſterpoſten; Rabener wurde Juriſt und 1741 Steuereinnehmer des Leipziger Kreiſes. 1737 ließ ſich Konrad Arnold Schmid, 1716—1789, aus Lüneburg, nach Studienjahren zu Kiel und Göttingen in Leipzig promovieren. 1739 kam Johann Elias Schlegel.

Das war die Familie, in deren Schoße ſich das Weiterbilden von Liebhaberei und Kunſtfertigkeit zum Genie beobachten läßt, ähnlich wie in der Familie Leſſing. Und wie dieſe, wie Gellert und Gärtner, wie Cramer, Clodius und Weiße ſcheint die Sippe der Schlegel im Erzgebirge zu wurzeln. Wenigſtens wurde Martin Schlegel 1596 ins Freiberger Gymnaſium aufgenommen. Daß der Oberprediger Chriſtoph 1651 den ungariſchen Adel erhielt, iſt nebenſächlich und bringt das Geſchlecht doch in keinerlei innere Be-

ziehungen zu Ungarn. Martin Schlegel war 1619—1623 dritter Hofprediger in Dresden. 1623 wurde er Superintendent in Weißensee. Seine Gattin hinterließ 1676 sieben Söhne, vier Töchter, einundsechzig Enkel, sechsundachtzig Urenkel und dreizehn Ururenkel. Größte Fruchtbarkeit neben großer Begabung. Johann Friedrich, Vater und Großvater von fünf Dichtern und Schriftstellern, war Appellationsrat und Siftssyndikus in Meißen. Von ihm ist eine Gedichtsammlung handschriftlich erhalten, die im Keime schon alles enthält, was seine Söhne später entwickelten.

Diesem Vater wurde 1718 zu Meißen Johann Elias geboren. Bis zu seinem fünfzehnten Jahre im Vaterhaus erzogen, kam der Knabe 1733 auf die berühmteste der drei sächsischen Fürstenschulen, die 1543 gegründet worden waren, nach Schulpforta. Zwei Jahre später folgte ihm der jüngere Bruder Johann Adolf, der Vater der Romantiker. Der achtzehnjährige Jüngling wagte schon hier eine Tat, die an historischem Werte alles überstrahlt, was damals in Leipzig gedichtet wurde. Mit seiner Tragödie „Hekuba", die er aus den „Trojanerinnen" des Euripides und Seneca und aus der „Hekuba" des Euripides zusammenarbeitete, ging als erster wieder ein Dichter unmittelbar auf die Antike zurück. In der Bearbeitung von 1742 wurde das Stück als „Trojanerinnen" oft gespielt. In den „Geschwistern in Taurien" 1737 baute er bereits vor Goethe auf dem Gegensatz von Barbarei und Kultur auf. Zwei Jahre später spielte Karoline Neuber das Stück in Leipzig. Schon hier auf der Schule schuf der Jüngling wie ein Kraftgenie, das Innere in lodernder Glut und Ohr und Auge der Außenwelt verschlossen. Seine Mitschüler, denen er als Genie galt, beobachteten an ihm „feuerreichen Witz" und „gezwungenen Gang".

An die Universität Leipzig kam er 1739, bei so unmittelbarer, tiefer Kenntnis der Antike für Gottsched verloren, noch ehe sie sich gesehen hatten, mochte er auch in seinem Hause aus- und eingehn. Er übersetzte zunächst für Gottsched, doch mit feinem persönlichem Takte hielt er sich wirklich ungebunden nach allen Seiten. Seine Tragödie von 1741 „Hermann" übertrug die französische Technik auf einen nationalen Stoff, wirkte auf Klopstock und noch tiefer auf Goethe, der sie 1766 bei Eröffnung des neuen Theaters in Kochs Darstellung sah. Zwischen die Massen lyrischer Gedichte hinein schrieb er den Aufsatz voll großer dunkler Ahnungen, den ersten in Deutschland über Shakespeare: „Vergleichung Shakespeares und Andreas Gryphs". Ein Beweis für sein Feingefühl ist die „Abhandlung von der Nachahmung", die ein so gefährliches Gebiet beschritt und ihn doch von seiner Mittellinie nach keiner Seite abtrieb.

Mit viel Geschick wußte Schwabe die jungen Leute, Elias Schlegel, Kästner, Rabener, Gellert zusammenzufassen. Nach einem französischen Muster

gab er 1741—1745 „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes“ heraus. Zwar beſtritt das Blatt anfangs den Kampf gegen die Schweizer, hier kam von Gottſched „Der deutſche Dichterkrieg“ zum Abdruck, doch die Jugend folgte nicht. Elias Schlegel hielt ſich ſtreng zurück, Gellert und Rabener lieferten Harmloſigkeiten. Trotzdem war der Inhalt bunt und reichhaltig. Die Zeitſchrift führte die Erſtlingswerke des jungen Sachſens und Meißens ein.

Wie ſie kamen, wurden ſie eingefangen, ein Erſatz war notwendig, denn Elias Schlegel verließ 1742 die Stadt und ging nach dem Norden. Das Jahr zuvor war ſein Bruder Johann Adolf gekommen, 1721 zu Meißen geboren und durch den Bruder bei Gellert und Rabener eingeführt. Johann Andreas Cramer, 1723—1788, aus Jöhſtadt im Erzgebirge, wurde 1742 in Leipzig Theolog. Im gleichen Jahr kam Chriſtlob Mylius, 1722—1754, Leſſings Vetter, aus Reichenbach. Er ſtudierte Medizin. Im folgenden Jahr kamen der Niederſachſe Johann Arnold Ebert, 1723 zu Hamburg, und Juſt Friedrich Wilhelm Zachariä, 1726 zu Frankenhauſen geboren. Ebert ſteuerte nur kleine Gedichte bei, doch von Zachariä konnte Schwabe Jänner bis Juni 1744 einen Schlager bringen, das komiſche Epos „Der Renommiſt“. Der Achtzehnjährige ſtand noch mitten im Studentenleben, deſſen kleine Wichtigkeiten, Leiden und dünnvergoldete Ideale er hier in ungelenken Alexandrinern erzählte. Der Gegenſatz zwiſchen dem rohen, raufluſtigen Burſchen Jenas und dem eleganten Stutzer, der Leſſing ſich zu werden bemühte, waren das Grundthema, Pyras „Bibliotartarus“ der Vorgänger, Boileaus „Chorpult“ und Popes „Lockenraub“ die Muſter.

Als Theologe kam 1745 Nikolaus Dietrich Giſeke, Sohn eines Hamburgers, der als Prediger der deutſchen evangeliſchen Gemeinde zu Güns in Ungarn gewählt wurde. Träger des Namens ſind ſeit dem vierzehnten Jahrhundert am Mittellauf der Elbe bekannt, 1385 ein Gerhard Giſecke in Magdeburg, 1443 wurden zwei des Namens Bürger zu Halle. Eine Kirche gab es in Güns nicht, man mußte in das benachbarte Tſchabing wandern. Hier wurde Giſeke 1724 geboren. Der madjariſche Name Köszeghi, der ihm zuweilen beigelegt wird, läßt ſich leicht erklären. Weil der Prediger Giſeke immer von Güns herüberkam, nannten ihn die Madjaren Köszeghi, den Günſer, was vielleicht nur eine volksetymologiſche Deutung des ähnlich lautenden, ihnen unverſtändlichen Giſeke war. Im übrigen ſind Vater und Sohn gute Niederſachſen. Giſeke wurde ſpäter Erzieher des wertherberühmten jungen Jeruſalem und ſtarb 1765 als Superintendent in Sondershauſen.

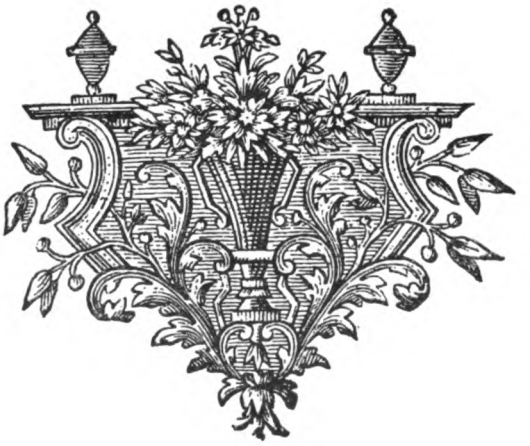
Während Feinde ringsum Gottſcheds letzte Baſtionen niederlegten, drängte auch die Jugend ins Freie. Gärtner war von je ein begeiſterter Lobredner Hallers geweſen. Über Gottſched und ſeine Frau machte er ſich heim-

lich luſtig. Ebert wieder kam wie Giſeke aus Hagedorns Schule und auch er ſparte an Spott nicht. Der Kreis junger Engländer, den er um ſich geſammelt hatte, war ein Symbol für das, was alle Niederſachſen wollten. Zu all dem brach Schwabe ein Doppelverſprechen. Die Jugend hatte verlangt, daß jede Polemik aus den Spalten des Blattes verſchwinde, und es war ihr zugeſagt worden. Schwabe hatte ferner verſprochen die „Beiträge“ mit Sommer 1744 zu ſchließen. Auch das hielt er nicht. Da traten denn die Unzufriedenen, während Gottſched eben in Preußen war, Gärtner an der Spitze, Cramer, Adolf Schlegel, Zachariä, mit dem Buchhändler Sauermann in Bremen in Verbindung und am „1. Weinmonats 1744“ mit der Jahreszahl 1745 erſchien das erſte Stück ihrer eigenen Zeitſchrift „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes“. Ein neues Programm: Keine Kämpfe, Parteiloſigkeit nach allen Seiten, weiſer Wechſel zwiſchen Scherz und Ernſt, Originale und gute Überſetzungen, vor allem Rückſicht auf die Frau. Grundſatz war es, keinen Beitrag zu unterzeichnen. Hagedorn im Hintergrunde, der willig dringend erbetenen Rat lieh, bewies das Überwiegen des Sachſen in dieſem Bunde. Rabener, Ebert, Schmidt, Giſeke und endlich der zaghafte Gellert gingen mit. Gärtner als der Älteſte und mit ſeiner Ruhe und Beſonnenheit war dazu berufen die eingelaufenen Beiträge zu prüfen und zu ſichten. Adolf Schlegel wußte er für die Leitung des Ganzen zu gewinnen. Doch die Redaktion war im Grunde gemeinſam, gedruckt wurde nur, was einſtimmig gefiel.

Cramer und Giſeke ſteuerten Lyrik bei, Gellert „Die Betſchweſter“, Rabener Geſpräche und ſeinen Verſuch eines ſatiriſchen Wörterbuchs, Arnold Schmid Eklogen nach Virgil, Johann Chriſtoph Schmidt, Klopſtocks Vetter und in Weimar Goethes Amtsgenoſſe, traveſtierte alles und war der ausgeſprochene Anhänger Gleims. Gärtner eröffnete die Zeitſchrift mit ſeinem Schäferſpiel „Die geprüfte Treue“ und Zachariä gab das epiſche Gedicht „Die Verwandlungen“ nach Ovid. Adolf Schlegel mit ſeiner wunderleichten Hand und ſeiner unerſchöpflichen Fruchtbarkeit ſicherte ſtofflich den Beſtand.

Ein langes Leben ſchien dem Unternehmen freilich nicht beſtimmt. 1745 hatte Adolf Schlegel Leipzig verlaſſen zu einem Hauslehrerpoſten in Strehla. Er ſtarb als Superintendent in Hannover. Jede Kraft war koſtbar. Da kam das Große, von dem die Schweizer ſeit zwanzig Jahren träumten, das ſie, Rufer in der Wüſte, mit der Gewißheit des Vorläufers Johannes verkündet hatten. Der Sohn eines ritterlich gewandten Vaters war Friedrich Gottlieb Klopſtock 1724 zu Quedlinburg geboren. Nach einer Jugend unter freiem Himmel, in Buſch und Waſſer, kam der geſunde lebenſprühende Knabe 1739 nach Schulpforta. Eben ging Elias Schlegel fort und

Neue Beyträge
zum
Vergnügen
des
Verſtandes und Witzes.



Vierter Band, viertes und fünftes Stück.

Bremen und Leipzig,
Verlegts Nathanael Saurmann.
1748.

kam sein Bruder Adolf. Bodmers Milton in Prosa und Breitingers Dichtkunst waren Offenbarungen, Virgil und Homer heilige Bücher für ihn. Ohne beklemmendes Ringen wie auf göttliche Eingebung steht der Plan einer großen Dichtung in der Seele des reifenden Jünglings, zuerst als Stoff der Held der Heimat, Heinrich der Finkler, dann der Messias. 1745 kommt er, zur Gottesgelehrtheit bestimmt, nach Jena. Das wilde Studentenleben und die Sehnsucht nach seinem Freund und Vetter Johann Christoph Schmidt treiben ihn nach Leipzig. Die drei ersten Gesänge des „Messias" waren zum großen Teil in Prosa fertig, da versucht er in Leipzig den Hexameter, er gelingt ihm und bald ist die werdende Dichtung umgeschrieben. Cramer entdeckt sie durch Zufall, bringt das Wunder der Jugend zu den Freunden um Gärtner. Cramer, Ebert, Giseke fesseln seine Zuneigung. Abschriften der drei Gesänge gehn an Hagedorn und Bodmer. Von Hamburg kommt freundliche Aufmunterung, von Zürich überschwenglich gerührte Botschaft. Die große Dichtung ist da, Sachsen und Alamannen haben sich gefunden, Bodmers Messias weilt auf Erden, und so erschienen zu Anfang 1748 im vierten und fünften Stück der „Neuen Beiträge" die ersten drei Gesänge. Ihre Wirkung sprüht unter die deutschen Stämme, während dem Dichter aus Liebessorgen und zärtlichen Freundschaften in antike Gefäße die neue Lyrik quillt. Im selben Jahr geht Klopstock, der Geliebten nahe zu sein, als Hauptlehrer nach Langensalza, eilt, von Sulzer und Schultheß geführt, 1750 auf Bodmers Einladung nach Zürich, verläßt den enttäuschten alternden Mann 1751 und geht nach neuen Freunden und neuen Zielen nordwärts.

Gottsched und die Seinen schrien vergebens in den Sturm. Was sie an Pyra mit all der Niedertracht aufgestörter Spießer verhöhnt hatten, wuchs jetzt erdrückend über sie empor. Die eigentlichen Erben ihrer Zuhörer und Leser in Meißen wurden Gellert und Rabener. Wie sich beide im Leben am nächsten standen, wie sie fast Altersgenossen waren und sich in vielem glichen, so starben sie auch im gleichen Alter, Gellert 1769, Rabener 1771. Gellert wurde 1751 Professor in Leipzig, Rabener kam zwei Jahre später als Obersteuersekretär nach Dresden, wo im Juli 1760 unter dem Feuer der preußischen Geschütze sein Hab und Gut verbrannte. Immer vor dem Leben fröstelnd, immer krank und immer freundlich, mild und klar wie ein heller Märzmorgen, war Gellert der Seelenfreund aller, die sich gierig nach Rührung und Ergriffenheit um seine Hände drängten. Die feinste, zarteste Frucht des meißnischen Charakters und der meißnischen Erziehung, ein Weltmann aller Welt verbunden, mit dem Worte niemals fertig, Fremde und Freunde, was er dichtete und dachte mit dem lauwarmen Sprudel seiner wehmütigen weichen Seele überrieselnd. Seine Fabelsammlungen 1746 und 1748 ganz in der Art

Lafontaines fesselten seine Gemeinde mit ihrem umständlichen Witz und ihrer peinlich gesäuberten Alltäglichkeit. Mit seinen Lustspielen ging er von den „Neuen Beiträgen" aus. Frau Gottsched, französische Originale und Holberg mußten ihm Zins und Zehnten bringen. Da diese Stücke alle am Pult geschrieben waren, unbekümmert um die Bedürfnisse der Bühne, so brauchte der meißnische Bürger sein täglich bißchen Elend gar nicht abzuschütteln, von der Stubentür bis zum Parterre blieb er in Zimmerluft. Keine Spannung, kein Leben, keine Persönlichkeit, alles Typen und ungefährliches Plätschern. „Die Betschwester" wurde am berühmtesten. 1748 wurden die Lustspiele gesammelt, 1757 seine Schriften. Nach Richardson gearbeitet war der christlich-moralische Roman „Das Leben der schwedischen Gräfin von G." 1747. Mit seinem umfangreichen Briefwechsel setzte er, in der ganzen Art zwischen Spener und Gleim, die Auflockerung der Gemüter fort, wie das Weltkind Gleim so er der Gewissensberater eine Frucht pietistischen Empfindungslebens.

Rabener stand behaglich auf beiden Fersen, in seinem Beruf von Bauern und eifernden Steuerzahlern umdrängt, an denen er sich mit seinen Satiren für dienstlichen Ärger rächte. Gellert rührt und Rabener verspöttelt den Meißner Mittelstand, immer verbindlich und ohne sonderliche Kränkung. Seine Quellen sind Holberg und Holbergs Quellen, die Antike, Cervantes, die moralischen Wochenschriften. Die philosophischen Toren seiner Zeit, gelehrte Vielzitierer, schlechte Lateiner und Büchernarren, Stellenjäger und der Mann mit dem Schollengeruch sind seine Opfer. In der Form der Satire, in der nie zu verblüffenden Gewandtheit, immer neue Falten zu werfen, aus denen die Narren und Teufelchen grinsen, ist Rabener kaum zu übertreffen. Testament und Chronik, Wörterbuch und Brief, Traum und Märchen, immer von neuem macht er sein Thema interessant und weiß durch bunten Wechsel für das Zahme und Wesenlose seines Spottes zu entschädigen.

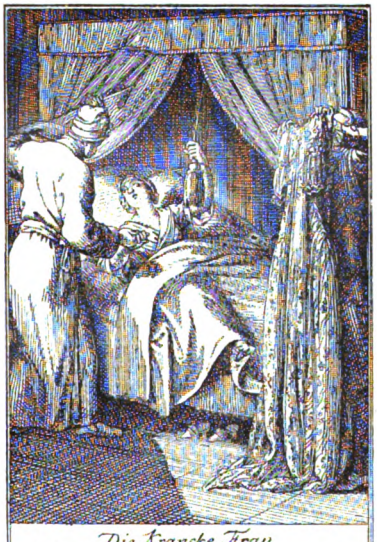
Gellerts rührende Lustspiele und Rabeners verbindliche Satiren, Gellerts gedämpfte Stimmungen und Rabeners bequemer Spott, der eine aus der Nachbarschaft Ostfalens, der andere aus dem Erzgebirge, sind der tiefer gelegene übergangreiche und verkehrsbequeme Bergsattel, der die aufragenden Spitzen Klopstock und Lessing verbindet.

Als Gotthold Ephraim Lessing, 1729 zu Kamenz geboren, von der Fürstenschule Meißen 1746 nach Leipzig kam, Theologie zu studieren, gab es nichts, was ihn innerlich hätte mit der Jugend um Gärtner und Klopstock verbinden können, aber sehr viel, was ihn hinweggerissen hätte. Selbständig, kühl, nüchtern, frühreif wurde er sofort der Freund seines Vetters Christlob Mylius, der durch Gesinnung und Lebensführung nicht im besten Rufe stand, mit seiner flüchtigen aber scharfen und gut geführten Feder für Gottsched, für

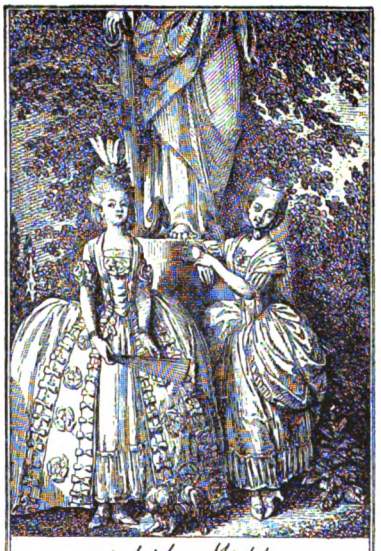
Gellerts Fabeln.
Der Tanzbär
.....fort mit dir!
Du Narr, wilst klüger sein als wir?

D. Chodowiecki del. et sculp.

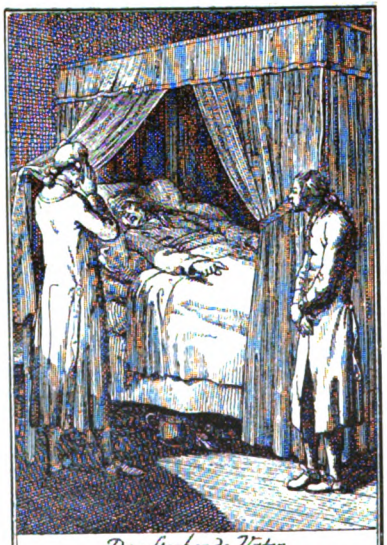
Der Greis
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.



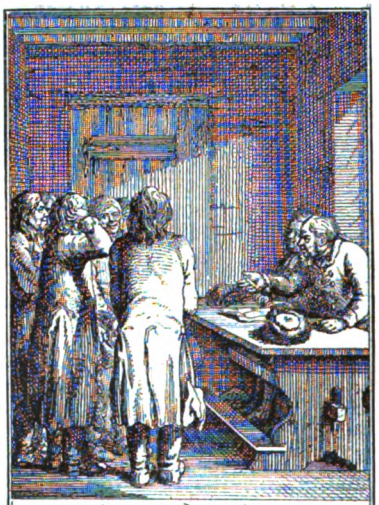
Die Krancke Frau
Ich will mich aus dem Bette wagen,
So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue kleid wird stehn.



Die beiden Mädchen.
Zwey junge Mädchen hoffen beide,
Worauf? Gewisz auf einen Mann;



Der sterbende Vater.
Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß
durch seine Dummheit fort.



Die Bauern und der Amtmann.
Hört zu!
Ihr Ochsen, die ihr alle seyd!
Euch Flegeln geb ich den Bescheid
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn itzt sind wir noch da.

Schwabe, für die Bremer Beiträger gearbeitet hatte, 1745 die Zeitſchrift „Der Freigeiſt“ und in den folgenden zwei Jahren den „Naturforſcher“ herausgab. Die um Gärtner hatten ſich ſeine Mitarbeit raſch verbeten, aus Rache hielt er Leſſing dieſem Kreiſe fern. Chriſtian Felix Weiße, 1726—1804, zu Annaberg geboren, war der andere Freund in Leſſings Umgang. Weißes Ahnen waren Gelehrte und Paſtoren, die Familie entwickelte ſich immer mehr zu fruchtbaren Schriftſtellern, der Vater Philolog wie es der Vater Leſſings war. Vom Gymnaſium Altenburg hatte er 1745 die Univerſität Leipzig bezogen. Johann Heinrich Schlegel machte ihn mit Leſſing bekannt. Trug Leſſing auch ſein forſches Weltleben, ſein Tanzen, Fechten, ſein Umgang mit Mylius und Schauſpielern von Weiße manche Warnung ein, bald waren ſie unzertrennliche Literaten.

1744 hatte Karoline Neuber in Leipzig eine neue Truppe. Die Jünglinge hielten begeiſtert zu ihr, verdienten ſich durch eifriges Überſetzen franzöſiſcher Stücke Freikarten, wagten ſich an Originale, und ſo ſah Weiße ſeine „Matrone von Epheſus“, Leſſing ſeinen „Jungen Gelehrten“ 1748 aufgeführt. Klopſtocks Ruhm, der in dieſem Jahr ſo blendend aus dem Dunkel brach, ließ den ehrgeizigen Studenten nicht ſchlafen. Er begann im folgenden Jahr das Lehrgedicht „Die Religion“, auf ſechs Bücher berechnet. Der Umgang mit Mylius zog ihm eine liſtige Rückberufung nach Kamenz zu. Er kehrte nach Leipzig zurück, wurde Mediziner, wollte Mylius nach Berlin folgen, wurde in Wittenberg krank, flüchtete nach Berlin, kehrte 1751 nach Wittenberg zurück, wo er im folgenden Jahr Magiſter wurde. Bis Mitte Oktober 1755 war er wieder in Berlin als Journaliſt um Tageserwerb, trieb Tageskritik, überſetzte Voltaires kleine Schriften, wurde ſein Tiſchgenoſſe und hatte den üblen Handel mit ihm, der ihm die ganze Zukunft verdarb. Im Berliner Montagsklub kam er Nicolai, Mendelsſohn, Ramler immer näher. Jetzt erſchien in ſechs zierlichen Bändchen die erſte Sammlung ſeiner Schriften, Lieder, Oden, Fabeln, Sinngedichte, Fragmente, die Rettungen und Jugenddramen. In der Potsdamer Einſamkeit vollendete er ſein erſtes größeres Werk, das Proſaſtück „Miß Sara Sampſon“. Ein bürgerliches Trauerſpiel, die Tragödie bürgerlichen Jammers, ein verführtes Mädchen, ein vornehmer Taugenichts, eine abgedankte Maitreſſe, der verfolgende Vater. Die Spätherbſtfrucht aus der Maienblüte der moraliſchen Wochenſchriften. Der britiſche Urſprung ſtand der Tragödie auf der Stirn. Und trotz einem Gellert wußte Leſſing ſeinen Zuſchauern die letzte Träne auszupreſſen. Ackermann ſpielte am 10. Oktober 1755 das Stück zu Frankfurt an der Oder vor einem Parterre, das in Tränen ſchwamm.

Unterdeſſen war Leipzig ein anderes geworden. Weiße hatte ſich enger

an die Beiträger angeſchloſſen, hatte bei Rabener faſt täglichen Umgang gefunden und war durch ihn mit Gellert bekannt geworden. An Cronegk, der zu Leipzig auf Beſuch war, hatte er einen neuen Freund gefunden. Die Leipziger Bühne war in neuen Händen. Schönemann begann die altſächſiſche Bühnenkunſt durchzuſetzen. Im Herbſt 1749 hatte er ſich in Quandts Hofe an der Nicolaiſtraße ein Theater gebaut, Ekhof und Koch gaben ſeiner Truppe hohen Glanz. Oſtfalen und Niederſachſen begannen im Bühnenleben der Stadt ebenſo zu überwiegen wie im Kreiſe Gärtners. Seit Juli 1750 begann Koch, nun im Beſitze des ſächſiſchen Privilegs, eigene Vorſtellungen, und Weiße, früher ſchon mit ihm bekannt, ſchrieb eifrig für ſeine Bedürfniſſe. 1755 gaben ſie Gottſched mit ihrer Operette „Der Teufel iſt los“ den Gnadenſtoß. Mit Koch wurde Weiße der neue Begründer der deutſchen Operette.

Mitte Oktober 1755 war Leſſing wieder in Leipzig, um mit dem Patrizierſohn Winkler auf Reiſen zu gehn. Über Halberſtadt, Wolfenbüttel, Hamburg kamen ſie bis Amſterdam. Da brach der Krieg aus, Winkler eilte nach Leipzig zurück, Leſſing mußte einen langen Prozeß um ſeine vertragsmäßigen Rechte führen. Er begrub ſich, für niemand zugänglich, in hundert Entwürfe, entzog ſich Weiße, wurde mit Kleiſt, der ſeit 1757 als Major in Leipzig ſtand, innig befreundet, machte ſeinen Fauſtplan und fand in Joachim Wilhelm von Brawe einen jungen Schüler. Es war ein oldenburgiſches Geſchlecht, aus dem Brawe 1738 zu Weißenfels geboren war. Von Schulpforta kam er 1755 nach Leipzig, wurde mit Leſſing, Weiße und Kleiſt bekannt und in die Abendgeſellſchaft zugelaſſen, die der Major im Winter 1757 auf 1758 gab. Hier durfte auch Chriſtian Auguſt Clodius, 1738—1784, aus Annaberg im Erzgebirge verkehren. Er war ſeit 1756 an der Univerſität; ein vorzüglicher Kenner der Antike, wußte er klaſſiſche Gedanken geſchickt zu verarbeiten. Durch den Vater, Rektor der einſt ſo berühmten Zwickauer Schule, lebten auch in Clodius die klaſſiſchen Traditionen aus den größten Tagen des Erzgebirges fort. Im bürgerlichen Trauerſpiel, in der Nachahmung der Engländer und im Versmaß war Brawe Leſſings Schüler, als er 1756 für Nicolais Wettbewerb ſein Intrigendrama „Der Freigeiſt“ dichtete. Das Stück wurde raſch berühmt und oft geſpielt. Für den gleichen Wettbewerb entwarf Leſſing ſeine „Emilia Galotti“, Kleiſt begann ſeinen „Seneca“, Weiße ſeinen „Eduard III.“ Cronegk trug den Preis davon mit „Codrus“. In der Neujahrsnacht auf 1758 ſtarb Cronegk, wenige Wochen darauf Brawe in Dresden.

Während Kleiſt zu Felde zog und alles was preußiſch war und preußiſch empfand in fieberhafte Erregung kam, dichtete Leſſing ſein Dramenepigramm „Philotas“, 1759 gedruckt. Das Stück hatte das Unglück, von Gleim in Verſe gebracht zu werden. Leſſing bedankte ſich mit bitterſüßer

Miene. Weiße hatte sich mit zahllosen Ausflüchten gegen die Übernahme der Redaktion von Nicolais „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" gewehrt. 1759 gab er sich gefangen. Lessing lieferte nur Lückenbüßer, Weiße trug zunächst die ganze Last des Unternehmens.

Seit Mai 1758 war Lessing wieder in Berlin. 1759 wurden seine Fabeln gedruckt. Logaus Sinngedichte kamen heraus. Rasch reifte in ihm der Plan einer Wochenschrift, die neueste Literatur kritisch zu prüfen. Als Form wählte er Briefe an einen verwundeten Offizier. Mendelssohn versprach die philosophischen Aufsätze. Am 4. Jänner 1759 erschien der erste Bogen der „Briefe, die neueste Literatur betreffend". Bis September 1760 kamen fünfzig Briefe aus Lessings Feder. Er ließ eigentlich nichts gelten. Der Schwärmer Wieland wurde ebenso verspottet wie Klopstocks Dämmergestalten und zerfließende Stimmungen, natürlich unter Vorbehalt persönlicher Hochachtung. Über die innere Bedingtheit dieser Technik Klopstocks machte sich Lessing, rasch fertig mit dem Worte, keine Gedanken. Cramer, Bodmer, Leipzig, Zürich, Kopenhagen, nichts galt und allein auf freier Flur stand er nur, der Herausgeber der „Briefe, die neueste Literatur betreffend". 1760 verschwand Lessing geheimnisvoll aus Berlin.

Weiße blieb auf der Erde zurück, während sich der Jugendfreund von ehemals in steilem Fluge emporschraubte. Schon 1756 fand er einen Ersatz in Moritz August von Thümmel. Die Familie war seit dem fünfzehnten Jahrhundert bei Leipzig begütert. 1738 war Thümmel auf dem väterlichen Gute geboren, in Zwickau wurde er erzogen, 1756 kam er als Jurist nach Leipzig, verkehrte in Gellerts Kreise, trat in Koburger Hofdienste. 1817 starb er. Im späten zwölften und frühen dreizehnten Jahrhundert war die Erotik antiker Stimmung in Thüringen und Gottfried von Straßburg im Alamannischen Ausdruck von Gefühlsströmungen, die sich wesentlich vom fränkischen Geiste unterschieden. Heinse und Wieland waren die gleichen Träger im achtzehnten Jahrhundert und in diesen Stammeszusammenhang gehört Thümmel. Schon sein heroisch-komisches Prosagedicht „Wilhelmine" 1764 mit seinen Stoffen der Beschränktheit und Lüsternheit war das Vorspiel, das Wielands „Komische Erzählungen" von 1765 einleitete. Thümmels „Inoculation der Liebe" 1771 fuhr nun schon ganz in Wielands Kielwasser. Aus Briefen und Tagebüchern, romantischen Situationen, halben Entschleierungen und gelehrten Abschweifen ist die „Reise in die mittägigen Provinzen Frankreichs" zusammengearbeitet, die in zehn Bänden 1791—1805 erschien und an Thümmels Fahrt nach Frankreich von 1777 anschloß. Ein eleganter müheloser Stil mit auferbaulichen Kadenzen gibt den pikanten Stellen einen moralischen Ernst, der nicht dafür genommen werden will. So ist Thümmel

nicht eigentlich ein Ausdruck des Meißner Stammes, sondern des Thüringer Elements im Meißnischen.

Mit seinem unstillbaren Drange zu hofmeistern hat Weiße Thümmel eigentlich zum Schriftsteller erzogen. Nach seiner Pariser Reise wurde er 1762 Steuereinnehmer und trat, mit Besuchen überlaufen, einen großen Teil von Gellerts geistigem Erbe an. In seinen fruchtbarsten Jahren 1764—1772 entstand die Masse seiner Lyrik, Horaznachbildungen wie bei Hagedorn, Wein und Küsse wie bei Gleim. Auf der Höhe von Lessings Jugenddramen bewegen sich die sechzehn Lustspiele, von denen zwölf erhalten sind, griechische Personennamen, dieselben Bedienten, die unvermeidliche Lisette, dasselbe Typenstück, das nicht handelt sondern schildert wie beim jungen Lessing. Seine zehn großen Trauerspiele suchen die Tragik der Engländer mit der Technik der Franzosen zu verbinden. Die ersten waren Alexandrinerstücke, die spätern sind in Jamben. Koch spielte 1761 sein vielgerühmtes und vielbegehrtes Drama „Richard III.", 1759 entstanden. Mit seinen Operetten, die Johann Adam Hiller komponierte und Koch spielte, machte er Leipzig zum Ausgang und Vorort einer neu erweckten Gattung. Als Jugendschriftsteller endete er, der so lange den Spielplan beherrscht hatte, nicht in Leipzig bloß.

Mit vorbereitendem Tasten muß man das Hügelland absuchen, aus dem die beiden höchsten Gipfel aufragen. Es ist nicht die leere Freude am Gegenüberstellen, wie sie etwa an Klopstock und Wieland so gern geübt wird, sondern Pflicht, Zwang der Wirklichkeit und Wahrheit, Klopstock und Lessing in räumlicher und zeitlicher Nähe aufeinander zu beziehen, in dem Augenblick, da sie in der Mitte zwischen ihren heimatlichen Landschaften ohne Verbindung nebeneinander standen, nicht um sie zu messen noch um sie zu richten, sondern um sie aus den Umwälzungen zu verstehen, die sie fast wie die Berge ihrer Heimat emportrieben. Erzgebirge und Harz, dieser der Kern Ostfalens jenes der Hintergrund Meißens, waren im sechzehnten Jahrhundert innerlich eng verbunden. In Klopstock wie in Lessing verebbte ein langer Wellenzug historischer Entwicklungen ihrer Heimat.

Klopstocks Familie war seit etwa 1650 in Quedlinburg ansässig. Des Vaters Urgroßvater, ein echter Sachse, stammte aus dem Lauenburgischen. Wenn der Dichter nach Kopenhagen ging, so gehörte er als Lauenburger Sprosse dorthin. Seine Mutter war eine Thüringerin. Ein sächsischer Vater und eine Thüringer Mutter, das war ja die Blutmischung Ostfalens. Ethnographisch ist Klopstock ein Abbild Ostfalens. Seltsame Familiennamen, Scharfscheer, Gutjahr, Rübestreit, Maßklappe waren für Quedlinburg charakteristisch und man möchte wissen, wie Klopstocks Familie zu ihrem lustigen Namen kam. Quedlinburg und Halle waren Fruchtgärten des Pietismus.

In Halle flossen Osten und Westen zusammen, in Ostfalen lagen seit Jahrhunderten Schichten von mystischen und pietistischen Elementen übereinander. Das freie Stift Quedlinburg war im zehnten und elften Jahrhundert von Frauen, den Schwestern und Nichten sächsischer Kaiser, beherrscht worden. Das ganze Stift seit Jahrhunderten ein Fürstentum der Frauen. Helfta, nordwestlich von Halle, war der eigentliche Ausgangspunkt der Frauenkultur des vierzehnten Jahrhunderts gewesen. Harz und Brocken hatten die Seele des Ostfalen in ihre belebten Schleier gehüllt. Im sechzehnten Jahrhundert glühten sie vom Widerschein auflohender mystischer Brände. Hier hatte sich eine ganze Teufelsmythologie ausgebildet. Dann scheuchte Spener Fantasie und Willen auf. Quedlinburg war um 1690 von Sehern und Gesichten erfüllt. Jakob Böhmes Brennen der Gottheit in Zorn und Liebe lohte in Männern und Frauen auf. 1691 kam Magdalena Schultz in Verzückung und betörte der Goldschmied Heinrich Kratzenstein aus der Grafschaft Rheinstein, 1649—1696, die Stadt mit aufreizenden Prophezeiungen. Zwar erklärte Spener 1693, Kratzensteins Offenbarungen seien nicht göttlich, und drei Jahre später starb der Verfolgte im Gefängnis; aber wo kam es auf den Inhalt an, wenn das Räderwerk in nie gehörter Weise zu klingen begann. Das war Klopstocks Heimat.

Dem Sachsen wohnte ein gigantischer Trieb nach epischem Gestalten inne. Seine Fantasie trieb von je abenteuerliche Wolkengebilde über den Himmel, und die sprühende Glut seiner Seele warf flackernde Gedanken darauf. Und mit der silbernen Schale des Liedes diese Überfülle schöpfen und auf das schwache Gerüst des Marktes diese Hünen stellen? Ihre Lieder sind wie eherne Ringe im Feuer. Die Flamme leckt nicht gebändigt durch das geformte Rund, sie hüllt es ein und die Form zerschmilzt. Ihre Dramen sind ein dumpfes Gewirr von ungezähmten Gestalten, die der Sachse wohl genial nachschaffend spielen konnte, doch dichtend zu ordnen wußte er sie nicht. Nur die vorgeschichtliche Form des Epos hielt in granitnen Fesseln die Kraft dieses Volkes.

Die Tat des alten Heliandsdichters war, wie wenn Atlas ungeduldig seine ungeheure Last auf die andere Schulter wälzt. Der Sachse gab der ganzen Stoffwelt, die der siegreiche Franke über die Weser trug, sein Gepräge, reckte Apostel und Juden nach seinen Maßen aus, goß ihnen seine Seele in die Brust, gab ihnen Heimatrecht, Anteil an seinen Forsten und Feuerstätten. So schuf Klopstock denselben Stoff um. Klopstocks „Messias“ ist die Schöpfung eines Genies, das, mit göttlicher Sehergabe ausgestattet, Unfaßbares, nie Gesehenes, nie Gehörtes dämmerhaft ahnbar macht. Jede Zeit erfordert ihre Technik. Der Heliandsdichter hielt sich an die sinnlichste Gegenwart, er

zeichnete nur mit fester Hand, was zu sehen und zu hören war. Da Klopstocks Welt das Außermenschliche, Übersinnliche, Erdentrückte war, konnte er nicht für das Tasten und Greifen gestalten, an solcher Aufgabe hätte er zerschellen müssen, er setzte einen sechsten Sinn voraus, das Sehen und Hören durch Gefühl und Ahnung, und schuf sich eine neue Technik, den dämmernden Umriß, das Anschlagen dessen, was im Leser fortklingen mußte, wenn es wirklich werden sollte.

Und wie der Heliandsänger für die Sachsen seiner Zeit dichtete, die herzogtreuen, seesturmgewohnten, metbankfrohen, Klopstock schuf für sein Geschlecht, die Jünglinge, die durch Halle gegangen, die an Frauen krankten und deren manch einer um Liebe starb. Er schuf für die ewig und hoch Begeisterten seiner Jugend, die in der Schule des Pietismus zu Sehern geworden waren, er, das Kind einer Landschaft, deren Frauen so oft Seherinnen und deren Männer Propheten waren. Mitteilungsbedürfnis war die Seligkeit der Zeit, so denkt sich Klopstock im „Messias" die Schöpfung als ein Aufheben der göttlichen Einsamkeit. Die Stille ist ihm voll Ahnungen, ein Schoß großer Dinge, „prophetische Stille". Seine Gefühle sind nicht ein unbewegtes Erfülltsein, sie sind ein Fluten und Ebben, „wallende Freuden". Sein Weltorgan ist das Herz, „Gedanken empfinden". Die einfache Empfindung, die da ist, genügt ihm nicht, sie muß sich steden lassen: „Entflammter", nicht nur entflammt, „die enthülltere Seele", „Stiller ward die Stille". Und wieder ist nicht das Gefühl seine Lust, das schon Tausende berauschte, das heute und immer ist, er lechzt nach der ersten, ursprünglichen, unverbrauchten Regung der Seele, „Urbegeisterung" wie „Urlicht". Gott und die Engel verkehren wie die Empfindsamen seiner Zeit, und selbst der berühmte gerettete Teufel Abadona ist empfindsam.

Der „Messias" ist der Fruchtbaum Pyras. Man muß es scharf in den Vordergrund rücken, daß sich die Familie Pyra für französisch hielt und daß der Großvater des Dichters erst aus Stargard nach Kottbus einwanderte; wenn es Franzosen waren, dann sind sie Sachsen geworden. So steht Pyra am Anfang des großen Ringes Klopstock, Claudius, Stolberg und Münster. Der „Messias" ist die Erfüllung seines christlichen Kunstideals, im Stoff allen deutlich, doch auch in der Form. Pyra hatte gefordert die Kunstmittel der Antike zu verchristlichen und in den Dienst der Gottesidee zu stellen. So ist Klopstocks Epos gearbeitet. Das ganze Rüstzeug der antiken Mythologie ist umgegossen und umgeschmiedet. Wie er sich später eine germanische, so dichtete er sich jetzt eine christliche Mythologie. Das ganze Zusammenspielen von Himmel, Erde und Hölle ist Geist vom Geiste der Antike, nicht von der mittelalterlichen Misterienbühne. Bei Homer und Virgil kreisen Iris und Merkur

Der

Meßias

ein

Heldengedicht.

HALLE,
bey Carl Herrmann Hemmerde.
1749.

Der Messias.

Erster Gesang.

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf; er thats, und vollbrachte die grosse Versöhnung.

Aber, o Werk, das nur GOtt allgegenwärtig erkennet,
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im stillen hier bete;

als Götterboten zwiſchen den drei Welten, bei Klopſtock ſind es Engel. Für Zeus und das Wallen ſeiner ambroſiſchen Locken ſetzt er Gott, deſſen Stimme Himmel und Hölle durchdringt. Wie ein Nachhall des Titanenkampfes, die Oſſa und Pelion aufeinandertürmten, ſind Satan und Adramelech. Nach Äneas und Odyſſeus in der Unterwelt dichtet er ſeine Höllenwanderung. Das homeriſche Gleichnis iſt nicht äußerlich entlehnt, ſondern im ganzen Geiſte der Generation neu geſchaffen. Gabriels Wanderung in das Innere der Erde, wo Ozeane branden und eine ewige Sonne leuchtet, gemahnt an Jules Vernes abenteuerliche Einbildungskraft. Die Muſe iſt verchriſtlicht zur Sionitin, zur Siona Stolbergs. Antik iſt der erſte Entwurf des Aufbaues, an entſcheidender Wendung mit der Ölbergnacht ſetzt das Epos ein, und in Hymnen, Berichten und Anſprachen iſt alles Vorhergegangene nachgetragen. An plaſtiſchen Naturvergleichen kann die ewig wogende Stimmung verebben.

Vielleicht die größte Tat an dieſer Schöpfung war der Vers. Nicht von der Schulbank, ſondern aus Buſch und Strauch, wo er getollt, ſprang der unvergleichliche Jüngling in die Rennbahn. Um Reim und Versmaß hatten ſie mit der Spitzfindigkeit ergrauter Schulfüchſe geſtritten. Klopſtock machte es, durch die Tat, kühn und ſelbſtverſtändlich. Sein Hexameter iſt ſo deutſch, als es dieſe Versform nur jemals ſein kann. Ein Vergleich mit Voß iſt ein Unrecht an beiden, da der eine auf den Schultern des andern ſtand. Ungefähr in der Mitte zumeiſt der tiefe Einſchnitt, rechts und links je zwei Hochtonſilben, in der ganzen Behandlung der zwei ſchwachen Silben neben der tonführenden jedes Fußes ſoviel Freiheit als der antiken Strenge nur irgend abzuringen war. In dieſer Zweiteilung des Verſes mit je zwei Hochtönen nähert ſich Klopſtocks Hexameter ganz überraſchend dem Fluß des alten Stabreimverſes. So die erſten Geſänge. Die ſpätern, mit ſinkender Kraft gearbeitet, klingen ſchon mehr im unerbittlichen Tonfall der Antike. Der von klaſſiſch geſchulten Ohren gehörte und für reinſtes klaſſiſches Gefühl abgeſtimmte Hexameter Goethes iſt ein ganz anderes Weſen.

Klopſtocks Jugendoden, vor allem die acht Wingolfgeſänge, ſind ebenſo in Stoff und Form und Stimmung lebendige Erfüllung deſſen, was ſich die um Pyra als neue Kunſtgefäße träumten, was ſie, Erweckte des Pietismus, empfanden. Doch aus nordiſchen Fernen floſſen ihnen andere Ströme zu.

Schon mit Rinkart und Fleming, beide aus dem Tal der Mulde, die von den leeren Silberſchächten des Erzgebirges ſtrömt, kündigte ſich das Wiedererwachen dieſes verödeten Kulturgartens an. Gellert, Gärtner, Cramer, Heyne, Weiße, Clodius, die Schlegel waren im Gebirge geboren oder ſtammten durch ihre Sippen von dort. Durch die Not der Heimat geſcheucht, zogen ſie tiefer zu Tal, aber mit ihnen erwachte, was nach hundertjährigem

Schlafe wie im Dornröschenmärchen dort fortsetzte, wo es zuvor unterbrochen worden. Das Schrifttum Meißens seit 1740 war nicht das Leben des Elbetales, sondern des stärker mit Franken durchsetzten Oberlandes.

Als die älteste sichere Heimat der Lessing muß das Erzgebirge gelten, wo sie um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts sitzen. Nach einer Familientradition ist das Geschlecht im fünfzehnten Jahrhundert um seiner hussitischen Gesinnung willen aus Böhmen ausgewandert. Kommt dieser mündlichen Überlieferung eine gewisse Glaubwürdigkeit zu? Langlebigkeit war einer der Charakterzüge dieser Familie. Und gerade die wichtigsten Jahre, bald nach der Einwanderung aus Böhmen, verknüpft der hundertjährige Lessing mit dem frühen siebzehnten Jahrhundert. Er starb 1622. Hat er durch Vater oder Großvater von der Herkunft der Sippe erzählen hören und gab er die Geschichte getreulich weiter, so umspannt sein Wort die Zeit von etwa 1470 bis 1650, die Überlieferung ging höchstens durch vier Hände bis in die Zeit von Lessings Großvater. Unter solchen Verhältnissen konnte die Tatsache rein überliefert werden. Und ihre innern Gründe? Rühmte sich die Sippe, wenn sie adelig wäre, ferner und hoher Abkunft, verföchte sie Verwandtschaftsbeziehungen, weil es sich um ein Stipendium oder eine Erbschaft handelte, so begriffe man wohl, wenn sich die Auguren zulächelten. Der Quellenwert der Tradition wäre stark zu bezweifeln, Doch warum sollte sich das Pfarrergeschlecht hussitischer Abkunft rühmen? Brachte es ihm Vorteile? Welche Ehre war es denn damals in Sachsen nach dem Sturm auf den Grünhainer Hof zu Zwickau, von tschechischen Hussiten abzustammen? Ein innerer Widerspruch wäre es, wenn die Familie von einer Auswanderung in die Lausitz spräche. Denn die Sechsstädte standen entschieden auf katholischer Seite während der Hussitenbewegung. Doch gerade nach Ostfranken und über das Erzgebirge griffen hussitische Ideen aus. In Zwickau gab es eine Menge Tuchmachergesellen aus Böhmen, und daß Nikolaus Storch, der Schwärmer, gerade in Böhmen wildes Feuer in sich getrunken hatte, ist auf früheren Blättern geschildert worden. Der Familientradition von hussitischer Abkunft kommt alle Glaubwürdigkeit zu, die eine gute, verbürgte mündliche Überlieferung beanspruchen darf.

Doch der erste Lessing ist urkundlich nicht im Erzgebirge, sondern in Kamenz bezeugt. Es ist der Geistliche Lessik 1432. Ist die Familie nicht doch ursprünglich in der Lausitz anzusetzen? Wenn die Familie hussitisch war, sicher nicht, denn die Lausitz war husfeindlich. Ebenso fiele es auf, daß in solcher Familie, die eben ihre Heimat verließ, ein katholischer Geistlicher sich finden sollte. So ist es wahrscheinlich, daß der Kamenzer Lessik aus andrer Familie stammte. Denn so viele Sippen Busch es gibt, so viele Lessik konnte

es geben. Gehörte er aber doch der Familie des Erzgebirges an, dann hat er eben seinen Frieden mit der alten Kirche gemacht und es ist damit seine weite Entfernung vom Erzgebirge erklärt und die Tatsache, daß er gerade in die hussitenfeindliche Lausitz zog. Daß dann der Name zuerst in Kamenz und nicht im Erzgebirge urkundlich festliegt, ist leicht erklärt. Denn ein Priester besaß unvergleichbar mehr Aussichten, durch Namensnennung oder Unterschrift in eine Urkunde zu kommen als ein Häusler und Weber in einem armen Dorfe des Gebirges.

Eine kritisch unschwer zu sichernde Familientradition spricht von slavischem Ursprunge der Lessing. Ans gleiche Ziel führt eine andere Spur. Der Name in älterer Form lesik ist tschechisch und heißt Wäldchen. Gewiß kam es vor, daß ein Gutsname auf eine Sippe überging, die das Gut erwarb, daß dieser Gutsname zum Familiennamen des neuen Besitzers ward. Man sucht den deutschen Ursprung der Lessing mit Gewalt dadurch zu erweisen; ein slavischer Gutsname sei mit dem Hofe auf die deutsche Sippe übergegangen. Das setzt voraus, daß lesik wirklich ein Gutsname ist, daß es zur Zeit der Bildung von Familiennamen um 1350 im Erzgebirge noch slavische Gutsnamen gab, daß der Hof eine ansehnliche Größe hatte und die Sippe darum zur Zeit der Übernahme wohlhabend war. Denn nur wenn der angebliche Lesikhof groß war, konnte er ein so weithintönendes Symbol sein, um den alten deutschen Namen einer alten deutschen Familie zu verdrängen. Ein Gutsname lesik ist nicht nachweisbar, das gibt man zu, und slavische Güter hat es um 1350 in Obermeißen kaum mehr gegeben.

Waren also die Lessing Großbauern? Nein. Der älteste der Familie in Jahnsdorf, Michil Lessigk, war Dorfweber, desgleichen der Bruder des Pfarrers Klemens Lessig, 1525—1595. Die Lessing gehörten also zur Art des kleinen Besitzers, in Meißen und der Lausitz so häufig, der Arbeiter war oder ein schmales Gewerbe trieb, dabei ein Häuschen und ein Stück Feld besaß, das er mit Weib und Kind nach Feierabend bestellte. Und wirklich nennt eine spätere Urkunde „das vor langer Zeit auf seinem Gütlein erbaute Häuslein", zu dem der hundertjährige Lessing viel dazu erworben hatte. Und dieser Acker mit seiner Hütte soll lesik geheißen haben, und diesem Acker zuliebe soll sich die urdeutsche Familie Lessing genannt haben? Doch wenn schon, warum nannte sie sich rings von Deutschen umgeben nicht „Busch" oder „Zumbusch"? Denn Jahnsdorf hatte um 1550 dreiundvierzig Feuerstätten, und die Lessing und Ponitz waren die einzigen slavischen Namen, die andern waren teils alte Personennamen, teils Berufsbezeichnungen. Und dazu erfand sich die Sippe eine hussitische Familientradition? Seltsame Käuze, diese urdeutschen Lessing. Die Überlieferung von hussitischer Abkunft ist aus

äußern und innern Gründen glaubwürdig und der Familienname Leſſing war kein Gutsname, ſondern die individuelle Bezeichnung des Geſchlechts. Beides erweiſt ſeine tſchechiſche Abſtammung. Darum iſt aber doch weder „Minna von Barnhelm“ noch „Nathan der Weiſe“ ſchlechter geworden.

Aus Gründen äußerſter Vorſicht mag man nun trotzdem die Grundſteine für die Beurteilung getrennt legen, Leſſing als Sproß des Erzgebirges und Leſſing als Sproß einer altſlaviſchen Sippe. Klemens Leſſig, 1525 zu Jahnsdorf bei Chemnitz geboren, ſpäter Pfarrer, ging bei Matheſius in die Schule, alſo in Joachimstal, wo Matheſius Leiter der Lateinſchule war. So iſt die Familie Leſſing durch perſönliche Beziehungen mit einem Hauptträger der Kultur im Erzgebirge des ſechzehnten Jahrhunderts verbunden. Später waren ſie Gaſtwirte und Stadtrichter in Schkeuditz, wo Magiſter Chriſtian Leſſing, geſtorben vor 1625, lateiniſche Gedichte ſchrieb. Seine gedruckte Diſſertation behandelte ein Begriffsthema. Intereſſant iſt es, daß 1646 ein Michel Leſſing die Witwe Katharina eines Hans Neuber heiratete. Theophilus Leſſing führte die Sippe nach Kamenz.

Gotthold Ephraim Leſſing iſt wie der Göttinger Philologe Heyne an die glänzenden Schulzeiten, an die Kultur und Literatur des Erzgebirges anzuſchließen, wie Weiße, wie die Schlegel und die andern Meißner. Die Fürſtenſchulen zu Grimma, dem Gebirge am nächſten, zu Meißen und Schulpforta, 1543 gegründet, waren zeitlich und im Geiſte die Erben des Schulruhmes von Zwickau, Joachimstal, Annaberg, Schneeberg, jene Fürſtenſchulen, die nach Cramer „Sachſen für immer das Übergewicht in alter Kunſt und Sprache ſichern“. Johann Gottfried der Vater und Gotthold Ephraim der Sohn waren ausgeſprochen philologiſch begabt, Großvater Fellner galt als vorzüglicher Mathematiker. Wort- und Sacherklärung, wieder denkt man an Heyne, waren es immer, von denen aus Leſſing ſeine Kreiſe abſchritt. Immer mußte ihm ein Buch vorliegen, an das er Notizen, Kommentare, Gloſſen und Zuſätze anknüpfen konnte. Seine Schriften, wie die Alten den Tod gebildet, und ſeine Briefe antiquariſchen Inhalts, die berühmten Worterklärungen und Begriffsentwicklungen aus Ariſtoteles, die Homeranalyſen, wo in ganz Deutſchland könnte man ſie anſchließen, da der Ahne der Leſſing, Klemens, ein Schüler des Matheſius war, als an die unvergleichlichen Schulen zu Zwickau, Joachimstal und Annaberg, wo ſelbſt ein Geologe wie Georg Agricola philologiſche Methoden anwandte. Die berühmte griechiſche Schule in Zwickau und der Griechenkenner Leſſing ſind Vergleichspunkte, die mehr als ein Gedankenſpiel bedeuten.

Terenz und Plautus beherrſchten mehr als anderswo die Schulbühnen des Erzgebirges im ſechzehnten Jahrhundert. Unter Rebhuns Führung war

Zwickau die erſte Theaterſtadt im Mitteldeutſchen geworden. Gerade hier hatte er ſo genial begonnen, antike Formen dem deutſchen Drama zuzubilden. Und neben ihm Joachim Greff, Hans Tirolff, Hans Ackermann. Und nach ihnen tiefer die Mulde abwärts Martin Rinkart. Die Meißner Dramatiker Gellert, Weiße, die Schlegel und Leſſing waren die unmittelbaren Fortſetzer der dramatiſchen Überlieferungen des Gebirges, da ſich doch Elias Schlegel wie Leſſing um die Erneuerung antiker Formprobleme mühten. Es wäre ein unermeßlicher Glücksfund, wenn uns ein Kirchenbuch die Tatſache enthüllte, daß Chriſtian Weiſes Ahnen vom Südabhang des Erzgebirges, vielleicht aus Joachimstal, nach Zittau eingewandert wären.

Leſſing borgte Heller und Gulden, ſo ſehr er ſie mit höherer Prägung verſah, arbeitete mit aufgeſchlagenen Büchern, notierte ſich in ſeinen Entwürfen einfach die Seitenzahl der Quelle, wo der Witz oder der Gedanke ſtand, den er brauchen wollte. Und ſpäterhin noch machte er aus ein paar fremden Stücken ein eigenes. Für ſeine Fabeln ſchöpfte er die deutſchen und humaniſtiſchen Sammlungen des ſechzehnten Jahrhunderts aus, an das er ſo oft anzuknüpfen ſuchte. In ſeinem ganzen literariſchen Weſen, ſeinem Freireuterleben, das ihn freilich nicht ohne Streifſchüſſe ließ, ſeiner Bücherleidenſchaft, ſeinem Auflöſen der Welt in Worte und Wortgebilde, ſeinem Lehrtrieb, ſeinem Rechthaben um jeden Preis iſt er der ausgeſprochene Humaniſtentypus, der Typus des gelehrten und gelernten Poeten, ohne innere Fruchtbarkeit, ohne genialen Schaffenstrieb aus dem Nichts, der klaſſiſche Gelehrte in Worten und Sachen, wie es der andere große Sohn des Erzgebirges Heyne in Göttingen war.

Wenn ſich im ganzen Umkreis der deutſchen Stämme ein Klaſſizismus dieſer Art entwickeln ſollte, ſo mußte er wohl aus jenem Winkel kommen, wo allein auf der weiten Fläche jenſeits Saale und Elbe der Humanismus noch im Zuſammenhang mit den Altſtämmen geblüht hatte, aus dem Erzgebirge. Die Landſchaft war zwieſpältigen Weſens. Der ganzen Art der Beſiedlung nach und als alter ſlaviſcher Boden Neuland, und doch, zumal ſeit den Silberfunden, ſo ſtark von den Altſtämmen überflutet, daß manche Stadt ohne urſprüngliche ſlaviſche Grundlage wie eine deutſche Urgründung aus dem Boden wuchs. Dieſer Zwieſpalt kommt in den Dichtern der Familie Schlegel zum Ausdruck. Die erſte Generation drängte dem Klaſſizismus zu, der neuen Kulturform der Altſtämme, und doch durch ihre Verbindung mit den Niederſachſen romantiſchen Urtendenzen nicht ferne, die zweite Generation wurde zum Herold der Romantik, der Kulturform der Neuſtämme, und doch die beſten, vielleicht einzigen wirklichen Kenner der Antike.

Leſſings Perſönlichkeit hat nicht viel vom Meißner Stamme. Wilhelm

Scherers genialer Blick hat das Toleranzproblem als den Angelpunkt erkannt für das Familienverhältnis der jüngern Lessing. Theophilus, 1647 zu Schkeuditz geboren, disputierte 1669 in Leipzig über Duldung der Religionen, und Gotthold Ephraims Leben war von diesem Gedanken erfüllt. In einer Familie, die sich's forterzählte, daß sie um ihr Bekenntnis die Heimat fliehen mußte, begreift man solche Milde des Urteils. Mit der Toleranzidee stehn beide im Bannkreis der Sozietäten des siebzehnten Jahrhunderts. Lessing scheint nüchterner, als er ist. Denn seine „Erziehung des Menschengeschlechts" arbeitet doch mit mystischen Elementen wie „Nathan der Weise" auch. Die größte Sehnsucht seines Lebens, zwischen Rationalismus und Mystik zu vermitteln, ist wie aus der Doppelseele des Ostens geboren. Aus dem Ursprung seiner Sippe versteht man den verhaltenen Trotz und das Geschlechtslose in allen Dingen, die Völker und Stämme angehn. Es ist bewußte Übertreibung, wenn man, die Faust auf seinem Soldatenstück „Minna von Barnhelm", mit lauter Stimme seinen preußischen Patriotismus und sein Nationalgefühl beteuert. Man versteht seine „Rettungen", seine teilnehmende Liebe für jede res victa, die seinem Landsmann Arnold auch die persönliche Note gibt, man versteht das Ruhelose, Entwurzelte, das ihn wie die Söhne Joachimstals im sechzehnten Jahrhundert von Fremde zu Fremde trieb; man versteht seinen Nihilismus und die große Einheit Opitz—Leibniz—Lessing. Er gleicht keinem der Großen unseres Volkes dieser oder einer andern Zeit, nur mit einem Kleinern teilt er so manches, die nüchterne Theorie, das Gefühl, daß mit ihm erst die neue Zeit anbreche, das Aufgehn im Formalen, den Mangel an Empfindung, an hinreißender Unmittelbarkeit, das Kleine und Kleinliche im Urteil über Dichter und Dichtungen, das Philologische und Haften am Wort, das Silbenstechen, das Volkstum, germanisierte Slaven: mit Opitz. Er hat das deutsche Mitteilungsbedürfnis nicht, ihm fehlt jeder Nerv für geschichtliches Empfinden, daher sein Niederwälzen der Tatsachen durch die Idee. Er möchte die Lebenden von den Toten befreien. Das sind die Grundlinien im Denken jedes Volkes, das bei seinem Erwachen die Geschichte schon vergeben fand, vor allem des Slaven, der historisch nur mit Auswahl denkt und zum Fanatiker der Geschichte nur dort wird, wo sie ihm scheinbar recht gibt, des Slaven, der unter dem Zwange seiner Idee Wirklichkeiten, Gesetze und Zahlen brutalisiert, wo er es kann.

Wie Sturzbäche wohl vom Gebirge ringsum Gold in die tiefere Ebene führen, so zogen die Ausgestoßenen und Ausgewanderten des Landes Böhmen, Deutsche wie Tschechen, einen Lichtgürtel außen um den Bergwall: Czepko vielleicht, Jakob Böhme, Christian Weise, Händels mütterliche Ahnen, Kuhnau, Harsdörfer, Birken, Lessings Ahnen. Wieviel Kraft zerstäubte dem

Lande, wenn wir an so Vielen leuchtende Spuren über die Bergwälle hinaus verfolgen können.

Klopstock und Lessing, beide Sieger, die ihre Stämme auf beherrschende Höhen führten. Klopstock, der Sachse, und Lessing, der Sproß einer eingedeutschten Slavensippe. Klopstock kam aus der Natur, Lessing von den Büchern. Klopstock traf mit dem ersten Speerwurf sein Ziel, Lessing mußte sich ihm langsam näher schwingen. Der eine in Sommernächten der Glaubensschwüle herangeblüht, Träger des sächsischen Gestaltungstriebes, der andere aus einem Geschlecht, das viel vergessen und viel verzichten gelernt hatte, aus einer Völkerfamilie, die ringsum im Deutschen zerfloß und nicht wußte, was Geschichte ist. Beide Vorboten nur einer neuen griechischen Sonne, Lessing der Morgenwind, der Zerstieber vorjährigen Laubes, Klopstock die Morgenröte. Der ein Seher, der seine Gedanken empfand, jener ein Arbeiter, der seine Stimmungen dachte. Klopstock, dem keiner von uralten heiligen Schätzen fehlte, weil sie alle sein Stamm gehütet, Volksart, Christentum und Antike; Lessing, der Mann ohne Volk und Völkerheimat, der nur das geerbt hatte, was völkerlos von Hand zu Hand rollte, die antiken Kleingüter. Beide sind ein Völkerschicksal. Klopstock die Seele, die vom Körper glühte, der sich durch Jahrhunderte ewig erneuerte, ein ewiger Jüngling wie sein Stamm, Lessing der Geist eines versunkenen Volkes, der über dem Nichts schwebt. Klopstock dauernd genährtes, wärmendes Feuer, Lessing wesenlos kühles Licht.

2.

Kopenhagen.

Griechen und Römer, Franzosen und Italiener, Slaven, Preußen und Litauer, wo man auch das Lied der deutschen Seele behorchte, immer schwang einer dieser Untertöne mit, sei es auch nur in der Stimme des Blutes. Wie betäubt und müde vom Aufnehmen und Verzehren der Antike südlich der Elbe, der fremden Landsassen östlich der Elbe, war der Deutsche kaum zur Besinnung gekommen über das Germanische in ihm. Während in den Altstämmen die Antike immer stärker die Schöpferkraft band und überwältigte, während im Osten ungeheure Kulturmassen ins Gären kamen, die der allgestaltenden Hand noch warteten, brachen endlich aus dem einstigen winzigen Stammland des sächsischen Volkes Gewaltmenschen der Fantasie und Stimmung tiefer nach Süden und schienen die ganze Erneuerung der Antike zu ersticken. In Schleswig hatte wohl nie ein römischer Adler geblinkt wie auch

in Königsberg nicht. Dort fand der Sachse Klingen, die ihm sekundierten. Engländer, Sachsen und Dänen ist der große Dreiklang dieser Landschaften. Mit immer lauterm Branden hatte sich der entfesselte sächsische Geist angekündigt, der von je nur germanische Elemente verarbeitete, holländische, englische und nun auch dänische. Zunächst die Hamburger Oper, dann lauter schon das Volksstück, die Wochenschriften und nun die Stürmer und Dränger, die das dunkle Brausen Ossians und der Edda über die Küste ins Innere trugen. Gewaltige Handlungen, erzählend gestaltet, und frei flutende Lieder waren die Formen ihrer Schönheit. Dann wurde die Handlung, handelnd dargestellt, Trägerin ihres Dranges. Die großen sächsischen Schauspieler, aus der langen bodenständigen Kunstübung der untern Elbelandschaften geboren, rissen auch auf der Bühne die Führung an sich. Wie ferne schien die Erfüllung eines neuen klassischen Traumes, wenn die formbegabten Rheinfranken, das Formgenie Goethe voran, sich sächsischer gebärdeten als die Sachsen selber.

Wien, Berlin und Kopenhagen liegen alle am Grenzwall der alten deutschen Welt. Sie hatten nur mit kleinern Bruchstücken ihres Besitzes Anteil an den deutschen Stämmen, Berlin nicht anders als Wien und Kopenhagen. Doch während hinter den Toren Wiens der Ozean kulturverlangender slavischer und hunnischer Völker grau und unendlich noch unbewegt ruhte, während hinter Berlin neudeutsche Völkermassen sich dehnten, die nie eine römische Legion fürchten gelernt, die nie einen Cäsaren gesehen, nie den Rausch römisch-griechischer Kultur mitlebend genossen hatten, stand über Kopenhagen die Mitternachtsonne germanischer Urwelten. Wenn eine Fürstenstadt, deren so viele an der Grenzlinie von der Donau bis an den Sund lagen, zur Führerin deutscher Kultur berufen war, so war Kopenhagen sicher nicht die letzte. Nicht auf Wien, dessen Fürstinnen und Fürsten in Sorgen lagen um die Erhaltung und den Umbau ihrer Länder, nicht auf Berlin, dessen König französisch war und noch französischer dachte, sondern auf Kopenhagen lag in diesen Jahren der feierliche Glanz einer Kulturmacht, auf Kopenhagen, im Besitz der großen sächsischen Landschaften Schleswig, Holstein, Lauenburg, Oldenburg, auf dessen Thron ein sächsisches Geschlecht saß, sächsische Edlinge als Berater und Freunde um sich, auf Kopenhagen, das in den Buchten des blauen Belts manch einen Dichter vor den Nöten des Lebens barg.

Oldenburg war die Wiege des dänischen Hauses. Christian I. Graf von Oldenburg wurde 1448 zum König von Dänemark gewählt. Sein Bruder Gerhard setzte die Linie der Grafschaft fort. Nach dem Aussterben seiner Sippe fiel Oldenburg 1667 an die dänische Familie. Durch die Wahl der Stände war Christian I. auch Herzog von Schleswig und Holstein geworden. Friedrich I. teilte 1533 sein Land, so daß Christian III. Dänemark und die

Hälfte der beiden Herzogtümer, Adolf Friedrich ihre andere Hälfte erhielt. Er wurde der Stifter der Gottorper Linie. Der Gottorper Karl Friedrich, gestorben 1739, verlor nach dem Nordischen Kriege 1720 seinen Anteil an Schleswig. Durch Peter III., das Kind seines Sohnes und der Großfürstin Anna, kam 1762 das Gottorper Haus auf den russischen Thron. Dessen Gattin Katharina II. tauschte von Dänemark die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst gegen den Anteil ihres Sohnes Pauls I. an Holstein ein und trat sie 1767 an Pauls Vetter Friedrich August, Fürstbischof von Lübeck, ab. Der Kaiser erhob das Ganze zu einem neuen Herzogtum Oldenburg.

Als 1660 in Dänemark die königliche Gewalt für erblich und unumschränkt erklärt wurde, brauchte der König gegen den heimischen Adel ein Gegengewicht. Er fand es in den Edelleuten der sächsischen Heimat. Seit diesen Jahren begannen die Sachsen in Kopenhagen zu herrschen.

Zur selben Zeit 1661 wurde in Elbing als Sohn eines sächsischen Vaters aus Alsleben und einer englischen Mutter aus der britischen Kolonie Elbings Christian Wernicke geboren, Dichter und Staatsmann, der als erster den Drang nach Kopenhagen, der die Dienstfreude für das dänische Haus und die Herrschaft des Sachsen in Kultur und Literatur auf Seeland zum Ausdruck brachte. Kiel, die Universität des Hauses Oldenburg auf deutschem Boden, war für Dänemark die Schlagader deutschen Geisteslebens. Hier wirkte Morhof, der bedeutendste deutsche Gelehrte des Jahrhunderts neben Leibniz und Thomasius. Ohne immatrikuliert zu sein genoß Wernicke um 1680 im Hause des Lehrers Morhofs persönlichen Unterricht. Um 1682 fand er Wege zum Hause Rantzau und lebte nun in Dänemark. Katharina Hedwig von Brockdorf, 1645 zu Hamburg geboren, hatte 1664 Detlev von Rantzau geheiratet, den dänischen Statthalter von Schleswig-Holstein, Freund und Liebling Christians V. Detlev hielt in seiner unmittelbaren Reichsgrafschaft zu Drage glänzend Hof. Seine Gattin war wohl die begabteste und gebildetste Frau ihrer Zeit, Morhofs Freundin, las Seneca und Horaz, Plutarch und Juvenal, trieb Geographie, Astronomie, Genealogie, kannte die deutsche, englische und französische Literatur ihrer Zeit bis in die feinsten Verästelungen, war Mittelpunkt eines belebenden Briefwechsels, blendend schön, eine ideale Gattin und Mutter. Wernicke verehrte sie mit der verhaltenen Glut einer unberührten Jugend. Sie fand Gefallen an seinen ersten Gedichten, gab ihm Stoffe auf, und so entstand seine erste Epigrammsammlung „Amaryllis". In freilangen Versen behandelte er nach dem Wunsch seiner Herrin antike Frauencharaktere. Sie selber schildert er als

Schön, keusch, verständig fromm, reich und von edelm Blut,
Demütig ohn' Absehn und ohne Zeugen gut.

Als der Jüngling Rantzaus Hof verließ, konnte er seine Gedichte bereits in sechs Bücher einteilen.

Auf seiner Reise nach Hamburg und Paris läuterte er sich langsam vom Geschmack der späten Schlesier, schrieb scharfe Stichelverse gegen das Franzosentum, gleichzeitig wie Muralt in London, wuchs er sich zum politischen Abenteurer aus, schrieb für die dänische Regierung geheime Aktenstücke ab, wo er sie in die Finger bekam, mußte es in London büßen und kam trotzdem nicht in dänische Staatsdienste. In Hamburg 1697 gab er die erste Sammlung seiner Gedichte heraus. Eklogen entstanden. Die Gelegenheitsgedichte lebten ganz im üblichen Hirtenmilieu. 1699 folgte auf Christian V. Friedrich IV. Wernicke schrieb politische Berichte nach Kopenhagen und ließ 1701 seine zweite Ausgabe erscheinen. Man sollte Wernicke mitten unter den Literaten der Stadt glauben. Doch er lebte in einer höhern Welt. Gerhard Schott, der Gründer des Hamburger Opernhauses, war sein Freund. Gewandt glitt Wernicke, geachtet und viel geliebt, durch die feinen Kreise der Gesandten und Diplomaten. Im Hause des dänischen Vertreters Hans Statius von Hagedorn, seines Freundes, war er im Mittelpunkt des schöngeistig erregten Lebens der Republik. Den jungen Hagedorn munterte er auf. Seine scharfe Zunge hetzte ihm die Hamburger Federleute aufs Genick. Seit 1701 gab es heftige Fehden mit Postel und Hunold. Seit seiner dritten und letzten Ausgabe von 1704 verstummte er. Seit 1708 dänischer Resident in Paris, hatte er eine kaiserfreundliche Politik vertreten, wurde 1723 recht schroff abberufen und starb unbelohnt und in Schulden 1725 in der Seeländer Hauptstadt.

Wernicke ist schon der Kavalier des achtzehnten Jahrhunderts, ein Typus des dichtenden sächsischen Beamten in dänischen Diensten. Er steht wie ein Pfadweiser der neuen sächsischen Bewegung am Tor des achtzehnten Jahrhunderts.

Während der sächsische Adel langsam in Dänemark einströmte und deutsche Art und Kunst auf Seeland eine Heimat fand — der Inseldäne zumal der leichte Kopenhagener war dafür empfänglicher als der solide, zurückhaltende Jüte — erwachte auch im Nordgermanen der Trieb nach dramatischen Spielen wie in der sächsischen Welt und eine große Fügung wollte es, daß sich das dramatische Genie Meißens aus den Traditionen des Erzgebirges mit einem Sohne des höchsten Nordens in Kopenhagen die Hände reichte. Ludwig Holberg kam 1684 in Bergen zur Welt, der Vater war Offizier, die Mutter Tochter eines Bischofs. 1702 auf der Universität Kopenhagen lernte er Französisch und Italienisch und wurde Hofmeister, ging in die Welt, wurde in Kopenhagen Professor ohne Gehalt, wanderte wieder bis Rom und wurde 1717 ordentlicher Professor für Metaphysik. Das komische Heldenepos, mit

dem er begann, war ebenso ein Gleichklang zur Entwicklung Sachsens wie sein dramatisches Werk.

Deutsche Schauspielertruppen durchzogen längst Skandinavien. Herr von Quoten mit seinen Staatsaktionen war Herr in diesen Reichen. Unter dem leichtlebigen König Friedrich IV. nahm die Bühne in Kopenhagen verheißungsvolle Anfänge. 1722 wurde das neue dänische Theater mit Molières „Geizigem" eröffnet. Holberg begann fieberhaft zu arbeiten, voll Ehrgeiz, dieser Bühne einen nationalen Spielplan zu schaffen. Im selben Jahr wurden fünf neue Lustspiele von ihm gegeben, bis 1730 hatte er sechsundzwanzig Stücke fertig. Wie Gottsched kämpfte er für eine regelmäßige Bühne gegen die Kunst Quotens. Da brach 1725 das Kopenhagener Theater zusammen, mit dem Holbergs Schaffen und Hoffen verbunden war. Entmutigt ging er wieder auf Reisen und schrieb nach seiner Rückkehr die Parodie von Ovids Metamorphosen, die Tiere zu Menschen werden läßt, wie Ovid Menschen in Pflanzen, Sterne und Tiere verwandelt. Mit der Wiedereröffnung der Bühne 1726 gewann der müde Mann neues Leben und warf in diesem einen Jahre fünf Stücke aufs Papier. 1727 mußte auch diese Bühne in Geldnöten schließen, und als 1730 der strenge, fromme Christian VI., Feind jeder Schaustellung, auf den Thron kam, war das Theater auf Jahre hinaus in Dänemark vernichtet. Holberg verzichtete und gab 1731 in fünf Bänden seine ersten fünfundzwanzig Lustspiele heraus. Er warf sich auf die Wissenschaft und arbeitete in diesen Jahren, Thomasius und Pufendorf seine Vorbilder, grundgelehrte, vielwissenschaftliche und historische Werke, auch hierin seinem spätern Landsmann Steffens gleich. Mit dem Regierungsantritt Friedrichs V. 1746 zogen die goldenen Tage Seelands herauf. 1747 wurde ein neues Theater eröffnet. Holberg und Elias Schlegel standen schützend vor seinem Tore. Holberg wurde dramaturgischer Beirat. Mit einem Vermächtnis, das sein ganzes Vermögen der Ritterakademie Soroe schenkte, starb 1754 der vielgewanderte, vielgewandte, mürrisch einsame, unerschöpfliche Schilderer des dänischen Volkes, des weltfremden unerfahrenen Jüten ebenso wie des geriebenen, arg angestochenen Kopenhageners.

Dieser eine Mann schuf der dänischen Bühne aus dem Nichts einen Spielplan. Ein Arbeiter aus tausend Quellen wie Lessing, aber einer, der immer unterwegs war und daher gelernt hatte, scharf hinter die Zäune und Hecken zu gucken, wo der dänische Bürger und Bauer sein derbes, närrisches Wesen trieb. Das große Muster, dem er viel Stücke nachbildete, war Molière. Im einzelnen schwebte Aristophanes und Plautus vor, eine Masse von Zügen stammt aus der italienischen Maskenkomödie; aus der Novellenliteratur des siebzehnten Jahrhunderts, vor allem aus Cervantes. Und diese überwäl-

tigende Stoffülle verſchiedenſter Herkunft iſt im nordiſchen Geiſte neu geſtaltet. Die Technik geht wohl noch auf lahmen Füßen. Der Hageſtolz Holberg, kein Freund der Frauen, konnte kein Mädchengeſicht charakteriſtiſch zeichnen. Die Helden ſprechen viel und handeln wenig. Wie „Jeppe vom Berge“ ſcheint das Stück oft nur eine Anekdotenſammlung zu werden. „Der politiſche Kannengießer“ ſpielt in Hamburg und führt Gevatter Seifenſieder und Handſchuhmacher in köſtlicher Groteske vor. „Odyſſeus von Ithacia“ iſt eine Parodie auf die Haupt- und Staatsaktionen. Ein unbedingter Realismus, zyniſch, derb und roh iſt Holbergs Bühnenkunſt.

Er wurde wie Shakeſpeare vor ihm und Ibſen nach ihm ſofort zum deutſchen Klaſſiker. Georg Auguſt Detharding aus der Roſtocker Gelehrtenfamilie überſetzte Holberg ſeit 1741 für Gottſcheds „Deutſche Schaubühne“. In Hamburg und Greifswald erſchienen 1742 und 1743 Überſetzungen einzelner Stücke, „Der Kannengießer“ 1743 ſogar in Hamburger Mundart. 1744 verſchwäbelte J. G. Laub, der damals in Kopenhagen lebte, achtzehn Luſtſpiele. Sofort nach Holbergs Tode brachte der Kopenhagener Buchhändler Gabriel Chriſtian Rothe eine deutſche Geſamtausgabe, die alle bisherigen Überſetzungen vereinigte: „Die däniſche Schaubühne.“ Seit 1742 wurde Holberg in Hamburg geſpielt, während vierzehn Monaten ſtanden ſeine Stücke an vierundvierzig Abenden auf dem Zettel und brachten 620 Taler ein. Ackermann, Schröder, Ekhof glänzten bis 1762 in ſeinen Rollen.

Noch unter Chriſtian VI. war es, da die Tante von Johann Elias Schlegel den ſächſiſchen Geſandten am däniſchen Hofe, den Kriegsrat von Spener heiratete. Er nahm den Neffen als Privatſekretär mit nach Kopenhagen, wo er im Feber 1743 ankam. Käſtner ſchrieb ihm aus der Heimat literariſche Nachrichten. Die Zeitſchriftenliteratur von jenſeits der Eider wurde raſch nach Seeland verpflanzt. Der Leipziger Johann Adolf Scheibe, 1708—1776, Holbergs Freund und Biograph, ſeit 1744 Kapellmeiſter bei Hofe, gab die Zeitſchrift „Der kritiſche Muſicus“ heraus, Schlegel 1745 und 1746 die ſtolze Wochenſchrift „Der Fremde“. Holberg hatte er raſch kennen gelernt, es knüpften ſich feſte Bande, die aber eigentlich freundſchaftlich niemals wurden. In dieſem Blatte ſchreiben ſich, ein Vorſpiel der Romantik, Figuren aus Holbergs Stücken Briefe. Beide Männer trafen ſich im Intereſſe für die Bühne. 1746 forderte der Hof von Schlegel ein Gutachten zur Errichtung eines Theaters. Er verlangte, daß die Künſtler abwechſelnd deutſch und däniſch ſpielen ſollten, ſchlug die Gagen vor und führte die Ideen in ſeinen „Gedanken über das Theater und inſonderheit das däniſche“ weiter. Der däniſche Spielplan ſollte durch deutſche Stücke bereichert werden. Ohne

mehr Gottsched zu nennen, leitet er aus dem englischen und französischen Volkscharakter die verschiedenen Bedingungen nationaler Bühnen ab.

Wie er sich als Student mit Plänen für ein Nationaltheater trug, so wollte er jetzt ein dänisches schaffen. Dem Bannkreis Holbergs konnte er sich nicht entziehen. Sein Lustspiel „Der Geheimnisvolle" 1746 baute das Motiv aus, daß sich zwei, von den Vätern für einander bestimmt, als Unbekannte lieben lernen. Die Tragödie „Canut" 1746 sollte das erste Stück der dänischen Bühne sein, ein dänischer Stoff. Ulfo, der Empörer, ist der erste Charakter einer deutschen Tragödie, der mit wirklicher Kunst gezeichnet ist. Das Stück wurde 1746 in Kopenhagen und erst 1780 in Leipzig gedruckt. Am Krönungstage Friedrichs V. 1747 wurde das neue Theater in Kopenhagen mit Schlegels Stück über Wesen und Wirkung der Komödie: „Die Langeweile", in dänischer Sprache eröffnet. Sein Schicksalsjahr war 1748. Er schrieb sein letztes Lustspiel „Die stumme Schönheit", wurde für neuere Geschichte, Staatsrecht und Handelswesen Professor in Soroe, heiratete Holbergs Cousine Sophie Niordt und schuf das erste Kunstwerk im englischen Tragödienstil: „Die Braut in Trauer", der erste zusammenhängende Versuch in fünffüßigen Jamben. Ein neues Meer rauschte in diesen wundervollen Versen auf. Da stand er am Ziele. Im August 1749, wenige Tage vor Goethes Geburt, verzehrte den Einunddreißigjährigen ein hitziges Fieber. Neben dänischen Königen in der alten Klosterkirche zu Soroe liegt er begraben, einer der ungezählten Deutschen, denen neidische Götter das Herz zerdrückten, kaum daß sie die erste Säule gesetzt.

Schlegel leitete die deutschen Tage in Kopenhagen ein. Opferwillig und schmiegsam war er bereit, die Ernten seiner fruchtbaren Saaten dänischen Scheuern zu lassen. Die nach ihm kamen, waren Fremde und blieben es. Nicht daß er hätte dänisch werden wollen, aber er zog sich auf das zurück, was dem stammverwandten Volke mit seinem gemeinsam war. Er neben Lessing der Größte, dessen Sippe im Erzgebirge wurzelte, der dem Deutschen eine mehr poetische, mehr künstlerische Erneuerung der Antike verhieß, als Lessing es konnte. Wäre er vielleicht schon der erste Romantiker geworden? Ein Meer unfaßbarer Möglichkeiten schäumt vor einem auf, denkt man sich Elias Schlegel dreißig, vierzig Jahre später als ältern Freund der Claudius, Gerstenberg, Stolberg, als ersten Führer seiner genialen Neffen August Wilhelm und Friedrich.

Seinen jüngern Bruder Johann Heinrich, 1724—1780, brachte Elias 1748 als Sekretär in der dänischen Kanzlei unter. Er wurde Universitätsprofessor in Kopenhagen, übersetzte fleißig aus dem Englischen und schrieb in den Jahren 1769—1777 die „Geschichte der Könige von Dänemark aus dem Oldenburger Stamm".

Im Jahr nach Elias Schlegels Tode wurde Johann Hartwig Ernst von Bernstorff, 1712—1772, leitender Staatsmann in Kopenhagen. Ihm fehlte nur die Krone. Er hat die ahnungsvoll glückliche Hand großer Kulturschöpfer. Unter ihr schien Dänemark deutsch zu werden. Kopenhagen füllte sich mit seinen Gedanken, wurde ein Mittelpunkt empfindsamster politischer Fäden, an denen es von fernher zitterte. Weit über den Speerwurf des sächsischen Kaisers Otto I. schwärmte deutsches Leben nach Norden aus. Das Parlament von London neidete dem kleinen dänischen König diesen großen Sachsen. Die absoluteste Monarchie war in diesen Jahren freier regiert als mancher Freistaat. Ein Edelmann schlechthin, ohne jedes Beiwort, der sich in seinem jähen Sturze nach zwanzig Jahren unumschränkter Herrschaft zu heroischer Größe aufrichtete. Stumm und stolz trat er von seinem schwachen König zurück und mit wortloser Bewunderung sah ihm die Welt nach.

Sachse zum Sachsen, das mochte das unbewußte Gefühl sein, als Bernstorff Herz und Freundeshand dem ungeworbenen Klopstock anbot. Er traf 1751 in Kopenhagen ein. 1752 wurde der Sachse Basedow Professor in Soroe, 1754 kam auf Klopstocks und Bernstorffs Empfehlung Johann Andreas Cramer als deutscher Hofprediger. Gellert lehnte aus Ängstlichkeit, Ramler, der Preuße, aus Patriotismus ab. In Gottfried Benedikt Funk, 1734—1814, aus Hartenstein, Flemings Landsmann, gewann Cramer für seine ungebärdigen Jungen 1756 einen etwas schwächlichen Hofmeister. Funk arbeitete am „Nordischen Aufseher" mit. Als Sohn eines dänischen Offiziers war Heinrich Wilhelm Gerstenberg 1737 zu Tondern geboren. Die Angabe des dänischen Adelslexikons, daß die Familie oldenburgisch sei, ist schwerlich mit Recht bezweifelt worden. In Jena schrieb er die von Lessing gepriesenen „Tändeleien" zusammen, wurde rasch dänischer Rittmeister und übersetzte um Brot eine Masse Lesestoff. 1761 trat er zu den Deutschen Kopenhagens in Beziehung, 1763 siedelte er über. 1764 kamen die beiden Freunde Matthias Claudius und Gottlob Friedrich Ernst Schönborn. Claudius wurde auf kurze Zeit Sekretär beim Grafen Holstein, Schönborn, 1737—1817, aus Stolberg am Harz, studierte in Kopenhagen und wurde 1768 Hofmeister bei Bernstorff. Von Algier, wo er Konsulatssekretär war, kam er nach London als Legationssekretär. Nicht als Dichter, er schrieb nur wenig, sondern mitempfindend und mitlebend, ein gleichgeachteter Freund der Großen der Zeit, war er der Widerhall ihrer Lieder. Mit Claudius und Schönborn kam im selben Jahre Helfrich Peter Sturz, der Franke, 1736 zu Darmstadt geboren, in Sprachen gewandt, nach Universitätsstudien in Göttingen und Gießen, der geborene Hofmann, durchtränkt von französischer Sprache und Art. Er wurde ins Ministerium des Äußern berufen und Bernstorff nahm ihn in seine Privatdienste.

1765 wurde der Lübecker Balthasar Münter, 1735—1793, Hauptprediger an der deutschen Petrikirche, ein hochverehrter Kanzelredner und Dichter farbloser Kirchenlieder, der später Struensee zum Tode vorbereitete. Im folgenden Jahr wurde an dieselbe Kirche der Berliner Friedrich Gabriel Resewitz, 1729—1806, berufen; er hatte in die Literaturbriefe die Besprechung Kants eingeführt. In Kopenhagen stand er in der besondern Gunst des Königs, wurde Direktor des Armenwesens, gründete eine Realschule und ließ 1773 das Buch „Die Erziehung des Bürgers" erscheinen, das typische für die Erziehungsideen der Aufklärung, das die Realschule gegen die humanistische ausspielte, Ackerbauschulen für den Bauer, Handwerkerschulen in den Provinzstädten forderte.

Klopstock war viel um den König, begleitete ihn auf Reisen, mußte dringend erbetenen Rat erteilen, wenn es Stellen zu besetzen gab, um keinen andern Gegendienst, als daß der volle Glanz dieser erdgewachsenen Persönlichkeit auf dem Fürsten ruhe. Das Herdfeuer des ganzen Kreises brannte in Bernstorffs Hause. Am Abend sammelte der vielbewegte Mann seine Familie, seine Hausgenossen, die besten Männer Deutschkopenhagens um sich, zu Gesprächen, wie sie Tag und Stunde brachten. Da war Klopstock, damals in voller Fahrt, hochgereckt am Stern seines Schiffes, da war Cramer, der Sprachkünstler, dessen prachtvoll rollende Perioden in der griechischen Sonne des Chrysostomus und im französischen Feuer Bossuets glühten, dessen pathetische Lieder rasch in alle Gesangbücher drangen; da war der geschmeidige Hesse Sturz, dem die Klinge französischen Witzes gefährlich und zierlich am Daumen lag, der erste Kavalier des neuen Jahrhunderts, in dem Mensch und Schriftsteller eins waren; und Basedow, „seine pechschwarzen und buschigen Augenbrauen und sein polterndes Wesen waren mehr geeignet Kinder abzuschrecken als anzuziehn"; da war Rittmeister Gerstenberg, vorm Schlagbaum seiner militärischen Laufbahn, unkundig des Lebens, des Geldes und seines Wertes, der eben sein kurzes Feuer ausprühte.

Im Sommer lockte der Belt. Beim königlichen Lustschloß Hirschholm lag das kleine Vorwerk Sandholm, wo der alte Cramer mit seinen Jungen hauste. Manchmal kam die Königin. Regelmäßige Gäste waren außer Bernstorffs Tafelgenossen Resewitz, Münter, Heinrich Schlegel. Man traf sich in Lyngbye, wo Bernstorff, Klopstock und Gerstenberg wohnten, Gerstenbergs liebenswürdige Gattin saß am Klavier und sang mit ihrem Manne den Freunden begeistert gehörte Duette.

Klopstock war ein Verführer der Jugend, über dessen Werke sich besorgte Mütter und verkrümmte Hauslehrer entsetzten. „In den herrlichen Hainen Seelands, in denen damals noch so mancher, später in seiner tausend-

jährigen Ruhe gestörter Skaldenhügel an die vergangenen Heldengeschlechter mahnte", jagte er, immer voran, Alte und Junge, die Kinder seiner Freunde, die Centauren Stolberg, den jungen Cramer durch Büsche und Wiesen. „Wir suchten dann unwegsame Örter, einsame unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, späheten jedes Naturgesicht aus." Selbst den fußschweren Sturz, dessen Name ein omen war, „hat er aufs Eis argumentiert". Das war mehr als die mütterliche Lehre verstauchter Knöchel und beulengeschlagener Stirnen. Es war eine Erziehung zur höchsten Genußfähigkeit des Lebens. Solch ein aufreibendes Gefühlsleben, Visionen und verzehrende Begeisterung hat die Jugend immer zermürbt. Aber die ertrugen es, weil sie dem Meister nach mit weitausgreifenden Armen die Seen durchschwammen und wieder empfindungsfrisch herausstiegen. Klopstocks Sendboten, die jungen Stolberg, trugen dies Evangelium durch ganz Deutschland, tummelten sich zum Entsetzen der Züricher Bauern im See, während der fromme Lavater vom Ufer vergnüglich zusah. Diese weise Lebenshaltung zwischen verbrauchter geistiger Kraft und Ersatz durch körperliche hat uns vielleicht Goethe gerettet, den die Stolberg ins Wasser trieben.

Lessing eröffnete am 26. Juli 1759 in seinen Literaturbriefen gegen Klopstocks und Cramers „Nordischen Aufseher", der seit 1758 erschien, einen seiner umsichtig angelegten Feldzüge. Klopstock wurde immer klug umgangen, Cramer in der Flanke gepackt. Er brachte das Unternehmen wirklich herunter. Gerstenberg hatte 1765 ein dänisches Journal herausgegeben und suchte 1766 mit einem neuen Organ Lessing auf den Arm zu schlagen. Seine „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur" sind die wirkungsvollste Zeitschrift des ganzen Jahrhunderts, weil sich ihr Geist zur Literaturbewegung der siebziger Jahre verdichtete. Klopstock, Schönborn, Resewitz neben andern arbeiteten mit. Ihre Waffen waren schon an Lessings Steinen geschärft. In der Abhandlung über das Lied ist der grundsätzliche Gedanke gewonnen, daß Lied und lyrische Poesie zu trennen seien. Die Briefe 14 bis 18 stammen von Gerstenberg und handeln über Shakespeares Genie, der Verfasser des berühmten und folgenschwersten zwanzigsten Briefes ist umstritten. Dieser Aufsatz ist die entscheidende Biegung der Straße vom Pietismus über Pyra, Klopstock und den Kopenhagenern zu den Stürmern und Drängern. Genie sei keine Fertigkeit, die sich durch Übung erwerben ließe. Hier war Homer der Jugend gewonnen. Lessing hatte in ihm den berechnenden Künstler gesehn, dem Verfasser des Briefes ist er das Genie, das unbewußt wie in göttlichem Wahnsinn schafft. Als Lessing im Laokoon die beschreibende Poesie verwarf, hatte er Klopstocks Grundlage unterspült. Hier wurde eine Lanze für den Dichter des „Messias" gebrochen: „Stoff der Dichtkunst sind

Handlung und Empfindungen", mit starkem Ton auf dem „und". Wie Gedanken der Züricher in neuer Schönheit aufklingen, so tönen Ideen Beats von Muralt fort, wenn Voltaire, Tasso und Virgil für beaux esprits, keine Genies erklärt werden. Da die Briefe über die tiefern Hügel Virgils zu den Hochgebirgen Homers vordrangen, gingen sie den dornenvollen Weg der Renaissance noch einmal. Diese Sätze sind getränkt von germanischem Geiste. Wie sie ehemals durch die Provinzen, diesen matten Abglanz lateinischen Wesens, zum Herzen Rom drangen und doch als stolzesten Schmuck die römischen tesserae auf der Brust trugen, so wollen die Kopenhagener Römer und Griechen ins eigene Wesen eindeutschen. „Nachahmung der schönen Natur als Grundsatz, nicht als Mittel." Das Werk müsse in allen Teilen ideal sein, als Ganzes aber mit der Natur übereinstimmen, die einfachste genialste Lösung eines dreißigjährigen Streites. Verse seien keine Merkmale der Poesie. Das Drama fand noch nicht viel Gnade. Doch neben dem Evangelium Homer wird die frohe Botschaft Shakespeare verkündet. Der große Engländer sei nicht als Tragiker, sondern als Abbild der sittlichen Natur zu beurteilen. Das war wieder der Standpunkt Muralts. Trotz mancher Übereinstimmung klang Schlag auf Schlag an Lessings Lanze. Gerstenberg war der erste, der vor Goethe und Herder den Schleier von Shakespeares Wesen zog, der beste Kenner des Engländers in seiner Generation. Hier fiel das große Wort, ein Vorwurf auch an Herder: „Warum Shakespeare mit den Griechen vergleichen?" Eine erhabene Feier von Percys „reliques of ancient English poetry" 1765, eine Feier Ossians, die freilich auch kritische Bedenken nicht verleugnete, schließen den Kreis dieser unerschöpflich fruchtbaren Gedanken.

Homer, Shakespeare, Ossian! Die Briefe waren Sturmvögel der literarischen Revolution der siebziger Jahre. Von Ostfalen und Halle war es gekommen, ein Entfesseln aller Stimmungen. Pyra und Klopstock brachten die erregten Fluten zum Sieden, Feuer zur Bewegung. Gerstenbergs Briefe nannten die Formen, in denen der sprudelnde Trank zu reichen war: Homer, Shakespeare, Ossian, Epos, Drama und Lyrik. Es ging den Stürmern und Drängern wie den alten Germanen: sie zogen aus, Rom zu verwüsten, und kehrten als römische Kaiser wider.

Auf Cramers Gute Sandholm lag ein Hünengrab, das die Fantasie der Jungen und Alten erregte. Und wie Gerstenberg ein Verkünder Ossians wurde, so suchten dänische Gelehrte die nordische Edda und mit ihr die ganze Mythenwelt Skandinaviens zu erneuern. Noch während der Arbeit an den „Merkwürdigkeiten der Literatur" entstanden die wenigen Werke Gerstenbergs, an denen er sich erschöpfte. Ihre Wirkungen waren freilich das Opfer

wert. 1766 erschien das „Gedicht eines Skalden". Aus Cramers Hünengrabe läßt Gerstenberg den Geist des Skalden aufsteigen. Hier wurzelte der genitale Versuch die germanische Mythologie an Stelle der antiken zu setzen. „Ariadne auf Naxos" ist eine tragische Kantate, in wechselnden Rhythmen, von Scheibe komponiert. Das folgende Jahr 1768 brachte die erste aufreizende Tat der neuen Bewegung, die Tragödie des Grauens: „Ugolino". Der Stoff aus Dante mag kein Zufall sein. Pyra und Klopstock, deren Wege über Kopenhagen führten, waren von Dantes Vision, Himmel und Hölle zu durchwandern, gebannt. So mochten die urgermanischen Regungen dieses Kreises auch in der Stoffwahl auf den Germanen Dante geführt werden. Ugolino mit seiner gräßlichen Einheit des Ortes war mehr nur ein spielend hingeworfener Gedanke, an dem sich die Kritiker ihre Kinnbacken ausrenken sollten.

Sturz stand gewiß in geistiger Beziehung zu Gerstenbergs Zeitschrift. 1767 erschien seine „Julie, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen mit einem Briefe über das deutsche Theater an die Freunde und Beschützer desselben in Hamburg", ein bürgerlicher Stoff wie „Miß Sara Sampson" und Brawes „Freigeist", ein englischer Roman als Quelle, daher empfindsam, Prosa und die französischen Einheiten. Dieser so französische Franke Sturz macht es deutlich, daß die Literatur Kopenhagens eine sächsische Bewegung war. Er war zu viel Hofmann, um auch nur in Dingen des Schrifttums Umstürzler zu sein. Er glaubte an einen goldenen Steig zwischen Franzosen und Engländern, wies aber doch wie Elias Schlegel auf den Norden als Stoffquelle hin.

Klopstock hatte auf der Reise nach Kopenhagen in Hamburg 1751 die Tochter des Kaufmanns Peter Moller, Meta, kennen gelernt. Langsam gewann er sie lieb, 1754 brachte er sie als Frau nach Seeland. Unter ihren Augen wuchs der „Messias" weiter, dürftiger, mit viel dürren Ästchen, an denen kein Blatt saß. Die ersten Gesänge wurden nachpoliert, Vers und Sprache, und strengern kirchlichen Anschauungen zu gefallen, stofflich gereinigt. 1755 erschien die erste Hälfte des Epos auf Kosten des Königs gedruckt mit einer Abhandlung über die heilige Poesie, die Pyras Schatten beschwor, und über die Nachahmung griechischer Silbenmaße im Deutschen. 1757 entstand sein „Tod Adams". Im folgenden Jahr starb Meta und mit ihr noch ungeboren das heiß ersehnte Kind. Wie er sie in seinen Liebesoden an Cidli nach der Gestalt seines Epos gefeiert hatte, so schilderte er im fünfzehnten Gesang des „Messias" Cidlis Tod nach Metas Sterben. Seinen Händen war die Schwungkraft gebrochen. Nach ruheloſem Irren kehrte er 1764 wieder in Kopenhagen ein. Die „geistlichen Lieder" von 1758 und 1769 waren die Frucht dieser Jahre. 1764 erschien der dritte Band des „Messias" und immer müder durchlief er „die furchtbare Bahn".

Da kam unter Gerstenbergs Einfluß die neue Wendung. Ossian ergriff ihn. Nach dunklen Vorstellungen von altgermanischen Verhältnissen arbeitete er die Jugendoden um, riß die antiken Elemente heraus, schob Bilder und Formeln ein, die er für urgermanisch hielt. Eine neue Form glaubte er gefunden zu haben. Nach dem angeblichen altgermanischen Sängerstand, den Barden, und nach dem mißverstandenen barditus des Tacitus nannte er seine lyrisch-dramatischen Gedichte Bardiete: „Hermanns Schlacht" 1769, der „Hermann und die Fürsten" und „Hermanns Tod" folgten. Hier pflegt sich der witzloseste Spießer ein Scherzchen in seinem Konzepte anzumerken. Gerstenbergs und Klopstocks Rückkehr zu den urweltlichen Vorstellungen der germanischen Mythe hätte eine völlige Umdichtung unseres Formelschatzes bedeutet, für die heraufziehende romantische Kultur eine grundlegende Wendung. Da damals die germanische Philologie noch nicht erfunden war und die deutschen Jungen seit tausend Jahren nur das Ingesinde des Olymps kannten, so mußten solche Erscheinungen aus dem Norden freilich fremde Gäste sein. Wie wohlfeil unsinnig, ästhetische Gedanken von vorgestern auf heute zu beziehen! Vor dreißig Jahren freute sich einer von Klopstocks Richtern redlich über die naive Idee, Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig solle mit seinen Soldaten an der Roßtrappe „Hermanns Schlacht" aufführen. Heute könnten Sophokles und Shakespeare im Zirkus und unsere Naturtheater dem witzigen Biographen die Freude erheblich dämpfen.

Da starb 1766 der Dichterkönig Friedrich V. Bernstorff stand fester denn je am Steuer für den willenlosen kranken Knaben Christian VII. 1768 trat der junge König seine verschwenderische Reise nach England und Paris an, Sturz begleitete ihn. Der deutsche Professor kippte nun glücklich die ganze Ladung über Bord. 1768 war Johann Friedrich Struensee, 1737 zu Halle geboren, in den Dienst des Königs getreten und ging nun rasch seinen Weg vom Katheder durch die Staatskanzlei aufs Schafott. Sturz bog sich langsam der neuen Sonne zu. 1770 schlug das Unwetter ins Land, Bernstorff wurde entlassen, Klopstock folgte ihm nach Hamburg, Cramer ging als Superintendent nach Lübeck. Nur Sturz und Gerstenberg setzten sich in neuen Sätteln zurecht.

3.

Hamburg.

Hamburg hatte schon in den dreißiger Jahren beigedreht. Der hohe Wellengang von Dänemark her hinderte zunächst eine neue Ausfahrt. Doch gab es zwischen Hamburg und Seeland ein lebhaftes Kommen und Gehen

von Dichtern, von Dichtungen und Büchern. Doch eine Form des literariſchen Lebens war gerade durch das höfiſche Leben Kopenhagens nicht zu überſtrahlen, der Journalismus, und dieſe Form füllte die ſtillern Zeiten Hamburgs in dieſem Jahrzehnt aus und wurde recht eigentlich zur beherrſchenden Kraft.

Seit Lauremberg und Rachel mußte man das Fürchten lernen, wenn der Mecklenburger zur Feder griff, er der nüchterne, mit ſeinen hellen ſcharfen Augen für alles Tatſächliche, für Sünden und Gebrechen ebenſo wie für den Realismus der Sprache. Das harte oft brutale Zupacken zeichnet alle Mecklenburger aus, die man mit der Feder in der Hand trifft. Die Brüder Liscow, vor allem der ältere Chriſtian Ludwig, 1701—1760, füllten die Gräben der literariſchen Heerſtraßen mit offen und meuchlings Gemordeten. Sie ſtammten aus einer Predigerfamilie, die ſich bis 1639 verfolgen läßt. Vom ältern Liscow, zu Wittenburg geboren, geht ein feines Hiſtörchen um. Zum Reformationsfeſt in Roſtock wurde eine Disputation zwiſchen Tetzel und Luther veranſtaltet. Chriſtian Ludwig ſpielte den Tetzel, verteidigte den Ablaß und trieb damit ſeinen Gegner und den Präſes, der ihm zu Hilfe eilte, bis an die Wand, worauf er von ſeinem Vater, dem Paſtor, eine Ohrfeige und von der Univerſität die Relegation bekam. Nach Reiſen und diplomatiſchen Stellungen machte Chriſtian Ludwig Liscow von Lübeck und Hamburg aus die Zeitungen, Predigtſtühle und Lehrkanzeln unſicher, bis er 1741 in Brühls Dienſte nach Dresden gerufen wurde.

Seine früheſten Schriften wuchſen aus dem Streit mit dem Roſtocker Profeſſor Ernſt Johann Friedrich Manzel. Er führte die Klinge nach der Schule des Thomaſius, empfand ehrlich für den alten echten Pietismus und war einer der gefährlichſten Gegner, den je das rechtgläubige Luthertum beſeſſen hat. Mit ſengender logiſcher Schärfe behandelte er die Notwendigkeit guter Werke, ein Gedanke, der im Weſten wie im Oſten für Pietiſten und Aufklärer der Angelpunkt ihres Verhältniſſes zur Orthodoxie war. Für unglaubliche Sudeleien war der junge Lübecker Vielſchreiber Heinrich Jakob Sivers Mitglied der Berliner Akademie geworden. Der war Liscows zweites Opfer. Auf das Titelblatt ſeiner ätzenden Satiren ſetzte er den Namen eines als höflich und harmlos bekannten jungen Mannes und prägte das Witzwort: Die Berliner Akademie ſei ja ein Corpus mysticum. Il faut donc, qu'elle ait ses parties honteuses. Eben begann Swift Mode zu werden und Liscow ließ ſich ganz unzweifelhaft von ihm beeinflußen. Der traurigſten Vernichtung unter ſeinen Händen fiel Johann Ernſt Philippi, Profeſſor in Halle, anheim.

Liscow war der geniale Neuſchöpfer des humaniſtiſchen Enkomions. Eine Sache ſcheinbar als begeiſterter Anwalt führen und ſie ſo in Grund und

Boden zu verderben, war die Taktik, die er immer anwandte; er legte dem Opfer den Arm ganz freundschaftlich um den Nacken und zog ihm langsam, langsam die Narrenkappe übers Ohr. „Von der Vortrefflichkeit der elenden Skribenten", 1734, — seine bekannteste wenn auch nicht beste Satire — das ist so seine Art. Lessing schlug stets nur unter zwingenden Anlässen los, oft genug nicht gerade der Sache wegen, und ließ sich erst im Verlauf des Streites zu tödlichen Streichen drängen. Liscow fühlt sich berufen das Erbärmliche, den Dünkel, die Gemeinheit auszurotten. Er läßt seine Augen suchend kreisen, wählt mit Bedacht und mordet kunstgerecht und langsam. Er ist der einzige große persönliche Satiriker unseres Volkes, der von höchster Warte aus seine zierlichen Pfeile, die so ungefährlich scheinen, nach sicherer Wahl auf ganz bestimmte, persönliche Ziele schießt.

Unter den Hamburger Journalisten machte er bald Schule, zumal durch die beiden Zeitungen, die er und sein jüngerer Bruder geistig beherrschten. 1731—1732 leitete Johann Georg Hamann aus Wendisch-Ossig in der Lausitz, der Oheim des „Magus im Norden", den Hamburgischen Korrespondenten. Hamann war Hauslehrer bei Statius von Hagedorn und gab sich rasch aus. Bis etwa 1736 folgte ihm der jüngere Liscow und bis 1740 der Hamburger Jakob Friedrich Lamprecht. Neben dem Korrespondenten erschienen 1729—1736 zweimal wöchentlich die „Niedersächsischen Nachrichten", die zweitgrößte ernste Hamburger Zeitschrift, ein streng wissenschaftliches Blatt, das Universitätsberichte und Kritiken brachte.

In dem Augenblick, da in Kopenhagen so kraftvoll entworfene Bühnenpläne scheiterten, hatte Hamburg wieder freie Bahn. Die mehr als hundertjährige Theaterüberlieferung in Lübeck, Hamburg, Hannover und Ostfalen mußte im sächsischen Volke Schauspielerbegabungen wecken, die außerhalb des bairischen Stammesgebietes nicht ihresgleichen hatten, Unternehmer und Schauspieler zugleich, ohne die dramatische Erfolge in Weimar undenkbar waren. Ackermann, Ekhof, Schönemann, Iffland, selbst der große Schröder war von märkischen Eltern auf sächsischer Erde geboren.

Hamburg war für Gottsched eine Lebensbedingung. Oper und Lokalposse machten jeden seiner Siege folgenlos, gewann er die zahlungsfähigen Theaterfreunde der Stadt, so mochte er selbst Niederlagen in Leipzig verwinden. Karoline Neuber und Schönemann, Sophie Schröder und Ackermann, Friedrich Ludwig Schröder, Dynastien von Unternehmern, die einander in abenteuerlichem Wechsel entthronten oder beerbten, in ihr Schicksal verflochten Schauspieler und Theaterdichter, und von Leipzig her fördernd, hemmend, intrigierend Gottsched, dessen Hand so schwer und ganz zuletzt von der Dirigentenrolle glitt.

1728 kam Karoline Neuber zum ersten Male nach Hamburg, ihre eigentliche Spielzeit war 1733. Sie fand Unterstützung. Der Patriziersohn Friedrich Georg Behrmann, 1704—1756, gab Geld her und versuchte einen Spielplan zu schaffen. Seine „Horazier" wurden 1733 gegeben, später von Schönemann, ein sprachgewandtes Stück, zwar ohne Handlung, aber ein republikanischer Stoff, der in Hamburg gefiel. Auch sein „Timoleon", 1741 gedruckt, tat die größte Wirkung. Der Hamburger Kaufmannssohn Peter Stüven, um 1710 geboren, übersetzte ihr französische Stücke. 1737 trat als Sekretär Gottfried Uhlich bei ihr ein, aus einer meißnischen Familie 1720 geboren und wie so viele ein erstickter Student. Er kopierte für die Truppe. Festen Fuß konnte die Neuberin nicht fassen und voll Bitterkeit kündigte sie am 5. Dezember 1735 ihre letzte Vorstellung an „allen denen, die uns oft und gerne gesehen haben, die uns nicht haben sehen können, die uns nicht haben sehen dürfen, die uns nicht haben sehen wollen." Es war ihr unmöglich diese so ganz anders geartete Stadt zu gewinnen. Sie versuchte es 1738, versuchte es 1739 und nun mit den verheerendsten Zugeständnissen an den Hamburger Geschmack. Im Jänner 1740 gab sie ihre letzte Vorstellung.

Seine eigene Mundart hatte der Hamburger selbst in der Oper großen Stiles hören wollen, hatte sehen wollen, was er selber in seinen vier Wänden, auf Markt und Straße trieb. Den Beifall, den er darum der Neuberin nicht geben konnte, teilte er mit lauten Händen einem seinesgleichen zu, Hinrich Borkenstein. Als Sohn eines Kaufmanns war er 1705 in Hamburg geboren und kam 1764 als reicher Mann aus Spanien zurück. Seine älteste Tochter Susanna, die Gattin des Frankfurter Bankiers Jakob Friedrich Gontard, war die Diotima Hölderlins. Am 16. August 1741 spielte Schönemann am Gänsemarkt Borkensteins Lustspiel „Der Bookesbeutel", die Wurzel der Hamburger Lokalkomödie, in hochdeutscher Sprache. Schlendrian bedeutet der Titel. Das Stück wollte die Unarten des Hamburger Patriziers zeichnen. Holbergs Kunst stand stützend im Hintergrunde. Vater, Mutter und Tochter der Familie Grobian sind die Bookesbeutel Hamburger Schlages, Grobians Sohn Sittenreich und sein Freund Ehrenwert die Früchte der feinen Leipziger Erziehung. Das Stück sprühte von innerm Leben.

Auf einem Boden, der noch ringsum von langsam erloschenem Bühnenfeuer heiß war, zu Lüneburg, schlug Johann Friedrich Schönemann 1739 seinen Werbetisch auf, ließ seine Trommel rühren und wartete der Glücksritter, die mit ihm den Feldzug wagen möchten. Sachse, wie all die großen Schauspieler der Zeit, 1704 zu Krossen in Hannover geboren, ein gescheiterter Student der Medizin, hatte er sich im Dienste der Neuberin goldene Sporen verdient. Der Zulauf begann. Vor zerschlagenen Hoffnungen geflüchtet, von

unstillbarem Drange getrieben, vom Hunger manche gepeinigt, alle aus dem Kreise der Gesellschaft gelöst, fanden sie sich zusammen, fast abenteuerlicher als die Gäste, die jene Kutsche in Arnims „Isabella von Ägypten" führt: Golem, Galgenmännlein und Bärenhäuter. Selten gab sich soviel wunderlich verzerrtes Schicksal in eine Hand, der selber die Zügel des Lebens zu entgleiten drohten, und nie ist aus so engem Kreise soviel Größe gewachsen. Da war der Sachse Konrad Ernst Ackermann, 1710 zu Schwerin geboren, der viel umhergetriebene Begleiter des Feldmarschalls Münnich; da war nach einem sturmvollen Wanderleben Uhlich wieder; da war der Sachse Hans Konrad Dietrich Ekhof, 1720 zu Hamburg geboren. Dort hatte er Sophie Schröder kennen gelernt, die Berlinerin, die Gattin des Organisten der Berliner Sankt Georgenkirche Johann Dietrich Schröder. Dem verlumpten Genie war sie 1739 nach Hamburg davongelaufen und wagte nun nach schweren Gewissenskämpfen den letzten Sprung, der mehr war als ein Tritt in stummes Wasser. Später, 1742, gewann Schönemann noch in dem Berliner Johann Christian Krüger, 1722—1750, einem verbummelten Studenten, einen eifrigen Übersetzer, der ihm auch eigene Lustspiele, Nachspiele und Vorspiele lieferte. Neujahr 1740 begann die Truppe in Lüneburg zu spielen. Von Schwerin aus warf Schönemann die Angel aus nach Gottscheds Gunst und sie fing. In Leipzig traten sie mit großem Glück das Erbe Karoline Neubers an. Am 7. Juni 1741 begannen sie in Hamburg mit dem „Cid" unter großem Zulauf. Brockes wurde begrüßt, Stücke von Behrmann und Borkenstein gespielt. Hier kam es zum folgenschwersten Bruch.

Sophie Schröder war wie ein Wunder emporgewachsen, fühlte sich in ihren Rollen beengt und Advent 1741 trat sie mit Ackermann und Uhlich aus Schönemanns Truppe aus. Sie begannen auf eigene Faust, ein gefährliches Wagnis, 1742 im alten Opernhause zu spielen. Ein verbummelter Jurist, Heinrich Gottfried Koch aus Gera, 1703—1775, der bei Karoline Neuber vor allem den Alten in Molières Stücken gespielt hatte, trat zu ihnen über. Sophie Schröder führte das Regiment und pflegte fast ausschließlich das Lustspiel, das französische, daneben wurden von Holberg an dreißig Tagen fünf Stücke gegeben, im Vor- und Nachspiel Harlekinaden. Uhlich war Hausdichter. Vom 28. März 1742 bis 1. März 1743 nahmen sie in 190 Vorstellungen über 3000 Taler ein. Dann verließen sie Hamburg und Uhlich kehrte reuig zu Schönemann zurück. Als sie im Februar 1744 wieder an der Elbemündung erschienen, ließ ihnen der italienische Opernunternehmer Pietro Mingotti nur Stoppelfelder und im Juli brach die Truppe zusammen.

Als Frucht einer kurzen Versöhnung mit dem Gatten, der ihr nachgereist war, gebar Sophie Schröder Ende 1744 in Schwerin ihr Sorgenkind

Friedrich Ludwig, dem mehr Erfolg und Glück und Größe bestimmt war als sie alle sich mit blutenden Händen erarbeiten konnten. Nach kurzer Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft ging Sophie mit Ackermann, den sie 1749 heiratete, und seiner Truppe nach Rußland. In Königsberg gingen ihnen erfolgreiche und erträgnisvolle Tage auf. Ackermann machte sich mit glücklicher Hand die bürgerliche Tragödie zu eigen. Der kleine Schröder spielte schon mit. Vor dem Ausbruch des großen Krieges 1756 verließen Mutter und Stiefvater in überstürzter Flucht die Stadt und während sie Süddeutschland durchzogen, verkam der Junge fast in Königsberg vor grenzenloser Not. In der Schweiz erreicht er die Eltern, häuft in wilder Unbändigkeit Schulden, Vergehen, Diebstähle aufeinander; in Braunschweig versöhnt er sich mit Ackermann. In Hannover 1763—1764 ernten sie glänzende Erfolge. Der vierjährige Iffland ist unter ihren Gästen. Unterdessen war 1758 Schönemanns Truppe zusammengebrochen, Koch hatte sie übernommen und er, der Thüringer, von Leipzig unumschränkten Besitz ergriffen. Ekhof trat 1764 wieder bei Ackermann ein. Im selben Jahr sah die Truppe nach zwanzig Jahren Hamburg wieder. Große Tage brachen für die alte Theaterstadt an, die glänzendsten Zeiten der sächsischen Bühne begannen.

Freilich, Sophie Schröder, die einst so hinreißende Heldin, und Ackermann waren aufgerieben. Zwar bot er mit seinem Wachtmeister in „Minna von Barnhelm“ noch immer eine Glanzrolle, doch das Gedächtnis verließ ihn oft und trieb ihn zu lächerlichen Stegreifflickereien. Aber mit seiner Unternehmungslust, seiner Güte und väterlichen Milde war er der beste Leiter, der sich denken ließ. Ekhof, das „theatralische Seitenstück“ zu Lessing, ersetzte alles. Seine Bedeutung für das Bühnenwesen war allumfassend. Der erste Künstler bis auf den reifenden jungen Schröder, der zugleich mit glücklichem Geschick die Jugend um sich zu bilden wußte. Er hob seinen Stand, wußte klug zu leiten und zu sammeln und brauchbare Bühnenstücke zu machen. Als Schauspieler ein Wunder der Stimme, die seine wenigen matten Gebärden hinwegtönte, und ein Wunder des Auges, das seine unglückliche, unscheinbare Gestalt in einen Göttermantel des Glanzes hüllte. „So fehlerhaft gebaut war“ nach Schröder „sein Körper, daß römischen und türkischen Kleidern ein ausgestopftes Herz untergenäht werden mußte. Die ungeheuern Ballen seiner Füße zu verdecken fiel ihm gar nicht ein.“ Doch mit der unbegrenzten Melodie seiner Sprache, die mit einem Worte Stürme der Begeisterung entfesselte, die jeden Hauch der Stimmung zum Wehen brachte, mit seinem wundervollen Auge zwang er den Zuschauern die Täuschung eines Heldenkönigs auf. Er war der größte Redner vor der Rampe, wirkte allein mit dem Wort und nur in höchster Leidenschaft ließ er sich zu einer Handbewegung fortreißen. Im Luft-

spiel war er weniger glücklich. Die Stunde des jungen Schröder war noch nicht gekommen. Der wilde Jüngling, herrlich gewachsen, ein Rätsel an innern Widersprüchen, glühte erst noch langsam rein. Doch hatte ihn Ekhof dem Ballett entrissen und durch anstachelnden Ehrgeiz gezwungen, den schweren Stein allmählich von seinem Brunnen zu heben, in dem die Geister der Tiefe noch gefesselt schliefen. Seine Stiefschwestern Dorothea, damals zwölf, und Charlotte, damals siebzehn Jahre, entwickelten sich zögernd. Aber in David Borchers, dem Sohn eines Hamburger Schiffspredigers, dem Altersgenossen Schröders, machte Ackermann 1766 einen genialen Fund. Borchers hatte in Göttingen Theologie studiert. Ein unerschöpflicher Verwandlungskünstler, unter dessen Wimpern Scherz, Humor und Pathos schliefen, der als Jüngling Greise und als frühgealterter Mann tolle Jungen spielte.

Schönemann und Ackermann waren Vertreter verschiedener Richtungen. Die gezierte Sprache, feststehende Gebärden und feste technische Handgriffe waren als Schönemanns Eigenart bekannt. So lange Ekhof bei ihm spielte, waren sie in der Truppe nicht eigentlich Einseitigkeiten geworden. Ackermann betonte wechselnden, dem Augenblick angepaßten Vortrag, betonte realistische Gebärden. Weil Schönemann von den Haupt- und Staatsaktionen kam, war er zum Stilisieren erzogen worden. Ackermann, der bedeutendste Pfleger des Balletts, bildete geschmeidige und individuelle Körperformen heran.

Im Spielplan Ackermanns herrschte noch in der ersten Hamburger Zeit das Ballett. Die Zahl der Neuheiten war seit seiner Flucht aus Königsberg von sechsundzwanzig rasch auf sieben im Jahr gesunken. Erst seit 1764 stiegen sie langsam wieder auf etwa zwanzig. Schuld waren die Dichter, nicht Unternehmer und Schauspieler. In Deutschland war die Stille vor dem Bühnensturm. Es war ein Glück für die Größe Elias Schlegels, daß seine Ideen, die in Kopenhagen verkümmerten, in Hamburg lebendig wurden. Am 6. September 1764 begann Ackermann seine Vorstellung mit „Canut". Ein Sturm der Begeisterung ging durch Parterre und Logen.

Wie zur Zeit der ersten Hamburger Oper waren es auch diesmal die Diplomaten der Stadt, vor allem der dänische Gesandte Heinrich Karl von Schimmelmann, die Ackermann zu dauerndem Bleiben drängten. Die Truppe mußte sich zu einem Neubau entschließen. Auf dem Grunde des alten Opernhauses, der der Familie Willers gehörte, führte Ackermann 1765 einen Holzbau auf, dessen Bühne 37 Fuß breit, 27 hoch, 75 tief war. Am 31. Juli 1765 wurde die Bühne eröffnet mit einem Vorspiel „Die Komödie im Tempel der Tugend" mit starken Anklängen an Ideen, Bilder und Vorstellungen Pyras

und mit einer französischen Komödie. Neu waren die glänzenden Kostüme, für die Sophie Schröder, eine kunstgewandte Stickerin, sorgte. Die Einnahmen dieser oft und lang unterbrochenen Spielzeit — 15 000 Taler — bewiesen den Erfolg.

Verschiedenster Art und verschiedenster Herkunft waren die Hoffnungen, die den und jenen lockten, auf Ackermanns Glück ein neues zu bauen. Unter den weiblichen Mitgliedern der Truppe waren Karoline Schulze und Friederike Hensel weithin von Bedeutung. Beide durch den üblichen Neid Todfeindinnen und Todfeinde auch die alten und jungen Verehrer der Kaufmannsstadt, die hinter ihnen standen. Eben damals wurden aus Elias Schlegels Nachlaß geniale Anregungen bekannt. Er hatte an eine Übernahme der Theaterverwaltung durch den Staat gedacht, hatte Entschädigungen für die Bühnendichter gefordert. Der Leiter des Ganzen sollte kein Schauspieler sondern ein ansehnlicher Mann — unser Intendant — sein. Im Theaterleben der Stadt spielte Johann Friedrich Löwen, 1729 zu Klaustal am Harz geboren und in Göttingen Jurist, eine geschäftige Rolle. 1751 begann er in Hamburg als Lyriker. Bei Schönemann, dessen Schwiegersohn er wurde, war er an Stelle Krügers Theaterdichter geworden, dann bei Koch, bei Schuch, bei Ackermann. Er schuf einen Bildungsverein für Schauspieler und schrieb die erste Theorie der Schauspielkunst: „Kurzgefaßte Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes". Als er bei Ackermann einem jüngern Dichter Platz machen mußte, versuchte er am ganzen Unternehmen seine Totengräberarbeit. So schossen verschiedene Ursachen zur gleichen Wirkung zusammen, Ackermanns Werk in die Hände der Unzufriedenen zu bringen. 1765 in seiner „Geschichte des deutschen Theaters" griff Löwen Schlegels Gedanken einer Nationalbühne auf. Die in gleicher Richtung Interessierten fanden sich zu gemeinsamem Vorgehen und nach einer gut gespielten Intrige war Ackermann mürbe.

Oktober 1766 verpachtete er auf zehn Jahre sein Theater an eine Genossenschaft, an deren Spitze Abel Seyler und Johann Martin Tillemann standen, verkrachte Fabrikanten, die ihr Letztes mit schöner Gebärde ausgaben. Löwen, der reine Theoretiker, wurde „literarischer" Regisseur, Ackermanns Schauspieler wurden übernommen, nur der junge Schröder verließ die Stadt voll Ekel und trat in die Truppe des berühmten Bernardon Josef von Kurz ein, die damals im Rheintal spielte.

Lessing war in diesen Schicksalstagen der sächsischen Bühne wieder einmal unter Menschen gewesen. Nach seiner heimlichen Flucht aus Berlin tauchte er 1760 in Breslau auf als Regierungssekretär bei Bogislav Friedrich von Tauentzien. Er hatte seine Gedanken wieder ausspannen lassen bei

Bechern und Würfeln, hatte, auf eine neue arbeitsreiche Zukunft vorausbedacht, unschätzbaren Bücherreichtum gesammelt und die ersten Züge zu den nächsten zwei großen Werken getan, die eigentlich seine ersten Dauerwerte waren. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin 1763 war er bis 1765 wieder in Breslau. Die freie Stelle eines Bibliothekars in Berlin war für ihn nicht zu haben, da sie der König Winckelmann, der 2000 Taler forderte, mit der königlichen Begründung abschlug, für einen Deutschen seien 1000 Taler genug. Lessings Rache an dem Fürsten, der seine Deutschen nur vor den Kanonen schätzte, war groß und fein. Er ließ 1766 den ersten Band des „Laokoon" erscheinen. Ohne Anschauung von antiken Bildwerken, die ja Winckelmann auch erst in Italien sehen konnte, suchte er die Unterschiede der bildenden und redenden Künste aus ihren ursprünglichsten Mitteln heraus zu entwickeln. Der Grundgedanke, nur Handlungen seien Gegenstände der Poesie, der Dichter dürfe nicht malen, knüpfte an die Laokoongruppe an und wuchs aus Homers Technik empor. Er räumte mit Anschauungen auf, die seit Opitz Trägerinnen ganzer Landesliteraturen waren; doch schon zur höfischen Zeit, seit Herbort von Fritzlar, war der theoretische Gedanke Lessings zu Zeiten praktische Wirklichkeit gewesen. Die einseitige Ableitung aus Homer war ebenso lehrhaft wie die Vorschriften Opitzens und Gottscheds. Behandelt war nur eine Teiltheorie des Epos, weil das Werk Bruchstück blieb. In seinem Aufbau war das Buch ein Kunstwerk, das im Grunde verschiedenste Abhandlungen wunderbar einfach unter eine Einheit brachte. Herder fand für die ganze Art des „Laokoon" das große Wort, das Buch sei ein Vordenken des Problems, wie Homer den Schild des Achilles vor unsern Augen entstehen lasse. So sehr Herder in den „Kritischen Wäldern" die Ergebnisse dieser Arbeit einschränkte, es war das erste Werk, in dem es ein Deutscher versuchte mit allen Mitteln des Scharfsinns und der Dialektik, mit virtuoser Beherrschung der einzig entsprechenden Schreibart Gedanken von solcher Tragweite, wie es die Erneuerung ästhetischer Grundwerte der Antike war, durchführte. Mit Winckelmann war Lessing der erste, der wirklich ahnte, was das Wesen der klassischen Dichtung ausmache.

Lessing stand schon zu zwölfter Stunde auf dem Markte. Nicht einmal um den zehnten Teil dessen, was Friedrich II. für einen Deutschen genug fand, wäre er nach Berlin gekommen. Nach Wien, wohin er nach den Wurzeln seiner Familie gehört hätte, spannen sich Fäden genug und es war seine Schuld, daß sie nicht hielten. Da riefen ihn die Hamburger als Dramaturgen ihrer neuen Nationalbühne, die freilich stets nur eine Stammesbühne sein konnte. Nach einem vorbereitenden Besuche übersiedelte er April 1767 nach Hamburg. Sein köstliches Geschenk an die neue Bühne war „Minna von

Barnhelm". Im bewegten Kriegsleben der ſchleſiſchen Hauptſtadt war das Stück bereits entworfen worden. Wohl waren der Quellen dazu ſo viele wie immer, darunter Goldoni, doch es war die erſte Leiſtung des Dichters Leſſing. Viel bewundert wurde die aufs feinſte motivierte und verbundene Handlung, der an Tönen überreiche Dialog, der jede Figur individuell zeichnet, das friſche, überſchäumende Leben. Die Zeichnung der Charaktere iſt mit Recht über die Führung der Handlung geſtellt worden. Es war ein ſchöner Zoll an die wackern preußiſchen Offiziere, mit denen er ſo gerne umging. Die ergreifende Geſtalt Ewalds von Kleiſt ſchreitet elegiſch leiſe über den Hintergrund. Die Sprache ſo männlich und kernhaft, wohl das einzigemal, wo Leſſing wirklich auf dem Punkte ſtand, die Nation in edler Begeiſterung hinzureißen. Die preußiſche Regierung ſuchte die Aufführung des Stückes zu hindern, ſoweit ihr Arm reichte. Über dem Drama war freilich nicht die Gloriole des Siebenjährigen Krieges. Die Hunderte abgedankter Offiziere in Berlin und die Witwen, die den Staat mit ihren Geſuchen behelligten, gaben dem ſozialen Oberton der Dichtung einen lauten Widerhall.

Am 22. April wurde die neue Bühne eröffnet. Im Spielplan ſtanden überwiegend franzöſiſche Stücke. Wo hätten die deutſchen herkommen ſollen? Löwen wurde von den Schauſpielern raſch weggeärgert. Ekhof trat als Regiſſeur an ſeine Stelle. Die Schwierigkeiten wuchſen bald allen über die Köpfe. Leſſing hatte am 22. April das Blatt angekündigt, in dem er den Fortgang des Unternehmens, Schauſpieler und Stücke, kritiſch begleiten wollte. Am 1. Mai erſchien das erſte Stück der „Hamburgiſchen Dramaturgie". Das Blatt hatte, von Nachdruckern gehetzt, kein beſſeres Geſchick als die Bühne. Es erſchien unregelmäßig, und was half es dem Unternehmen, wenn es in der Zeit ſo weit hinter den Aufführungen zurückblieb. Da ſich die Schauſpielerinnen auch die zarteſte Kritik verbaten, mußte Leſſing ſchon mit dem fünfundzwanzigſten Stück die wertvolle Hälfte ſeines Planes opfern. Wie er im „Laokoon" ſcharfſinnig epiſche Regeln aus Homer ableitete, ſo ging er hier in Pyras und Elias Schlegels Spuren nach Ariſtoteles auf die Grundprobleme der Tragödie ein. Shakeſpeare wurde über Corneille geſtellt — die übliche Rangliſte der Dichter — und an der Antike gemeſſen. Hier war das Recht auf ſeiten Gerſtenbergs. Und wenn Leſſing ſpäter die Jugendwerke von Goethe, Lenz und Klinger ablehnte, was blieb denn dann im deutſchen Spielplan? Das Werk war ein nutzloſes Opfer für dieſes Unternehmen. Mehr als zweihundert Jahre lang hatten die deutſchen Stämme um das antike Drama gerungen, da kam Leſſing, räumte den Wuſt gelehrter Mißverſtändniſſe hinweg und ſammelte mit der Kunſt, die im „Laokoon" Triumphe gefeiert hatte, die zerſtreuten antiken Begriffe vom Tragiſchen zu einem Syl-

Minna von Barnhelm,

oder

das Soldatenglück.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen,

von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Berlin,
bey Chriſtian Friederich Voß.
1767.

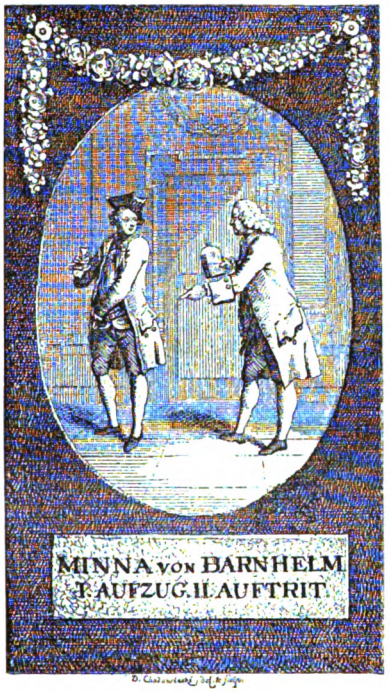
logismus von bestechender Folgerichtigkeit. So sehr diese größte deutsche Theaterzeitschrift einem haltlosen Werke diente, sie war doch eine Leiter aus der Tiefe in die Höhe, so rasch sie auch von der jüngern Generation überstiegen wurde. Unheilvoll erwies sich der „Hamburgischen Dramaturgie" Lessings geschichtliche Blindheit. Eine deutsche Nationalbühne schaffen wollen, ohne etwas von der großen Bühnenvergangenheit des Baiern zu wissen, ja selbst mit vornehmer Mißachtung der Theatergeschichte Hamburgs, wo doch diese Bühne werden sollte, das war freilich hoffnungslose Kühnheit. 1769 schloß er die Dramaturgie und alles brach zusammen. Mit der ihm eigenen Schärfe war Lessing gleich mit einer Anklage und einer Entschuldigung zur Hand. Das Nationaltheater hätte scheitern müssen, weil „wir noch keine Nation sind". Aber der Deutsche hatte doch seit ein paar Jahren sein Nationalgefühl und die deutsche Poesie ihren eigentlichen Lebensinhalt. Weil ein ungeheurer Kraftverbrauch geniale und begabte Dramatiker vor der Zeit verzehrt hatte, weil es noch keine Stücke für einen Spielplan gab, weil Kaufleute, wenn sie Schauspielerinnen lieben, noch keine Bühnenschöpfer sind, weil Lessing keine Kenntnis genommen hatte von den verschiedenen Bedingungen und Begabungen des Baiern und Sachsen und Franken für die Bühne, weil er in einer so ausgesprochen sächsischen Theaterstadt gar nicht am Platze war, darum scheiterte das Unternehmen. Aber es war kritiklos, vielleicht sehr unaufrichtig, den Mangel einer Nation statt die Unfähigkeit und Unkenntnis der Gründer verantwortlich zu machen. Welche höhere Gewalt zwang denn die deutschen Stämme in der Hamburger Bühne ihr Nationaltheater zu sehn? Seyler? Löwen? In Wien bot man Lessing die Stelle einer Theaterdichters mit 3000 Gulden an. Aber entmutigt ging er 1770 als Bibliothekar nach Wolfenbüttel.

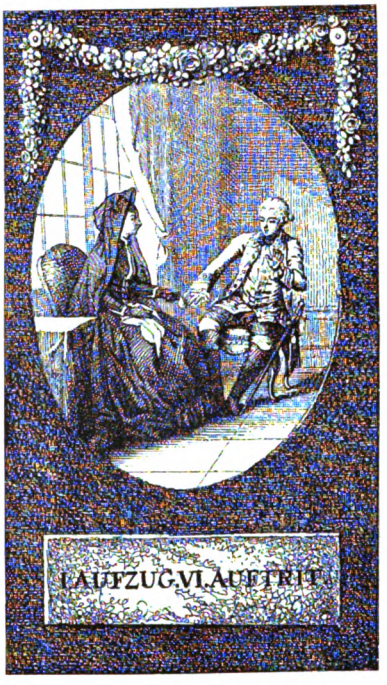
Der alte Ackermann ließ sich beschwatzen und übernahm noch 1769 die Bühne wieder auf eigene Rechnung. Der junge Schröder, der am Rhein die italienische und österreichische Bühnenkunst kennen gelernt hatte, war nach Hamburg zurückgekehrt und übernahm die Regie. Ballett und Singspiel traten wieder in ihre Rechte, im März 1769 begann die Truppe in Braunschweig zu spielen. Seyler gründete eine eigenes Unternehmen, zu dem Ekhof und andere übergingen, und so waren es junge Kräfte, mit denen Ackermann im Herbst desselben Jahres in Hamburg von neuem begann. 1771 starb er, im August des folgenden Jahres trat Sophie Schröder zum letzten Male auf, Dorothea und Charlotte Ackermann waren groß geworden, Johann Franz Brockmann, 1745 zu Graz geboren, doch durch den Vater Paderborner, war eine wertvolle Kraft. Goldoni, eine Frucht der rheinischen Spielzeit Schröders, trat allmählich im Spielplan an Stelle der Franzosen, freilich auch

er wie Holberg vielfach nur eine Ableitung Molières. Über Just in „Minna von Barnhelm", über Rollen aus Goldoni, über Marinelli in „Emilia Galotti" wuchs Schröder bewunderswert ins Charakterfach. Der Dresdner Johann Christian Bock wurde 1772 sein Theaterdichter, seit 1774 gab Schröder sein offiziöses Organ „Theatralisches Wochenblatt" heraus und seit 1777 kann seine Truppe als das stehende Theater Hamburgs gelten.

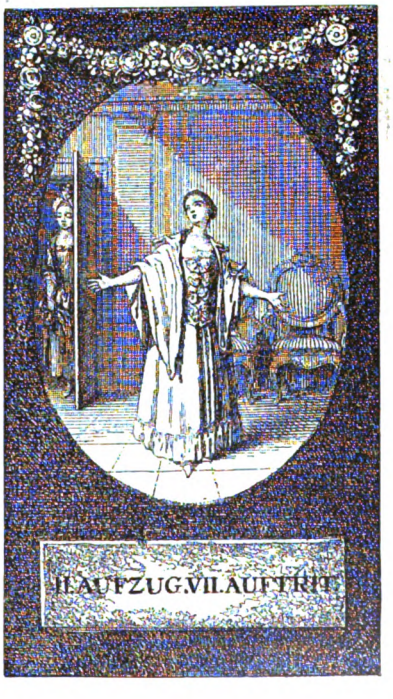
Nun wuchs seine Größe geflügelt empor. Der Frühling ging durch die deutschen Stämme. In rascher Folge wurden die großen dramatischen Werke der Zeit geschaffen. Die alte Alexandrinertragödie schwand aus dem Spielplan. 1772 konnte „Emilia Galotti", am 23. August 1774 zum erstenmal Goethe gegeben werden, aus Vorsicht „Clavigo". Am 24. Oktober 1774 „Götz von Berlichingen" in Schröders Bearbeitung. Nach dem Vorbild der Wiener Bestimmung von 1770 begann Schröder die Theaterdichter zu entschädigen. 1775 ließ er den berühmten Wettbewerb ausschreiben, dessen Frucht Klingers gekrönte Tragödie „Die Zwillinge" und Leisewitzens „Julius von Tarent" waren. Im selben Jahre schuf er seine erste Glanzrolle als Harpagon in Molières „Geizigem". Die Jugend, Goethe, Wagner, Klinger, traten immer stärker in den Spielplan. Mit Boie und Leisewitz schloß sich innige Freundschaft. 1776 bereiste er als Lernender Dresden, Prag, Wien, Gotha. In Prag wurde ihm die Offenbarung, die ihn nun zu seinem letzten, höchsten Ziele trieb. Hier sah er „Hamlet" als erstes Stück von Shakespeare spielen. Das war seine Stunde. Elias Schlegel und Gerstenberg mit ihren Prophezeiungen, Lessing mit seinen logischen Ableitungen waren wohl nur aufgehäuftes Holz. In Prag schlug der Blitz ein, daß es hoch auflohte. Als Schröder nach Hamburg zurückkehrte, hatten eben die „Adreßcomptoirnachrichten" mit dem Abdruck von Lichtenbergs Briefen über den Erneuerer Shakespeares in England, über den Schauspieler Garrick begonnen. Am 20. September 1776 inszenierte er „Hamlet", Brockmann spielte den Helden, Schröder den Geist. Hamlet siegt in dieser Bearbeitung, die stark von der Wiener abhängig war, und kommt zur Regierung. Auch die Totengräberszene wurde erst später mitgenommen. Es wurde ein Erfolg, wie noch keiner Hamburg berauscht hatte. Fast jede fünfte Vorstellung war „Hamlet", Schröder war mit einem Schlage der bedeutendste Schauspieler Deutschlands. Wenn irgendwo, so war „Hamlet" in Hamburg am Platze, das Symbol der englischen und dänischen Literaturbeziehungen, ein Symbol auch für die innere Größe des sächsischen Volkes.

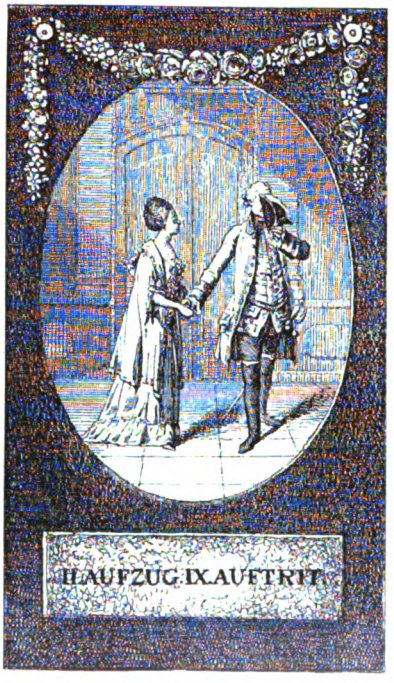
Es folgten Klingers „Zwillinge", am 26. Oktober „Othello", Brockmann als Othello, Schröder als Jago, zermalmende Wirkungen über alles Maß für diese Zuschauer, die noch immer erzogen werden mußten. Die dritte


MINNA von BARNHELM.
I. AUFZUG. II. AUFTRIT.


I. AUFZUG. VI. AUFTRIT.

II. AUFZUG. II. AUFTRIT.

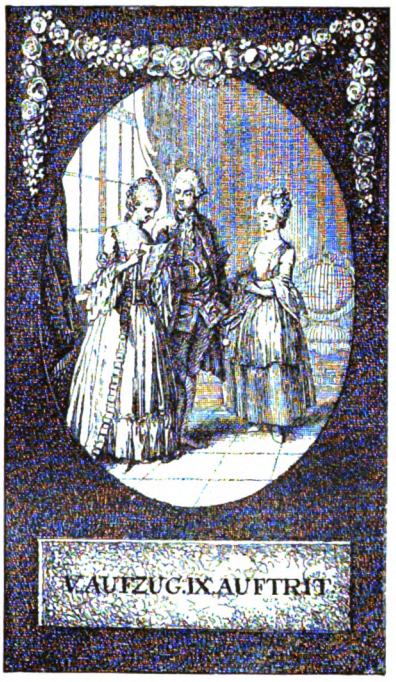

II. AUFZUG. VII. AUFTRIT.


III.AUFZUG.IX.AUFTRITT.

III.AUFZUG.VII.AUFTRITT.

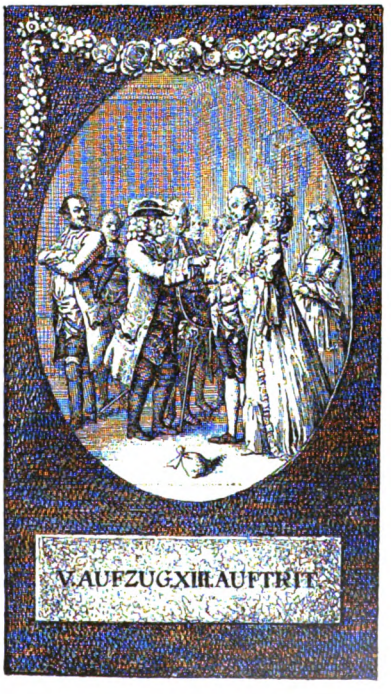
III.AUFZUG.X.AUFTRITT.

IV.AUFZUG.II.AUFTRITT.


V.AUFZUG.IX.AUFTRIT.

V.AUFZUG.XI.AUFTRIT.

V.AUFZUG.XII.AUFTRIT.


V.AUFZUG.XII.AUFTRIT.

Vorstellung, an Stelle des tragischen der gute Ausgang, brachte endlich auch diesem Stücke vollen Erfolg. Am 7. November 1777 „Der Kaufmann von Venedig", am 28. die „Komödie der Irrungen" in einer lokalisierten Bearbeitung, am 15. Dezember „Maß für Maß", dann Lenzens „Hofmeister". Seit Ostern 1778 schied das Ballett aus. Verhandlungen mit dem Sachsen Iffland zerschlugen sich. Am 17. Juli 1778 „Lear", Schröder in der Rolle des Königs, der größte Erfolg, größer als „Hamlet". Wie Schröder neben Cordelia aus dem Wahnsinn erwachte, dessen gedenken alle mit überschwenglicher Begeisterung. Nach Brockmanns Abgang übernahm Schröder den Hamlet und schuf die Rolle nun aus der ganzen Tiefe seiner genialen Begabung neu um, im Geiste Shakespeares, nach den weichern Tönen, die ihm Brockmann gegeben hatte. Noch folgten 1778 einige Königsdramen. Schröder als Falstaff, für die Hamburger eine unsinnige Freude, war später den Wienern ein Greuel. 1779 wurde Johann Friedrich Fleck aus Breslau gewonnen und im Juni erlitt „Macbeth" eine leichte Schlappe. Mit „Emilia Galotti" am 3. März 1780 schloß Schröder allen überraschend seine Vorstellungen und ging nach Wien, wo man ihn feierte. In München bot man ihm die Theaterleitung an. Vom Frühling 1781 bis Herbst 1785 war er Mitglied des kaiserlichen Nationaltheaters in Wien. Hier schrieb er seine zwanzig Stücke, meist nach englischen Originalen. Sein zweites Hamburger Unternehmen, 1785—1797, war gut aber glanzlos, sein drittes vom April 1811 bis März 1812 ein Zusammenbruch. 1816 starb er.

Waren unterdessen die deutschen Stämme eine „Nation" geworden, daß nun auf einmal Schröders Erfolge das Scheitern des Hamburger Nationaltheaters noch deutlicher werden lassen? Gewiß war unterdessen das deutsche Drama neuen Stiles geschaffen worden, aber Shakespeare, über den Lessing die Spalten seines Blattes füllte, war damals ebensogut zu haben. Und Schröder hatte nicht die großen Schauspieler mehr aus Ackermanns Zeit. Doch er war eben bereit zu lernen, sah sich dort um, wo man auch ein wenig von Bühnendingen verstand und wo es Lessing zu lernen verschmähte. Die Eroberung Shakespeares zunächst für die niedersächsische Bühne war Vollendung und Krone des sächsischen Spieltriebes, der von Hamburg bis Ostfalen mehr als hundertjährige Theaterüberlieferungen geschaffen, der die Masse der großen sächsischen Schauspieler erzogen hatte, es war die Krone auf die englisch-sächsischen Literaturbeziehungen seit den Tagen der englischen Komödianten.

4.

Die sächsische Scholle.

Großstadtliteratur, Theater und Presse, war das Leben Hamburgs, Theater und Presse, so stark von wirtschaftlichen Begierden getrieben, daß das Künstlerische nicht selten zuschanden wurde, daß aufgesaugt oder wieder ausgeschieden wurde, was vom flachen Lande an literarischen Energien zudrängte. Kopenhagen, der andere Leuchtturm an der Hafeneinfahrt germanischer Güter, war der einzige rein niedersächsische Hof, sächsisch Fürstenhaus und Adel, die Pressen zwar nur im Dienste ungefährlichster Literatur gedreht, aber ebenso stark wie in Hamburg der Drang nach der Bühne. Doch das Hamburger Theater war für den erwerbgejagten Kaufmann, der geglättet genug war, um sein Geld lieber für Schauspieler und Schauspielerinnen auszugeben als für derbere Genüsse. Die Kopenhagener Bühne sollte das höfische Bedürfnis einer künstlichen Gesellschaft werden und kam eben darum zu keinen Wirkungen.

Zwischen der Großstadt Hamburg und dem sächsischen Hofe Kopenhagen lagen Pfarrhäuser, Bauerndörfer und Landadelschlösser. Nun wurde es auch in denen lebendig. Wirklicher Ackerboden. Vor der Großstadt Hamburg rühmte sich das junge Volk seiner Scholle, nannte seine Frauen etwa mit Stolz seine Bauernmädchen und vor dem Hofe Kopenhagen freuten sie sich ihres aufgärenden Tyrannenhasses: die sächsischen Landsassen Claudius, Hölty und Boie, der Enkel eines Leibeigenen, Voß, ebenso wie der Landjunker Stolberg aus alter gräflicher Sippe.

Sie studierten ein paar Monate zufällig in der fernen englischen Universitätsstadt Göttingen, nicht so naturnotwendig wie die Ostfalen und Meißner in Leipzig und Halle. Hier gerieten sie, sie die wettergehärteten Sachsen, mit fiebergeschüttelten Franken und Alamannen zusammen, ertrugen wie rechte Naturburschen helläugig den Rausch betäubender Gefühle, an denen jene zugrunde gingen, und wie das Wasser von ihrem Gefieder tropfte, zogen sie ruhigstarken Flügelschlages den ewigen Zielen ihres Stammes zu. Göttingen, das durch ihre Jugend fast berühmter wurde als durch Haller, Lichtenberg und Heyne, war nicht mehr als ein Flugfunke sächsischen Feuers.

Die Familienüberlieferung der Boie rühmt sich eines Stammvaters Vage, der 1208 aus dem Lande Wursten über die Elbe kam und vom Bremer Erzbischof mit der Elbfähre belehnt wurde. Stählerne Köpfe, an denen sich die harten Fäuste der Ditmarsen lahm schlugen. Aber so recht eine germa-

nische Sippe, so hart die Brust war, so weich das Herz darin. Im sechzehnten Jahrhundert wurden sie Dichter inniger Kirchenlieder. Ein Sproß dieses Geschlechts kam Heinrich Christian Boie 1744 zu Meldorp zur Welt. Die Mutter aus einer hessischen Gelehrtenfamilie, der Vater, wie die Claudius auch, Pfarrer. Von der Flensburger Schule kam er als Jurist nach Jena und Ostern 1769 nach Göttingen. Seit 1768 weilte hier als Erzieher der französisch erzogene Thüringer Friedrich Wilhelm Gotter aus Gotha. Beide waren im Grunde nur enthusiastische Liebhaber und feine Kenner. Mit ihren umfassenden Beziehungen zu den Literaten der Zeit konnten sie es wagen nach dem französischen Muster des Almanac des Muses von 1765 an ein ähnliches Unternehmen zu gehn. Schon das französische Muster ist mehr für Gotter bezeichnend als für Boie. Sammelte aber der Almanac nur die besten Körner aus der Ernte des letzten Jahres, sie wollten nur ungedruckte, neue Beiträge bringen. So erschien ihr „Musenalmanach für das Jahr 1770". Vertreten war, was damals Rang und Namen hatte, Gleim neben Gerstenberg, Klopstock neben der Karschin, Denis bei Thümmel, Ramler wie Kretschmann. Da Gotter 1769 Göttingen verließ, setzte Boie das Unternehmen allein fort.

Titel und Druckort waren das einzige, was den Almanach mit Göttingen verband. Da kam die Jugend. Die vielberühmte, immer wieder beschriebene Bundesszene vom 12. September 1772 hat nicht viel zu bedeuten und ebensowenig das ganze Studententreiben. Daß sie noch nationaler als die Kopenhagener, christlicher als Pyras christlicher Idealismus waren, daß sie Klopstocks Renner, gewohnt an das Reiten mit verhängtem Zügel, zu Tode jagten, das Schwärmen der Zeit überschwärmten, sind bloße Gradunterschiede. Und schritten sie auch Arm in Arm, die Sachsen gingen nach einem ganz andern Rhythmus als die Thüringer, Franken und Alamannen des Bundes. Der Rheinfranke Johann Friedrich Hahn, seit 1771 Jurist in Göttingen, war die Pythia dieser feierlich tollen Versammlung, las den ersten Teil des „Werther" seines Landsmannes vor, ein schäumender Wielandfeind, faul und verkommend, ein Menschenhasser und Weltschmerzler wie sein anderer Landsmann Klinger. Teuthard nannte er sich so bezeichnend. Neben ihm der Schwabe Johann Martin Miller, seit 1770 Theolog, als Minnehold und sein Vetter Gottlob Dietrich Miller als Bardenhold. Martin Miller war der Liederreiche, minniglich, zärtlich, bräutlich, nach Weckherlin wieder ein alamannischer Poet, der die verklungenen Liederspiele der höfischen Zeit erneuerte. Miller hat dem Kreise die Lyrik des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts vermittelt. So trafen sich der sächsische Nationalismus und die duftigste Blüte des schwäbischen Stammestums. Karl Friedrich Cramer, 1752—1807, der Sohn des berühmten Vaters, kam vom Koper-

hagener Hofe, eitel, stolz und großsprechend, Hoffnungen ohne Erfüllung und wenig beliebt.

Als Hannoveraner naturgemäß in Göttingen, durch den Vater aus Hildesheim ostfälischer Abkunft, war Ludwig Heinrich Christoph Hölty, 1748—1776, nur durch das ländliche Milieu seiner Heimat — das Dorf Marienſee an der Leine — mit den kraftstrotzenden Nordsachsen verwandt. Durch eine Jugendkrankheit gebrochen, schlich er trägen Gangs, breitschultrig und totblaß, stumm, müde und unbehilflich durch den tosenden Lärm der Freunde. Bürger machte ihn mit Boie bekannt. So fand er seinen besten Freund, Voß. Miller führte ihn in die altschwäbische Lyrik ein. Über seinen Stoffen und Gefühlen, oft in reinsten, schimmernden antiken Formen, liegt das Vordämmern seines frühen Todes, das Erbe von seiner Mutter. Schon über dem dunkeln Strome schwebend, besuchte er 1775 seine nordischen Freunde. Im folgenden Jahr starb er.

Bürger besuchte die Freunde gelegentlich, so fest er mit beiden Füßen auf anderer Erde stand. Einmal nannte er Wielands Namen. Da wurde er niedergedonnert. Leisewitz trat von fern in den Kreis. Daß sie Wielands Schriften verbrannten und Klopstock mit unbändiger Begeisterung aufnahmen, war der Beweis für das Überwiegen des sächsischen Elements. Der Franke mit seinem Wesen und der Alamanne mit seinem Stammestum gaben dem sächsischen Gedanken der sächsischen Freunde das fremde Irisieren, doch lag in ihnen die Bedeutung des Bundes nicht.

Ein Sohn des Erzgebirges wie Lessing und die Literaten Meißens war Christian Gottlob Heyne, 1729 zu Chemnitz geboren. Dem Verhungern nahe, schlug er sich durch einen Tag um den andern. Bei der Beschießung Dresdens verbrannte ihm seine ärmliche Habe und wertvolle Manuskripte. Raptim et tumultuarie, muneris et officii curis undique adsilientibus, wie er sein Schaffen entschuldigte, hatte er sein Wissen zusammengebracht. 1763 wurde er Professor der Beredsamkeit und Direktor des philologischen Seminars in Göttingen, der erste, der Sprachwissenschaft als großes Ganzes für sich betrieb und lehrte, der Schöpfer des sachlichen Hilfswissens, der Archäologie und Mythologie im großen Rahmen, der Neubegründer griechischer Studien, der große Dolmetsch klassischer Dichtungen, dem häufige Lücken in seiner Tatsachenkenntnis nichts von seiner Größe nahmen, in der er an der Schwelle der neuen Renaissance und des neuen Humanismus aufragt, neben den Schlegel, neben Lessing der Fortsetzer und Vollender der erzgebirgischen Schulüberlieferungen. Ein Webersohn, wie die ältesten Lessing es waren, Kinder einer Landschaft, die in dürftiger Enge viel Zeit und Gelegenheit hatten, ihren Sinn auf die Kleinigkeiten des Lebens zu schulen.

Ihm nahte sich ein junger Mecklenburger, eckig, grob und brutal, wenn es sein mußte, Enkel von Leibeigenen, nüchtern, derb und praktisch, wie sein Stamm es von je gewesen. Zu Sommersdorf bei Waren kam Johann Heinrich Voß 1751 zur Welt. Der Vater hatte sich rasch auf hellere Höhen geschwungen und mag dem Sohne oft von den Opern erzählt haben, die er zu Hamburg gesehen, aus denen er ganze Stellen auswendig wußte, und von dem lustigen Dichter Hagedorn, dem er an der Tafel des Herrn, dem er diente, des Lübecker Domherrn von Witzendorf, gar oft das Weinglas gefüllt hatte. Früh hing das Ohr des Knaben an „allem was klang und klappte", im Guten und Bösen eine Vorbedeutung des Hexameters, der zur Musik seines Lebens wurde. Von ausgezeichneten Mecklenburger Schulen und von einem demütigenden Hofmeisterposten kam Voß 1772 nach Göttingen, nachdem ihm Boie glatte Wege geschaffen hatte. Zunächst als Theolog. Im folgenden Jahr gab er sich ganz der Sprachwissenschaft hin. Heyne wurde fast sein einziger Lehrer. Im März 1773 hatte er bereits Homer gelesen, dann Pindar. Übersetzungsversuche gelangen über Erwarten. Als er 1775 Blackwells Untersuchung über Homers Leben und Schriften verdeutschte, übertrug er bereits die dort zitierten Stellen aus Homer. Ein geborener Sprachgrübler, fand er auch die ältere deutsche Sprache reich an Problemen. Hier war Miller der gegebene Anreger. Voß begann Walther von der Vogelweide, begann Lichtenstein zu lesen, wandte sich den heimatlichen Mundarten zu, träumte von einem deutschen Wörterbuch. Als Oktober 1772 die Brüder Stolberg nach Göttingen kamen und von Cramer den Freunden zugeführt wurden, hatte Voß die Jünglinge gefunden, die für Homer und Pindar glühten, wo er nur mit dem Verstande liebte. Welches Licht begann in Gerstenbergs Zeitschrift zu brennen! Voß fand den Freund vor allen Friedrich Leopold, mit dem er durch Jahre in Zorn und Liebe rang, um die Seele, um die Dichtung, um Homer. Die Göttinger Tage verdämmerten schon, denen die Stolberg erst Glanz und Größe gebracht hatten. An greifbaren Früchten barg Voß aus dieser Zeit seine ersten vier Idyllen „Der Morgen", „Die Pferdeknechte", „Der Ährenkranz", „Selmas Geburtstag". Aus dem ursprünglichen lyrischen Kern wuchs ihm in diesen frühen Dichtungen erst der epische Rahmen um das Ganze.

1775 ging Voß nach Wandsbeck, während die Stolberg nach der Schweiz aufbrachen. Mit der Fortsetzung des Musenalmanachs dachte er seine Einnahmsquelle dauernd im Fließen zu halten. Abenteuerliche Pläne eines einsam seligen Zusammenlebens mit Hölty und mit dem dritten Freunde im stillen Wandsbeck waren in ihm aufgestiegen.

Claudius Pauli, gestorben 1586, hieß ursprünglich gut deutsch Claus Paulsen. Sein Vorname wurde in lateinischer Form als Claudius zum

Familiennamen der ganzen Sippe. Matthias Claudius wurde als Sohn eines Pfarrers 1740 zu Reinfeld geboren, kam 1759 als Theolog nach Jena, wurde Jurist, weihte wie Gerstenberg seine Jugend mit „Tändeleien" ein und kam nach seiner kurzen Zeit in Kopenhagen 1768 als Redakteur der „Adreßcomptoirnachrichten" nach Hamburg. Damit trat er in den einen der beiden großstädtischen Literaturbetriebe ein, in die Presse.

Hamburg war erfüllt von geistigen Spannungen. Es waren die größten Tage der sächsischen Bühne und der sächsischen Schauspieler. Der Kampf zwischen der hartköpfigen Rechtgläubigkeit und mildern Bekenntnisformen donnerte eben über die Hamburger Gemeinden hinweg. Der Hamburger Hermann Samuel Reimarus, Professor am akademischen Gymnasium, der Verfasser von Fragmenten, die bald Stürme entfesseln werden, starb im Jahr, da Claudius kam. Der Hannoveraner Julius Gustav Alberti, 1723—1772, ließ 1770 im Bußgebet den Vers weg „Herr, schütte deinen Grimm aus auf die Heiden". Das trieb den Hauptpastor an der Katharinakirche, den Ostfalen Johann Melchior Goeze, 1717—1786, immer wieder von neuem an sein schweres Geschütz. Er geiferte noch über den Sarg Albertis, derselbe Mann, auf den schon Lessing in seiner Wolfenbüttler Einsamkeit lauert, der Mann, von dem der Hamburger Volkswitz sagte: wenn Gott ihm keinen eigenen Himmel gebe, wisse er nicht wohin. 1770 kam Bernstorff mit Klopstock nach Hamburg. Sie trugen die Hausgötter dänischer Gastlichkeit an die Elbe, der alte Kreis schloß sich langsam wieder um sie zusammen. Ein anderer Mittelpunkt war das Haus Johann Joachim Christoph Bodes, des Ostfalen aus Braunschweig, 1730—1793, der 1762—1763 den Hamburger Korrespondenten leitete und mit Lessing eine unglückliche Druckerei gründete. Als Freund Albertis, Basedows, Klopstocks, Gerstenbergs wirkte er sammelnd und anregend, als Übersetzer der großen englischen Humoristen Sterne, Goldsmith, Smollet führte er der Jugend neue Gefühlswerte zu. Für ihn schuf Lessing nach dem englischen sentimental das Neuwort „empfindsam".

Das war die neue Welt, in die Claudius mit fremden Augen trat. Lessing kam er freundschaftlich nahe. Nichts brachte auch später ihre Herzen auseinander, als ihre Gedanken nach entgegengesetzten Sonnen wuchsen. Zum Ergötzen der Zeit rückte Claudius in sein Blatt den prächtigen Briefwechsel über „Minna von Barnhelm" ein, zwischen einem Jungen, seinem Vater und seiner Tante. Herder reiste durch Hamburg nach Eutin, er lernte Claudius kennen und schrieb ihm das tiefe schöne Wort: „Ihre Liebe ist mir wie Liebe der Frauen". Diese Männerliebe zu Herder wie zu Hamann und Stolberg war ein gutes Vorzeichen der endlichen Einigung Sachsens und

des Ostens in der Romantik. Herbst 1770 trat Claudius aus der Redaktion der „Adreßcomptoirnachrichten“ aus.

Da plante Bode ein Blatt, einen Wandsbecker Boten, Claudius nahm die Leitung an und führte die ersten Seiten am 1. Jänner 1771 mit einem gereimten Bänkelsängerprolog ein, der wie einer der traulichsten alten Einblattdrucke klang. Die Zeitung erschien viermal wöchentlich, Claudius führte das Feuilleton. In dem weltverlassenen Wandsbeck fand Claudius seine Frau Rebecca, sein „Bauernmädchen“, die einfache kindliche Zimmermannstochter, die Frauen und Männer entzückte. Hier brach seine Ursprünglichkeit durch und trug ihm die Früchte abgeschlossener Eigenart. 1775 zog Voß zu ihm, zunächst als Herausgeber des Almanachs. Ein wunderliches Leben und Dichten hub an, versonnen im Grase liegen, Naturgenuß zu zweit und dritt, ein Schwärmen über den Himmelskreis des Unbewußten und Übersinnlichen, Flüge, denen Voß in diesen Jahren mit erdreichschweren Schwingen zu folgen suchte. 1775 begann Claudius mit der Sammlung seiner Werke Asmus omnia sua secum portans. Im selben Jahr gab er die Redaktion auf und trat im folgenden, von Herder geleitet, seine unglückliche Fahrt nach Darmstadt an als Oberlandkommissär und Redakteur der „Hessen-Darmstädtischen Landzeitung“.

Voß heiratete Boies berühmte Schwester Ernestine — es war den Frauen damals so leicht gemacht, in ganz Deutschland berühmt zu werden — und begann nach vorbereitenden Proben mit lächerlich unzureichenden Mitteln 1777 die Übersetzung der Odyssee, zu der Klopstock trieb und drängte. Im Mai des folgenden Jahres war er schon beim sechzehnten Gesange. Aus dem einsamen Leben am Herzen der Natur wuchsen eine Reihe neuer Idyllen, plattdeutsche darunter. Doch diese Mundart, wie Voß sie schrieb, wurde nie und nirgends gesprochen, es war eine künstliche niederdeutsche Sprache, nach philologischen Gedanken zusammengesteckt. Während Claudius, ein Schiffbrüchiger, im Mai 1777 nach Wandsbeck zurückkehrte und leben mußte wie die Lilien des Feldes, die nicht spinnen, lief Voß in seinen ersten Hafen ein zu Otterndorf im Lande Hadeln als Schulrektor. Vor seinen Augen die rollenden Fluten band er die Sehnsuchtsqualen der Odyssee in deutsche Verse, Seeluft würzte die Arbeit des Feilens und Zurechtbiegens. 1779 war der Rohbau fertig und es war kein übles Zeichen für den meerfernen, „kulturarmen“ Süden, daß von den 2050 Exemplaren des ersten Drucks in Wien 98, in München 50 verkauft wurden gegen 16 in Berlin. In diesem Jahre 1778 war es zum ersten Male, daß sich Voß von einem Menschen riß, brutal und eigensinnig, dem er viel dankte, gewiß den Grundstein, auf dem seine Größe ruhte. Mit seinem Lehrer Heyne längst in gereiztem Widerspruch, schon seit seiner

Göttinger Zeit, trieb er es jetzt zu offenem Bruche wegen der Ausſprache des Griechiſchen. Der Mann, dem Zartheit des Herzens ein Fremdes, nie Verſtandenes war, ſchickte dem Lehrer ſogar die einſt erlaſſenen Kollegiengelder zurück. In Otterndorf entſtanden, von Homers feierlicher Stille und Ruhe gedämpft, ſeine beſten Idyllen, die „Kirſchenpflückerin“, „Der ſiebzigſte Geburtstag“ und in Anfängen die „Luiſe“, jetzt reifere individuelle Kunſtwerke, wirklich epiſche Gebilde, nicht das klingende lyriſche Schweben über breitem Grunde mehr. Erlebt hatte er dieſe Idyllen alle in ſeiner ſeligen Wandsbecker Zeit. Der Ruf nach Eutin 1782 traf ihn wie eine Erlöſung.

In hartem Erwerbe für den Tag war Claudius in Wandsbeck zurückgeblieben. Erſt als er Reviſor der Schleswig-Holſteiniſchen Bank in Altona wurde, konnte er ſein Häuschen auf feſterm Grunde ſichern. Mit dem Staunen weiten Auges, dem Sonne, Wind und Wolken als ewig neue Wunder dahinrollen, ſtand er im Leben und mit der Selbſtverſtändlichkeit eines Kindes fügte er mit leiſem Klingen Vers an Vers. Er war der erſte elementare Lyriker, deſſen Stoffe, die intimſten, ſüßeſten Kleinigkeiten des kleinen Lebens, aus ſeinen Händen kamen, ſo einfach, wie Quellen aufbrechen, Blumen wachſen und Wölkchen wandern. Die Poeſie der ſächſiſchen Erde und des Bauern, der ſie aufwarf, war ſeine Dichtung, leiſe in jenes Dämmerlicht urgermaniſcher Mythen getaucht, die Klopſtock, Gerſtenberg nur ahnten. Alle ſeine Poeſie war im Grunde geiſtliche Dichtung, in Natur und Menſchenſchickſal ſo unſcheinbar gehüllt. Was in Pyras Seele — ſein Großvater war aus dem ſächſiſchen Stargard gekommen — als hohe Flamme vor fernen Altären brannte, der Gott, dem Klopſtock mit rauſchenden Dithyramben diente, dem Stolberg blutige Seelenopfer brachte, Sachſen alle, den feiert Claudius in jedem ſeiner Verſe, der Mann mit der Kinderſeele, der hohen, weißen, keuſchen Stirne, den großen verwunderten Augen, die in die Fernen des großen Lebens blickten. Er war ſo unklaſſiſch wie nur jemals einer, den eine deutſche Mutter geboren. Freiwillig arm im Geiſte wie Brentano es wurde, der erſte, der wie ein Seher im Mondlicht ahnungslos die Kluft zwiſchen dem Volke und den andern überſchritt. Immer heller glänzte ihm jenes innere Auge des Sachſen, das Dinge ſieht zwiſchen Himmel und Erde, die Tauſende nicht ſehen. So wuchs er in die ſtille Gemeinde hinein, Hamann, Stolberg, Jacobi, Schloſſer, die Münſterer, ohne die jene Feuerſäule einer neuen Kultur nie aus dem weiten Oſten gegen den alten Weſten gewandelt wäre, ohne die den Neuſtämmen nie das Wunder gelungen wäre mit dem Geiſte marſchierende bewaffnete Kolonnen niederzuwerfen. Alle die Großen, durch deren Jugend er geſchritten war, neigten ſich ihm mit tiefſter Achtung, ſo fremd er ihnen und ſo fremd ſie ihm geworden waren.

Es war ein Gedanke von erschütternder Gewalt, daß der Erdrauch der sächsischen Scholle, ein Vorbote reinigenden Feuers, sich immer dichter über den Norden wälzte, während der Tod schon in allen Gliedern der Hamburger Großstadtkultur bohrte. Der unscheinbare, bescheidene ewige Jüngling Claudius war einer der stillen Herde, die die Flamme gedämpft und klein nährten bis zur großen Läuterung. Der Flügelschlag des französischen Umsturzes setzte die Hamburger Luft in tosende Wirbel. Das Landhaus des Kaufmanns Georg Sieveking, Neumühlen an der Elbe, schwirrte von ringenden Gedanken und kämpfenden Begierden. Französische Revolutionäre und französische Königsfreunde drängten da ab und zu. Am Ende des Jahrhunderts lebten 40 000 Franzosen in und um Hamburg, unter namenlosen Massen Männer und Frauen von Bedeutung. Französische Schauspieler und französische Zeitungen sprengten die Kultureinheit der Stadt.

1772 starb Bernstorff, 1779 in Bremen Peter Sturz, den Struensee beinahe mit ins Verderben gerissen hätte. Es war ein Glück für den feinen Kavalier. In Oldenburg als dänischer Regierungsassessor, als Mitarbeiter an Boies „Deutschem Museum“ war er zum geistreichen Schriftsteller, zu einem der besten Stilisten der Zeit herangereift. Aus seiner preußenfeindlichen Gesinnung mochte er so wenig ein Hehl wie die um Klopstock. Seine Abhandlung über Todesstrafen wirkte noch auf den jungen Schiller, sein „Fragment über die Schönheit“ 1776 wies auf Althellas als das einziger Muster der Schönheit hin, seine Schilderungen zeitgenössischer Männer und Dichter schufen linienreiche Bilder. Neben all den Sterbenden wuchs nur eine junge Kraft empor: Johann Gottwert Müller, 1743 in Hamburg geboren. Sein Vater stammte aus Erfurt, eine Tatsache von entscheidender Bedeutung für die Wertung seines Sohnes, die Mutter war die Tochter Erdmann Neumeisters, eine Schlesierin. In Helmstedt war Müller Student der Heilkunde, 1773 siedelte er sich als Buchhändler in Itzehoe an und schrieb nun seine Novellen nach romanischen Mustern. 1779 erschien sein Bestes, der komische Roman „Siegfried von Lindenberg“. Wie sich ein pommerscher Landjunker auf seinem Gut als kleiner König gebärdet, was in und um Itzehoe an brauchbaren Gestalten und Erlebnissen gedieh, das war in dieser Geschichte verarbeitet, die sich eine ganze Stufenleiter menschlicher Torheiten, eine Tonleiter auch des Humors schuf. Das war ein Jahr nach Hippels großem Roman. Jean Paul gibt dem ganzen Problem dieser humoristischen Romane die stammestümliche Wertung. Müller schrieb sich glücklich mit sinkenden Plattheiten in die Romantik hinein.

Leise dämmerte Klopstock ein. Das große Sterben kam über die Großen des Jahrhunderts. Zwei Raubausgaben seiner Oden trieben ihn zu

einer eigenen legitimen Sammlung. Oktober 1771 erschien sie. Eines der stolzesten Bücher unseres Schrifttums, ohne Namen des Verfassers und ohne Vorwort, prachtvoll gedruckt, aufs feinste durchgeprüft, schürte es noch einmal die verrauchten Gluten einer vergangenen Jugend auf. 1773 erschien der Schlußband des „Messias", das Leben des Dichters mochte zur Rüste gehn. Im Frühling 1774 kam die emsig vorbereitete „Deutsche Gelehrtenrepublik" heraus, Bruchstück eines großen Planes, der in Wien eine Akademie der Kunst und Wissenschaft und ein Nationaltheater gründen wollte. Das Buch war eine Allegorie, bis ins kleinste durchgebildet, eine staatlich geordnete Gemeinschaft aller Deutschen, die in irgend einer Beziehung zur Literatur stünden, in der ganzen Art etwas wie Pyras „Tempel der wahren Dichtkunst". Nachahmung des Auslandes, Kritik und Polemik sollten eingeschränkt, die Mittelmäßigkeit scharf abgewiesen werden. Das Kostüm des Ganzen war altdeutsch und die Jugend bekannte sich stürmisch zu diesem Werke. Nach dem kurzen Aufenthalt in Karlsruhe faßte er um so festen Fuß in sächsischer Erde. Der Spätherbstglanz seiner zweiten Ehe gab ihm keine Gluten der Jugend wieder. 1776 brach die Freundschaft mit Goethe. Grammatische und metrische Arbeiten füllten seine letzten Tage. Der flammende Gruß an die große Revolution brachte ihm den französischen Bürgerbrief. Doch die furchtbaren Tage von 1792 öffneten ihm den Abgrund. Seine abwehrende Haltung gegen Kant war nicht Unverständnis, es war das Gefühl einer grundsätzlich verschiedenen Kultur, die ihrem Wesen nach der mächtigen Entwicklung des Ostens seit Hamann, Hippel und Herder entgegenstand. Eben darum waren Klopstock und Herder einander freundschaftlich so nahe. Von 1798 bis 1809 zog sich die Gesamtausgabe hin. Am 14. März 1803 schloß er die Augen; nach einem allzulangen Leben und nach allzufrühen Erfolgen war er längst den Tod des Vergessenwerdens gestorben.

Claudius, der Stille, warnte unermüdlich vor dem Umsturz, focht mit Erbitterung gegen die Aufklärung, in der er denselben Geist ahnte wie in den Werken der Revolution, sah mit banger Besorgnis den Folgen von Kants Scholastik entgegen, knüpfte wie die Besten der Zeit Beziehungen zu Münster an und sah noch 1804 den großen sächsischen Maler der Romantik Philipp Otto Runge in seinem Hause. Es fiel ihm noch die traurige Pflicht zu dem früh Gebrochenen 1810 die Totenhymne zu singen. Dann fluteten französische Waffen über Hamburg, Claudius flüchtete und starb im großen Jahre der Restauration in seinem Wandsbeck: „Der Bote einer alten frohen Botschaft . . Das gute deutsche Gewissen".

Die Kultur Hamburgs war dem deutschen Leben Kopenhagens nachgestürzt. Struensees unseliges Ende war ein Opfer dem dänischen Nationalis-

mus. Der Neffe und Erbe des großen Bernstorff Andreas Peter, seit 1772 Minister, versuchte auch hier eine Restauration. Doch glänzende politische Erfolge waren nicht mehr ebenso von kulturellen begleitet. 1780 mußte ihn der König dem Bohrer in allen Holzen, Friedrich II. opfern. Durch Bande des Blutes, durch Geburt und Jugend, Freundschaften und Überlieferungen waren die sächsischen Edelinge Bernstorff und die Stolberg die schönste Frucht der ersten Kopenhagener Blüte und die Vertreter ihrer kurzen zweiten. Christian Günther Graf zu Stolberg besaß das Rittergut Bramstedt. Er löste als erster seinen Bauern die Fesseln und half sie im ganzen Amt Hirschholm lösen. 1756 wurde er Hofmarschall der Königin-Witwe Sophie Magdalene. Der große Bernstorff war sein Freund, der junge Andreas Peter nacheinander Gatte seiner zwei Töchter Henriette Friederike und Auguste. Seine Gattin stammte aus uraltem fränkischem Hause, das sich der Verwandtschaft mit den Karlingen rühmte, eine mystisch erregte Frau, die an Ahnungen und Gesichte glaubte. Von ihren berühmten Söhnen war Christian 1748 zu Hamburg, Friedrich Leopold 1750 zu Bramstedt geboren.

Ihre Jugend war ein Märchen, dem die Seeländer Laubwälder grüne Wunder, das Schloß am blauen Meere ferne Sehnsuchten gab, das der Zauberer Klopstock mit seinem hellen Auge behütete, eine Jugend wie sie kaum einem deutschen Dichter leuchtete, auch Goethe nicht, denn unter seinen Gespielen fehlte Klopstock. Rosse tummeln, Eisbahnfliegen, Wellen schlagen und den Märchen lauschen, die ihnen das Gesinde erzählte, so wuchs die junge Brut heran. Nach zwei Studienjahren in Halle kamen sie Mitte Oktober 1772 nach Göttingen. Daß sie mit Klopstock leibhaftig getollt hatten, gab ihnen in den Augen der Freunde einen heiligen Glanz. Sie waren die Boten zwischen der Welt des Meisters und der Welt der Lehrlinge. In Hamburg und Kopenhagen brachten sie ihre Ferien hin; dann kam 1775 die Schweizerreise mit Goethe. 1777 wurde Friedrich Leopold Oldenburger Gesandter in Kopenhagen. Nach dem Sturz seines Schwagers nahm er seine Entlassung.

Sein Sommer waren die Tage in Eutin. Das alte slavische Starigard war die volksreichste und bestgebaute Stadt des Lübecker Bistums, die Residenz. Bei Putlos lag ein uraltes slavisches Heiligtum. Holländer, Flandrer, Utrechter, Westfalen hatten das Ländchen besiedelt. Herder gab der Stadt ein kurzes Sonnenleben. 1782 hatte Stolberg die blonde, blauäugige Agnes von Witzleben geheiratet. Da waren nun die alten sonderlichen Freunde beisammen, Voß und Stolberg. In diesen „Agnestagen“ kam kein Hader auf über Politik, griechische Verse und Religion. Die Hand der Gräfin zerstreute Wolken, bändigte Stürme und besänftigte harte Worte. Voß und Stolberg

warben in heißem Bemühn um Homer, Stolberg um die Ilias, Voß um die Odyssee, Sachsen beide, um die großen Epen der hellenischen Welt. Einen Gott im Herzen, in dem er glühte, immer schauernd in poetischen Gesichten, die Seele ein Wogen, Empfangen und Ausstrahlen, so ging Stolberg an Homer, wie er die Urdichtungen der Psalmen und des Buches Hiob übersetzte. Wie kann man Voß und Stolberg vergleichen! Voß übersetzte und Stolberg dichtete, für Voß sind die Worte unantastbar heilig, für Stolberg nur Keime, Stützpunkte der Seele. Stolberg gibt die Ilias, wie er sie nach dem Fall von Troia gedichtet hätte, Voß läßt ahnen, wie etwa Homer vor dreitausend Jahren deutsch gedichtet hätte. 1778 erschien die Ilias Stolbergs.

Ohne Klopstock kein deutscher Homer. Er brach den Block des Hexameters aus dem Geklipp, Voß konnte ihn leichter zum Kunstwerk meißeln. Lehrlinge der Griechen zu werden war der Schulgang der Altstämme, und Voß lehrte in der Vorbereitungsklasse. Wortverständnis und Sachverständnis waren die Quellen seiner Odyssee und beide flossen wunderbar rein. Beide so in eine Schale zu leiten, das hatte er von Heyne gelernt, mochte er es gleich tausendmal vergessen. So fliegen noch über ihn die Schimmer der guten Schulen des Erzgebirges. Die See vor dem Lande Hadeln hatte ihn zu Homer gebildet, er hatte Steine und Holzstücke in die Elbe geworfen, um zu sehen, wie des Kyklopen Felsblock das Schiff des Odysseus bewegte. Ebbe und Flut, Brandung und Schiffbruch hatten seiner Fantasie Wirklichkeitsvorstellungen gegeben. Seine Odyssee ist ein Sprachwunder. Die Bilder Homers zu umschreiben war nicht schwer. Doch aus dem Geiste der deutschen Sprache zu bilden, was Homer aus der jonischen schuf, und daß doch beide Kreise sich möglichst deckten, das war ein Werk, an dem der Ruhm einer Ewigkeit hing. Und Voß gelang es. Satz für Satz, Vers für Vers, fast Wort für Wort übersetzte er und Märchen fügte sich an Märchen. Und über den frischen Guß wußte er die unschätzbare Patina der Worte des Alters und der Worte der Mundart zu legen — Goldfrüchte aus dem Göttinger Frühling — daß der Sand von Jahrhunderten nicht dem Kunstwerk den edlen Mattglanz des Altertums gegeben hätte. Er war der Schöpfer des Partizips, dieses kostbaren Wortsparers unserer Sprache, und er war der Schöpfer des Beiworts, dieses göttlichen Verschwenders. Könnten wir uns doch einmal die Offenbarung in die geblendete Seele scheinen lassen, die der Zeit seine neuen Wortgebilde waren: „schöngeharnischte Griechen", „segelwendende Seile", „küstenumirrende Räuber", „schwerwandelndes Hornvieh". Klopstocks Hexameter war Naturrhythmus ohne Gesetz und Fessel, in dem wie in einer Meermuschel das Lied einer Urvergangenheit summte, Voß verband Gesetz und Freiheit, Rhythmus und Regel.

Stolberg schritt von Form zu Form. Seiner Balladendichtung der Jahre 1777—1782 folgten die „Jamben", 1784, Satiren im Versmaß des Archilochos, 1783 seine Übersetzungen griechischer Dramen und seine eigenen Stücke, Gebilde, die der Bühne so fern standen als die Schöpfungen Klopstocks. Die „Insel" 1788 war eine Utopie, die an der Donau ein Reich seiner Träume und Hoffnungen aufrichtete.

Mit Klopstocks Messias trat die epische Begabung des Sachsen ins hellste Licht. Mußte dieses Volk nicht berufen sein, den deutschen Homer zu dichten, wie es berufen war der Edda, Ossian und den Liedern Percys ein Prophet zu werden? Um die Wende der siebziger und achtziger Jahre entwarf Stolberg die ersten fünf Gesänge — über 2000 Hexameter — eines großen Epos „Die Zukunft". Das visionäre Genie des Sachsen feierte hier Triumphe. Das Epos sollte im Ton des „Messias" die ganze Geschichte durchlaufen, es schildert das junge Christentum wie Ossian und fing mit brennenden Blicken die Kriege des großen Umsturzes auf, die so wahrhaftig vorausgeahnt sind.

Stolberg stand am Scheidewege des sächsischen Schicksals, das seit Pyra, mit Klopstock und Claudius, mit den Göttingern immer deutlicher wurde. 1788 starb seine Gattin Agnes. Das brannte und schmolz in ihm, und als er sich aus seiner Vernichtung wieder langsam erhob, stand er ein anderer in einer andern Welt. 1789 wurde er dänischer Gesandter in Berlin, freite zum zweiten Male und kehrte 1793 als Lübecker Kammerpräsident nach Eutin zurück. Sein Schicksal rollte. Noch 1784, als Stolberg von Freunden und Frauen vergöttert auf seinem Berg der Verklärung stand, rissen langsam Fäden ab zwischen ihm und Voß. Es war zunächst nur persönlicher Eigensinn des Mecklenburger Hartkopfes, der freilich die argwöhnisch feine Witterung eines Bauern besaß. Dann kleine Zwistigkeiten über die Art zu arbeiten. Dann stach sich Voß Worte und Verse aus Stolbergs Ilias und zerpflückte sie und schon beginnt er 1785 über Stolbergs Pietismus zu jammern und seine sächsische Übersichtigkeit mystischen Unsinn zu nennen. Und wenn Frau Agnes den Männern auch immer wieder die Hände ineinanderdrückte, schon Stolbergs mildernste Zurückweisung vom 17. April 1787 klang wie eine bedingte Absage. „Heitrer Sonnenblick auf noch tröpfelndes Laub", sahen sie sich wieder. Da ging die Sonne der „Agnestage" unter und niemand stand mehr vermittelnd zwischen beiden. Über Münster reiste Stolberg nach Italien, 1793 war die Fürstin Gallitzin zu Besuch in Eutin. Im folgenden Jahre folgte ihr Stolberg, seine Gattin war wie er mit sich im reinen, und Voß wartete nur das Letzte ab, um Stolberg dreifach anzutun, was er Heyne und Claudius angetan hatte. Langsam bestellte er sein Haus. 1784 druckte

Wielands „Merkur“ die „Luise“ ab, 1785 und 1795 erschienen seine Gedichte, 1793 der ganze Homer, 1800 alle Idyllen und im selben Jahr schloß er seinen Almanach. 1802 verließ er Eutin.

„Was geht mich Mecklenburg an und alles hochadelige Geschmeiß.“ „Es ist ein schnödes verächtliches Land, dieses Mecklenburg.“ · Voß war ein Renegat seiner engeren Heimat und wurde in Heidelberg zum Renegaten des ganzen sächsischen Volkes.

5.

Ostfalen.

Drei Werte schaffen Ostfalen seit den fünfziger Jahren hohe Bedeutung: das Braunschweiger Carolinum hielt einen Teil der Kräfte zwischen den Polen Leipzig und Hamburg—Kopenhagen fest; mit Bürger brach das Thüringer Element im Ostfalen durch, wie mit Klopstock das sächsische; in Lessing sammeln sich und sterben die unromantischen Kulturelemente des ganzen Ostens in jenen Jahren, da die Romantiker geboren wurden. Die Luft wurde schwer vor dem reinigenden Gewitter der Romantik.

Da die Klosterschule zu Mariental bei Helmstedt langsam verfiel, trug sich Herzog Karl mit neuen Plänen. Die Schule sollte nach Braunschweig verlegt werden, wo das Beispiel seiner Hofgesellschaft die Mühe der Schule fördern konnte. Maßgebend war das Gutachten Johann Friedrich Wilhelm Jerusalems, 1709—1789. Die Familie war niederfränkisch und unter Alba aus Amsterdam ausgewandert, er selber zu Osnabrück geboren. 1742 war er nach Wolfenbüttel berufen worden als Verwalter des Erbprinzen und Hofprediger. Als Namen für die neue Anstalt schlug er Collegium Carolinum vor. Der Unterricht in der deutschen Sprache sollte die Hauptsache sein neben Leibesübungen. Die Schule war ein Spätherbsttrieb der Ritterakademien des siebzehnten Jahrhunderts. Er stellte den Plan der Vorlesungen zusammen. Mit Bücklingen nach allen Seiten ließ er 1781 seine Schutzschrift „Über die deutsche Sprache und Literatur erscheinen“ gegen die Verunglimpfungen aus der Feder Friedrichs II. Die kenntnislose Schrift, die nach Gervinus die Literatur gegen Friedrich II. so schlecht verteidigte wie die Religion gegen Voltaire, schloß mit einem „Es lebe der König“.

In dieser Pflege des Deutschen lag das Braunschweiger Erbe seit Schottel. Die Schätze von Handschriften in der Wolfenbüttler Bibliothek waren ein Quell für die Geschichte des Schrifttums. 1745 wurde die neue Anstalt eröffnet mit 252 Studenten. Herzog Karl scheute für Berufungen

kein Opfer. 1750 sollte Klopstock gewonnen werden. Für ihn kamen seine Leipziger Freunde. 1748 kamen zunächst Gärtner, Zachariä und Ebert. Gärtner trug Beredsamkeit und Sittenlehre vor. In den Jahren 1748—1752 gab er die Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Bremer neuen Beiträge heraus, sammelte 1767 die Werke seines Schwagers Giseke und übersetzte mit Zachariä Linguets Beiträge zum spanischen Theater. 1791 starb der ausgezeichnete Mann, ein verehrter, vorzüglicher Lehrer, strenger gegen sich als gegen andere, der mehr verbrannte als druckte. Zachariä hatte viel von dem Renommisten, den er besang. Als er einmal in einem reichgeschmückten Wagen, an dessen Schlage der Anfangsbuchstabe seines Namens in Gold glänzte, an Lessing vorbei durch die Stadt fuhr, heftete dieser ihm mit seiner scharfen Zunge das Stichelwort an: „Laßt ihn doch nur ruhig fahren, er hat ja deutlich genug sein Z dahingesetzt, damit jeder gleich sehe, daß nichts weiter dahinter ist.“ Zachariä wuchs sich zum höfischen Dichter aus, dem von Schwerin mit Stafetten die Gesuche um Festgedichte zugingen. Er übertrug 1760 Milton in Hexameter, gab die Fabeln von Waldis heraus und sammelte seit 1754 seine „Scherzhaften epischen Poesien nebst einigen Oden und Liedern“. Nach Thomson und Kleist sang er in vier Büchern und Hexametern die „Tageszeiten“. Ein vielbeschäftigter Mann, der am Carolinum erfolgreich über Ästhetik las, seit 1760 das Beiblatt zu den „Braunschweigischen Anzeigen“ redigierte und die Druckerei, Buchhandlung und Leihbibliothek des Waisenhauses leitete. Er starb 1777.

Ebert wurde am Carolinum wie Zachariä zunächst Hofmeister, dann Professor der englischen Sprache. Seine Schüler hingen ihm mit Begeisterung an. Der kleine freundliche Mann in gelben seidenen Strümpfen, mit steiffrisierter Stutzperücke, der trotz seines unzertrennlichen Regenschirms und Muffes 1795 an Erkältung starb, war nicht Dichter sondern Gelehrter, schrieb zu seinen lyrischen Gedichten grammatische Anmerkungen und schuf 1760 bis 1769, von Herder enthusiastisch gelobt, die Übersetzung von Youngs Nachtgedanken. Durch Briefwechsel und Zeitungsarbeiten äußerst einflußreich, hatte er Beziehungen zu vielen Fürstenhäusern, die ihn als Vorleser zu schätzen wußten. Der ausgezeichnete Philolog und Übersetzer Konrad Arnold Schmid wurde 1760 Professor für Theologie und lateinische Literatur. Bescheiden rühmte er sich, sein Ruhm ginge selbst nach Lüneburg, seine Vaterstadt. Der gelehrte Herausgeber und Übersetzer wechselte mit Lessing liebenswürdige Briefe. Sein Schwiegersohn Johann Joachim Eschenburg bannt die Blicke schärfer. Er war Niedersachse wie sie alle, 1743 als Sohn eines Kaufmanns in Hamburg geboren, Schüler des Reimarus und in Leipzig Gellerts. „Als Muster eines geistigen Haushalters . . . zwischen geistiger Einnahme

und Ausgabe . . ., ein Sammler und Ordner, deren sich die deutsche Literatur nicht vieler zu rühmen hat", wurde er 1767 am Carolinum Hofmeister, übernahm Eberts Literaturvorlesung und wurde Zachariäs Nachfolger. Trotz eifriger Mitarbeit an großen Zeitschriften schrieb er in Bodmers Geiste Lehrbücher, die sich an manchen Anstalten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hielten. Seinen staunenswerten Fleiß widmete er der ältern deutschen Literatur. Als Lessings Freund ordnete er mit feinstem Zartgefühl dessen Nachlaß. Seine große Tat im Geiste Hamburgs, wo sich der Tragiker des englischen Volkes die Bühne erobert hatte, war die Shakespeareübersetzung, mit unendlicher Genauigkeit gearbeitet. Vierhundert Bände für dieses Werk fanden sich in seiner Bibliothek. 1820 starb er, nachdem er unter der Teilnahme des deutschen Volkes die Feier seines fünfzigjährigen Wirkens in Braunschweig genossen hatte. Der Franzose Jakob Mauvillon, bucklig und häßlich, Lehrer der Kriegswissenschaft, suchte Ariost einzuführen, füllte seine Briefe „über den Wert einiger deutscher Dichter" mit Schmähungen des Größten und Schönsten an, was damals Deutschland bewegte, und starb 1794 in Hamburg mit den Worten — man meldete ihm französische Siege: „Auf so gute Nachricht wird es sich gut schlafen lassen." Der Braunschweiger Aufklärer Joachim Heinrich Campe, 1746 geboren, war fremd in dem sächsischen Geiste der Anstalt.

Mit keinem der Sachsen und Meißner in Braunschweig durch gemeinsame Jugend, doch mit dem einen und andern durch herzliche Freundschaft verbunden, war Johann Anton Leisewitz der beziehungsreiche Mittelpunkt, dessen die Landschaft, von Schwerpunkten umkreist, so dringend bedurfte. 1752 zu Hannover geboren, war er jünger als die jüngsten Träger der großen Literatur. Seit 1775 wohnte er in Braunschweig, einer der wenigen Herzensfreunde Lessings, 1790 wurde er Hofrat und hatte den Erbprinzen in Geschichte und Landesverfassung zu unterrichten, 1801 erhielt er Sitz und Stimme im geheimen Rat, 1806 starb er. Der schöne schlanke Mann mit dem zarten Gesicht und den tiefdunklen Augen, bescheiden, reizbar, mädchenhaft, schuf aus der Bühnenüberlieferung Hannovers heraus seine Prosatragödie „Julius von Tarent", die Dichtung der feindlichen Brüder und aus der Stimmung der sächsischen Landsassen, da er in Göttingen mit ihnen in Berührung kam, dramatische Szenen in Prosa wie „Die Pfandung" und „Der Besuch um Mitternacht", so tyrannenwütig und deutschnational wie die Nordsachsen und der junge Schiller nur jemals tobten. Da nach seinem Vermächtnis sein Nachlaß und Briefwechsel verbrannt werden mußte, so sind wohl das Lustspiel „Die Weiber von Weinsberg" und die Handschrift seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" vernichtet worden. Eine merkwürdige Stoffver-

wandtschaft mit Schiller, auf den auch all das Pathos, die ganze Musik seiner Sprache vorausdeutete.

Man braucht dem Ostfalen nicht einmal allzuscharf in die Augen zu sehn, um zu erraten, welche seiner vielen Ahnen in Blut und Wesen überwiegen. Bei Gleim und Klopstock kamen Urkunden zu Hilfe, um jenen als Franken, diesen als Nordsachsen zu erkennen. Wo blieb das Thüringer Urelement in diesem so widerspruchsvoll gemischten Stamme? Hält man die spärlichen Erkenntnisse fest vom Eisenacher Kulturkreise um 1200 und schreitet man dann an den ausgesprochenen Thüringern Homburg, Stieler, Heinse vorüber, an den drei Ostfalen Reuter, Günther und Schnabel bis zu dem Meißner Thümmel, so ist man mit sicherer Zuversicht auf den Spuren thüringischer Blutbildung sowohl in Ostfalen wie in Meißen geblieben. Die drei reinen Thüringer Homburg, Stieler, Heinse mit ihrem Hochgefühl der Renaissance, am lautesten in Heinse, mit ihrer so antik zügellosen Erotik, für die Stieler und Heinse geradezu ein allgemein gültiger Typus sind, mit ihrer wankenden Stellung im Leben, geben einem das Urbild in die Hand, nach dem man im sächsisch gemischten Ostfalen wie im fränkisch durchsetzten Meißen dem Thüringer Element nachspüren kann. Reuter, Günther und Schnabel, versprengte Ostfalen, alle drei Träger hochdeutscher Namensformen, sind unmöglich als Gebilde des sächsischen Blutes im Ostfalen zu fassen. Dem Leben und der Liebe standen sie mit aufgewühlter Seele gegenüber, ihr Schiff so vollständig vom Sturm entmastet, daß sie dem deutschen Volke zum ewigen Bilde des Scheiterns geworden sind. Ihnen fehlt das Visionäre, der unbändig epische Trieb des Niedersachsen; das leichte, lyrische, lebensfrohe Schweben, Schaukeln und Jagen, das der Thüringer dem Schlesier mitteilte, nahm ihnen die Kraft im Leben und warf sie auf Klippen. Sie sind Ostfalen, doch die Thüringer in dieser sächsisch-thüringischen Stammeskreuzung, die eine lebensgefährliche Mischung zu sein scheint.

Denn zu den Dreien, zu Reuter, Schnabel und Günther, kam nun ein Vierter, hoffnungslos Verlorener, der ihre Kämpfe kämpfte, an ihren Wunden fieberte, der wie sie seine ungemessene Qual der Schwäche und des unheilbaren Herzens zum Rausch der Stimmung und Schönheit siedete, der ihren Tod, den Tod völliger Vernichtung starb. Gottfried August Bürger war Ostfale wie sie und der Enkel überwiegend Thüringer Ahnen wie sie. Mit einem Gefühle dumpfer Traurigkeit tritt man diesem morschen Leben gegenüber, dem die freche Keckheit Reuters, die hoffnungsfrohe Wiedergeburt im Gedanken wenigstens bei Schnabel, dem die heitere Liebenswürdigkeit Günthers fehlt. Zu Molmerswende südlich zwischen Quedlinburg und Ermsleben 1747 geboren, kam Bürger Ostern 1768 nach Göttingen. Boie nahm ihn

in seine Zucht. Mit den zwei schwülen Gedichten „Nachtfeier der Venus“ und „Das Dörfchen“ fand er Gleims Liebe, seines engsten Landsmannes. 1772 wurde er Amtmann von Altengleichen bei Göttingen. 1773 entstand seine einzige große Dichtung, die erste deutsche Ballade, in der ein Teil von Gerstenbergs englischen Saaten Früchte trug, „Leonore“, von so allgemeiner aufwühlender Wirkung, daß sie nur mit Strophen Walthers von der Vogelweide und mit dem Kampflied Luthers verglichen werden kann. Das Gedicht überschrie die wilde Musik des Sturmes und Dranges. Gleims Volksromanzen sollten die Verse der Bänkelsänger ersetzen, sein engster Landsmann Bürger wurde wirklich durch einen Bänkelsängerkehrreim zu seiner Dichtung hingerissen. Die größten Wirkungen dieser ersten deutschen Ballade sprangen nicht bloß aus dem wilde Stoffe auf oder aus der Vorbereitung, die Percys englische Balladensammlung geschaffen hatte, sondern vor allem auch aus der neuen Art, die Sprache zu bewältigen und ihr ungewohnte Mittel abzuringen. Zwischen dem Lautwert des Wortes und dem wirksamen Verständnis in der Seele des andern liegt die bequeme, gemächliche Brücke des Sinnes, des Bildes, des Gedankens. Die brach Bürger ab und warf frischgemut die Feuerkränze seiner naturnachahmenden Lautverbindungen von einem Ufer auf das andere. Die Art und Kunst dieser Ballade beherrschte Bürgers erste Gedichtsammlung von 1778, die Balladen dieses Buches ebenso wie durch Bänkelsängerelemente die komischen Romanzen. Das komische Heldengedicht, vorgedeutet durch das ostfälische, erzählend überlieferte Epos von Eulenspiegel, war gewissermaßen das Satirspiel zu den großen epischen Gedichten der sächsischen Welt, ja mit Holberg des ganzen Nordens. So war es für den fränkischen Ostfalen Gleim wie für den thüringischen Bürger nur ein halber Schritt von der ernsten englischen Ballade zur komischen. Bürger wurde der eigentliche Dichter dieser Form. Die melodische Lyrik des Bandes, die feinen Sonette gewannen den trüben Lebenswirren des Mannes soviel Tiefe, Anmut und Wohllaut ab, als es nur möglich war. Auch mit den Proben einer Iliasübersetzung, zuerst in Jamben, dann in Hexametern, fügte er sich den epischen und homerischen Überlieferungen des sächsischen Volkes ein. Homer, Shakespeare und Percy waren ja die Propheten des sächsischen Stammes, denen Gerstenberg in Kopenhagen als Verkünder vorangeeilt war.

Die Thüringer Träger des Geistes einer neuen Renaissance dienten einer schönen Sinnlichkeit. Bürgers Erotik war derb, roh und ohne jede Größe. Seine Doppelliebe zur Gattin und ihrer Schwester, der berühmten Molly, seine furchtbare dritte Ehe rissen seine geheimen Wunden vor der deutschen Öffentlichkeit auf. Sein unselig zerrüttetes Schicksal war nur das Erbe des Vaterhauses. Der Vater, Pfarrer Johann Gottfried aus Pansfelde,

war nicht begabt, wohl aber die Mutter Gertrud Elisabeth Bauer. Die Ehe der Eltern war eine Hölle und die ungebildete, rohe Frau lief dem Gatten oft davon.

1778, als Bürgers Freund Leopold Friedrich Günther von Göckingk, 1748—1828, aus Gröningen in Ostfalen, ein Lyriker von wahrhaftiger Natürlichkeit und Künstler der „Epistel"form, zu Voß übergegangen war, übernahm Bürger die Leitung des „Göttinger Musenalmanachs". 1784 übersiedelte er nach Göttingen und begann, während alle um ihn zurückwichen, als Privatdozent über Ästhetik zu lesen. 1791 brach ihm Schillers vernichtendes Urteil das Herz aus, drei Jahre später starb er.

In Ostfalen mußte Lessing langsam zu Tode dorren. Es liegt soviel dumpfe Tragik über diesem Ausgange dieses Lebens. Das war die Landschaft, in der die Kultur wurzelte, gegen die er zu Fuß und zu Roß sein Leben lang gekämpft hatte, das war die Heimat Klopstocks, den er nie verstehen konnte, die Heimat Goezes, an dem er viele seiner letzten Kräfte zermürbte, eine Landschaft des sächsischen Stammes, dessen Bühne er unbelohnte Dienste geleistet hatte, im weitern Sinne die Landschaft Winckelmanns, mit dem er sich immer, geheim und offen, im Wettbewerb fühlte.

Die Altmark, Winckelmanns Heimat, liegt genau im Mittelpunkt der Ländermasse, die im Norden durch die Küste, im Süden durch die Südgrenzen Westfalens, Engerns, Thüringens, Meißens und Schlesiens eingesäumt wird, liegt umklammert vom reinen sächsischen, vom ostfälischen und reinen niederfränkischen Stammesgut der Mark Brandenburg. Ethnographisch und mundartlich gleicht die Altmark der Zusammensetzung Ostfalens, aber zum sächsischen und thüringischen Element noch ein niederfränkisches. Johann Joachim Winckelmann wurde 1717 als Sohn eines armen Schusters zu Stendal geboren, und Stendal steht auf der Grenze altmärkischer und brandenburger Art. Winckelmanns Werk liegt wie ein Irrblock in dieser Umgebung; das zwingt zu schärfsten Fragen nach seiner Stammeszugehörigkeit. Winckelmann stammte aus sozialen Tiefen; das hüllt einem den Weg in tiefstes Dunkel.

Eine Reihe Familien und viele einzelne Träger dieses Namens sind bekannt. Winckelmann nannte sich ein altes adeliges Geschlecht aus Geldern, eine adelige Familie des Vogtlandes, eine Familie in Kurland und eine gelehrte Humanistensippe in Hessen. Einzelne Träger des Namens tauchen um 1600 in Hildesheim in Ostfalen, um 1650 im Halberstädtischen in Ostfalen, in Mecklenburg, in Lüneburg, in Leipzig auf. Mit der Feder gingen viele Winckelmann um, Männer und Frauen, vor allem die hessische Familie. Es muß auffallen, daß drei geschlossene Sippen in fränkischen Landschaften, in Geldern, Hessen und im Vogtland seßhaft sind, die vierte in Kurland, in einer

Landschaft, wo niederfränkischer neben sächsischem Adel zahlreich zuzog; es muß auffallen, daß sich Träger des Namens über Ostfalen bis in einzelne Städte Niedersachsens zerstreuen; es muß auffallen, daß der Grieche Winckelmann so auf der Grenze der niederfränkischen Mark Brandenburg geboren wird. Der Name ist hochdeutsch. Die Familie war schwerlich niedersächsisch. Man muß vermuten, daß die verschiedenen Sippen der Winckelmann fränkischer Abkunft waren, und daß Johann Joachim der einen oder andern, vielleicht einem verarmten Zweige der hessischen angehörte, die lateinische Dichter und Gelehrte unter ihren Gliedern zählte. Damit wäre der Kunsthistoriker Winckelmann, für den es von der Rheinmündung und dem Harz bis an die See keine Grundlage gibt, genau so wie Gleim in den großen Zusammenhang der fränkischen Renaissancebewegung gerückt.

In grenzenloser Armut doch mit stählernem, bewundernswertem Fleiße versuchte er es 1738 in Halle als Theolog, 1741 in Jena als Mediziner, als Hauslehrer und strandete 1743 als armseliger Schullehrer zu Seehausen in der Altmark. Eine Sehnsucht, die in fernen Griechenmeeren verrauschte, zehrt an ihm und er weiß ihr nicht einmal Worte und Namen zu geben. In der Kirche, während der Predigt, liest er Homer, betet homerische Gleichnisse vor seinen dumpfen Jungen, verdämmert eine Stunde der Nacht auf dem Stuhl vor seinen Büchern, reist zur Messe nach Leipzig, nur um Bücher-einbände von außen zu sehen, und seine Machthaber zweifeln an seiner Religion und seinem Latein. Steigen nicht Franken und Hessen vor einem auf, fiebernd vor Griechensehnsucht und Griechenseligkeit? Wo ist ein einziger Sachse, Ostfale, Schlesier oder Preuße, der nur einen Zug mit diesem Manne teilt. Dann gleitet der erste Sonnenstrahl über seine Stirne. 1748 ist er Bibliothekar bei Heinrich von Bünau in Nöthnitz bei Dresden. Der Maler Adam Friedrich Oeser, dem sich bald der andere fränkische Grieche nahen wird, lehrt ihn sehen und Kunstwerke beurteilen. Mit ihm schreibt er seine erste Schrift, 1755 gedruckt, „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst". Hier senkt er das unendliche Wort vom Klassischen als der „edlen Einfalt und stillen Größe" in die abgründige deutsche Seele. 1754 bekennt er sich in der Kapelle der päpstlichen Botschaft zu Dresden zum Katholizismus. Die römische Sonne ging ihm auf. Mit einem zweijährigen Reisestipendium fährt er 1755 durch Tirol über die Alpen. Der Renaissanceapostel Kardinal Alessandro Albani wird sein Freund, die Villa Albani füllt sich unter seinen helfenden Händen mit göttlichen Schätzen und ein Symbol, das um vierhundert Jahre zu spät kam, steht er vor Pompei, das, ein stummes Leben, vor seinen Augen aus Asche und Lava steigt. 1759, sieben Jahre vor dem „Laokoon", ist der erste Teil seiner

„Geſchichte der Kunſt des Altertums“ fertig. 1764 erſchien das Ganze, wie einſt Klopſtocks „Meſſias“ ſo auch dieſes Buch für Leſſing ein Stachel, der zu größten Hoffnungen trieb.

Wann wäre es je den großen und kleinen Theoretikern des Oſtens, Opitz, Gottſched und Leſſing, eingefallen zu fragen: was ſchäumt vom Blute dieſes Volkes, dieſes Stammes, in die Künſte hinüber, die ſie treiben? Winckelmann baute darauf ſein Buch, verſchiedenes Weſen in der Kunſt der verſchiedenen Völker. Auch er geht von der Plaſtik aus, und ſo wenig er griechiſche Originale geſehen hatte, ſein wunderbares Ahnungsvermögen führt ihn hellbeleuchtete Straßen. Keine Vergangenheit trug dieſes Werk, es war für ſich, ein Anfang, eine Schöpfung aus dem Nichts. 1763 ernannte ihn die päpſtliche Regierung zum Aufſeher über alle Altertümer in Rom. Die berüchtigten tauſend Taler in Berlin lehnte er ab. 1768 übermannt ihn auf der Reiſe nach Deutſchland die Sehnſucht, er kehrt über Wien zurück und in Trieſt fällt er am 7. Juni unter den Dolchſtichen eines Italieners. Noch ſchlummerte Schiller in Knabenſpielen und noch ſtand der Studioſus Goethe zu Leipzig in Oeſers Vorſchule, doch auf Winckelmanns Säulen werden ſie ihr Pantheon bauen und mit ewigen Bildſäulen füllen.

Wolfenbüttel, im Südoſten Quedlinburg und im Nordoſten Winckelmanns Heimat, im Nordweſten die Geburtsſtadt der jungen Schlegel, Kultſtätten der Myſtik und des Pietismus ringsum, aus dem Süden der ſchwellende Glanz der Weimarer Tage, ſo in Wolfenbüttel unter Büchern zu ſterben, nach einem fröhlichen Reiterleben, das viel Siege, doch keine Beute brachte, war das keine Tragödie, wenn der Tote Leſſing hieß?

In Hamburg waren Fauſt und andere dramatiſche Pläne liegen geblieben und für die Vollendung des „Laokoon“ fehlte es an Quellen. Die „Briefe antiquariſchen Inhalts“ und „Wie die Alten den Tod gebildet“ 1769 waren prächtige Bruchſtücke des Bücherwiſſens und der Dialektik. Wegen der antiken geſchnittenen Steine kam es zum Kampf mit dem Verführer Bürgers, mit dem Haller Profeſſor Chriſtian Adolf Klotz. Der anmaßende Nichtswiſſer erlitt mit beſſerm Rechte das Schickſal Langes. Noch in Hamburg war Leſſing zu Goeze, den Kindern des Reimarus und dem Gatten Eva Königs in Beziehung getreten. Neujahr 1770 trat er als Bibliothekar in Wolfenbüttel ein. Nach einem kurzen Beſuch in Wien flog er 1774 mit dem Prinzen Leopold von Braunſchweig durch Italien, ohne Enthuſiasmus, ohne Ergriffenheit, ohne Früchte. 1776 heiratete er nach langem Brautſtande Eva König, zwei Jahre ſpäter verlor er ſie in voller Verzweiflung.

Noch in Hamburg war ihm ein alter Entwurf einer Virginiatragödie zu einer Theaterbearbeitung der „Emilia Galotti“ gediehen. 1772 erſchien

das Stück. Dieses Trauerspiel, Schiller und den Romantikern so zuwider, war das Meisterstück seiner Theorie. Aus der Anlage der Personen entfalten sich mit unerbittlicher Notwendigkeit die treibenden Leidenschaften und aus den Leidenschaften ihre Schicksale. Der Stil ein blitzender Organismus von Syllogismen, eine schöne Kunstfigur, ein Automat, wie Theodor Amadeus Hoffmann nur je einen so dämonisch mit mechanischem Leben erfüllte. Da Lessing selber seine poetische Kraft nicht übertrieben einschätzte, warum sollten wir ihn zwingen etwas zu scheinen, was er nicht sein wollte! Ein Vergleich des Stückes mit dem gleichzeitigen „Götz von Berlichingen" wäre ein schreiendes Unrecht an Lessing und Goethe, wenn er aus andern als rein historischen Gründen unternommen würde. Lessing hatte Shakespeare mit intimster Feinheit analysiert, doch Hamann und Herder hatten ihn prophezeit, wie Gerstenberg auch, und der junge Goethe folgte nicht den zwingenden Schlüssen der neuen Dramatik Lessings, sondern den Dithyramben der Stürmer und Dränger. „Emilia Galotti" wirkte stofflich auf den jungen Schiller, aber wieder nicht im rein Künstlerischen. So kann man diese erste, große Tragödie in Deutschland, die noch heute so wirksam ist, nicht als Muster schlechthin gelten lassen. Denn sie erzog die Jugend ja zunächst nicht. Doch sie war das feinste Normalmaß einer neuen Kunst, ein Ideal fast, an dem man sich so viel als möglich orientierte, an dem die virtuosesten Kunstgriffe der Charakterzeichnung, an dem zu lernen war, wie des Aristoteles Begriffe vom Tragischen und von tragischer Wirkung zu gestalten waren, wie man eine Handlung vorbereiten, anlegen und durchführen müsse, an dem vor allem der tragische Prosastil zu studieren war. Aber es war ein so persönliches Stück, daß es nie eine Gattung bilden konnte, jenem Wunderwerk einer Uhr vergleichbar, an dem nur der Zahn des kleinsten Rädchens brach und das doch ewig stille stehn mußte, weil der Meister, der es baute, tot war, und kein anderer das Geheimnis kannte.

Lessing hatte einige theologische Semester hinter sich und traute sich die Befähigung zu, in Glaubenskämpfen mitzustreiten. 1774 gab er das erste Fragment eines Ungenannten von Duldung der Deisten heraus. So unsympathisch Goeze ist, der imstande war vor der Hamburger Katharinenkirche kaltblütig Ketzer zu schmoren, im Kampf mit Lessing um die Fragmente des Ungenannten war er nicht ganz im Unrecht. Bald jagten sich die Streitschriften auf beiden Seiten. Goeze war weder Lange noch Klotz und bald drohten seine Angriffe Lessings Stellung mitten einzudrücken. Er mußte alle seine Kräfte aufbieten. So war noch niemand mit Lessing umgesprungen, und das ärgste war, daß Goeze wirklich überall die Schwächen des Gegners traf. Er disputiert famos im Geiste und Stile des sechzehnten Jahrhunderts,

und Unbefangene werden ihm Ehrlichkeit, Pflichtgefühl und die Sendung ſeines Berufes, Wahrung eigener Intereſſen zugeſtehn müſſen. „Er (Leſſing) nimmt die Worte in verſchiedenen Bedeutungen und gerade jedesmal in derjenigen, von welcher er ſich die meiſte Hoffnung macht, daß ſie am erſten blöde Augen blenden werde.“ Das war es gerade, was neuere Forſcher an der „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ aufdeckten. Wenn Goeze erklärt, Leſſing übertrage ſeine Theaterlogik auf das theologiſche Gebiet und begehe damit nach Ariſtoteles eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, ſo war das ein Hieb auf den Verfaſſer des „Laokoon“ und der „Hamburgiſchen Dramaturgie“, den Leſſing tief in der Bruſt ſpüren mußte. Es tut nicht gut, den Verlauf eines Feldzuges immer nur vom ſelben Quartier aus zu verfolgen.

Es war bitteres Unrecht, daß die Braunſchweiger Regierung Leſſing das Wort abſchnitt und ihm den Druck von Schriften über Religionsſachen verbot. Aber es war ſicher nicht für Goeze, ſondern für Leſſing ein Rückzug über goldene Brücken. Mit dieſem Verbot begründete er aber ſeinen neuen Gang auf die Bühne. „Nathan der Weiſe“ 1779. Das Stück baute ſich auf einer Fabel Boccaccios auf und bürgerte den fünffüßigen Blankvers ein. Dieſes ſein Kind des eintretenden Alters, das die Polemik habe entbinden helfen, war ein Homunkulus der Retorte. Der Umgang mit edlen Juden in Berlin, die ſich eben aus der furchtbaren Enge ungezählter Jahrhunderte aufrangen, trieb ihn hier Gedanken auszuſprechen, die ihm ſein Brotherr zu verkümmern ſuchte. Wenn er der Sproß einer Sippe war, die um ihres Glaubens willen aus der Heimat fliehen mußte, dann mag man wohl die Wärme verſtehn, die dieſes ſein letztes und ſchwächſtes Stück durchſtrömt. Freilich, die innern, logiſchen Widerſprüche, die nicht ſein Herz, ſondern ſeine Gedanken angingen, konnten gerade ihm, der ſo vernichtende Streitſchriften geſchrieben hatte, nicht nachgeſehen werden. Die „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ 1780 iſt eben ſo enthuſiaſtiſch geprieſen als vernichtend zergliedert worden, ohne daß die Stellung für oder wider von irgend welchem poſitiven Bekenntnis beſtimmt worden wäre. Von „Götz“ und „Fauſt“ ſchied man ſehr ſäuberlich die „Farbenlehre“, der niemand Mangel an Tatſachenkenntnis vorwerfen kann, und die Tage der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft, der vergleichenden Religionsgeſchichte feiern ſeltſam den Kult eines Buches, das in einer kleinen Provinzbibliothek entſtand mehr als ein Menſchenalter vor der Romantik, weil der Verfaſſer Leſſing hieß. Das taktvolle Schweigen, das die Altersſonderheiten ſo manches Großen in ehrfürchtige Stille hüllt, tut Leſſing in Wolfenbüttel vor allem not.

Die Jugend hat ihm niemals zugejubelt. Er leuchtete, aber er brannte nicht. Er wollte einſam ſein und iſt es geblieben, es ſtand kein Stamm hinter

ihm. Es war ein stolzes Leben, das in selbstgewählter Stille zu Ende ging. Er, der sein Leben lang in harten Sätteln geritten war, verlor am ersten behaglichen Lagerfeuer die Frau, um die er zwar etwas nüchtern doch mit reifer, stark und ernst verehrender Neigung geworben hatte. Kämpfer wie er hinterlassen Wunden und Narben, und wer so weit vorn an der Spitze langer Kolonnen reitet, wer die Geschicke von Zeiten und Völkern entscheidet, muß sich mehr Widerspruch und härtere Urteile gefallen lassen als der Troßknecht, der unbeachtet am Karren umsinkt. Er hat dem Deutschen scharfe Waffen in die Hand gedrückt. Er war einer der Ersten wieder, die uns denken lehrten, der erste, der mit frischen Taten die Wege seiner vorausgeeilten Gedanken noch einmal abschritt. Er zeigte die Handgriffe, wie die Schätze der Antike abermals zu heben waren. Was er der Jugend, nicht seiner Zeit außer Herder etwa, sondern der folgenden hinterließ, waren immer nur Formen, Formen zu denken, Formen der Schriftauslegung, Formen, gestaltlosseste Stoffe bezwingend zu gestalten, Formen des Dramas. Der Inhalt seiner Arbeit war rasch überholt, doch die Formen werden dauern. Seit Goethe nach Italien fuhr, seit Kant, Hamann, Herder und der Romantik, war seine geschichtliche Wirksamkeit zu Ende. Er steht zwischen Winckelmann und Herder, diesen Typen für das, was man geschichtlichen Einfluß nennen muß. Wie Herder davor warnte, Lessing auf Kosten Winckelmanns zu loben, so muß man sich hüten ihn auf Kosten Herders und Winckelmanns zu tadeln. Aber es ist ein Unterschied zwischen dem, was eine Persönlichkeit und ihr Werk der dankbaren Verehrung aller Zeiten ist, und dem, was sie als lebendig bewegende Kraft ist, von der wirkliche Lebensströme ausgehn. Sein Leben war tragischer, als die rauschenden Erfolge für den Augenblick erraten lassen. Was ihm in Hamburg versagt war, führte Schröder durch; die Romantik wuchs aus den großen Preußen, die Klassik aus Winckelmanns, der junge Goethe aus Herders Ideen empor. Daß er im einzelnen auf sie alle wirkte, wie könnte es anders sein? Aber sein frischer Wagemut, seine unbestechliche Ehrlichkeit, sein Hunger nach Wahrheit und Durst nach geistiger Freiheit, seine herbe Milde des Urteils, sein rührender Opfermut, seine ganze edle, schimmernde Männlichkeit dürfen nicht blind machen für die Grenzen, in denen seine geschichtliche Wirksamkeit beschlossen ist. Er folgt, freilich der Riesengroße, auf Opitz und Gottsched. Er ist kein Anfang, sondern ein Ende. Sein Tod schuf Platz für die Romantiker, die aus dem Osten kamen wie er, aber jetzt endlich nach dreihundert Jahren als Erneuerer, Adoptivsöhne der Kultur der Altstämme.

6.

Westfalen.

Kulturbeziehungen in lebhaftestem Austausch, gute Schulen im Geiste der Fraterherren, die alte Mystik als praktische, sittliche Lebensführung und im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert eine ganze Entwicklungsreihe kirchenpolitischer Schriftsteller, das waren die charakteristischen Züge der Kultur und des Schrifttums in Westfalen. Das waren sie auch im achtzehnten Jahrhundert. Daß im Münsterlande die ausgeprägte sächsische Entwicklung von Pyra bis zu Klopstock, Claudius und den jungen sächsischen Freunden in Göttingen, der christliche Idealismus und das ausgesprochenste konservative Kulturprogramm ihre höchste Entfaltung und die überraschende Wendung erhielt, ist aus dem ganzen Wesen der Landschaft klar.

Der Typus jener Paderborner Politiker, wenn auch im Kreise anderer Ideen und Mächte, war im Rahmen der Landschaft Justus Möser. Wir wissen nur, daß sein Urgroßvater außer in Magdeburg bereits in einer sächsischen Stadt als Schullehrer wirkte, in Hamburg. Der Vater war Konsistorialpräsident in Osnabrück und der Sohn, 1720 geboren, gedieh in diesem eigenartigen Staatswesen zu mächtigem Einfluß empor. Nach Studienjahren in Jena und Göttingen wurde er Advokat in Osnabrück, Sekretär der Ritterschaft, kam in diplomatischer Sendung nach London und wurde 1768 geheimer Referendar der Regierung. Treu erhalten, was sich als segenspendend erwiesen hatte, immer das Volk voll Liebe im Auge, immer auf unmittelbare Bedürfnisse bedacht, stets mit festem Blick auf die Wirklichkeiten des Lebens, deutsch in jeder Tat und jeder Regung, so wirkte und schrieb der unvergleichliche Mann, der seinen Weg so einsam ging wie der ganze Stamm, von dem er umgeben war. Ein Fanatiker der Geschichte, des natürlichen Wachsens, dem es nur so schwer ankam dort zu entsagen, wo eben diese natürliche Entwicklung saftloses altes Laub und überreife Früchte abstieß. Auch er beging 1748 die Jugendsünde eines Dramas und es hieß „Arminius“. Seine „Osnabrückische Geschichte“ blieb ein Bruchstück. Freilich längst überholt aber um des Geistes willen immer verehrungswürdig ist die Einleitung von der Urgeschichte des sächsischen Volkes, würdig jenes prophetischen Lobes dieses Stammes, das einst Rolevinck in lateinischen Sätzen aussprach. Mensch, Menschheit, Menschlichkeit, inhaltslose Worte, beherrschten den allgemeinen Gedankenaustausch. Justus Möser stellte ihnen wesenhafte differenzierte Begriffe entgegen: Bürger, Bauer, Sachse. Seine zerstreuten kleinen Aufsätze, als „Patriotische Phantasien“ gesammelt, behandelten im leichtesten ange-

nehmsten Plauderton, mit gütigem weisem Humor Ehe und häusliches Leben, Mode und Sitte in so kernhaften, deutschen, sächsischen Anschauungen, daß unendlicher Segen von ihnen ausging. Friedrich II. wies er mit seinen Angriffen auf deutsches Leben am besten von allen in seine Schranken, freilich ohne das „Es lebe der König" Jerusalems.

Edelleute als die Träger des geistigen Lebens, neue Schulen, Kulturaustausch mit Niederfranken, fromme Seelenfreundschaft, praktisches Glaubensleben, was Westfalen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert so groß gemacht hatte, das schuf jetzt Münster wieder zum Mittelpunkt einer erhaltenden, rettenden, erneuernden Kultur um.

Zu Herderingen aus uralter westfälischer Sippe wurde 1729 der Edeling geboren, Staatsmann und Kulturschöpfer, dessen Stammesbrüder und Standesgenossen in der ganzen Geschichte Westfalens, in Kopenhagen, Eutin und Hamburg dem sächsischen Namen unsterblichen Glanz gegeben hatten. Franz von Fürstenberg steht wie ein jüngerer Bruder Rudolfs von Langen und all der humanistischen Edelleute, wie ein Bruder der Bernstorff entwirrend, knüpfend und webend in den Geschicken seines Landes. In Köln studierte er, wurde 1748 Domherr in Münster und war 1762—1780 herrschender Minister des geistlichen Staates. Seine Pläne, der Landschaft, die hilflos zwischen streitenden Großmächten lag, ein Volksheer zu schaffen, wirkten in Preußen fort. Er war Anhänger der Monarchie Friedrichs II., und als es der Kaiserin Maria Theresia gelang dem alternden Fürstbischof von Münster in ihrem jüngsten Sohne Maximilian einen Koadjutor zu geben, mußte Fürstenberg seine Entlassung nehmen. Er ging wie der große Bernstorff. Die Leitung des Erziehungswesens behielt er und baute es vorbildlich aus.

Zu Haag in Holland rang die Frau mit ihrer Seele, die von Münster aus die großen Tage einer umfassenden Frauenkultur einleiten sollte. Unübersehbar waren die Beziehungen, die in ihr zusammenliefen. Die Schmettau waren 1470 aus Ungarn in die Grafschaft Glatz übergesiedelt, hatten den alten und neuen Herren des Landes in Ehren gedient. Einem der Sippe, dem Grafen Samuel von Schmettau, gebar in Berlin 1748 die katholische Gattin Maria Anna Freiin von Riffer eine Tochter Amalia. In Breslau erhielt sie ihre klösterliche Erziehung. 1768 heiratete sie den Fürsten Dimitri von Gallitzin. Die merkwürdige Frau war durch ihre Ahnen, den Ort ihrer Erziehung und durch ihren Gatten an das Leben des Ostens geknüpft und der Sproß der Lausitz, Hamann, wurde später ihr einflußreichster Seelenführer. Mit dem Fürsten Gallitzin kam sie nach Haag. Seelenfreundschaften mit geistreichen Männern wurden der Frau rasch ein Bedürfnis, da das seelenlose

Außenleben ihres Gatten keine Quellen bot für ihren Durst. In Haag lernte sie Franz Hemsterhuis kennen, den Sohn des Philosophen Tiberius, 1721 in Friesland geboren. Sie fanden sich rasch und in dem Landhaus „Nithuis" — „Nichtzuhaus" — lebten sie als Sokrates und Diotima ein so glühendes Doppelleben, einen mystischen, romantischen Klassizismus in griechischer Schönheit und platonischen Gedanken, nicht die grübelnden Selbstgespräche des Aristoteles sondern des Sokrates bewegte, fragende, suchende Wechselrede, so geschaffen für den Rhythmus des Doppellebens und verklärt von Platos feiner, vornehmer Gedankendichtung. Die Früchte waren für beide überreich. Dann trübte sich das reine Verhältnis und in dem Augenblick schlug der Name Fürstenbergs zum erstenmal an das Ohr der Frau. 1779 besuchte sie Münster und nahm dann mit Erlaubnis ihres Gatten dauernd Wohnung, vor allem, ihre heranwachsenden zwei Kinder ungestört zu erziehen.

Da die Ausbildung des Sohnes und der Tochter das ganze Leben der Fürstin ausfüllte, nahm sie an Fürstenbergs Schulplänen lebhaften Anteil. Zu Studienzwecken bereisten sie den deutschen Norden. Alle Schulen des Münsterlandes sollten zusammen ein organisches Ganzes bilden. 1782 und 1788 gab Fürstenberg Verordnungen für die Volksschulen heraus, bezeichnete das Bildungsziel und erklärte seine Forderungen an den Lehrer. Staat und Kirche, hier eine Einheit, bekamen maßgebenden Einfluß auf das ganze Schulwesen. Zur Fortbildung der Lehrer wurde 1783 die Normalschule errichtet, eine Art Ferienkurse. Bernard Overberg, 1754—1826, aus dem Kirchspiel Voltlage im Osnabrückischen, seit 1779 Priester, übernahm die aufreibende Leitung und schrieb eine Fülle anerkannter Schulbücher. Schwerer wurde Fürstenberg die Reform des Jesuitengymnasiums. Das Magisterssystem — die jungen Ordensleute rückten mit den einzelnen Klassen von der ersten bis zur letzten, fünften auf — hatte offenkundige Mängel. Nach der Aufhebung des Ordens drang das Deutsche neben dem Lateinischen und Körperausbildung neben der humanistischen rasch durch, so daß gegen Ende des Jahrhunderts das Münsterer Gymnasium seinen alten Ruhm aus Rudolfs von Langen Tagen wieder gesammelt hatte. Die Krone war die neue Universität, 1780 feierlich eingeweiht, deren Gründungsgeschichte bis ins Jahr 1629 zurückreichte. Sie rückte rasch zu geltender Stellung auf.

Im Mittelpunkt des geistigen Lebens stand die Fürstin. Mit Hemsterhuis hatte sie innerlich gebrochen, wenn auch äußerlich nicht. Eine lebensgefährliche Krankheit 1783 hatte sie dem gläubigen Katholizismus nahe gebracht und nach dreijährigem Ringen legte sie Overberg ihre Beichte ab. Ihr Freundeskreis war rasch im Wachsen, umspannte jede Form des Bekenntnisses, Mauvillon wie Lavater, Fritz Jacobi wie Kästner, Möser wie Heyne.

Mit männlicher Energie öffnete sie sich jede Tür zu jedem Wissen. 1779 fing sie an „Horaz zu buchstabieren". Von Hemsterhuis hatte sie ihre Neigung auf Fürstenberg übertragen. Es war nicht mehr die hinschmelzende, glühende Seelenvereinigung der großen mystischen Zeit. Ihre Briefe und Tagebücher sind nüchterner, grübelnd, zersetzend. Wohl küßt sie dem Seelenfreunde „Hände und Füße", doch trägt sie ihm soviel Kleinigkeit des Tages vor, daß die Stimmung ihrer nicht mehr Herr wurde. Die berauschenden Gesichte früherer Jahrhunderte sind abgedämpft zu „Reflexionen". Sie sieht und hört nicht mehr, sie denkt und stellt sich vor. Sie beichtet sich selber und zergliedert jede Handlung. Sie hätte wohl ein heißeres Innenleben ertragen. Denn wie die Männer der sächsischen Scholle im Norden schwimmt und reitet, springt und klettert sie. „Ihr Sohn und ihre Tochter . . trugen höchst einfache Gewänder, das Haar schlicht, die Füße unbekleidet, das Gesicht von der Luft und Sonne gebräunt." Auf einen Wink der Mutter sprangen sie zu Halle in die Saale und schwammen mit den Halloren um die Wette. Und gegen den Sinn des Pietismus führte sie die Kinder ins Theater.

1784 las die Fürstin Hamanns „Sokratische Denkwürdigkeiten". Sie war entzündet und Jacobi wurde der Bote der ersten Grüße. 1787 traf Hamann in Münster ein. „Die Straßen schienen mir lauter Hallen eines vom Altare erleuchteten großen Tempels." Er war ihr „der wahrste Christ", den sie noch gesehen habe, und wieder legten sie sich das blinkende Geschmeide griechischer Namen auf die Brust. Die Fürstin war Aspasia, Fürstenberg war Perikles. Wie Sokrates wußte, daß er nichts wisse, so gab sich Hamann als göttlicher Tor. „Nicht Weimar sondern Münster ist der Herd, bei dem ich mich zu ermannen und zu verjüngen hoffe", schrieb Hamann an Herder. 1788 starb der Prophet des Ostens in der mystischen Stadt des sächsischen Stammes und die Fürstin ließ ihn in warmer Juninacht beim Schein der Fackeln in ihrem Garten begraben, ließ sich ein Holzhäuschen mit einem Betpult bauen und betete wie am Grabe eines Heiligen über dem Hügel des Protestanten.

Münster hieß „das jüngere Athen" und es war die Vermählung zweier heiliger Dämmerungen, wie hier Tauler und die Nachfolge Christi neben den wundersamen Gesprächen des Sokrates standen. 1792 war Goethe in Münster. „Es sind vorzügliche Menschen! Es sind interessante Menschen, wunderbar, sie miteinander zu sehen." Mit Staunen sah er in so frommer Umgebung die Sammlung heidnischer Gemmen, die Hemsterhuis bei seinem Tode 1790 der Fürstin vererbt hatte. Wies sie ihm, dem Griechen, ihre antiken geschnittenen Steine, so sprach er ihr, der Frommen, von den römischen Kirchenfesten. Das waren die Tage der großen Liebe, der Wille so stark und die Hände so zart

und taktvoll bemüht, hinwegzuheben, was trennte und hinderte. Als sie schieden, beharrte jeder bei seinem Bekenntnis und Goethe sprach dauernd mit großer Zartheit und Bewunderung von diesen Menschen.

Die Reisen Anfang der neunziger Jahre brachten die Fürstin in den sächsischen Norden zu Claudius und Stolberg, über die ja nach hundert Wandlungen dieser Geist von Halle und Pyra bis nach Münster führte. Nach schweren Herzenskämpfen legten 1800 Stolberg und seine Gattin in der Hauskapelle der Fürstin vor Overberg ihr neues Bekenntnis ab und suchten in Münster eine neue Heimat.

Zum ersten Male hatten sich der Osten und die sächsische Welt, Altgläubige und Träger des neuen Bekenntnisses in Liebe und Vertrauen zu einer neuen Kultur gefunden. Auch zwischen Westfalen und Niederfranken fehlten die Brücken nicht mehr. Viel tiefer als er es in Westfalen konnte, wird Hemsterhuis auf die junge Romantik wirken. Anfang August 1802 rückte Blücher im Fürstbistum Münster ein und nahm es für Preußen in Besitz. Die hier kostbare Güter hüteten treten in einen neuen Reigen.

IV. Kapitel.

Rheinfranken und Schwaben.

1.

Königsberg und Riga.

Heidelberg und Königsberg, ein mystischer Rollentausch. Die Neckarstadt war um 1618 die Schwelle in neue Zeiten für den alten Westen und den neuen Osten, Königsberg das Tor zu den antiken Tempeln der Altstämme und den ahnungsvollen Fernen der Romantik. In Heidelberg wie in Königsberg wurde der Grund gelegt zum neuen Leben der nahen Landschaften; doch diese nahen Landschaften waren beidemal nicht unmittelbar am Wort, sondern die fernen, damals der Osten und jetzt der Westen. Beidemal sprang von beiden Städten nur der zündende Funke über in die fernen, bereitliegenden Stoffmassen und Gedankenwelten. Damals ging Opitz, der Führer des Ostens, von Heidelberg aus; jetzt trugen von Königsberg aus Herder dem Franken Goethe und Kant dem Alamannen Schiller Formen und Ideen zu. Wie Heidelberg die beherrschende Literaturbewegung des Ostens einleitete so jetzt Königsberg die Kultur der Altstämme, die Klassik.

Opitz, Gottsched, Lessing waren gewaltsame, verfehlte Versuche, mit Verneinung aller geschichtlichen Voraussetzungen das Leben des Ostens, seine Literatur den alten deutschen Stämmen aufzuzwingen. Zum viertenmal und jetzt geschichtlich, jetzt überall anknüpfend, jetzt praktisch und nicht mehr doktrinär unternahmen die Ostpreußen jene Riesenarbeit und jetzt gelang sie ihnen und jetzt begannen sie die Schöpfung zweier eigener Kulturformen anzubahnen: für die Altstämme mit ihrer römischen Vergangenheit die Klassik und für die Neustämme die Romantik.

Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert hatte sich aus dem Stammesgewirr des Ostens in blendender Wirklichkeit die Tatsache abgehoben, daß schlesisches, mitteldeutsches Blut der eigentliche Träger literarischer Keime

war. Dies Wunder der Geschichte wird nun noch sinnfälliger. Hamann war lausitzischer, Herder, Hippel, Hoffmann schlesischer Abkunft. Wie die Sonnenhelle eines Scheinwerfers spielt diese Wahrheit über die Dunkelheiten zwischen dem fünfzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

Stämme, deren Lebensformen und Weltanschauungen vom Gemüt und von der Fantasie beherrscht waren, und Stämme und Völker, die vor allem mit dem Verstande arbeiteten, waren hier wie in schwächerm Grade in der Lausitz und in Schlesien durcheinandergemischt, und gerade diese wechselweisen Verbindungen, Gleiches zu Gleichem und Gleiches zum Fremden, erklären es, daß hier im preußischen Osten die Wurzeln lagen zweier so gegensätzlicher Kulturformen wie Rationalismus und Mystik. Aus einer kleinen Privatschule war die beherrschende pietistische Anstalt der Landschaft, das collegium Fridericianum erwachsen nach dem Muster der Lateinschule im Waisenhause zu Halle. Seit 1719 strebten die Anhänger Wolffs machtvoll empor und Gottsched war einer seiner mächtigsten, einflußreichsten Schüler. Nach heftigen Kämpfen kam es endlich durch Männer wie Martin Knutzen, den Sohn eines dänischen Vaters, und durch den Niedersachsen Heinrich Lysius zu einer maßvollen Betonung des Gegensätzlichen, ja mit Franz Albert Schultz, 1692—1763, zu einem Ausgleich zwischen Pietismus und Rationalismus.

„Die Königsberger haben . . . ganz meinen Sinn getroffen, wenn sie an den Philosophendamm einen Poetensteig angeschlossen haben. Einen Philosophendamm hat außer Königsberg auf der ganzen weiten Erde wahrscheinlich keine Stadt. Philosophendamm soll natürlich nicht heißen, als hätten wir hier so viel Philosophen, Dämme davon auftürmen zu können, vielmehr ist es ein von Hippel begründeter, dem alten Kant zu Ehren so benannter Spaziergang auf einem Damm, der von Gärten, Holzstrecken, der Festung, von Weidenbuhnen, von Speicher- und Häuserreihen der vorderen Vorstadt im Viereck umschlossen wird und große, vom Frühjahr bis Herbst mit Wasser überdeckte Wiesen umgibt. Dieser Spaziergang mochte Kant nicht nur seiner Friedlichkeit wegen anziehen, indem man hier allem Getöse entronnen ist und ein gutes Stück Himmel den Blick frei ausirren läßt, sondern es mochte wohl auch eine geheime Anhänglichkeit an die Spielplätze seiner Jugend ihn hieherlenken, weil er in der Nähe, in der Riemergasse . . . geboren war . . . Ich lobe Euch also, Ihr Königsberger, daß Ihr sinnreich die Philosophie mit der Poesie in diesen Gängen zusammengebracht habt. Erstlich habt Ihr dadurch Eueren Philosophen den Wink gegeben, in die freie Natur hinauszueilen, in antiker Weise nicht alles aus Büchern, sondern in Sokratischem Schlendern auch aus der Anschauung selbst zu lernen. Sodann aber habt Ihr angedeutet, daß ein innerer Verband zwischen Denken und Dichten

sei." Der liebenswürdige Beobachter, dem diese Zeilen zugehören, findet den Charakter dieses neuen Königsbergs, dessen gemischte Bevölkerung seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zusammengewachsen war, in einer durch den nüchternsten Verstand beherrschten Universalität. „Ein Spötter könnte Veranlassung nehmen, Königsberg als die Stadt zu bezeichnen, in welcher alles im Zustande des Beinahe existiere."

„Daß mein Großvater, der als Bürger in der Preußisch-Litthauischen Stadt Tilsit lebte, aus Schottland abgestammt sey . . . ist mir gar wohl bekannt." Das ist die Quelle für die kurze Familiengeschichte Immanuel Kants. Sein Vater war aus Memel gebürtig und gerade nach Memel und Tilsit hatten sich starke Ströme schottischer Einwanderer gerichtet. Kants Mutter Anna Regine Reuter war wohl eine Mitteldeutsche. Ihr hing der Sohn sein Leben lang mit rührender Verehrung an. Wenn Kant ein Schotte war, so steht er mit wunderbarer Folgerichtigkeit neben seinem Stammesgenossen David Hume aus Edinburgh, der ihm zuerst „den dogmatischen Schlummer unterbrach", er steht auch folgerichtig neben den zwei andern Söhnen der großen Insel, neben Locke und Newton. Zwar gibt es bei Breslau ein Städtchen Kanth, von dem sich Breslauer Familien nannten, von dem sich wohl auch der Königsberger Zeitungsbesitzer Kanter nannte — Kanter kommt schwerlich von cantor wie etwa Lavater von lavator — aber Kants eigenes Zeugnis verdient ebenso Glauben wie die Familientradition der Lessing. Kant, ein Schotte, das erklärt das Fremde, Überraschende an seinem ungeheuren Werke, seine Verwandtschaft mit Hume, das Gegensätzliche zu allen Überlieferungen des Ostens, zu der Entwicklungsreihe vom fünfzehnten Jahrhundert bis Hoffmann ebenso wie zum Rationalismus, das zeigt Kant im engern Sinne als Kulturträger des zahlreichen schottischen Elements im Nordosten.

In dem Hause, wo Kant 1724 geboren wurde, herrschte der maßvolle milde Pietismus der Landschaft. Sein Leben lang kam er nicht völlig aus dieser Luft. Vom collegium Fridericianum bezog er 1740 die Universität seiner Vaterstadt. Die Naturwissenschaften in Knutzens Vorlesungen entführten ihn bald der Theologie. Nach der üblichen Hauslehrerzeit promovierte er 1755 mit einer Dissertation de igne, habilitierte sich und las zunächst über Mathematik und Physik. Im selben Jahr 1755 entwickelte er seine Theorie von der Entstehung der Weltkörper durch Anziehung und Abstoßung. Das stellt ihn so nahe zu Koppernicus. Seit 1760 las er auch über Anthropologie und in den Jahren 1762—1764 saß Herder vor ihm. Wie man im Dunkeln schreitet, ohne Angst vielleicht, aber vorsichtig, jeden Schritt nicht bloß prüft, sondern selbst nach Kraft und Festigkeit wägt, so arbeitete der junge Gelehrte; niemand

konnte noch ahnen, daß sein Weg ins Freie führen würde. Doch eines war schon sicher, dem landesüblichen Rationalismus wich er immer unmutiger aus. Da fielen ihm 1765 Schriften von David Hume in die Hände. Mit aller Gewalt brach die befreiende Macht des Zweifels über ihn herein und zwang ihn fester aufzubaun, was so ins Nichts zusammenstürzte. Umgang und Freundschaft hatte er in diesen Jahren an dem Menschen gefunden, der ihm nach seinen Zielen so ferne stand, wie es nur irgend jemand konnte, an Johann Georg Hamann.

In der Lausitz war die Familie ansässig, deren Name wohl als Hanemann zu deuten ist. Die väterliche Großmutter Johann Georgs war die einzige Tochter des Predigers Johann Muscovius zu Groß-Graba. Sein väterlicher Oheim war der Hamburger Journalist; daß sich literarische Fähigkeiten fortlaufend in den Seitenlinien äußern, ist fast häufiger als ihr Auftreten in gerader Linie. Hamanns Vater war Wundarzt und Bader in Königsberg, seine Mutter Marie Ruppenau stammte aus Lübeck, mitteldeutsches und sächsisches Blut, die Mischung so vieler Familien an der preußischen Küste. In der Heimat der Mutter hatte Hamann die treuesten Freunde, und eine Verbindung des mitteldeutschen Ostens und des sächsischen Westens war eine Frucht der vielen Früchte seines Lebens. 1730 kam er zur Welt. Auch in seinem Vaterhause, dessen Strenge ihm die ausgelassenen Spiele der Jugend versagte, wohnte die Frömmigkeit des Pietismus. 1746 kam er auf die Universität seiner Heimat, zuerst Theologe dann Jurist, schon jetzt berufsscheu, wogenden Gedanken hingegeben und von aufblitzenden Einfällen gescheucht. Dann wurde er Hofmeister und brach 1752 nach Livland auf, nach Riga, nach der Stadt, die eben hellaufleuchtend langsam im russischen Sumpfe einsank.

Mit Schmerz und Zorn geht man die vielgekrümmte Straße deutscher Siege und Hoffnungen, deutschen Blutes und deutscher Niederlagen ab südlich des Brenners, die Drau herab, hinauf bis Brünn, westwärts bis Pilsen, über Olmütz, Oppeln, Lissa, Posen, Thorn und Memel, doch jenseits der Düna bäumt sich die Seele auf wider asiatische Barbarei, die den verlassensten, opferwilligsten, zähesten der deutschen Stämme niederwürgte, keinem zum Nutzen, nur sich selbst zur Sättigung aus bloßer Lust am Niedertreten und Vernichten. Deutsche Seefahrer, Sachsen, entdeckten das Land der Liven, Bischof Albert von Bremen segelte mit dreiundzwanzig Schiffen die Düna aufwärts und legte an der Mündung des Rigebachs die Stadt Riga an; Riga rigat gentes — Riga tauft die Völker — sang der erste Chronist Heinrich von Lettland. Der Schwertorden, 1237 mit dem Deutschen Orden verschmolzen, eroberte die weiten Landschaften. 1346 wurde Estland mit dem

Bistum Reval durch Kauf von den Dänen erworben. Hier war heiliger Reichsboden. Rudolf von Habsburg sprach Livland wie selbstverständlich an, noch 1520 erteilte Karl V. dem Erzbischof von Riga, den Bischöfen von Dorpat, Kurland, Oesel und Reval die Belehnung und achtete sie als deutsche Reichsfürsten. Doch es war ein Unheil, daß der Einwanderung des sächsischen und fränkischen Adels keine Bauern folgten. Deutsch war die Oberschicht, aber es fehlte das Volk. Von Iwan dem Schrecklichen bedroht schrien die Städte nach Hilfe vom Reich. Doch die westdeutschen Fürsten am Rheine lähmten jede Tat. Die Schlösser des Ordens, des Landadels und die Mauern der Städte bedeckten sich mit Ruhm. Da unterwarf sich endlich Reval 1561 dem Schweden, Livland und Kurland gegen Sicherstellung ihres Deutschtums dem Polen. Nur nicht russisch werden! Riga wurde Reichsstadt und ergab sich endlich müde gerungen 1582 auch an Polen. 1721 brach das russische Verderben über Estland und Livand herein. Das Baltenland wäre der Kraft des preußischen Staates würdig gewesen, einer Kraft, die sich an deutschen Stämmen vergeudete. Die Schlachten, die Österreich von den Mauern Wiens bis in die Walachei geschlagen hat, hätten im achtzehnten Jahrhundert einen Widerhall und Doppelklang an der Düna finden müssen. Der geistige Mittelpunkt des Landes war Riga, die Universität Dorpat, von Peter I. schon 1710 versprochen, wurde erst 1802 gestiftet. Der Rheinfranke Maximilian Klinger wurde ihr erster Kurator. Dem Adel der Baltenländer fehlte es nicht an geistigen Interessen. Elisa von der Recke erzählt so hübsch von Liebhaberaufführungen in den Gärten der Adelsschlösser, von Klopstockkult und Wielandbegeisterung und den tiefen Wirkungen, die Swedenborg auf diese Gesellschaft ausströmte.

Als Hamann 1752 sein Hofmeisteramt in Riga antrat, war das deutsche Geistesleben hier noch nicht aufgeblüht. Erst im folgenden Jahre wurde sein Königsberger Freund Johann Gotthelf Lindner, 1729—1776, bei Stolpe geboren, Lehrer an der Domschule, in der Folge ein Dichter von Schuldramen und Liedern. Erst langsam begann das Haus des Patriziers Johann Christoph Berens, 1729—1792, ein anregender Mittelpunkt zu werden. Berens war Ratsherr in Riga, hatte in Göttingen studiert, hing mit Zähigkeit und Liebe an dieser Heimat, zu deren Geschichte und Verherrlichung er eifrig schrieb. Hamann hielt es nicht lange, er versuchte es in Mitau, der Hauptstadt Kurlands, verzehrte, was er sich verdient hatte, und reiste 1756 im Auftrage von Berens über Berlin, Lübeck, Amsterdam nach London. Hier fiel er schlechtem Umgang zum Opfer, im letzten Augenblick gingen dem weltfremden Jüngling die Augen auf. Nach Stunden innerer Qual gelang ihm wie Jakob Böhme, dem Landsmann seiner Ahnen, sein „Durchbruch". „Gedanken über meinen Lebenslauf", 1758 niedergeschrieben, waren seine

Lebensbeichte, ein Bekenntnis mit allen Schrecken der Reue, voll Zerknirschung und glühender Heilssehnsucht. Nun stand er dort, wo Jakob Böhme 1600 stand nach seinem „Durchbruch bis in die innerste Geburt der Gottheit". Er kehrte nach Riga zurück, liebte unglücklich und suchte 1759 das Vaterhaus in Königsberg auf.

Berens war mit der innerlichen Einkehr Hamanns nicht zufrieden und fiel ihm mit Kant ins Haus, um ihn zu „bekehren". Das löste ihm die Zunge, er antwortete mit seinem Erstling, den „Sokratischen Denkwürdigkeiten" 1759, im Jahr, da Lessings Literaturbriefe herauskamen. 1762 erschienen die „Kreuzzüge eines Philologen", darin die „Aesthetica in nuce. Eine Rhapsodie in kabbalistischer Prosa".

Zu Anfang der sechziger Jahre fanden sich in Königsberg all die Männer von Bedeutung, ältere und jüngere, reife und werdende, zu freundschaftlichem Verkehre zusammen, von denen neues Licht ausging, der Erwecker des jungen Goethe, der Führer des reifen Schiller, der Vorläufer Jean Pauls. Vom preußischen Binnenlande kamen die meisten.

Der Name der Familie Hippel war ein altdeutscher Personenname. Der Stammsitz der Sippe lag um 1450 im Fürstentum Sagan. Ein Georg siedelte zunächst nach Rastenburg über. Ein anderer Zweig widmete sich dem Predigtamt in Löwenstein bei Königsberg. Hier wirkte Georg Hippel und sein Nachfolger und Neffe Bernhard. Dieser wagte sich bereits an Gedichte mit freilangen Versen und freien Rhythmen, ein wunderliches Vorspiel für seinen spätern Landsmann Arno Holz. Der Sohn Georg Hippels, Melchior, wurde Rektor in Gerdauen und hier wurde ihm 1741 ein Sohn Theodor Gottlieb geboren. Nach einer nüchternen glanzlosen Jugend kam der Junge 1756 an die Universität Königsberg als Theologe. Bei Kant hörte er kühl aufgenommene Vorlesungen über Philosophie und physische Geographie. Hippel wurde Hofmeister, und während die Russen Preußen besetzten, immer russischer gesinnt. 1761 machte er mit einem befreundeten Offizier die Reise nach Petersburg, wo ihn ein berauschendes Leben die Heimat vergessen ließ. Nach der Rückkehr sah er sich in tiefster Not, wurde wieder Hauslehrer, verliebte sich in die achtjährige Baroneß der Familie, wurde Jurist. 1762 lernte er Hamann kennen und den andern, Johann Gottfried Herder, dem er mit seiner scharfen Zunge das antat, was Herder bald dem jungen Goethe antun sollte.

In Mohrungen, dem Städtchen mitten im preußischen Neuschlesien, wirkte Gottfried Herder als Lehrer und Kantor. Sein Vater war in Schlesien ein schlichter Ackerbürger gewesen. Dessen Gattin stammte aus Mohrungen. Orte des Namens Herdern, von denen die Sippe heißen könnte, liegen in Belgisch-Limburg, bei Waldshut im Kletgau, bei Steckborn im Thurgau, bei

Freiburg im Breisgau. Dem Kantor wurde 1744 sein Sohn Johann Gottfried Herder geboren. Ein wunderlicher Lesehunger erfüllte den Knaben, der in Naturmärchen lebte, dem die Poesie der Bäume ein Wunder dünkte, der bei einem homerischen Gleichnis weinte und von Ahnungen, Träumen und Gestalten erfüllt war. Als 1760 Sebastian Friedrich Trescho, 1733—1804, aus Liebstadt, der pietistische Vielschreiber, als Diakon nach Mohrungen kam, bat er sich den begabten Knaben als Gehilfen bei seinen literarischen Arbeiten aus. In der reichen Bibliothek Treschos stillte der junge Herder seine Lust. Ein russischer Regimentsarzt nahm ihn mit nach Königsberg, wo er 1762 Theolog und Lehrer am collegium Fridericianum wurde.

So waren sich Kant und Hamann, Hamann und Hippel, Hamann und Herder wechselweise verbunden und jeder fand neue Freunde hinzu. Johann Jakob Kanter, der Sohn und Nachfolger des Buchhändlers Philipp Christoph, sah die Freunde oft in seinem Buchladen und zog sie an seine „Königsberger Zeitung", die Hamann eine Zeitlang redigierte, heran. Der Magister Johann Friedrich Lauson, 1727—1783, eine Spukgestalt aus der Fantasie Ernst Amadeus Hoffmanns, ein lederner Dichter unfreiwilligen Humors, war allen gut. Lauson war Lehrer in Kneiphof, war ein vielbegehrter Improvisator, übersetzte viel für Ackermanns Truppe, als sie in Königsberg spielte, und die Schauspieler sahen den hagern Menschen als gern gewünschten, spassigen Gast, wie er so bei den Proben voll Andacht zuhörte. Johann Friedrich Hartknoch, 1740 zu Goldap in preußisch Litauen geboren, studierte Anfang der sechziger Jahre Theologie und Philosophie und trat dann in Kanters Buchhandlung ein. Herder, Hippel und Kant gingen mit ihm freundschaftlich um. Auch der Liebling der Götter und Menschen fehlte in diesem Kreise nicht. Reicher und schöner als sie alle glitt Johann George Scheffner, 1736—1820, auch durch die feinern Kreise der Stadt. Als er 1764 aus Kriegsdiensten im preußischen Heere nach Königsberg zurückkehrte, lag der Schimmer kühner Waffentaten, das Dämmerlicht von Gedichten, die er gemacht haben sollte, auf ihm. Seine Sammlungen waren 1761 erschienen. Er lief seinen dienstlichen Weg sehr rasch, hatte noch eine schöne Zukunft vor sich und Hippel schenkte ihm das Vertrauen eines Beichtvaters, dessen Scheffner nicht ganz würdig war.

Der Jüngste von allen, Herder war es, der zuerst mit entscheidenden Taten aus dem Kreise schritt. Er saß in Kants Vorlesungen und ließ in persönlichem Umgange den ganzen Zauber dieses einzig bescheidenen Mannes auf sich wirken. Aber noch war Kant David Hume nicht nahe gekommen, zwar rang er sich schon stärker und sicherer aus dem alten Dogmatismus los, aber seine Ideen waren noch im allerersten Flusse. Der tatsächliche Einfluß des Lehrers muß niedrig angeschlagen werden. Aber Hamann! Seit er 1763

Kopist in der Kriegs- und Domänenkammer geworden war, stand er vorm Abschluß seiner ersten literarischen Zeit. Was er bisher geschrieben hatte, war so bedeutend, der erste sommerliche Sprühregen neuer Offenbarungen, daß der verwandte Fruchtboden Herders Früchte treiben mußte. Vor allem erschloß er dem Jüngling Shakespeare, der eben damals in Gerstenbergs Zeitschrift prophezeit wurde. Hamanns Denkformen und Schreibweise mußten noch mehr als Inhalt und Ideen auf den Jüngling wirken, der schon als Knabe in den bildhaften Anschauungen der Bibel lebte, dem bei Versen Homers Tränen in die Augen schossen. Nie mehr ist er von Hamann losgekommen, so schroff und persönlich er sich nun bald gegen die fremde Welt seines Lehrers Kant wehrte.

Der junge Schulmann erregte Aufmerksamkeit und Lindner setzte 1764 seine Berufung an die Domschule in Riga durch. Im folgenden Jahre rückte ihm Hamann wieder räumlich näher, als er Anwaltsgehilfe in Mitau wurde. Die patrizischen Häuser der Stadt öffneten sich dem jungen Herder. Bei Berens war er ständiger Gast, Hartknoch, der 1763 in Mitau und 1764 in Riga die erste Buchhandlung gegründet hatte, wurde sein opferwilliger Förderer, Hamann wurde in Mitau besucht, Hartknoch begann die Baltenlande mit Büchern und literarischen Unternehmungen zu versorgen. Doch der geistige Brennpunkt der Stadt war Herder, zumal seit er auch eine Predigerstelle erhalten hatte. Wie Hippel wurde er zum russischen Patrioten, freilich zu einer Zeit, da man in Petersburg im Deutschen noch den Lehrer und Kulturschöpfer sah und bewunderte. Getreu den pietistischen Traditionen seines Vaterhauses gewann er all seinen Stellungen immer die werktätige Unmittelbarkeit ab. Eine Fülle von Zeitungsbeiträgen entstand und, immer von Hamann beraten, ließ er 1766—1767 im Anschluß an Lessings Literaturbriefe seine Fragmente „über die neuere deutsche Literatur" erscheinen. Eine neue Kritik, keine Dogmen mehr. Der Kritiker müsse mit den Augen des Verfassers lesen. Und indem Herder die Bedingtheit der Literatur durch den Geist der Sprache, durch Natur, Religion und Denkweise, indem er die Bedingtheit des Verses durch die verschiedenen Zungen verfocht, war eine Tat geschehen, die mit den größten Maßstäben gemessen werden muß. Das war die Geburtsstunde der historischen Kritik, eine Wiedergeburt der Geschichte und das Schöpferwort für all die neuen Wissenschaften, die sich aus ihr loslösten. Er wehrt sich gegen den allmächtigen Einfluß des Humanismus und fordert dafür eine Renaissance unserer ältern Literatur. Auf der Größe dieses Gedankens ruhten die Pfeiler der Romantik. Was konnte eine Wiedergeburt des klassischen Altertums den neuen Stämmen des Ostens sagen? Waren sie je aus dem Geiste Roms und Athens geboren worden, um in Tagen

des Alterns wiedergeboren werden zu können? Doch eine Renaissance jener Kultur des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die nur wie ein letzter Sonnenstrahl über ihre Jugend geglitten war, das mußte es werden, wenn sich ihre Truhen mit denselben Schätzen füllen sollten, aus denen die Altstämme ewig neues Leben schöpften. Unter den Händen dieses Mannes wuchs eine doppelte Zukunft.

„Kritische Wälder", 1768 und 1769! „Es ist unbillig, Leßing auf Winkelmanns Kosten zu loben", das waren die ersten Sätze des Buches. Sie leiteten eine Stilbeschreibung Winckelmanns und Lessings ein, wie sie bis auf Herder noch kein Deutscher in deutsche Worte gebildet hatte. „Winkelmanns Styl ist ein Kunstwerk der Alten. Gebildet in allen Theilen, tritt jeder Gedanke hervor, und stehet da, edel, einfältig, erhaben, vollendet: er ist. Geworden sei er, wo oder wie er wolle, mit Mühe oder von selbst, in einem Griechen, oder in Winkelmann; genug, daß er durch diesen auf einmal, wie eine Minerva aus Jupiters Haupt dastehet und ist ... Leßings Schreibart ist der Styl eines Poeten, d. i. eines Schriftstellers, nicht der gemacht hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will, sondern uns vordenket, wir sehen sein Werk werdend, wie das Schild Achilles bei Homer." Nachdem sich Herder so mit dem Schild persönlicher Hochachtung gegen Lessing gedeckt hatte, wie Lessing sich stets gegen Klopstock deckte, zersetzte er den „Laokoon". „Das Successive in den Tönen ist nicht das Wesen der Dichtkunst. Ganz und gar auch nicht mit dem Coexistenten der Farben zu vergleichen. Aus den Successiven der Poesie folgt nicht, daß sie Handlungen schildere." „Homer wählt gar nicht das Fortschreitende seiner Schilderungen, um sie nicht coexistent zu schildern; sondern weil jedesmal in dem Fortschreiten seiner Bilder die Energie derselben und seiner Gedichtart liegt." „Homers Gedichtart kann nicht allen Dichtarten Gesetze, und ihrer Manier ein oberstes Gesetz geben. Aus der Succession der Töne folgt keine Achtserklärung gegen die malende Poesie." Was blieb da vom „Laokoon" bestehen? So rächte sich die Jugend für Klopstock an Lessing. Zur selben Zeit setzten sich Gerstenberg in Kopenhagen und Herder in Riga für Klopstocks Kunst ein, die im „Laokoon" so schwer getroffen worden war. Wenn Geschichte oder Dogma zum Schlagwort wurde, dann konnten Winckelmann und Herder freilich nicht auf derselben Seite wie Lessing kämpfen. Mit den „Kritischen Wäldern" waren lange vor Kant die abstrakten Maßstäbe zerbrochen, eine geschichtliche, individuelle, genetische Kritik war gewonnen.

So hartnäckig Herder bemüht war, seine Verfasserschaft zumal aus Rücksicht auf die bellende Rotte um Klotz zu verbergen, der Schleier lüftete sich und Herder strebte aus Riga fort. Von Hartknoch ausgestattet, von Gustav

Berens begleitet, stach er 1769 in See, wohin ihn waltende Mächte riefen. Schon 1765 war Lindner Professor der Dichtkunst in Königsberg geworden.

Feldherrn und Staatsmänner gingen aus den Baltenländern ohne Zahl hervor, aus Landschaften, die durch weltgeschichtliche Kämpfe zu solchen Fähigkeiten erzogen worden. Literarischer Ruhm schien sich nur an den einen zu knüpfen, an Jakob Michael Reinhold Lenz, der 1751 zu Seßwegen in Livland geboren wurde und schon achtjährig mit den Eltern nach Dorpat kam. In seinem Vaterhause herrschte wie im ganzen Osten pietistische Frömmigkeit. Der frühreife Knabe begann mit Oden, mit Hexameterdichtungen, mit Dramen. 1768 ging er als Theolog nach Königsberg und dann als Hofmeister mit seinen Zöglingen nach Straßburg, seinem Schicksal entgegen.

Hamann war aus Mitau wieder in die Heimat zurückgekehrt, war 1767 Sekretär bei der Acciseregie geworden, hatte mit der Magd seines väterlichen Hauses eine Gewissensehe geschlossen und war nun auf Jahre hinaus stumm. Kant rang noch immer mit seinen Gedanken, Hippel war Anwalt geworden, Rezensent der „Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen“ und entwickelte sich aus einem Journalisten zum Dichter. Seine schonungslosen Besprechungen der Truppe Schuchs 1767 hatten ihn mit dem Theaterleben vertrauter gemacht, ja er wagte sich außer an lyrische Gedichte bereits an Lustspiele, „Die ungewöhnlichen Nebenbuhler“ und „Der Mann nach der Uhr“.

Man hat Hippel immer vorgehalten, daß er ein Buch „Über die Ehe“ schrieb, 1774, und doch Junggeselle blieb. Die Schrift, hierin eine Frucht der moralischen Wochenschriften, ist ein bedeutsamer Schritt in der Frauenbewegung, ebenso wie die andere „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“. Das Buch ist ein Bild seiner wunderlich zwiespältigen Seele. „Die Türen können wir aufmachen, nur die Angeln nicht ausbrechen.“ So handelt er über Vorurteile, Zweck und Pflichten der Ehe, über Treue und Kindererziehung, zart und zynisch, witzig, spöttisch, satirisch und ernst. Zwei humoristische Romane bestimmen seine Stellung innerhalb einer langen Entwicklungsreihe. „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“ 1778, erfüllt von den herben Erfahrungen seiner Jugend, erfüllt von persönlichen Erlebnissen und den Gestalten seiner Umgebung, das Buch seines Lebens, die Kulturdichtung Kurlands mit scharfen Schlaglichtern über das zerfallende moralische und soziale Gefüge dieser Gesellschaft. Daß das Buch Kants System noch vor Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft“ ausplauderte, machte den Roman zu einer Sensation. Die Dichtung steht innerhalb fester Stammesgrenzen, die sich von Jean Paul aus werden mit Sicherheit ziehen lassen. Die „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z“, 1793, sind die satirische Dichtung des Or-

densweſens der Zeit, in deſſen Treiben Hippel mitteninne ſtand. 1780 wurde er Bürgermeiſter von Königsberg, 1796 ſtarb er.

„Das Porträt Hippels, ein ovales Bruſtbild in Lebensgröße, zeigt ihn in Perücke und roter Uniform mit ſehr feinen Zügen, vollen Lippen, ſcharfer Naſe, klugen Augen und ſchönen Brauen.“ Er hinterließ 700 Bücher und eine wertvolle Stichſammlung, die Blätter von Dürer ebenſo enthielt wie Büchertitel mit Figuren. Nichts ſollte untergehn. Viele ſymboliſche Darſtellungen waren darunter. Der fromme pietiſtiſche Glaube ſeines Vaterhauſes war und blieb ſein Lebensbekenntnis. Doch ſeine Seele war der „Dualismus eines myſtiſchen und eines fauniſchen Zuges“. Auflodernd in unbändiger Sinnlichkeit war er Symbolen, dem Dunkel-Myſtiſchen und Geheimnisvollen hingegeben. Bilder ſüßeſter Heiligkeit neben verzehrender Erotik. Seine Verfaſſerſchaft ſuchte er krankhaft ängſtlich zu verhüllen. Da ſein Leben ein Hängen zwiſchen Gegenſätzen war, ſo nährte ſein Geiſt ſich an Vergleichen, die das Feindlichſte zuſammenbanden. Er war Vorläufer und Bruder Jean Pauls, und bei keinem iſt man ſo verſucht aus dem ganzen Weſen ſeines Lebens und ſeiner Bücher auf einen beſtimmten Stammesurſprung zu raten. War dieſer Sproß einer ſchleſiſchen Sippe vielleicht in den letzten Quellen ein Oſtfranke?

Herders Preisſchrift über den Urſprung der Sprache regte Hamann zu neuem Schaffen an. Er wollte den Schüler ernüchtern und verſpottete ſeine verworrene geniale Art in der Schrift „Philologiſche Einfälle und Zweifel über eine akademiſche Preisſchrift“. Im folgenden Jahr ſetzte er den Kampf gegen den Rationalismus fort mit ſeiner „Beilage zu den Denkwürdigkeiten des ſeligen Sokrates“. Die „Neue Apologie des Buchſtabens H“ entſprang ſeinem Sprachſinne, 1775 folgte der „Verſuch einer Sibylle über die Ehe“.

Von der Philoſophie des Leibniz und Wolff war Kant ausgegangen, Humes Zweifel hatten ſeinem Denken die neue Richtung gegeben; er meinte es zwiſchen beiden Mächten verankern zu können. Nach langer Gedankenarbeit doch zum Schluſſe raſch niedergeſchrieben, erſchien 1781 das weltbewegende Buch „Kritik der reinen Vernunft“. Man hat darauf das ſchöne Bild geprägt: wie Koppernicus die Sonne zum Stehen und die Erde zum Kreiſen brachte, ſo hat Kant Gedanken und Außenwelt in neue gegenſätzliche Beziehungen geſetzt. Da wir von den Dingen nur als Erſcheinungen ſprächen, ſo richten ſie ſich nach unſerer Erkenntnis, nicht umgekehrt wie einſt und immer die Erkenntnis nach den Dingen. Das Erkennen nähme ſeinen Stoff nur aus der Erfahrung, die Erfahrung aber komme nur nach den Geſetzen unſerer geiſtigen Tätigkeit zuſtande. Noch ging die Zeit völlig unbewegt an dieſem geiſtigen Aufruhr vorüber. Doch Hamann und Herder, jeder in ſeiner Art,

rüsteten sofort dagegen. Erst seit 1785 begann das Buch die Geister in Bewegung zu setzen.

Während Kant seine neue Welt weitertürmte, erschien 1782 von Moses Mendelssohn die Schrift „Jerusalem", deren „versteckter Judaismus und Antichristentum" Hamanns größte Schöpfung anregte: „Golgatha und Scheblemini" 1784.

Hatte Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" Gesetze für die Natur gefunden, in der „Kritik der praktischen Vernunft" fand er sie für das Freiheitsgebiet. Er wies der praktischen Vernunft den Vorrang zu vor der theoretischen, und erklärte Gott, Freiheit und Unsterblichkeit für ihre höchsten Forderungen. In der „Kritik der Urteilskraft" 1790 suchte er zwischen beiden zu vermitteln. Das Gefühl der Lust entstehe dann, wenn die sinnliche Wahrnehmung den Zweck unmittelbar erkenne. Nach seinem Konflikt mit der preußischen Regierung 1790 verzichtete er freiwillig darauf, je wieder öffentlich über Religion zu reden. 1804 starb er.

Kant und Hamann, so eng im Leben verbunden und in den kleinen Umkreis einer Stadt gebannt, waren zum Schicksal des deutschen Volkes geworden. Kant von unzerstörbarer Heiterkeit und einer Milde, die sich mit dem Alter immer heller und durchsichtiger verklärte, der wohlgelaunteste Wirt, wie er hieß, kindlich bescheiden, ein anmutiger Gesellschafter, der noch kurz vor seinem Tode lächelnde Verse in sein Notizbuch schrieb, und Hamann sind sich in ihrem persönlichen Wesen nicht so fremd als man meinen sollte. Kants Kritik hatte den Dogmatismus erschlagen, auch für die Literatur. Man kritisierte vor ihm nicht, sondern maß an der herrschenden Theorie der herrschenden Autorität. Lessing hatte Homer und Aristoteles nur von neuem autorisiert. Lessing hatte die Fesseln nicht gelöst, er hatte sie nur weiter gemacht und glänzender. Aber ob der große Kunstgötze Gottsched, Opitz oder Homer und Aristoteles hieß, war kein wesenhafter Unterschied. Die Fesseln riß nun Kant durch, und seine Forderung, eine allererste Grundfrage vor allem andern zu beantworten, war so verschieden nicht von der Kulturbefreiung des Sturmes und Dranges. Eine neue Kritik, fort mit allen Autoritäten in Sachen der Kunst und Literatur, Freiheit der Persönlichkeit, das waren auch die Rufe Hamanns und Herders. Und genau so wie Kant die Grundmethode der Aufklärung außer Wert setzte, genau so Hamann. In der Verneinung des Alten und in manchen Gründen dieser Verneinung waren sie eins. Im Suchen nach neuen Wegen und in der Bejahung standen sie auf Gegenpolen.

Kant suchte mit der Vernunft, Hamann mit dem Glauben. War Kants Werkzeug die eherne Kette des logischen Beweises, Hamann haßte ihn, er sah die Wahrheit mit bildhafter Anschaulichkeit. Und wenn Kant aus

dem Urgrund der Erscheinungen zu Gesetzen und Regeln strebte, Hamanns Ästhetik haßte sie. Wo Kant Systeme baute, die Wunderwerke des Gedankens waren, da freute sich Hamann der unfaßbaren, fesselosen Fülle, hinter der einzig der Wille eines göttlichen Schöpfers stand.

Neben Jakob Böhme hatte sich das Bild des Sokrates gedrängt, eine göttliche Stimme hatte in beiden gewaltet, begeisterte junge Schüler waren um beide, und unter Böhmes Schätzen sind viele Güter vom Schüler des Sokrates Plato und dessen echten und unechten Schülern entdeckt worden. Hamann widmet dem Meister von Athen seine erste Prophezeiung. Die Hamann waren Jakob Böhmes Landsleute und Stammesbrüder, Hamann hebt sich vom dämmernd beleuchteten Hintergrunde der Lausitz ab, und es brauchte nicht der vielen ängstlichen Sorgfalt, mit der man ihn von Jakob Böhme so weit als möglich abzurücken suchte. Jakob Böhme, Hamann, Herder, die Romantiker, eine Entwicklungsreihe, die durch landschaftliche Verwandtschaft, stoffliche Überlieferungen, ähnliche Denkformen vermittelt wird. Beide waren Magier und Propheten, Böhme und Hamann, beide dünkten sich durch göttliche Eingebung erweckt, beiden stand werktätige Heiligung im Mittelpunkt ihres Weltbildes, beide denken nicht, sondern sehen mit einem innern Auge, suchen dem Urgrund des Seins mit visionärer Anschaulichkeit nahe zu kommen, beide sind die größten Mystiker der Sprache und hierin sind sie sich wahrhaftig verwandt wie Zwillingsbrüder.

Jakob Böhme suchte die Sprache unter wunderlichem phonetischem Ausgrübeln symbolisch zu deuten. In jener Kritik über Herders Preisschrift entwickelte Hamann den Grundgedanken seiner Sprachanschauungen: Gott spricht durch Schaffen; die Welt ist Gottes Sprache; der Mensch schafft sich mit der Sprache seine Welt, die ein Abbild der Welt Gottes ist. An dieser Stelle knüpften die großartigsten symbolischen Gedanken der Romantiker an, die Natur und Menschen, Kinder, Mädchen, Blumen, Steine als Laute und Hieroglyphen einer göttlichen Weltsprache deuteten. Es war beidemal, bei Böhme und Hamann, ein Aufruhr des Geistes gegen die Formeln, Worte und Buchstaben des Humanismus, bei Hamann vor allem, der den ersten Vers des neuen Evangeliums sprach: „Gerade als wenn unser Lernen ein bloßes Erinnern wäre, weist man uns immer auf die Denkmale der Alten, den Geist durch das Gedächtnis zu bilden. Warum bleibt man aber immer bei den durchlöcherten Brunnen der Griechen stehen und verläßt die lebendigen Quellen des Altertums."

Die Bibel war das Buch, von dem er immer und immer ausging, seine Ästhetik war ein Bekenntnis zu dem christlichen Idealismus, der aus dem Pietismus heraus seit Pyra im sächsischen Volke zur Neuschöpfung unserer

Literatur getrieben hatte. „Laßt uns jetzt die Hauptsumme seiner neuesten Ästhetik, welche die älteste ist, hören: Fürchtet Gott und gebt ihm die Ehre, denn die Zeit seines Gerichts ist kommen, und betet an den, der gemacht hat Himmel und Erde und Meer und Wasserbrunnen.“ „Brocken, Fragmente, Grillen, Einfälle“ waren die Form seiner Gedanken, oft so verbindungslos herausgerissen, daß er sie später selber nicht mehr verstand. Sein Stil ein Blitzen; Windstöße, und die ahnungsvollen Dunkelheiten des nur halb Ausgesprochenen, des Angedeuteten, Bilder oft ohne Unterschrift. Das Entfernteste, Unerwartete, Überraschende untereinander und zum Nächsten, Selbstverständlichsten in Beziehung gesetzt, das Spielen mit vieldeutigen Handbewegungen, Pantomime, die Worte oft nicht Sinnträger sondern Symbole ganzer großer Anschauungseinheiten, Vergleiche einer Urpoesie, denen die Brücke zum verglichenen Gedanken fehlte, ein Dom um Mitternacht, durch den von einem fernen Altare eine ewige Lampe leuchtet und die Säulen und Statuen und Bilder mit ihren Schatten Gestalten und Wesen tauschen: ein neuer Stil, der nur ein einziges Mal noch da war, bei Jakob Böhme. Nur ein solches Genie konnte eine neue Bewegung genialer Jünglinge einleiten, die viel zu deuten haben wollten, die nur ein Buch lesen mochten, das jedem das Seine, das allen alles sagte, dessen Buchstaben Keime waren, jeder für eine ganze neue Welt.

Was hatten die vier, Kant, Hamann, Herder, Hippel, mit der alten Kultur dieser Stadt gemein? Wußte nur einer von ihnen ein Lied zu spielen? Hat einer von ihnen ein bewegendes Drama gedichtet? Wem wäre es eingefallen nur einen Faden aus dem bunten Königsberger Gewebe um 1650 aufzugreifen? Konnte es anders sein, da ihre Großväter noch in Schottland, Schlesien und der Lausitz lebten, und mußten sie nicht an die Überlieferungen ihrer Heimat anknüpfen? Wie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert Schlesier die Kulturträger von Breslau über Thorn bis fast an die Küste waren, so nun wieder Hamann, Herder, Hippel und später Hoffmann. Und das preußische Binnenland soll niedersächsisch und niederfränkisch gewesen sein?

Doch wirklich trieb auch das alte Königsberg von 1650, die Stadt der Komponisten und Liederdichter, Blüten. Da war ein Königsberger, der Komponist der romantischen Zeit, Johann Friedrich Reichardt, 1752 geboren, seit 1767 an der Universität und 1775 als königlicher Kapellmeister nach Berlin berufen. Im Mittelpunkt dieses Liederkreises, der sich so eng an die großen Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts anschloß, stand Johann Gottlieb Kreutzfeld, 1745—1784, ein Königsberger, der Nachfolger Lindners als Professor der Poesie und Freund Kants und Hamanns. Reichardt, der seine hübschen, anspruchslosen Lieder komponierte, sagte von ihm: „Der heitere Himmel,

Lerchengesang, die grüne bunt beblumte Flur, oder auch die beschneyte Flur und seine Freunde sind ihm alles." Kreutzfeld übersetzte aus dem Englischen, war der erste begeisterte Sammler litauischer Volkslieder, die er etwas überschwenglich, doch ergreifend zu verdeutschen wußte. George Friedrich John, 1742—1800, aus Grunau bei Schmoditten, war schon völlig der Typus jenes Kreises um Dach, ein fruchtbarer Gelegenheitsdichter. Karl Gottlieb Bock aus Friedland, 1746—1829, gehörte dem Freundesbunde Hippel und Scheffner an. Geschätzt war er als Übersetzer aus dem Lateinischen. Sein Sohn Friedrich Raphael Bock belebte nun wirklich das Andenken Simon Dachs, die altpreußischen Überlieferungen wurden greifbar deutlich. Seine Übersetzung der Georgica Virgils galt als Meisterstück. Mit dem Polensprößling Ludwig Adolf von Baczko, 1756 zu Lyck geboren, dem Dramatiker, Historiker und Schreiber von Rittergedichten, stand die Zeit nicht nur schon mitten in der Romantik sondern bereits in der Auflösung romantischer Stoffe und Formen.

Schon Kreutzfeld suchte dem Kreise ein Organ zu schaffen. 1775 stellte er nach berühmten Mustern eine poetische Blumenlese der Freunde zusammen. Aber sie kam nicht zum Druck. Die seit 1780 erscheinende preußische Blumenlese wuchs aus andern persönlichen Zusammenhängen. Gerade in diesem alten Königsberg, das die lyrischen Traditionen von Dach und seinen Freunden nährte, reifte Zacharias Werner heran.

Die widersprechenden, scharf zerrissenen geistigen Bewegungen der Stadt, Kants Philosophie, Hamanns und Herders Evangelium des Genies, des Einzelnen, der Offenbarung, des landschaftlich Bedingten, Hippels humoristische Epik und der Liederkreis um Kreutzfeld sprechen nichts anderes aus als alte und neue Stammesverschiebungen auf diesem vielzerklüfteten Boden.

2.

Frankfurt.

Fastnacht 1463 führten zu Frankfurt Gesellen einer Zunft, die nicht genannt wird, einen „heidnischen Tanz" auf. Das ist die wichtigste Nachricht aus dem Theaterleben der Stadt bis ins achtzehnte Jahrhundert. Denn dieser Tanz war gewiß eine Umbildung altgermanischer Frühlingsfeste der Chatten und Franken. Diesen schönen Zug althessischer Überlieferung möchte man nicht um die Welt in der reichen, alten Krönungsstadt Rheinhessens missen. Er deutet auf die einzige Straße, auf der sich ihre literarischen Güter bewegten, auf den Weg zur Bühne. Nicht eine der größern deutschen Reichsstädte war so arm an literarischen Kräften, hundert kleinere waren unver-

gleichlich reicher. Nur eine Stadt, doch keine freie, wäre ähnlich arm geblieben, wenn nicht die Universität, und diese erst spät, schöpferische Kräfte herangezogen hätte, Leipzig, und Leipzig gewann der Mainstadt das Einzige ab, das Hoffnungen erwecken konnte, den großen, herrschenden Buchhandel. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war für jede Reichsstadt die große Stunde vorüber, da jetzt die fürstlichen Residenzen, selbst die kleinsten und wenn auch nur für ein paar Jahre, Literaturzentren wurden. Wenn Städte mit einer Vergangenheit wie Augsburg und Straßburg zusammenbrachen, und wenn sich Nürnberg nur mit Mühe bis zum Morgen des achtzehnten Jahrhunderts auf geistiger Höhe hielt, wie denn Frankfurt, das keine aufgesparten literarischen Güter zusetzen konnte. Die Stadt war von je allzustark von Anziehungspunkten umdrängt, im Hessischen und längs des Rheins, ja selbst in Thüringen ließen geistige Pole kein Leben nach Frankfurt strömen. Erfurt nach 1500, später Kassel, Marburg und Gießen, die Pfälzer Fürstenstädte Heidelberg, Mannheim, ja Zweibrücken banden die hessischen und fränkischen Kräfte. Im ostfränkischen Hinterland wirkte Nürnberg zusammenziehend. Es war gewiß nicht bloß das überwiegende Handelsinteresse, es war auch der aufzehrende politische Kraftverbrauch eines nicht allzu großen patrizisch regierten Gemeinwesens, es war vor allem die verpaßte Stunde, die der Stadt keine literarische Wirksamkeit ins Weite gestattete. Gegenüber den wechselnden Strömungen ringsum verhielt sie sich rein aufnehmend und da nur schwach. Das ist vor allem klar in dem allerdings bedeutenden Bühnenleben Frankfurts, für das die reiche Kaufmannsstadt ja ähnliche Bedingungen bot wie Hamburg. Ihr Theater ist ein wundersam getreuer Spiegel alles dessen, was wechselnd im Werte stieg oder fiel.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhundert drang der große bairische Dramatiker Rebhun ein, die beiden Alamannen Wickram und Gart, der Nürnberger Hans Sachs. War es Eifersucht, daß gerade nur die Nürnberger Meistersänger, die immer wieder in Frankfurt spielen wollten, endlose Schwierigkeiten mit dem Rat hatten? Am Ende des Jahrhunderts rangen mit den Einheimischen englische Schauspieler um die Gunst des Bürgers — ob sie schon Faust spielten ist unsicher — dann auch Franzosen. Um 1600 und lange nachher stand die Kasseler Truppe in größtem Ansehn. Von den führenden englischen Unternehmern Sakville, Browne und Spencer spielte jeder in der Stadt. Die Aufführungen um 1628 sollen mit einem deutschen „Hamlet" geschlossen haben, der ja um dieselbe Zeit auch in Hamburg gegeben wurde. Nach der langen Unterbrechung von 1631—1648 führten die Holländer 1651 — wenigstens soweit die Akten ergeben — die Operette ein. Im selben Jahr sollen von Gryphius „Leo Armenius" und „Katharina von Georgien" auf-

geführt worden sein. 1666—1686 wirkte Spener in Frankfurt, und trotz der starken Anziehungskraft, die von den Frankfurter Messen auf die Theaterunternehmer ausging, suchte der Pietismus die Bühne niederzukämpfen. Dann kam Velten, Ende des siebzehnten Jahrhunderts Italiener und Wiener, und seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts begannen die Franzosen zu herrschen. 1736 die Neuberin, 1748 Schuch, dann Ackermann, keiner fehlte. Eben weil Frankfurt nicht wie Hamburg, Nürnberg, Wien eine bodenständige Bühnenkunst hatte und daher allen Einflüssen offen lag, läßt sich gerade nur in dieser Stadt die Geschichte des europäischen Dramas vom sechzehnten bis ins achtzehnte Jahrhundert studieren.

Anfang Jänner 1759 rückten die französischen Verbündeten der großen Kaiserin in Frankfurt ein. Der Prinz de Rohan und dringlicher der Herzog von Broglio erbaten sich vom Rat die Bewilligung für eine französische Truppe, die den Offizieren unentbehrlich und selbst den Soldaten ein angenehmer Zeitverkürzer war, und die Unternehmer l'Hote und de Bersac begannen im Junghof zu spielen. Mit der Freikarte seines Großvaters, des hochgebietenden Stadtschultheißen Textor, trat der Knabe Goethe in diese feine Wunderwelt, um die so fern von Frankfurt sich die deutschen Stämme fast bis auf Blut und Wunden befehdet hatten, gegen die eben Lessing seine Schützengeschwader auf Kriegsfuß zu setzen begann. Hier stand der Knabe an der Quelle jener Stücke, die in Übersetzungen die europäischen Bühnen bis über Kopenhagen beherrschten. Spielend schlüpfte ihm das Klingen und Rauschen der fremden Sprache ins Ohr. Der kleine Derones führte den Enkel des mächtigsten Mannes in der Stadt, neben Broglio, hinter die Kulissen, wo das Kind mancherlei allzu früh erblickte. Es war eines der unzähligen geschichtlichen Wunder im Leben Goethes, daß der Zehnjährige schon, der tätige Befreier des deutschen Dramas, das Reizvollste im literarischen Leben Frankfurts, das Schauspiel, beinahe handelnd miterlebte, daß die Geschichte bis in seine Knabenwünsche kam und ihn in jene Wunderwelt riß, der er ein neuer Märchenprinz werden sollte.

In spätern Jahren, als er selber zur Geschichte zu werden begann und er sich fragend Aufschluß gab, wie er so geworden sei, teilte er in der berühmten Strophe dem Vater die ethischen Kräfte des Wunderwerks seines Lebens zu, der Mutter aber die schöpferischen. Der Spätgeborene kann zu dieser ahnungsvollen Erkenntnis nur die Tatsachen bestätigend zusammenstellen. Wie im Leben so waren es lange vor seiner Geburt die Frauen, die sein Schicksal wirkten. Daß der Knabe nicht durch den Vater, sondern durch die Mutter der Enkel des mächtigsten und bedeutendsten Mannes seiner Heimat war, das ist ein Wegzeiger in die Rätsel seiner Herkunft. Immer

ſtanden nach ſozialer Wertung die Männer ſeiner Sippe einen Schritt hinter den Frauen. Und die Grundbedingungen für ſein Geiſtesleben ſind ihm weder von den Goethe noch von den Textor, ſondern von der Sippe ſeiner mütterlichen Großmutter, von den Lindheimer, zugekommen. Daher iſt es in dieſem Falle kaum von Belang, daß die Goethe zu früheſt in der Thüringer Grafſchaft Mansfeld nachgewieſen ſind. Entſcheidend iſt Herkunft und Art der Ahnen ſeiner mütterlichen Großmutter, Herkunft und Art der Lindheimer.

Goethes mütterliche Großmutter war Anna Margarethe Textor, geborene Lindheimer aus Wetzlar. „Ihr Bildnis zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit ihrem Enkel, dem Dichter: große, bedeutende Augen, ſtrengen Herrſcherblick und eine hohe mächtige Stirn.“ Das iſt allbekannt und jedem, der beide Bilder nebeneinander hält, iſt es im Augenblick ſicher. Dieſe Geſichtsähnlichkeit führt alle Fragen in die Richtung der Lindheimer. Ein äußerlicher Blick auf Goethes Ahnentafel zwingt einem die geiſtige Überlegenheit der mütterlichen Sippe auf. Die erſten ſechs Reihen ſind feſtgeſtellt. Von den erforderlichen 128 Ahnen ſind 88 bekannt, die oberſten, die Frauen, zum Teil nur mit dem Taufnamen. Die rechte, die mütterliche Seite, ſteht ſozial ungleich höher, daher brechen auch die Goethe links ſchon mit der fünften Reihe ab. Auf der linken, väterlichen Seite, überwiegen die Thüringer, rechts, auf der mütterlichen die Heſſen, vor allem die eingeborenen Frankfurter. Links ein Ahnenverluſt, rechts zwei, oder wenn Schroeder und Schroeter nur Schreibungen des gleichen Familiennamens ſind, drei, was wieder zugunſten des Übergewichts der mütterlichen Seite ſpricht. Sooft der Gatte in den Handwerkerſtand zurückführt, ſo leitet die Gattin immer in gebildete Berufe weiter. Dieſes Überwiegen der mütterlichen über die väterliche Seite tritt auch innerhalb der ganzen rechten Partie der Ahnentafel zu Tage. Unmittelbare lange wiſſenſchaftliche Überlieferungen drängen ſich nur auf der äußerſten rechten Seite zuſammen, alſo bei den mütterlichen Ahnen von Goethes mütterlicher Großmutter Lindheimer. Während auf der Seite der Mutter der letzte Textor, Georg Weber, um 1588—1615, Lakai war, folgen ſich nach rechts herüber in der letzten ſechſten Reihe als mütterliche Ahnen der Textor und als beiderſeitige Ahnen der Lindheimer: Hohenloher Rat und Sekretär, Pfarrer, Spitalpfleger, Kupferſtecher, Steinmetz, Obervogt, Univerſitätsprofeſſor. Auf der Seite von Goethes Vater dagegen folgen ſich als letzte bekannte Ahnen von links nach rechts: Gemeindevorſteher, Lehrer, Hausknecht, Schneidermeiſter, Bäcker, Schulmeiſter. Von einigen iſt der Beruf nicht bekannt, gewiß nicht deshalb, weil es ein hoher war. Die männlichen Glieder arbeiten ſich aus dem Handwerkerſtande empor und gewinnen Frauen aus alten gelehrten oder ſozial höherſtehenden Familien. Goethes Ahnentafel iſt

ein wunderbares Beispiel für das Heranreifen eines neuen Bürgertums, dessen Kulturträger der Dichter ja zunächst war.

So der allgemeine äußerliche Überblick. Die Lindheimer waren eine alte bürgerliche Familie, in Frankfurt und Sachsenhausen ansässig und seit dem späten vierzehnten Jahrhundert urkundlich bezeugt. Sie waren vielfach Metzger. Ihr Name lebt in einem Frankfurter Gassennamen fort und stammt wohl von der Ortschaft Lindheim in Oberhessen. Der Ort liegt nahe am ehemaligen römischen Grenzwall und bei Altenstadt stand ein römisches Kastell. In dieser Gegend wird der Typus der Anna Margarethe Lindheimer, der Typus Goethes, häufig getroffen mit seinen starken romanischen Charakterzügen. Kann dieser Typus Anna Lindheimer—Wolfgang Goethe wirklich als der Familie Lindheimer charakteristisch gelten? Lassen sich für die Lindheimer gemeinsame geistige Züge gewinnen? Beides, ja! Die Gesichtsformen und die Gestalt Goethes sind tatsächlich in der Familie Lindheimer häufig. Der Neffe des Botanikers Ferdinand Lindheimer, Johann Gerhard, erregte in seiner Jugend Aufsehen durch seine Ähnlichkeit mit Goethe.

Für die Sicherung der geistigen Physiognomie dieser Sippe sind von wesentlicher Bedeutung Cornelius Lindheimer, 1671—1722, aus Frankfurt, der Vater Anna Margarethes, und der Botaniker Ferdinand Lindheimer, 1801—1879, der in Texas starb. Cornelius war Anwalt und Prokurator am Reichskammergericht in Wetzlar und Mitverfasser des witzigen Diarium obsidionis Wetzlariensis 1702, einer prächtigen derben Satire auf die kleindeutschen Verhältnisse des Jahrhunderts. Man rühmt dem Stück außerordentliche Klarheit der optischen Vorstellungen, fantastische Weiterbildung wirklicher Züge, Freude am Grotesken und Drastischen nach und einen Stil, der sich realistisch-pedantisch um den komischen Inhalt legt, Elemente, die wirklich zu den stärksten Charakterlinien Goethes gehören. Ungleich mächtiger ist der Eindruck der Sippengleichheit, den der Botaniker Ferdinand Lindheimer vermittelt. Ihn fand man Goethe verwandt durch die überaus starke optische Vorstellungskraft, durch die Freude an Licht und Farbe, die klare Beschreibung von botanischen und geologischen Tatsachen, durch die Plastik der Darstellung, durch optische Assoziationen, durch abenteuerndes Wandern und Schauen, durch den beherrschenden Entwicklungsgedanken, durch ausgesprochen naturphilosophische, pantheistisch angehauchte Weltanschauung, durch den „abergläubischen Einfall, ausgelöst durch unsichere, mit starken Gemütsbewegungen verknüpfte Lebenslagen". Das steht außer Frage: die Lindheimer tragen einen ausgeprägten physischen und geistigen Familiencharakter und bei Goethe, dem Enkel der Anna Margarethe Lindheimer, kehrt er wieder. Der

Neuordner und Neuschöpfer der deutschen Welt ist Kind und Enkel seiner mütterlichen Ahnen.

Es ist wie ein Zerfließen verhüllender Schleier, daß der Drang zur Mutter, nicht zum Vater, durch die langen Ahnenreihen der Lindheimer anhält, daß er auch hier immer wieder nach der mütterlichen Seite, immer nach rechts ausgreift. Die mütterlichen Ahnen Anna Margarethes waren die hessischen Seip. Diese Familie stellte eine Reihe tüchtiger, literarisch tätiger Männer, die in Marburg und Gießen Professoren waren. Und weiter nach rechts hinauf die Steuber und Kornmann, alle Hessen, hochbegabt und akademische Lehrer. Ganz bedeutend waren die Luck oder Lauck aus Frankenberg. Es häufen sich Künstler und Meister der Darstellung. Mit der Künstlerfamilie der Soldan führt der Strom in die Sippe des Euricius Cordus und mit den Schroeter in die Familie des Lucas Cranach, 1472—1553, zurück. Alle Wunder des Blutes leuchten vor den verwirrten Augen auf, die halb mit stolzer Gewißheit, halb in heiliger Ahnung den bezaubernden Götterjüngling als die Fülle von Jahrhunderten sehen, als den vielgesegneten Urenkel, dem in langer Reihe Frauen und immer wieder Frauen die goldenen Ströme des Lebens zuleiten, des Lebens in Franken und Hessen, des Lebens der Höhen und Tiefen, des Forschens, Bauens, Malens, Meißelns, Versebildens, Schauens und Schilderns, Kinder von Sippen aus der römerdurchsetzten Wetterau. Wenn einer wie Orpheus die toten Bräute der klassischen Vorwelt wieder ans Licht führte, mußte es nicht dieser eine sein, dieses Wunder deutschen Blutes, in dem wohl sicher römische Tropfen zerflossen waren?

Dieser Stadt und diesen Ahnen, einem überreifen Vater und einer Mutter, die noch ein Kind war, wurde Johann Wolfgang am 28. August 1749 geboren, ein Kind der Mittagsgöttin, der Stunde des großen Pan wie Herder ein Kind der Mitternacht. Wären die zwölf guten Feen des Schneewittchenmärchens an seine Wiege getreten, sie hätten ihm nicht die Hälfte des Guten wünschen können, das seinem Leben in Erfüllung ging, und wäre darauf die dreizehnte Böse gekommen, sie hätte ihm nicht die Hälfte des Schweren und Prüfungsvollen auferlegen können, das seine Kraft zu überwinden hatte. Seltsam widerspruchsvolle Sterne leuchteten seiner Geburt und wiesen auf viel abgebrochene Arbeit, die zu tun blieb — wenige Tage zuvor war Elias Schlegel gestorben — und wiesen auf Adlerflüge, die zu überfliegen waren — eben schien Klopstocks „Messias" die kühnsten Wünsche und Träume an die eherne Grenzschwelle geführt zu haben. Vom Vater gebändigt und gezügelt, von der Mutter gelockt und entfesselt, von der Schwester umschattet, wuchs die heitere Zukunft dieses Kindes auf.

Der Vater Johann Kaspar, 1710—1782, am Koburger Gymnasium

und auf der Universität Leipzig gebildet, zu Wetzlar am Reichskammergericht gereift, 1738 Doktor von Gießen, war nichts mehr und nichts weniger als die letzte Höhe bürgerlicher Tatkraft, auf die sich eine betriebsame Handwerkersippe gearbeitet hatte, die im engen Kreise als Bürgermeister eines Thüringer Ortes verständig zu wirken verstand, die weder Fluch noch Segen des Temperaments zu Außerordentlichem jagte, ein Ausläufer des alten Bürgertums, das aus der Tiefe gewachsen war, nicht des neuen, das durch Herrendienst groß und stark und bildungseifrig wurde. Der streng solide, ernste, bedächtige, nüchterne Mann war 1740 in Italien gewesen, hatte sich schriftlich von all dem Rechenschaft gegeben, was er im Süden Fremdes und Neues gesehen hatte. Als er die Tochter des Stadtschultheißen Katharina Elisabeth Textor heimführte, war dem Streben seiner Sippe die höchste und letzte Weihe gegeben. Der Enkel bescheidener Handwerker war der Schwiegersohn des mächtigsten Mannes in Frankfurt geworden.

Der Vater suchte sich den Knaben früh zurecht zu biegen in seinem Sinn und im Geiste seiner Familie, nicht wie das Kind als Urenkel der Lindheimer, Seip und Schroeter werden mußte. Gute Kenntnisse des Lateinischen und genügende im Griechischen lohnten die väterliche Mühe. Hebräisch und Französisch schufen Möglichkeiten späterer Bildung, die Bibel stand unfern des Mittelpunktes. Langsam streifte eben damals Frankfurt alte Hüllen ab, aus dem Staube niedergebrochenen Gemäuers wuchs es schöner ins Weite und Hohe und dem Knaben erschloß sich der Sinn für das Werden und Vergehen, für Wandel und Wechsel; er, der eine Goldfrucht der Geschichte war und so geschichtlich wirken sollte, lernte Geschichte sehen und verstehen. Und er spürte das große Wehen einer neuen Zeit an den Störungen seiner Knabenspiele, damals als der König und die Kaiserin Deutschland zerrissen, als die Franzosen in Frankfurt einrückten und der Junge zwischen dem kaiserlichen Großvater Textor und dem preußischen Vater Goethe hin und her gestoßen wurde. Der Königsleutnant Graf Thoranc machte sich im Vaterhause heimisch, und während der Vater, die Hände ingrimmig mürrisch auf dem Rücken verschränkt, die Dinge an sich vorübergleiten ließ, entdeckte der Knabe zum ersten Male die große Kunst, die ihm später alle Früchte des Lebens in den Schoß schüttelte, die Kunst, die Dinge zwar auch wie der Vater fließen zu lassen, aber scheinbar willig mit ihnen zu treiben, abzuschöpfen, was sie Gutes führten, sich heben und tragen zu lassen, dann aber in raschem Schwunge querüberzurudern in neue Wellenzüge, die voller strömten, heiterer glänzten und der Güter immer reichere boten. Verschloß sich der Vater der bunten französischen Welt, der Sohn warf sich hinein, stahl ihr die Sprache ab, ergötzte sich an ihren Bühnenwundern, lernte im Sehen, im Hören, im Umgang. Hatte er denn

ſie aufgeſucht? Sie war an ihn herangekommen. Konnte er ihr ausweichen? Alſo packte er zu. Das war im Kinde ſchon der Jüngling und Mann aber nicht nach dem Bilde des Vaters.

Und ſo wenig ihn der Vater zum Glühen bringen konnte, ſchmiegſam gewann er auch ihm das Beſte und Größte ab. Alles zu verbinden, daß nichts Einzelnes blieb, ſondern daß es immer eine Einheit wurde, zuſammenfaſſen mit Sinn und Bedacht, nicht ſpringen und nicht fliegen, alles erledigen und wenigſtens fertig machen, was zu vollenden unmöglich war, Ordnung und Methode, eins nach dem andern, das lehrte ihn der Vater und das lernte der Knabe ihm ab. Was ſo in der Zucht des Meiſters die Schweſter Cornelia, ein Jahr jünger als Wolfgang, trübe machte, ſtumpf, verſtockt und reizbar, das münzte ſich der reife Junge zu Schätzen um, die er ſein langes, langes Leben nicht zu erſchöpfen vermochte.

Und wenn ihm doch einmal die Hand des väterlichen Führers zu ſchwer wurde, dann half das „Mütterlein“ aus, wie der reife Mann noch die Freundin, Bewahrerin, Deuterin, die verſtändige Genoſſin ſeiner Jugend und ſeines Alters nannte. Sie war ſeine Quelle ja, in deren Herzen es nur ſo ſprudelte von dem abgrundtiefen Leben, das ſo langen Weges kam. Die drängte ihm keine weiche überlaute Zärtlichkeit auf, ſie hüllte ihn in den geſunden Duft einer herben und fröhlichen Liebe. Was blühendes Leben des Geiſtes und Körpers an dieſem Jungen war, das hatte er von der achtzehnjährigen Mutter, die nur wie von ferne der Hauch einer kurzen und ſpäten Liebe des Gatten berührt hatte. Wenn je die Natur, die nicht ſcheint, ſondern ſelbſtverſtändlich, einfach und demütig iſt, Fleiſch und Blut werden könnte, ſo hätte ſie es in dieſer Frau werden müſſen. Wo der Vater ſiebenfach verſchloſſene Türen fand, da ſprangen ſie der Mutter luſtig klingend von ſelber auf, und wozu des Vaters Hände gar nicht reichten, das nahm die Mutter an ihrem Kinde in fröhliche Pflege und Obhut. Lehrte ihn jener ſich ſelber binden, zuſammenfaſſen, zuſammenraffen, ſie brachte ihm's bei, wie man ebenſo nötig ſich befreit, wie man ausſtrömt nach allen Seiten, wie man Feſſeln ſprengt, wie man fliegt und ſchwebt. Mit einer Wortfülle und Wortkraft, die an der Größe der Bibel geſchult war, in klarſter lebendigſter Bildlichkeit erzählte ſie dem Knaben Märchen. Und wenn des Vaters Lehre lautete: mach' deine Sache, nichts übereilen, alles nach Art und Zweck, Ordnung, Sinn, Verſtand, gib acht auf den Weg, keinen Überſchwang, die Mutter ſagte ihm's in anderer Sprache: nimm die Dinge wie ſie ſind, bück' dich, wo's zu hoch iſt, weich' aus, wo es Steine gibt, nimm, was zur Hand liegt, greif' mir nicht ins Entlegene, denn du greifſt in die Luft; was dir auf die Nägel brennt, ſchaff' dir vom Halſe, ſo oder ſo, und was dir nicht ruft, das laß liegen. Wer leben und nicht

bloß atmen wollte, der brauchte beides, was der Vater sagte und was die Mutter, jedes zu seiner Stunde und an seinem Platze, denn das Leben ist Arbeit und Freude, Wissen und Kunst, Verstand und Fantasie, und wenn der Knabe werden wollte, was er wurde, brauchte er Vater und Mutter und was beide ihm vererben konnten.

Es standen viel Bücher im Hause und dem Knaben blieb keines verschlossen. Sein Nachahmungstrieb fand reiche Nahrung. Die Literatur vor Gottsched und neben Gottsched, was damals schon, als das Kind mit dem Mittagschlage geboren wurde, veraltet war, wie tot waren diese Bücher zumeist, als er gar lesen lernte! Klopstock — der Vater haßte mit Gottsched alle reimlosen Bücher — mußte heimlich eingeschmuggelt werden. Doch die glatten Formen dieser Vorzeit waren dem frühreifen Kind eine gute Schule. Er warf sich sofort aufs Ganze, dichtete eine Epopoe über Joseph wie ihn Gleims Tändeleien lockten, reimte 1762 das Pathos seiner „Höllenfahrt Christi". Im französischen Geiste versuchte er Dramen und war auch da weit hinter der Zeit zurück, aber er mußte sich doch mit der Welt abfinden, in die ihn der kleine Derones geführt hatte. Doch schon klangen ihm Blankverse zusammen. Und er versuchte zu leben, brach in Kinderkreise ein, die seinem Vaterhause noch ferner standen als das französische Komödiantenvolk. Er jubelte und litt seine Kinderliebe, seinen Gretchenroman durch. Mit Spannung wartet man; wird er da unter den Kindern armer Leute seinen spätern Sturmgefährten treffen, den Sohn eines Frankfurter Konstablers und den Enkel eines Sergeanten, Friedrich Maximilian Klinger, der im Nebenbau von Goethes Vaterhause geboren sein soll, wie Dürer im Hinterhaus der Pirkheimer? Er fand ihn noch ebensowenig wie seinen spätern Freund und Schwager Johann Georg Schlosser.

Die Krönung Josephs II. im April 1764 warf ihm den letzten Schimmer des alten Reiches und der alten Reichsstadt zu. Dann mußte er sich zur ersten Fahrt ins Leben rüsten. Wird es Göttingen sein? So riet er selber und es läßt sich nicht ausdenken, wenn er dort Gotter und Boie getroffen hätte. Aber der Vater entschied sich für Leipzig. So brach er 1765 auf, in eine Stadt, die längst weit hinter aller Jugend lag. Es war, wie wenn ein junger kriegslustiger und siegesfroher Reiter zum Heere stoßen will, das er führen soll, und sich seine Sporen auf dem Lagerplatz verdienen will, den die siegreichen Geschwader schon vor Wochen verlassen haben.

3.

Straßburg.

Hundert Jahre, seit Straßburg fiel, hundert Jahre, ehe es wieder auferstand, der tote Punkt zwischen abwärts und aufwärts, es ist nur ein Augenblick, weniger als die Dauer eines Pulsschlages und dann ist es schon entschieden, ob das Niedergleiten dauernde tote Ruhe ist oder ob es wieder aufwärts geht mit der gleichen Kraft, mit der es niederglitt. Straßburg 1770.

Im Herbst dieses Jahres. „Ich war in den Gasthof zum Geist gegangen, ich weiß nicht welchen bedeutenden Fremden aufzusuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriff war und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer, schwarzer, seidener Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte." Der Besucher sprach den Fremden an und erhielt freundliche Antwort. Herder und Goethe in Straßburg.

Während der eine von Riga aus, der fernsten deutschen Ferne, in immer engern Kreisen nach einem Herzen der deutschen Stämme suchte, war der andere krank und müde aus der äußersten Äußerlichkeit seines Lebens ins Vaterhaus zurückgekehrt, um in hartem Ringen endlich seinen innersten Schwerpunkt zu finden. In „Wilhelm Meisters Lehrjahren" steht das abgrundtiefe Wort: „Das Gewebe dieser Welt ist aus Notwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Notwendige als den Grund ihres Daseins; das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch, ein Gott der Erde genannt zu werden." Aus Notwendigkeit und Zufall waren Goethe und Herder in Straßburg, aus Notwendigkeit und Zufall flogen sie sich an dieser Stelle gerade zu.

Mitte Oktober 1765 war Goethe in Leipzig immatrikuliert worden. Er wurde hier, was Lessing wurde, äußerlich zum jungen feinen Stutzer, innerlich wuschen ihn die Wasser des Meißner Literaturmilieus aus. Lessing verfehlte er wie dieser einst Klopstock verfehlt hatte, in Gottscheds Wohnung sah er den einst so Gewaltigen nur noch als Schatten, bei Gellert lernte er saubere Briefe schreiben, und so wenig ihm beide Männer mehr sein konnten, seine Dichtungen dieser Stadt und Zeit hielten sich doch im Grunde innerhalb der beiden Kreise, die einst Gottsched und Gellert beschrieben hatten. Bei Oeser lernte er zeichnen und schauen und im Kreis seiner Tischgenossen die einfach herzliche Anna Katharina Schönkopf lieben. In den engen Ufern,

zwischen denen er schwamm, peitschte er in ungestühmem Drange mit Händen und Füßen das Wasser auf, daß es beinahe wirklich ein Meer scheinen konnte. Der Knabe wurde zum Jüngling mit allen Qualen und allen kurzen Seligkeiten dieses gliederbrechenden Wachstums. In dumpfem, trübem Leben warf er sich von einer Seite auf die andere, spürte alle Schmerzen solch schlafloser Ruhelosigkeit, quälte sich und andere, stürmte und raste gegen sich und andere, war weich und unausstehlich, vorlautspottend, ritt über Stock und Stein, kneipte sich sinnlos, weinte und philosophierte unreifgroß. Es war wie wenn sich alle Glieder erst einrenken, alle Nerven erst einbetten müßten, so war er emporgeschossen. Doch so dicht die Nebel um ihn lagen, durch einen schmalen Riß brach schon das sieghafte helle Gestirn seiner Sendung. Jurist sollte er sein und er hatte sich mit untrüglicher Klarheit als Dichter erkannte.

Was er, Pläne und Fertiggestelltes, aufs Papier warf, stand stark unter dem Banne dieser Stadt und Landschaft. Er war wie Lessing eifrig ins Theater gegangen und drang bis an die Kulissen vor. Das Drama beherrschte seine ersten sicheren Schritte. Zwar steht der mächtige Einfluß der Bibel auf den Knaben und werdenden Jüngling außer Frage, aber daß er biblische Stücke plante, das fügt sich gut in die Überlieferungen Meißens. Was fertig wurde, war ein Abbild seines verworrenen Lebens und ein Abbild längst überholter Literaturstufen, ein Ausmünzen der dramatischen Erbgüter, die er von Frankfurt mitgebracht hatte. Das Schäferspiel in Alexandrinern: „Die Laune des Verliebten“ mit seiner frühreifen ars amandi war seine erste Beichte, in der er sich von dem Quälenden und Verzehrenden seines Verhältnisses zu Käthchen Schönkopf zu reinigen suchte. „Die Mitschuldigen“, das zierliche, schwüle, unpersönliche Gegenstück zu Reuters derben, offenen, persönlichen Satiren, schlossen im Grunde die Rechnung ab mit diesem ganzen Leipziger Leben. Das Stück, äußerst geschickt gesponnen und gelöst, arbeitete mit allen Mitteln französischer Technik. Bewunderswert vor allem ist beidemal der individuelle, vielgeteilte, kecke, fröhliche Alexandriner, ein hell aufleuchtender Stern, der eben in die Fluten zischte, doch französische Alexandrinerstücke, zwanzig Jahre nach dem „Messias“, in den Jahren des „Laokoon“, „Minnas von Barnhelm“ und der „Hamburger Dramaturgie“, mehr als zwanzig Jahre nach Elias Schlegel, das zeigt, wie stark an Goethe noch die Frankfurter Theatergeschichte hing, wie weit er noch bis an die Front hatte. Die Leipziger Lieder, 1768—1769, dann im folgenden Jahre gedruckt, geben das gleiche Bild. Doch ringt sich schon so viel Persönliches und Eigenes durch all das Konventionelle und die fremden Muster, daß sie im Augenblick schon eine rasch überschrittene Schwelle waren zu einem neuen Leben.

Hundert Ursachen rissen den Jüngling, der sich verschwendete als wolle

er mit dreißig Jahren sterben, aufs Krankenbett. Nur halb genesen wie ein Gescheiterter kehrte er nach Frankfurt zurück und schien dem Tode verfallen. Vielleicht war es mehr das Erwachen des Genies, das Anstürmen von überstarken neuen Kräften, die Wehen des größten Lebens, die Geist und Körper erschütterten. Zehrte das Fieber am Leib und an der Seele, so mußte auch doppelte Heilung gefunden werden. Und innere und äußere Genesung wurde ihm von Händen, die der pietistische Glaube Speners führte. So wurde ihm nun die andere Seite der Frankfurter Kultur fruchtbar, das Werk, das Spener in Frankfurt geschaffen hatte, wie den Knaben das erste herrschende Element, die Frankfurter Bühne gebildet hatte. Und so trat nun auch Goethe wirklich nahe, was mit Pyra und Klopstock die Grundstimmung der jungen Literatur wurde, und so war auch Goethes sturmvolles Germanentum von derselben Teilquelle gespeist wie die nationalen Entladungen der Niedersachsen.

Der Arzt Doktor Metz half dem Kranken in glücklichster Weise auf, und die Freundin der Mutter, Susanna Katharina von Klettenberg, beide Pietisten, bemühte sich seine Seelenärztin zu werden. Die matte, müde Seele des Genesenden dehnte sich voll Behagen in die weiche, friedensvolle Luft einer weichen zärtlichen Frömmigkeit, zumal die Mutter eifrig mitwirkte. Eine leidliche Frömmigkeit kam über ihn, Wunder, Glaube und Offenbarung spann ihn in stille Beschaulichkeit ein. Er baute sich eine wunderliche Kirche, die auf alamannischen Grundsteinen lag: Spener und Paracelsus. Zu Dritt lasen sie, er, die Mutter und das Fräulein von Klettenberg, mystisch-naturphilosophische Bücher, des Paracelsus vor allem. Arnold trat in den Reigen und schloß den Ring und in aufjubelndem neuem Lebensgefühl braute der Jüngling an seinem Windofen in Retorten mißratene Wunder zusammen. Spener und Paracelsus, das war ein Zubilden gegen Jakob Böhme hin, gegen Hamann, gegen Herder, gegen Alamannien und Straßburg. So wurde freilich kein Jurist aus ihm und der Vater, der ihm immer ferner rückte, fuhr dazwischen. Durch Notwendigkeit und Zufall kam Goethe im April 1770 in Straßburg an.

Auch der andere, der auf viel größern Umwegen näher strebte. Mitte Juni 1769 schwamm Herder zu Schiffe an Kopenhagen vorüber und gegen seinen ursprünglichen Plan hielt ihn ein guter Stern der Hauptstadt ferne, die in wenig Wochen keine deutsche Dichterstätte mehr sein sollte. Jütland, Holland, England, drei Länder und Völker, die um die Elbe herum zu unlösbaren Beziehungen verknüpft worden waren, ließ er hinter sich und da er in Nantes ankam, fuhr eine neue Entwicklung wie im Sturm über ihn. Was in eben diesem Augenblick zu Frankfurt sich am jungen Goethe vollzog, da er wie gefesselt zu Bette lag und in kranker Müdigkeit sich gegen den umstürzen-

den innern Wandel nicht wehren konnte, das war auf dieser Seefahrt Herder geschehen, der ebenso hilflos auf der schmalen Planke lag und dulden mußte, wie sein inneres Schicksal mit ihm waltete. Die See brachte ihm eine ungeheure Befreiung und die Briefe an Hamann strömen den ganzen zersetzenden und reinigenden Salzgeruch des Meeres aus. Rasch bleiben in Nantes Pläne liegen, er schreibt ein buntes doch trockenes und bildloses Tagebuch wie Goethe in Straßburg. Poesien „in Meeresbildern wandelnd" entstehen. Was bis dahin noch unbewußt an Entwicklungskeimen unter dem Wasserspiegel geruht hatte, hob sich jetzt empor, in den Elementen keine neuen Gedanken, aber sie wurden nun frei und bohrten sich ins Bewußtsein. Tausendarmige Analogien und Gedankenbilder ringen sich ihm durcheinander. Und wie sich fast zu gleicher Stunde dem genesenden Goethe mystische Naturgedanken nahten, so gefällt sich Herder in physikalischen Fantasien, denkt sich, ob nicht das Wasser nur eine schwerere Luft sei, ob die Fische nicht eigene Wassersinne haben, ob nicht, wie einst aus Asien, so fürderhin aus Amerika und Afrika neue Völkerwanderungen kommen würden, ob nicht Geschichte und Natur wechselseitige Analogien seien, und so erstickend strömt es über ihn hin, daß er sich, wie ertrinkend, nur mit einzelnen abgerissenen Worten gurgelnd Luft machen muß. Es kommt ihm der geniale Gedanke eine „Logik für das Dichtungsvermögen", Fantasiegesetze des Verbindens und Apperzipierens für alle Zeiten und Völker und Dichtungsgattungen zu suchen. Mit Riga und Rußland beschäftigen sich pädagogische und politische Pläne. Und hier in Nantes, ein starker Schritt schon Straßburg zu, ergreift ihn übermächtiges Deutschgefühl. Die Franzosen scheinen ihm ein Völkergreis. Voltaire verdammt er und von Rousseau flieht er zu Montesquieu, der ihm am wenigsten französisch scheint. Herder ist jetzt zum unerschöpflichen Gestaltenwechsler geworden wie der Meergreis Proteus der griechischen Sage. Seine Seele wurde wie eine gemeinvölkische Stimmgabel. An Montesquieu will er Methoden lernen für eine Philosophie der Geschichte. Dann ist er in Paris, verkehrt mit den Großen, vor allem mit Diderot, ihm so verwandt; doch die Stadt war ihm nichts und wurde ihm noch weniger. Im Dezember, da Goethe auf den Tod krank wurde, erhält er durch Resewitz einen Ruf als Reisebegleiter des Erbprinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Eutin und zögernd greift er zu.

„Da ich auf scheiterndem Schiffe . . . mit Meer bespült und mit Mitternachtswind umschauert, Fingal las und Morgen hoffte", so kam er langsam Anfang 1770 nach Hamburg. Mit Lessing verlebte er vierzehn vergnügte Tage. Claudius und Basedow fügen sich zu seinen Freunden. Von Kiel aus geht er mit dem Prinzen nach Eutin und reist im Juli über Hamburg, Hannover nach Darmstadt. Merck macht ihn mit der Alamannin Karoline Flachs-

land bekannt. Sie gewinnen sich lieb und trennen sich mit dem gegenseitigen Geständnis der Liebe. In Karlsruhe ist neuer Aufenthalt. Schon im August hat er unter der Hand einen Ruf als Hofprediger nach Bückeburg angenommen. Durch Notwendigkeit und Zufall kam Herder Anfang September 1770 in Straßburg an.

Ein Zweig von Goethes Ahnen war alamannischer Abkunft. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hatte Straßburg auf die Pfalz wie ein Magnet und Kraftspender gewirkt. Durch Speners Geist, des Straßburgers, und durch Paracelsus war Goethe, wenn auch nur für kurze Zeit, in die Hochspannung alamannischen Geistes getreten. Daß er nun selber nach Straßburg kam, war nur das äußerlich Sinnfällige für Einwirkungen in der Richtung Straßburgs. Er war reif für diese Stadt. Im siebzehnten Jahrhundert war Straßburg fast die Universität des deutschen Ostens. Preußen und Balten suchten sie mit Vorliebe auf. Herders geistige Ahnentafel führte nach Alamannien und ins Elsaß. Paracelsus, Jakob Böhme, Hamann und mit dem Pietismus Spener. Auch Herder war für Straßburg reif und beide, Goethe in Frankfurt nach seiner Genesung und Herder in Nantes, hatten sich zur selben Zeit in ähnlicher Richtung entwickelt. Da sie sich jetzt trafen, waren sie beide für einander reif. Seit dem späten sechzehnten Jahrhundert hatte der Alamanne immer stärker auf die übrigen deutschen Stämme ausgegriffen. Schon Klopstock war in Zürich gewesen. Jetzt waren die Führer der Jugend, Goethe und Herder, in Straßburg und man braucht nur sehen und hören, um die Wunder gewahr zu werden, die diese Stadt an beiden tat.

Langsam war Goethe Straßburg lieb geworden bis zu dem Ausdruck zärtlichster Stimmung, in der er die Landschaft gleich den Elsässer Humanisten ein Paradies nannte. Am Mittagstisch fand er seine ersten Freunde, den Aktuarius Johann Daniel Salzmann, älter und zugleich der Reifste, ein väterlich milder und würdiger Mann, den Elsässer und Theologen Franz Lerse, seinen liebsten Genossen, später den Mediziner Heinrich Jung-Stilling. Da wurde seit dem Herbst 1770 Herders Krankenstube die hohe Schule seines neuen Lebens gerade in dem Augenblick, da Kopenhagen als sächsische Vormacht in Trümmer fiel und Weimar langsam seine Tore öffnete.

Herder suchte durch einen ärztlichen Eingriff Heilung von seinem Augenübel. Die erfolglose Behandlung zog sich vom Oktober bis ins Frühjahr 1771 hin. Während Goethe in neuer Gesundheit fieberte und einen Schleier von Laune, Lust und Übermut um sich verbreitete, während er daran war, sich wie in Leipzig in selbstgefällige Nichtigkeiten zu verlieren, trieb ihm der vergrämte, schmerzgequälte, übelgelaunte, völlig reife Herder die Stachel seiner Satire, seiner spitzen Urteile ins Fleisch und peitschte den Flattersinn

des „guten Jungen“ mit Ruten. Baltische Studenten und Goethe waren Herders einziger Umgang. Den alle nachgiebig bewundernd verhätschelten, der brauchte eine Hand, die ihm derb in den Nacken fuhr. Es war soviel eigenwillige, vorlaute Keckheit, soviel unreifer Enthusiasmus, soviel Eitelkeit in dem beneidenswerten Menschenkinde, daß ihm in diesen entscheidenden Stunden den größten Dienst erwies, wer ihn mit Feuersteinen aussengte. Herders Erziehung tat das so reichlich, daß Goethe noch nach Jahren die Haut brannte von dieser Straßburger Schulzeit. Doch für Nichtigkeiten, die Herder dem Jüngling zerstörte, schenkte er ihm unermeßliche Güter.

Herder arbeitete in der ersten Zeit an seiner hebräischen Archäologie und schon da wird Goethe von der ganzen Methode, dem fieberhaften und visionären Graben und Schürfen manches gelernt haben. Nun hatte sich jener schon in Riga und vor allem in Nantes mit der Preisaufgabe der Berliner Akademie beschäftigt, die bis zum 1. Jänner 1771 eine neue Abhandlung über den Ursprung der Sprache gefordert hatte. Jetzt, schon in elfter Stunde, griff Herder darauf zurück und stellte in wenig Wochen nach mehrfacher Umarbeit bis Weihnachten 1770 seine weltbewegende Schrift „Über den Ursprung der Sprache“ fertig. Die rechtgläubige Ansicht vom göttlichen Ursprung der Sprache und die rationalistische, die in ihr lediglich ein menschliches Übereinkommen sah, beide verneinte er, da beide die Sprache schon voraussetzten, sich also in einem Fehlkreis bewegten. Er verkündete: die Sprache wurzelt im eigentümlich Menschlichen, in dem, was den Menschen vom Tier unterscheidet, wurzelt notwendig und naturgemäß im menschlichen Gesamtorganismus vom sinnlichsten Empfinden bis zum höchsten Denken; das Wort der Seele, das die Dinge nach beherrschenden Merkmalen scharf unterscheidet, ist das erste und auch ungesprochen würde es eine Sprache der Seele geben; weil das Gehör von allen Boten der Außenwelt der eindrucksvollste ist, wurde die innere Sprache zur tönenden; die Sprache machte die Umwelt zu persönlichen Wesen; Mythologie, Poesie und Ursprache sind zu einer Einheit verwoben; da die verschiedenen Sinne, Gesicht, Gehör, Duft und Tasten in einen Sinn zusammenfließen, da allen Sinnen das Gefühl zugrunde liegt, konnte das Gehör der Dolmetsch aller andern Sinne werden; die menschliche Gesellschaft bildete die Sprache weiter, durch Zusammenhang und Trennung wurde die Ursprache zu Sprachen. Die Frage war damit gewiß nicht gelöst. Denn nun war erst noch zu entscheiden, ob die Seelensprache zur tönenden wurde in einem ersten und engsten menschlichen Kreise oder ob sie es in gleicher Art unabhängig an verschiedenen Orten wurde. Die Weiterentwicklung, die sich Herder durch Zusammenhang und Trennung dachte, wies auf das erste. Aber es war die Titanenarbeit, die erst jeder Sprachphilosophie einen festen Grund schuf, es

Auszug

aus einem

Briefwechſel

über

Oſſian

und die

Lieder alter Völker.

Hamburg, 1773,
Bey Bode.

Fabelliedchen.

Es ſah' ein Knab' ein Röſlein ſtehn
Ein Röſlein auf der Heiden.
Er ſah, es war ſo friſch und ſchön
Und blieb ſtehn, es anzuſehen
Und ſtand in ſüſſen Freuden.

Ich ſupplire dieſe Reihe nur aus dem Gedächtniß, und nun folgt das kindiſche Ritornell bey jeder Strophe:

Röſlein, Röſlein, Röſlein roth,
Röſlein auf der-Heiden!
Der Knabe ſprach: ich breche dich!
Röſlein ꝛc.
Das Röſlein ſprach: ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich
Daß ichs nicht will leiden! Röſlein ꝛc.
Jedoch der wilde Knabe brach,
Das Röſlein ꝛc.
Das Röſlein wehrte ſich und ſtach,
Aber er vergaß darnach
Beym Genuß das Leiden! Röſlein ꝛc

Iſt das nicht Kinderton? Und noch muß ich Ihnen Eine Aenderung des lebendigen Geſanges melden. Der Vorſchlag thut bey den Liedern des Volks eine ſo groſſe und gute Würkung, daß ich aus Deutſchen und Engliſchen alten Stücken ſehe, wie viel die Minſtrels darauf gehalten: und der iſt nun noch im Deutſchen wie im Engliſchen in den Volksliedern meiſtens der dunkle Laut von the in beydem Geſchlecht (de Knabe) 's ſtatt das ('s Röſlein)

war der denkbar kühnste, genial einfache Griff, der die Uranfänge dreier Probleme, der Sprache, der Mythologie und Poesie, in einen Knoten drehte.

Herder teilte das werdende Buch heftweise Goethe mit. Es war das erste, was er von ihm las; doch er wußte noch nicht viel daraus zu machen. Aber das und was er dem aufhorchenden Jünger in stürmisch bewegten Gesprächen mitteilte, riß den Jüngling von Stufe zu Stufe. Kein Tag ohne Wunder, auch keiner ohne Wunden, kein Tag ohne Verluste an Altem und keiner ohne neue göttlichen Spenden. Ein solcher Schüler und ein solcher Lehrer sind selten beisammen gesessen. Dichtkunst sei keine Einzelarbeit einiger weniger, die sich darauf legen, es sei eine „Welt- und Völkergabe", Gesamtarbeit. „Wir lernen ihre Sprache und fühlen nicht die lebendige Welt ihrer Gedanken." Das mußte dem Schöpfer eines neuen Humanismus gesagt werden, wenn diese dritte Renaissance nun endlich einmal Leben werden sollte, und das in dieser Stadt des nationalsten Humanismus, einem Jüngling, dessen Lehrer jener Oberlin war, in dem fast alle alten Elsässer Überlieferungen lebten, das mußte unabsehbare Wirkung tun. Herder nennt und deutet dem jüngern Freunde Hamann; Herder stößt ihm die Lippen an den Brunnen Homer, Platon, Pindar; Herder vollendete an diesem Enkel der besten hessischen Familien, was Muralt begonnen hatte, reißt ihn von den Franzosen los und drückt ihm Engländer in die Hand, Swift, Goldsmith und noch Größere; Herder reinigte ihn von dem, was französischer Geist am Frankfurter Leben war; und da Herder, von der Liebe neu beflügelt, wieder zu dichten begann, da er von Klopstock auf Ossian und Shakespeare, auf die altenglischen Balladen kam, da er Gerstenberg zu schätzen begann und selber in allem an die Arbeit der Sachsen in Kopenhagen anknüpfte: Herder vermittelte dem Rheinfranken die Ergebnisse, die Sturmlust, das Deutschgefühl des Kopenhagener Kreises. Herder verurteilte Wielands Shakespeareübersetzung, zerpflückte ebenso das Bild des englischen Weltdichters, wie sich's Goethe bereits in Leipzig geformt hatte, und zeigte ihm den wahren, echten Shakespeare. Hier war der Stoff für die einzigartige Sammlung „Von deutscher Art und Kunst", hier waren die Keime für Herders spätere Volkslieder. Das „silberne Buch", die Abschriften Karoline Flachslands von Herders Übersetzungen aus Ossian, Shakespeare und Percy, die Auslese aus seinen ältern Gedichten, war der Vorklang der „Stimmen der Völker in Liedern".

Seine glühende Seele trug Goethe aus Herders Krankenstube in die Tischgesellschaft bei den Jungfern Lauth in der Knoblochsgasse, vermittelte zwischen hier und dort und gab dem, was in stiller Kammer gesprochen worden, hundertfachen Wiederhall.

Doch um diese Krankenstube lagen Mauern, die ein Gemeinwesen von

besonderer Art, von besonderer Geschichte, von ausgeprägten Überlieferungen einschlossen. War noch ein eigentümlicher Geist in dieser Stadt wie vordem zu herzbewegenden Zeiten? War dieser Geist noch gleicher Art wie ehedem? War dieses Leben dem verwandt, das in den beiden Weltträgern Herder und Goethe atmete?

Die Stadt war noch in diesen Jahren deutsch und die Universität hatte sich zielbewußt dem Franzosentum fern gehalten, wie sie auch auf ihrem alten protestantischen Geiste beharrte. Geschichte, vor allem Elsässer Geschichte, verknüpft mit philologischen Namendeutungen war die fruchtbare nationale Arbeit der Elsässer Humanisten gewesen. Seit dem siebzehnten Jahrhundert bildete sich an der Universität eine ganze Dynastie bedeutender Historiker heran, die alle in gleicher Richtung arbeiteten, die Ideen des Elsässer Humanismus fortsetzten und auch dort an ihn anknüpften, wo sie ihre äußerlichste Liebe dem fremden Volkstum zuwandten. Schon der älteste in dieser Entwicklungsreihe, Johann Schilter, widmete sich in seinen gelehrten Arbeiten dem Elsaß. Er war ein Meißner, 1632 zu Pegau geboren, der Vater stammte aus Leipzig, wo der Sohn außer in Jena auch studierte. Der Vater war Handelsmann, doch die Mutter führte in gelehrte, in Professorenfamilien hinauf. Schilter war Rechtshistoriker und wurde 1686 als städtischer Konsiliarius und Ehrenprofessor nach Straßburg berufen. Im Anschluß an deutschrechtliche Forschungen schuf er sein Wörterbuch der fränkischen und alamannischen Sprache. 1705 starb er. Zwei Elsässer folgten ihm auf diesen Wegen.

Straßburg zog die begabten Männer der nun toten Städte Kolmar und Schlettstadt an sich. Schlettstädter waren die Obrecht und siedelten vor 1550 nach Straßburg über, wo sie in hohe Stellungen drangen. Schon Georg, 1547—1612, war ein Rechtslehrer von Bedeutung. Sein Enkel Ulrich, 1646—1701, studierte in Straßburg, Altdorf und Basel und wurde 1676 in der Heimat Professor für Beredsamkeit und Geschichte. Er trieb wie sie alle Verfassungsgeschichte und Philologie und plante seit 1681 eine Historia rerum Alsaticarum. Während er vor diesem Schicksalsjahr, dem Geiste seiner Vaterstadt getreu, die Ansprüche Frankreichs auf das Elsaß mit allen Mitteln seiner Gelehrsamkeit bekämpfte, hielt er sich schon bei der Besetzung aufs zweideutigste, machte dann rasch seinen Frieden mit den neuen Machthabern und wurde sogar aus politischen Gründen katholisch. Der andere, Johann Georg Scherz, 1678—1754, seit 1702 Professor in Straßburg, war schon ausgesprochen Germanist und deutscher Philolog. Sein Wörterbuch gab später Oberlin heraus.

Wie Fischart, Moscherosch und Grimmelshausen im Volkstum dieser

Landschaft aufgegangen waren, so nun der größte in der Reihe dieser Historiker und Philologen Johann Daniel Schoepflin. Geboren war er 1694 zu Sulzburg in Baden-Durlach, doch seine Mutter war aus Kolmar. Er studierte in Basel, der Schüler des Historikers Johann Christoph Iselin, dann in Straßburg, wo er 1720 Professor für Geschichte und Beredsamkeit wurde. Ein Elsässer freilich, der im Geiste Frankreichs schrieb, aber doch ein Elsässer, dem kein Faden der Vergangenheit aus den Händen glitt. „Er gehörte zu den glücklichen Menschen, welche Vergangenheit und Gegenwart zu vereinigen geneigt sind, die dem Lebensinteresse das historische Wissen anzuknüpfen verstehen", so zeichnete ihn Goethe. Schon um den Jüngling wuchs der Weltruf empor. 1726 machte er die große Reise nach Paris und Rom, wo er in den Kreis des Kardinals Albani trat. Nach England kam er in diplomatischer Sendung. Auf ausgedehnten Archivreisen sammelte er zu seinem großen Elsässer Geschichtswerke, von dem 1751 der erste Band erschien: Alsatia illustrata, die keltische, römische und fränkische Zeit wie im zweiten Bande 1761 Mittelalter und Neuzeit. Obrechts Plan war durchgeführt. Massen genealogischen Stoffes waren hier aufgehäuft, wie Grosser, wie Beckmann, wie Dreyhaupt, so stellte Schoepflin seine Landschaft nach allen Seiten, nach allen Beziehungen des materiellen und geistigen Lebens erschöpfend dar. Quellenkenntnis in wunderbarer Vollständigkeit, Strenge der Methode, Allseitigkeit des Interesses, kein Wort tönt zu hoch, um die Größe und Bedeutung dieses Werkes zu zeichnen. Seinen Plan einer Alsatia litterata führte Oberlin durch. Die europäischen Hauptstädte suchten den seltenen Mann zu gewinnen und er blieb in Straßburg mit rührender Treue. Völkerzüge des europäischen Jungadels wanderten wieder nach Straßburg wie in den größten Tagen ihrer Schulen. Und wirkend griff er nach allen Seiten aus. Er regte 1763 die Gründung der Mannheimer Akademie an, seine Sammlungen an klassischen Altertümern, an Münzen und Steinen besaßen den Wert eines kleinen Königreiches, elftausend Bände standen in seiner Bibliothek.

Seine beiden Schüler Lorenz und Oberlin irrten zwar himmelweit von der deutschen Vergangenheit Straßburgs ab, aber die Entwicklungsreihe seit Schilter setzten sie gradlinig fort. Der Straßburger Johann Michael Lorenz, 1723 geboren, war Schoepflins Nachfolger. Es war ein schreiendes Unrecht an der Geschichte, ein schmerzlicher Gegensatz zu Wimpfelings Germania, als er das Recht Frankreichs auf Lothringen zu erweisen suchte. Und als er 1781 beim hundertjährigen Jubiläum der „Wiedervereinigung" Straßburgs mit Frankreich die überschwengliche Festrede hielt, waren die Gräber der großen Humanisten dieser Stadt geschändet. Der Straßburger Jeremias Jakob Oberlin, 1735—1806, verband in seinen Vorlesungen an der Universität zum

erſten Male Literaturgeſchichte und Heraldik. Als einer der erſten übertrug er die Methoden der klaſſiſchen Philologie auf die ältere deutſche Literatur, gab 1804 eine Überſicht über die Straßburger Gelehrtengeſchichte ſeit der Aufnahme des Humanismus, pflegte als einer der erſten romaniſche Philologie und behandelte vor allem die ältere Literatur ſeiner Landſchaft. Sein Hauptwerk, die Krone der ganzen langen Reihe, war ſeine Alsatia litterata sub Celtis, Romanis, Francis. Sein Bruder Johann Friedrich Oberlin war der tätige kulturfördernde Pfarrer zu Waldersbach im Steintal, der im Geiſte Peſtalozzis den armen Landſtrich mit materiellen Gütern erfüllte, Straßen und Brücken baute, das Gewerbe förderte und Fabriken herbeizog, der ein hochbegnadeter Volkserzieher und wunderreicher Glaubensprediger war.

Im November 1770, faſt ein Jahr vor ſeinem Tode, feierte Schoepflin die fünfzigſte Wiederkehr des Jahres, da er Profeſſor wurde. Vor ſeinem Hauſe am Thomasplatz brachten ihm die Studenten ein Fackelſtändchen. „Der ſchlank- und wohlgewachſene heitere Greis ſtand mit leichtem freiem Weſen würdig vor uns und hielt uns wert genug, eine wohlgedachte Rede ohne Spur von Zwang und Pedantismus väterlich liebevoll auszuſprechen, ſo daß wir uns in dem Augenblicke etwas dünkten, da er uns wie die Könige und Fürſten behandelte, die er öffentlich anzureden, ſo oft berufen war.“ Es war das einzigemal, daß Goethe dieſem Manne nahetrat, und doch war ſo die unmittelbare Beziehung hergeſtellt, ein ſeidenfeiner goldener Faden zwiſchen der geſtaltenreichen Reihe, die in Schoepflin auslief, und dem Freundespaare junger Götter Herder und Goethe.

Es war noch immer ein eigentümlicher Geiſt in dieſer Stadt. Dieſer Geiſt war nicht mehr völlig gleicher Art wie ehedem, doch die ganze Ablaufsweiſe ſeiner Gedanken war die gleiche. Und dieſes Leben war dem verwandt, das in Herder und Goethe atmete.

Die deutſche Glut ſeit Straßburgs höchſtem Glanze ſank Linie um Linie. Aber was ſie übten und trieben, war das gleiche wie zur Zeit des Hieronymus Gebwiler, des Beatus Rhenanus, des Jakob Wimpfeling. Jetzt wie damals vaterländiſche Geſchichte, jetzt wie damals das Elſaß und Straßburg im Mittelpunkte, jetzt wie damals ſprachwiſſenſchaftliches Rüſtzeug in den Händen der Hiſtoriker, jetzt wie damals heiße Liebe zur Landſchaft, nur jetzt die Augen Paris zugewandt wie einſt dem Leuchten der alten Krone, jetzt wie damals ſinken Kinder fremder Stämme in dieſen Jungbrunnen der Völker und ſteigen als Elſäſſer wieder heraus. Und mit der Zärtlichkeit der Straßburger Humaniſten nennt Schoepflin dieſe Stadt das Auge des Landes.

Und es war verwandtes Leben, das in Schoepflin und das in Herder und Goethe. Herder ſchrieb ſeine Gedankenträume vom Urſprung der Sprache

in einer Stadt nieder, in der eine ganze geistige Familie zu gleicher Zeit in das Wesen der klassischen, der deutschen und der romanischen Sprachen vorzudringen suchte; Herder verlangte die Erklärung der Dichtung aus der ganzen engern Umwelt und hier mühten sich vortreffliche Männer ab, eine dieser Umwelten, die eigene, nach allen Richtungen zu durchforschen; Herder predigte mit der strengen Stimme eines, der die einzige Rettung verkündet, Geschichte, und hier herrschten in unmittelbarer Abfolge ganze Dynastien von Fürsten der Geschichte; Herder grub vor allem nach archäologischen Schätzen, war von Plastiken und geschnittenen Steinen ausgegangen und hier hatte sich Schöpflin mit unschätzbaren Reichtümern dieser Art umgeben; Herder rief in die Öde seiner Zeit, um das Echo unserer ältern Literatur zu wecken, und hier erklärten und deuteten verehrungswürdige Männer die kostbaren Reste alter Literatur und gaben sie heraus, nicht bloß heute und gestern, sondern schon seit mehr als 250 Jahren; Herder glühte für die Unendlichkeit und Tiefe des Ursprünglichen und Natürlichen und hier waren schon in Wörterbücher die Wortgebilde fränkischer Kraft und Klarheit und alamannischer Zärtlichkeit gesammelt. War Herder nicht aus Notwendigkeit und Zufall in Straßburg? Es war wie wenn man ein Glas mit Wasser behutsam in eine Quelle taucht. Nur eine dünne durchsichtige Wand hindert, daß sich das gleiche Element vermählt. Das waren Herder und Goethe und ihr Geist mitten in dieser alamannischen Stadt. Was Hunderten schon geschehen war, die willenlos in diesem Stamme aufgegangen waren, das nahte auch ihnen, ein unsichtbares Überströmen, ein Hauch, von dem man sich keine Rechenschaft zu geben vermag.

Goethe warb wirklich um diese Stadt mit der Leidenschaft, in der er das Elsässer Mädchen in Sesenheim umwarb. Zur Zeit der langen Tage und kurzen Nächte 1770 durchstreifte er das Unterelsaß bis nach Lothringen; in Niederbronn grüßten den Wanderer nach den Heiligtümern der Antike Säulenreste des Altertums mitten in Bauerhöfen. Er erklettert den Münster „bis zur letzten Kreuzblume", und als er bei Morgenschein und Abendlicht das große Wunder in seine dürstende Seele getrunken hatte, da war er mit dem heiligsten Segen dieser Stadt gesegnet. In der Gotik glaubte er den wahren, den einzigen deutschen Stil gefunden zu haben und in mystischer Verzückung feierte er das Werk aus Stein und Duft Erwins von Steinbach. So ungestüm war seine Seele im Wallen, daß sein liebster Freund Lerse manchmal fürchtete, er werde den Verstand verlieren. Mit ihm fährt er die Ill hinab und liest Homer und Ossian. Oberlin führt ihn in die Minnesänger und in das Nibelungenlied ein, und wie sehr Schoepflin selbst aus der Ferne auf ihn wirkte, hat er später dankbar bekannt. Und nach allen Seiten schwärmte er aus dem Kreise seiner engsten Rechtsgelehrsamkeit und suchte

auch im Sezierſaal zu hundert Gütern der Kenntnis und Erkenntnis neue zu häufen.

Dieſe Welt verarmte und bereicherte ſich zu Oſtern 1771. Herder verließ die Stadt ungeheilt und ohne Heiterkeit und der Balte Lenz zog ein als Hofmeiſter zweier Herren von Kleiſt. „Klein aber nett von Geſtalt, ein allerliebſtes Köpfchen, deſſen zierlicher Form niedliche, etwas abgeſtumpfte Züge vollkommen entſprachen; blaue Augen, blonde Haare“ und ſein erſtes Leben fiebernd, ſo riß Lenz ſofort die neuen Güter dieſer Stadt an ſich. Homer, Oſſian, Shakeſpeare wurden ſeine Götter, Salzmann plagte ſich den zerfahrenen Projektenmacher zu erziehen, Goethe bot ihm zwar die Hand aber noch nicht in Freundſchaft. Erſt als Goethe fort war, wurde für ihn Raum. In Salzmanns deutſchnationaler Geſellſchaft führte er die Feder und gab die Wochenſchrift „Der Bürgerfreund“ heraus. Auf Goethes Spuren ging er nach Seſenheim wie ſpäter nach Weimar. Seine eigentliche Zeit war für ihn noch nicht gekommen wie auch für den Straßburger Heinrich Leopold Wagner nicht.

Nur zu einem, zum blinden Gottlieb Konrad Pfeffel in Kolmar, gab ſich für Goethe kein Verhältnis. Pfeffels Vater ſtammte aus Mundingen und war in Straßburg eingewandert. In Kolmar kam 1736 ſein Sohn zur Welt. Seit 1773 leitete er hier, vor Jahren ſchon erblindet, eine ſoldatiſch organiſierte Erziehungsanſtalt, die Ecole militaire. Neben Sprachen waren Körperübungen das Hauptmittel des Bildungszieles. Pfeffel blieb bis zu ſeinem Tode 1809 auf der literariſchen Stufe Gellerts etwa ſtehen. Alles Große, das emporwuchs, verurteilte er, den jungen Goethe wie Leſſing und Herder. Neben zahlreichen Überſetzungen arbeitete er rührſelig und weich, ein Schüler Richardſons, ſeine Oden, Hymnen, Fabeln, Erzählungen, Epiſteln und Dramen. Pfeffels Beziehungen lagen in der Schweiz, in Zürich vor allem, bei der Helvetiſchen Geſellſchaft, der er angehörte, und ſo berühmt ſeine Schule wurde, es war doch eine arme Frucht, wenn man an Schlettſtadt und Kolmar denkt um 1500.

Goethe hatte Herder manches verborgen, vor allem, daß er dann und wann mit überſeligem Herzen in das nahe Seſenheim ritt. Einige Wochen nachdem er Herder gefunden, hatte ihn ein Freund in das Haus des Pfarrers Brion zu Seſenheim eingeführt. Hier trat ihm der Geiſt des Elſäſſer Landes wunderlieblich verkörpert entgegen in des Pfarrers dritter Tochter, der neunzehnjährigen Friederike. Dem Dichter, der eben aus dem Jungbrunnbade geſtiegen war, der ſich geſund und lebensſicher fühlte wie niemals mehr, war das Naturkind eine Offenbarung tauſendfach quellenden Lebens, ein ſchlankes blondes Wunder. Und ſo wußte der Greis, als er ſich die ſchmerzlichen

Freuden dieser Begegnung erneuerte, kein besseres Bild dieses Mädchen zu zeichnen, als sie vor unsern Augen in leichter sicherer Behendigkeit über Rain und Matte laufen zu lassen. Bewegung und Leben. Im Winter 1770, vielleicht zu Weihnachten, kam Goethe wieder, schon klang ihm die erregte Stimmung zu hübschen Reimen zusammen. Um Fastnacht 1771 war die ganze Pfarrerfamilie in Straßburg, doch auf dem Hintergrunde alter Stadtmauern und Straßen verlor das holde Bild des Mädchens seinen schönsten Schmelz. Dann kam Ostern 1771.

Es schlug mein Herz — geschwind zu Pferde
Und fort, wild wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

In solcher Stimmung setzte sich Goethe am Vorabend des Osterfestes zu Pferde und ritt nach Sesenheim. Nun schoß ihre Liebe in volle Ähren. Bekenntnis und Geständnis. Die Tage der Trennung überflogen Briefe zwischen Straßburg und Sesenheim. Im Mai war Glück und Liebe überreif. Dann wurde das Mädchen krank, Goethe überschlich allmählich graue Ernüchterung. Zu Pfingsten fühlte er sich schon in alle Peinen schuldvoller Trennung geworfen. Dann war es zu Ende. Vor seiner Abreise aus Straßburg suchte er zum letzten Male die Vernichtete auf. „Morgen um sieben Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu.“ Die Gedichte des Sesenheimer Liederbuchs, ein tiefes Schuldbewußtsein und die verdämmernde Gestalt des Mädchens, die sich bis zur Glorie des Faustschlusses verklärte, waren die Frucht dieses Frühlingssturmes.

Was Goethe aus Sesenheim trieb, war nichts mehr und nichts minder als sein instinktiver Freiheitsdrang. Der Zweiundzwanzigjährige wußte nur eines, soviel er auch reflektierte, mit gefühlsmäßiger Sicherheit: daß er seinen Weg gehn müsse. Er war zu sorglos und zu viel mit dem Augenblick beschäftigt, um sich die Frage zu stellen, ob für Friederike das Frankfurter Vaterhaus Raum biete. Er stand zu stark im Banne eines dämonischen Trieblebens, um überhaupt nach Gedankenentschlüssen zu handeln. Er mußte fort, unaufhaltsam, wie er den Wagen nach Weimar und später nach Italien bestieg. Wem die Geschichte die größte Dichterin, Schöpferin und Gestalterin ist, dem drängt sich in dieser Tragödie das Symbolische mit derselben Gewalt auf wie in dem Augenblick, da Goethe als Fremdling das Pfarrhaus zu Sesenheim betrat.

In ihrer Elsässer Volkstracht war ihm Friederike erschienen als die Verkörperung des Landes, dem Goethe bis zu seiner Römerfahrt die größten Schätze seines Lebens verdankte. Doch Elsaß und Straßburg war eine gefährliche Welt für jeden, der um jeden Preis bleiben wollte, was er war. Ungezählte Franken waren auf diesem Boden so völlig zu Alamannen geworden, daß sie sich mit dem Fanatismus Neubekehrter zu den Gedanken dieser Stadt und Landschaft bekannten. Und Goethe streifte dasselbe Schicksal mit leisen Flügeln. Der gute Salzmann war der Dolmetsch jener Pläne Oberlins, die aus dem jungen Franken einen Straßburger Professor der Geschichte und des Staatsrechts machen wollten. Goethe sollte in die Dynastie von Gelehrten eintreten, die mit Schilter begann, die in Schoepflin auslief, beide, neben vielen, Fremde, die alamannisch geworden waren. Dazu das Mädchen in Sesenheim. Da er sich von ihr losriß, löste er sich auch symbolisch aus dem gefährlichen Zauber dieser Stadt und dieser Landschaft, dem so mancher Franke zum Opfer gefallen war. Sie hatten ihn mit ihrem Segen gesegnet, er wußte ihnen darum Dank und verließ die Stadt im August 1771 als Lizentiat der Rechte, der sich Doktor nennen durfte, Götz, Faust und Caesar im Herzen.

4.

Rheinfranken.

Südlich von Darmstadt lag das Schloß Bickenbach, mit dem einer der feinen Dichter der rheinfränkischen Gesellschaftslyrik im dreizehnten Jahrhundert verknüpft ist. Stimmungsverhältnisse und Gefühlswerte, die einem geschlossenen sozialen Kreise eigneten, für eben diesen Kreis und seine Herzensbedürfnisse zu formen, das war damals die große Tat einer neuen Literatur gewesen. Zum erstenmal erwies sich der Rheinfranke als das schöpferische Formgenie unter den deutschen Stämmen. Um 1770 fiel ihm fast an gleicher Stelle, wie so oft in diesen fünfhundert Jahren, die gleiche Aufgabe zu.

Im Herzen Deutschlands, zu Halle, hatte sich im Pietismus ein erneuertes, vertieftes, individuelles und seelenvolleres Lebensbekenntnis der evangelischen Landschaften ausgebildet. In vierfachem Wandel hatte es nach den vier Himmelsgegenden vier deutsche Stammesgruppen ergriffen. Die mehr spekulative, philosophische Richtung war im Nordosten, in Preußen, zum Durchbruch gekommen, hatte sich hier mit der Todfeindin von einst, mit der Aufklärung, ausgeglichen, hatte die Jugend, und bei dem einen das ganze Leben, pfadfindender Denker, Kant, Hamann, Herder beeinflußt; die künstlerische Richtung hatte im Norden den Sachsen zu großen Schöpfungen eines

christlichen Idealismus getrieben; als reines Glaubensbekenntnis hatte der Pietismus im Süden das herzogliche Schwaben in seiner ganzen Geschlossenheit ergriffen, hatte als Verneinung und Widerspruch Wielands Dichtungen angeregt; ein reines Formelement des Innenlebens war er nach Westen in die fränkischen Landschaften gedrungen. Jede dieser vier gewandelten Sproßkräfte hatte, jede in ihrer Art, die literarische Entwicklung aufs fruchtbarste gefördert.

Der Franke Gleim hatte diese Bewegung schon in ihren Anfängen im Sinne der spätern fränkischen Ausbildung umgestaltet; er hatte die ausgesprochen religiösen Elemente der pietistischen Innerlichkeit, der Weichheit und des Schwärmens ausgeschieden; in seiner Seele, in seinen zärtlichen Freunden war es eine rein menschliche Ablaufsweise des Gemütslebens, einer fein organisierten, empfindlichen Innerlichkeit geworden. Aber noch war es Einzelleben. Zur Gemeinstimmung einer ganzen Gesellschaft wurde dies erneuerte Gesamtgefühl erst in Rheinfranken wie zur höfischen Zeit im zwölften und dreizehnten Jahrhundert.

Diese neue Art in der Außenwelt bisher unbeachtete Stimmungsmöglichkeiten zu entdecken, den andern vor allem als Mittel und Zweck eines gesteigerten Seelenlebens zu werten, dieses schärfer Hören, erregter Sehen, leidenschaftlicher Tasten, wie im Fieber Empfinden, diese ganze Art war eine Frucht des Pietismus. Es war lediglich die Form des Erlebens im selben Sinne wie Stimmung zunächst nur eine Ablaufsweise der Seele ist, ohne inhaltlich beschwert zu sein. Das war nun das Entscheidende, daß diese Form des Empfindens und Fühlens sich vom religiösen Inhalt des Pietismus ablöste und gegenständlich anders bestimmte. Rousseaus Naturevangelium und Richardsons empfindsame Romane, die dämmernde Melancholie Ossians boten die neuen Stoffe in Fülle, die das gesteigerte, verfeinerte Zittern und Klingen der Seele ergreifen konnte. Das war der Ausgang des Pietismus im Rheinfränkischen, das war seinem ganzen Wesen nach ein Problem des Formens und Umbildens und bei der völligen Klarheit, mit der uns die Jahrhunderte das Charakterbild fränkischer Art vermittelt haben, kann es nicht wundernehmen, daß der Franke Gleim und der Frankensproß Goethe am Anfang und Ende dieser Entwicklung stehen, Former im ausgesprochnen Verlauf des Formens.

Es war eine geschichtliche Notwendigkeit durch künstlerische Gestaltung diese seelische Ablaufsweise mit ihrem Inhalt zur höchsten Frucht zu bringen und damit aus der fließenden Bewegung auszuscheiden. Denn dieses Seelenleben war Schwäche und wurde auf die Dauer Krankheit; und in solcher Stimmung konnten die Schätze der Antike nicht von neuem gehoben werden. Dieser Mensch stand edler Einhalt und stiller Größe himmelferne. Seine fieber-

glänzenden Augen konnten nie die einfachen stillen Linien ewiger Schönheit finden und wie sollten so heiße Hände zärtlich auf dem kühlen Marmor ruhen, an dem Winckelmann Ewigkeiten von schöner Harmonie entschleiert hatte. Solche Fülle der Arbeit wartete der Hände des Franken und er schaffte sie alle. Das war in Darmstadt, Wetzlar und Frankfurt auf hessischer Erde.

Die drei Hessen und Darmstädter Sturz, Merck und Lichtenberg waren gleicher Art und was sie unterscheidet ist nichts Typisches, das sind Zufälligkeiten besonderer Einflüsse. Alle drei Kavaliere von feinster Erziehung, alle drei so vielfältig begabt, daß Stückwerk wurde, was sie in wechselnder Laune trieben, alle drei mit ausgesprochenem Sinn für die Künste plastischen Darstellens, alle drei mit scharfen Augen, daher alle drei geistreiche und witzige Spötter. Lichtenberg und Sturz fanden in Sachsen Wirksamkeiten. Zu Oberamstädt bei Darmstadt war Georg Christoph Lichtenberg, 1742—1799, geboren, studierte in Göttingen Mathematik und wurde hier 1769 Professor. Seine tausendfachen Interessen, wie er so den tiefsten Ernst in lustige und lächerliche Gewänder hüllt, Gedankentiefe übersonnt von Humor, Witz neben Bosheiten, das stellt diesen Hessen nicht allzuferne von dem Ostfranken Jean Paul. Lavater bekam für seine Physiognomik den verderblichen Hohn dieses Mannes zu kosten, und wenn Lichtenberg gegen Voß „Über die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands verglichen mit der Pronunciation ihrer neueren Brüder an der Elbe“ schrieb, so verfocht er damit die Sache seines Kollegen Heyne gegen dessen ungetreuen Schüler. Lichtenberg war ein außerordentliches Formtalent. In seiner „Ausführlichen Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche“, 1794—1799, schuf er mit einem genialen Griffe das in Wort und Erzählung nach, was William Hogarth, 1697—1764, auf den Reihenfolgen seiner Bildchen mit dem Stift geschaffen hatte: den Lebenslauf von Menschentypen, reich an satirischen Ausfällen und moralischen Fingerwinken. In seinen Aphorismen baute er aus tausend Steinen und Splittern ein ganzes einheitliches System seiner Gedankenwelt auf, in dem es behaglich leuchtete und verderblich blitzte.

Johann Heinrich Merck war im Grunde wie diese beiden. Aber während jene, fern der Heimat, in fremde Bewegungen eintraten, wurde er im Rheinfränkischen auf ein paar Jahre der Mittelpunkt des geistigen Lebens, Berater und Herzensfreund der zwei wunderlichen Stiefbrüder Herder und Goethe. Merck war 1741 zu Darmstadt geboren, studierte in Gießen, wurde nach längern Reisen 1767 Darmstädter Beamter, später Kriegsrat und setzte 1791, materiell vernichtet und dem bürgerlichen Tode nahe, seinem Leben ein Ziel. In seinem Hause traf sich die Gesellschaft, die von neuen Empfindungen gejagt und geschüttelt, sich alles fern hielt, was ihre Seelenfeste stören könnte,

die nur einem lebten, dem Kult ihrer Stimmung, der ihnen alles war, Gottesdienst und Kunst, Philosophie und Dichtung, der ihnen Lebensinhalt war, Arbeit und Erholung, Genesung und Krankheit. Da waren das Fräulein von Roussillon, Hofdame der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, das Fräulein von Ziegler, Hofdame der Landgräfin von Hessen-Homburg, da war Karoline Flachsland, die Waise, die im Hause ihres Schwagers, des Hofrats Hesse, ein gedrücktes, weil geduldetes, Dasein führte. Da war der Elsässer Franz Michael Leuchsenring, 1746 zu Langenkandel geboren, Darmstädter Hofrat. Eine wunderliche Gesellschaft, die jeden Herzschlag behorchte auf Ton, Dauer und Stärke, die wie Kranke die Luft in gleicher unerträglicher Wärme erhielten. Der feinste, empfindsamste, süßeste, eleganteste, kränkste war Leuchsenring. Auf seinen vielen Reisen hatte der außerordentlich gebildete Mann hundert Bekanntschaften gemacht, die er durch seinen zeitraubenden Briefwechsel zusammenhielt. Ohne Frauen konnte er nicht leben. Die zierlichsten Nichtigkeiten, sei's auch nur ein blaues Band, führte er als Andenken seiner Erlebnisse mit sich, seine Heiligtümer, das Zimtholz, mit dem er immer wieder seine Gefühlchen aufwärmte. Um der alltäglichen Erdennähe entrückt zu sein, tauschten sie die gewöhnlichen Namen für süße, bedeutungsvolle um, die Roussillon hieß Uranie, die Ziegler Lila, Karoline Flachsland hieß Psyche. Lila hatte Grab und Thron im Garten, hatte ein Schäfchen, das mit ihr aß, und wie den großen Kindern in Laublingen bei Halle war's ihnen Todesqual und Himmelslust, wenn Freunde auf ein Stündchen gingen und wiederkamen.

Merck freilich war von anderm Holze. Sein Blick umspannte einen weiten Umkreis, ihm ließen Pläne und Unternehmungen keine Ruhe, und ein so feiner Hofmann, ein so entzückender Gesellschafter er war, ihn bewegte vieles, Ernsteres und Tieferes. Mit derselben Freude, mit der er ein englisches Buch übersetzte, beschrieb er aufgefundene Tierreste aus Vorzeiten der Erde. Er zeichnete und wußte ein Kunstwerk ebenso verständnisvoll und tief zu zergliedern wie er es gut zu kaufen, geschickt und gewinnreich an den Mann zu bringen, wie er es fein und wirkungsvoll zu andern seiner Art zu sammeln verstand. Wie er eine derbe Versepistel nur für Männerohren schrieb oder eine Spottromanze im Bänkelsängerton, so feilte und drechselte er Novellen oder baute schwerere Romane. Ihn täuschte nichts. Der Kunsthändler und Kunstsammler fand auch im Leben mit sicherm Blicke heraus, was seinen Wert hatte oder was nur Messing war. Und was ihm mißfiel, das wußte er mit ein paar ätzenden Worten tot zu machen. Nüchtern messend und wägend, angeregt, teilnehmend, spottend und scheltend, glühend, überschwenglich, so stand der Mann in dieser Welt, weinend vor Freude, wenn's ihm nahe ging.

Als im August 1770 Herder in Darmstadt war, gab er, Vorleser und

Prediger, der schwärmerischen Gesellschaft neue Stoffe. Er fand Karoline Flachsland, und Merck machte den Vertrauten, vermittelte Grüße und Seufzer und wachte über dem Paare. Herder zog mannigfache Anregung aus diesem Leben. Mit Merck, dem er eine raschauflodernde Freundschaft weihte, konnte er über alles Gedanken tauschen; der Vielerfahrene folgte ihm auf die entlegensten Wege. Auch der Ferne blieb im Kreise, denn mit Briefen nahm er an dieser „Gemeinschaft der Heiligen" teil. Von Straßburg nach Bückeburg machte er wieder in Darmstadt halt. Aber der Tischler und Zwischenträger Leuchsenring begann die Harmonie der schönen Seelen zu stören, drängte sich zwischen Herder und Karoline und eine ärgerliche Spannung zwischen Merck und Herder war die Folge. Erst als Herder im Juli 1775 zum drittenmal zu Besuche war, ergab sich wieder ein leidliches Verhältnis zu dem einst vergötterten Freunde.

Der junge Straßburger Lizentiat der Rechte war im August 1771 in Frankfurt eingetroffen, hatte dem Vater saubere Handschriften, die Dissertation, Aufsätze und Gedichte ausgebreitet, hatte das Lob seines Fleißes geerntet und fand die Schwester Cornelie herangereift. Ihr trug der Bruder ganze Stücke aus seinen Plänen vor, und da sie antrieb und staunend zweifelte, packte ihn der Ehrgeiz, er warf sich ans Werk und in sechs Wochen, vor Ende 1771, war „Götz von Berlichingen" fertig, die erste greifbare Frucht der Straßburger Monate. Ein Sturm des Schaffens kam über ihn. Zu Götz, dem Gestalteten, Faust, dem dunkel Geahnten, Caesar, dem zögernd Begonnenen, alle Gestalten seiner Straßburger Träume, kam nun noch Sokrates, der Held Hamanns, des Lehrers Herders, des Lehrers Goethes. Sokrates war Familientradition dieser geistigen Geschlechterreihe. Daneben stürmte er die Aufsätze über Shakespeare und über die deutsche Baukunst aufs Papier, übersetzte und rezensierte.

Er brauchte Luft, um nicht zu ersticken in der Fülle der Gesichte. Landstraß' auf und ab durchwanderte er die Mainlandschaft, sang sich in Wind und Regen im Rhythmus Pindars dunkle, unverständliche Lieder. Doch nur Luft und Bewegung, Bewegung der Glieder und der Seele! So kam der Frühling 1772 und Merck führte den Jüngling, dessen Wesen nun nach allen Seiten ausströmte, den wunderlichen Heiligen in Darmstadt zu und jetzt wanderte Goethe zwischen Frankfurt und Darmstadt ab und zu. Die mondscheinzarten, seligmüden Mädchen hatten eine neue Sehnsucht, einen neuen Anbeter und Angebeteten. Auf der Bank vorm Hause Mercks hielt Goethe mit ihnen die Vorfeier ihres Gottesdienstes. Dann wanderten sie in den Bessunger Wald, fuhren auf dem Weiher und tanzten Reigen, Goethe sang seine Lieder und unter Küssen und Tränen schieden sie.

Merck und Goethe waren auf Größeres vorausbedacht. Da der Verleger der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" sein Blatt erneuern und heben wollte, so bot sich die glückliche Gelegenheit der stürmenden Jugend ein Kampfmittel zu schaffen. Merck übernahm die Oberleitung, Herder, Goethe, Georg Schlosser arbeiteten mit. Am 1. Jänner 1772 begannen sie. Das brannte und loderte und stürzte, Altes, Faules, Nichtiges. Von allen Seiten schrie es auf. Das Blatte brachte nur Besprechungen. Aber in solchen Köpfen war ein nüchternes Nachprüfen der besprochenen Bücher unmöglich. Die unglücklichen Schriften waren zumeist nur wie Altäre, auf denen sie ihre Opfer schlachteten und das eigene Feuer, prasselnd und dunkel leuchtend, ins Land sprühen ließen. Hier schuf der junge Gigant mit massigen Händen den neuen Prosastil für dieses überschäumende Geschlecht. Stein neben Stein, Stein auf Stein, alles unverbunden aufgetürmt. Ein Subjekt, ein Zeitwort, ein paar Eigenschaftswörter und dieser Typ in atemlosem Wechsel wiederholt; drei, vier Subjekte, ein Zeitwort; ohne Kunst, ohne Überlegung, ohne Überprüfen, wie sie der erregte Atemzug ausstößt, so bleiben sie liegen. Wunschformeln und Ausrufe tauchen diese angehäuften, einfachen Satzreihen in abenteuerliche Glut. Man überfliegt die Sätze im Tempo des Schreibers, es tanzen Worte und Lautgebilde vorüber, sie schlagen ans Ohr, wecken Sinn, Vorstellungen und Gedanken, doch wenn es vorüber ist, zittert die Seele noch und weiß nicht, was sie erregte. Da klingt's weit her von Hamann und Herder, daß diese Schulfüchse Homer martern, verwunden, stoßen, zerfleischen; da erhebt sich drohend Rousseau, wenn der ungebärdige Weltenstürzer Gesetz und Gesellschaft andonnert; im Geiste Gerstenbergs und Hamanns wird das Genie gezeichnet. Und es tönt der andere Vers des neuen Evangeliums: der Künstler ist frei, rücksichtslos, ungebunden, sein eigener Gesetzgeber und Richter.

Schon im Juli waren sie's alle müde. Goethe war seit Mai in Wetzlar, ein neues Opfer seinem Vater, um am Reichskammergericht arbeitend zu verwerten und zu mehren, was er in Straßburg lernend gesammelt hatte. Neue Liebe, neues Leben! Jetzt wurde es blutiger Ernst. Was im Darmstädter Kreise nur ein seliges, süßes, schmerzliches Spiel schien, offenbarte sich hier als verzehrendes Fieber. In Wetzlar lebte er mit der dämonischen Gewalt einer Naturkraft durch, an sich selber und zum Höchsten gesteigert, was seit Laublingen und Gleim allmählich zu einem Gemeingefühl geworden war. Natur! Seit Brockes und seit den Zürichern ein neues Stimmungselement, von den Engländern und von den Franzosen verfeinert und gereizt, mit jeder Regung der Seele in empfindsamste Beziehung gesetzt, Goethe genoß sie jetzt ohne jede Störung als wär's sein Lebensberuf. Er sucht sich in der Umgebung Wetzlars Lieblingsplätze, einen Brunnen, einen Bach, alte Linden. Alle Sinne ver-

feinerten sich, Gerüche, Düfte, Farben, Klänge wurden wie mit übernächtigter Seele aufs zarteste genossen, gedeutet, unterschieden. Kinder und Landleute, die jungen, unverbildeten, unberührten Menschenblüten, werden ihm vertraut und teuer. Die Mittagsgesellschaft im Gasthof zum Kronprinzen, wo sich die arbeitsarme Jugend des Reichskammergerichts in Form eines Ritterordens belustigte, war nicht mehr als ein unterhaltsamer Zoll an die guten Kreise, den Goethe willig brachte.

Nach wenig Wochen fiel es ihn an. Der Legationssekretär Johann Christian Kestner, ein ausgezeichneter, nüchterner, arbeitsamer Hannoveraner, hatte eine hübsche Braut, Charlotte Buff, Tochter des Deutschordensamtmannes, die Goethe auf einem Ball kennen lernte. Er war entflammt, wurde im Hause des Amtmannes rasch vergöttert, und so knüpften sich, von wechselseitigem Vertrauen getragen, zwischen den Dreien, der Braut, dem Bräutigam und dem gemeinsamen Freunde, die wunderlichsten Beziehungen. Goethes Leidenschaft, die sich gelegentlich vergaß, wurde von Lotte abgekühlt, schwankend zwischen Liebe und Vernunft und wohl in Furcht, der Situation nicht mehr Meister bleiben zu können, verließ der Gequälte im September heimlich Stadt und Freunde.

Herder hatte wie in den schönsten Straßburger Tagen seine Lauge über das erste Werk des Dichters gegossen. Da sperrte sich Goethe in Frankfurt ein, schmolz um, reinigte, kürzte, mäßigte und änderte, bis Merck im Feber 1773 dazwischen fuhr, ihm das Manuskript wegnahm und unter die Presse legte. Im Mai 1773 war „Götz von Berlichingen" gedruckt, auf Kosten Goethes und Mercks.

Noch war er nicht geheilt. Jetzt, da ihm Gegenwart und Nähe fehlte, machte er Gedanken und Gefühle zu Boten, ließ sie nach Wetzlar wandern. Er verlor sich in seine Lotteschwärmerei, verzehrte sich in wesenloser Inbrunst, wie die zartbesaiteten Mädchen in Darmstadt, ließ sich den Brautstrauß der Frau Kestner schicken und trug ihn selig nach Darmstadt, geriet in wahnwitzige Entzückung, als Lottes alte Wärterin nach Frankfurt kam. Oft drohte er in dumpfem Leben einzusinken; quälende Gedanken überspannen ihn; der Unfriede im Hause fraß sein Bestes weg. Er brauchte Luft. Fesselnde und erlösende Arbeit an einer neuen Dichtung schaffte sie ihm. Herbst 1774 erschien der „Werther", der ihn und alle Starken heilte, die nicht zugrunde gehn wollten.

Nach einander waren Lavater und Basedow im Sommer 1774 in Frankfurt. Seit Mitte Juli waren alle drei in Ems beisammen. Dann stiegen sie zu Schiffe, lahnabwärts, um den Strom fränkischer Geschichte, Poesie und Größe zu befahren; die zweite Geniefahrt auf diesen heiligen Fluten nach

Eobanus Heſſus und vor Brentano und Arnim. Eine Reiſe von wunderbarer Symbolik: rechts der Alamanne, der Myſtiker, Schwärmer und Seher; links der Sachſe, alles verneinend, alles bezweifelnd, nüchtern und ſchreckſam; in der Mitte der Franke, der Geſtalter, der Schöpfer, der Poet. „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten.“ 1518 hatte der Heſſe Eoban in Löwen den Franken Erasmus Deſiderius geſucht, hatte zum erſtenmal die Poeſie dieſer Landſchaft genoſſen. Jetzt war zum zweitenmal ein Franke unterwegs, ſinnliche und geiſtige Schönheiten des Rheintales zu ſehen. Doch es waren arme Zeiten ſeit jenem unvergleichlichen Jahrzehnt des jungen Humanismus.

Die beiden wunderlichſten Rheinfranken, von denen man wünſcht, daß ſie den Dreien begegnen möchten, Martin von Cochem dem Alamannen Lavater und Heinrich Lindenborn dem Sachſen Baſedow, waren längſt tot. Der eine wurde im Todesjahr des andern geboren, ſie löſten ſich wirklich ab und verſtanden ſich nicht. Martin von Cochem, 1634—1712, ſeit 1653 Kapuziner, war ein Kinderfreund und Kinderlehrer wie die ſeltſamen Drei, die da den Rhein befuhren. Mit ſeinem „Kinderlehrbüchlein“ hatte Cochem 1666 ſein ſegensreiches literariſches Leben begonnen, der glückliche und poeſievolle Erneuerer deutſcher Legenden, der die meiſten eigentlich erſt fürs Volk entdeckte. Als Schöpfer des „Leben Chriſti“ um 1676, des „Auserleſenen Hiſtorybuchs“ 1687, der „Neuen Legend der Heiligen“ ſammelte und geſtaltete Cochem die ganze kirchliche Vergangenheit des Rheintales nach ihrer poetiſchen Seite, ſpeiſte auf zwei Jahrhunderte den Stoffhunger der deutſchen Paſſionstheater, wirkte beſonders tief auf Öſterreich, gab der Genovefalegende ihre ſchönſte und fruchtbarſte Wendung, der große Erneurer und Fortſetzer jener rheiniſchen geiſtlichen Poeſie des elften und frühen zwölften Jahrhunderts. Der Kölner Heinrich Lindenborn, der 1712 im Todesjahr Martins von Cochem geboren wurde und zu Bonn 1750 ſtarb, bekämpfte die Lebensarbeit des Kapuzinerpaters, er, der unverfälſchte Kölner, der Kölniſche Diogenes, der Zyniker und Spötter, deſſen Satiren ſcharf ins Fleiſch ſchnitten. Neben ſeinen Wochenſchriften, etwa „der die Welt beleuchtende Kölniſche Diogenes“, gab er ein Kirchengeſangbuch im Volkston heraus.

An dieſer Vergangenheit fränkiſcher Lande fuhren die Drei, Baſedow, Goethe, Lavater kenntnislos vorüber. Goethe dichtend und rezitierend, die beiden andern horchend und bewundernd und von ihrem Innerſten ſpendend. In Neuwied trennt ſich Baſedow, von Köln reiſt Goethe allein nach Düſſeldorf, der Heimat der beiden Jacobi. In Pempelfort waren ſie alle beiſammen: die zwei Brüder, Heinſe, Jung-Stilling, Goethe. Ein unberechtigter Widerwille hatte Goethe bisher den beiden Jacobi ferngehalten. Doch die Schür-

zerinnen seiner Lebensknoten, die Frauen, hatten alles ins gleiche gebracht und nun besaß er sie, von Liebenswürdigkeit bezwungen, von rheinischer Wortfreude überschüttet, aber auch von Tieferem gefesselt. Der Hausgott Fritz Jacobis, Spinoza, war seit kurzem auch in Goethes Herzen. Sie sprachen viel über Spinozas Philosophie und sprachen wohl viel aneinander vorbei, denn noch fuhr Goethe auf weiten Oberflächen, während Jacobi sich mit ernster Mühe quälte, aus Spinozas ehernen Folgerungen einen Ausweg zu finden. Der Umgang aller war überschwänglich und begeistert zärtlich, aber in dieser Luft von ausgelassener Fröhlichkeit ein anderer Herzschlag als in Darmstadt und Wetzlar. Und doch weinten sie in Köln, wo Goethe mit Fritz allein war, heilige Tränen vor Bildern und im Mondschein.

Die Brüder Jacobi! Daß sie, noch als Unbekannte, dem jungen Goethe so zuwider waren, das war ein Unrecht und er machte es freilich gut. Denn Fritz wie Johann Georg gehörten unlösbar zu Goethes Vorgeschichte, gehörten in die Geschichte der fränkischen Stämme, als Erzeugte und Erzeuger wie der junge Goethe selber. Johann Georg, der Ältere, 1740; Friedrich Heinrich, der Jüngere, 1743 geboren, beide in Düsseldorf, ein merkwürdiges Brüderpaar. So ausgeprägte Rheinfranken, daß sie uns den Schlüssel bieten, um aus Brentano, dem Volksfremden, und aus Heine, dem Rassenfremden, das Rheinfränkische herauszulesen. Johann Georg studierte bis 1761 in Göttingen zuerst Theologie, dann Sprachen. 1764 gab er bereits in Düsseldorf „Poetische Versuche" heraus, darin Übersetzungen aus Dante. In seiner Seele klang ein seltsamer Ruf nach dem Romanentum. Denn als Philosophieprofessor in Halle 1766 übersetzte er wieder „Romanzen aus dem Spanischen des Gongora". Gleim schüttete seine zärtlichste Liebe auf ihn aus. Und gar als Johann Georg nach Halberstadt zog, Franke zum Franken Gleim, trat er auch räumlich in die große Bewegung, die aus dem Pietismus heraus dem Franken vor allem ein neues Gefühlsleben zuleitete. Dann wandte er sich von den süßlichen Spielen des Halberstädter Hüttchens ab. Er fand sich eine neue Form. „Winterreise" 1769 und „Sommerreise" 1770 waren in jene anziehende Form gegossen, in der behaglich fließende Prosa da und dort in gefällige Verse und Reime überströmt und überklingt. Bei Heine und Brentano werden es Wunder an Licht und Wohllaut werden. Seine „Sämtlichen Werke" 1770 reizten viel Widerspruch auf, aber es kümmerte ihn wenig. In Ehrenbreitstein berückte ihn das Märchen dunkler Augen, die künftige Mutter Brentanos, wie es Goethe berückte, Maximiliane La Roche. 1774 verband er sich in Düsseldorf mit Heinse zur Herausgabe der „Iris". Zehn Jahre später wurde er zu Freiburg im Breisgau Professor.

Als ihm Goethe, deklamierend und dichtend, auf den Wellen des

Rheines zutrieb, fanden sich zwei fränkische Poeten von feinster und tiefster Begabung. Jacobis Hand wußte ohne Zweifel zierlicher, eleganter, gefälliger zu wählen und zu binden, denn ihn drückte die Überfülle dunkler und schwerer Gefühle nicht, ihn drückten keine Gedanken, ihn bannten keine Gestalten. Das Zarteste, Anmutigste, Feinste, das wußte keiner besser auszudrücken als Jacobi. Aber fest zusammenzufassen, das verstand er nicht. Seine Lieder tönen entzückend dem Ohr vorüber, aber sie verklingen und brechen nicht kraftvoll ab. Es bilden sich keine festen Vorstellungen und die Fähigkeit etwa eine Gestalt, sei's auch scharfzackig, zu umreißen, die war ihm völlig versagt. Der beste Liedersänger neben Goethe, das war er damals sicher.

Mit dem andern, mit Friedrich Heinrich Jacobi, wußte die Familie nichts anzufangen. Nie sah man den Jungen mit einem Spielzeug. Er saß bei frommen Büchern und las sich an ihnen heiß. In ihm war beides, das „Gott ahnen" der alten rheinischen Mystik und die Innerlichkeit des Pietismus. Wenn die Franken Gleim, Uz, Götz, Johann Georg Jacobi aus dem weichen Glaubensfieber des Pietismus die empfindsamste weltliche Seele des neuen Franken bildeten, Fritz Jacobi stand noch dort, woher Gleim kam, in dem Kreise Pyras und Langes in Laublingen. Da Fritz ein empfindsamer Träumer war, wies man ihm denselben Weg wie Brentano und Heine, hinter den Ladentisch. Das war in Frankfurt 1759. Dann ließ man ihn laufen. Von Genf kehrte der Gottsucher, in seinem Ahnen und Träumen nur bestärkt, in die Heimat zurück. Auf einem Landsitz in Pempelfort wurde er heimisch, knüpfte Beziehungen zu den Frommen in Münster an und einigte sich mit Wieland zur Herausgabe des „Teutschen Merkur". Aber bald zertrugen sie sich. In die Literatur griff er mit dem vielverspotteten Roman „Woldemar" ein, der 1777 zuerst unter dem Titel „Freundschaft und Liebe" erschien und mit einer andern Briefdichtung zusammengearbeitet wurde. Als ihn Goethe traf, „ward Liebe unter ihnen". Fand der junge Götz und Werther in Johann Georg einen verwandten und hochbegabten Former, in Friedrich Heinrich berührte ihn der Inhalt dieser neuen Zeit. Religion als persönlichstes Empfinden, Gott als ein unmittelbares Ahnen, Tugend als Instinkt und freie Kunst, ein ausgesprochenes Triebleben, der einzelne, der sich mit allen Organen an die Außenwelt klammert, der sich mit Spinoza jedem Leben in der Natur verwandt, ja eins und alles fühlt, das bekannten sie sich gerührt und überschwänglich und mit Tränen als ihr Evangelium, Fritz damals freilich tiefer und bewußter als der junge Goethe, der um schöne Mädchen kreiste und nur wie im Spiel, im Fluge nur Gedanken warf und faßte. Frankfurt, Darmstadt, Wetzlar, Düsseldorf! Der junge Wolfgang hatte aufgenommen, was ihm fränkische Erde reichte.

Im August war Goethe wieder in Frankfurt. Die Stadt war nun wirklich erwacht. Neben dem Einzigen standen nun andere, die Gegenwart bedeuteten oder in denen eine Zukunft schlummerte. Seit Anfang 1774 war Klemens Brentanos Mutter in Frankfurt, Maximiliane von La Roche, die junge, unglückliche Gattin des Kaufmanns Peter Anton Brentano. Goethe hatte sie in Ehrenbreitstein kennen gelernt, war in ihr Haus gekommen, aber da er sich einführte, wie er in Wetzlar bei Lotte eingetreten war, verschloß ihm ein rasch ausbrechender Zwist das dunkle Haus voll Tränen, voll Zukunft und wachsender Lebensqual auf lange.

Mit Johann Georg Schlosser, dem künftigen Schwager, den Goethe seit Leipzig 1766 kannte, hatte sich herzliche Freundschaft geknüpft. Heinrich Leopold Wagner, der Straßburger, 1747—1779, in Frankfurt Advokat, der Verfasser der „Kindermörderin", kreuzte die Wege des Kreises. Unter allen ragte der Wildeste auf, dem ein ähnlicher Lebensweg beschieden war wie Goethe, Friedrich Maximilian Klinger, 1752 geboren. War Goethe der gesegnete Sproß Frankfurter Patrizier, Klinger kam aus den Tiefen. Bis Herbst 1772 hatte er das Frankfurter Gymnasium besucht, 1774 bezog er die Universität Gießen, die Zwischenzeit vertobte er in Frankfurt, auch nach Wetzlar kam er. An der Wiege des schönen, wunderprächtig gewachsenen Mannes hatten die Grazien nicht gestanden. Anmut ist von seinen Lippen und Händen niemals ausgegangen. Er hatte sich durch tausend Nöte ringen müssen, der Sohn eines Konstablers und Enkel eines Sergeanten; der bürgerlichen Gesellschaft hatte er nichts zu danken, so war er denn der glühendste Verfechter Rousseaus, der sich in sein Innerstes verschloß und den Mund für keine Zärtlichkeiten öffnete. Ein ungeheures Kraftgefühl beherrschte ihn und ohne dieses wäre er nie russischer General geworden. Die Heiterkeit und innere Fröhlichkeit, die Goethes Abenteuer verklärte, fehlte ihm. Er schuf Kyklopenarbeit. Schon das Trauerspiel „Otto", das er in Frankfurt begann und in Gießen vollendete, mit Motiven aus „Götz" und „Lear", leitete die Stürme ein, die er erregen sollte. Das bürgerliche Drama „Das leidende Weib", 1774 begonnen, mit seinen feinen Kinderszenen, brachte bereits Goethes Abbild in der Gestalt des Doktors und stand unter dem Einfluß von Lenzens „Hofmeister". Beide, Lenz und Klinger, werden neben Goethe in Weimar, tiefer und im Zusammenhang zu erfassen sein. Zu all den Freunden kam Besuch aus ganz Deutschland und Frankfurt war daran, im Hause des Rats Goethe, dem es schwer genug ankam, ein literarischer Mittelpunkt zu werden. Im Oktober 1774 kam Klopstock und es war gut, daß er nur von Schlittschuhlaufen und Reiten sprach, dann Boie, Alamannen und im Dezember die Weimarer Prinzen Karl August und Konstantin mit ihrem Gefolge.

Und wieder schritt Vater Goethe mürrisch, voll Mißtrauen und Argwohn an allem vorüber.

Mitten in Verwirrung, unter Besuchen, aufregenden Freundschaften und zerstreuenden Unterhaltungen, ließ Goethe Kleinigkeiten, rasch vollendet, durch die Finger tanzen — „Clavigo" — und wälzte er das Größte durch die Seele. Zu den vier Titanen der frühen Frankfurter Zeit waren andere gekommen, Mahomet und Prometheus, und schon beschäftigte ihn ein Neues, ein Epos im Stile des Hans Sachs, die Wanderungen des Ewigen Juden. Der Mensch hielt mit dem Dichter nicht mehr gleichen Schritt, er wußte sich nicht zu zügeln und zu zähmen und so zerrannen seine großen Pläne.

Dazu kamen seit dem neuen Jahre 1775 neue Liebeswirren. In Lili Schönemann fand er diesmal eine Meisterin; sie neigte sich aus andern Sphären ihm zu, als er sie bisher durchflogen hatte, und wenn sie auch willig bereit war, sich seinem geistigen Einflusse hinzugeben, der Dichter Goethe war es nicht, dem sich die Türen dieses prunkvollen vornehmen Hauses öffneten. Eine Freundin des Hauses Schönemann überrumpelte den sonst so wachsamen Frauenliebling mit ihrem „Gebt euch die Hände", und als sich Goethe den Schaden besah, war die Verlobung geschehn. Also fort, wie von Sesenheim! Mitte Mai 1775 waren die beiden Stolberg in Frankfurt, die Gelegenheit war da. Er brach mit ihnen auf. Schon in Darmstadt begannen sie zu baden. In toller Laune trieben sie nach Süden; in Karlsruhe begegneten sie wieder dem Weimarer Erbprinzen; in Straßburg erneuerte er alte Freundschaften mit Salzmann und mit Lenz, der sich 1774 an der Universität eingeschrieben, sich immer tiefer in Holberg, Plautus, Homer, Ossian eingelebt, der seine „Anmerkungen über das Theater" gearbeitet hatte; in Emmendingen fand er bei Schwager Schlosser die Schwester totunglücklich; aber Lilis Bild wollte noch immer nicht verblassen. In Zürich will die Freude schier überschäumen. Auf dem Züricher See überwältigt ihn Erinnerung und Sehnsucht. Auf der Paßhöhe des Gotthard, die Straße nach Italien vor Augen, stand und zeichnete er, überlegte kaum und floh zurück, zurück. Es waren Augenblicke in seinem Leben, in der Entwicklung der deutschen Kultur, deren entscheidende Bedeutung sich kaum in Worte fassen läßt. Er floh zurück und war Ende Juli wieder in Frankfurt. Alle Qualen erneuerten sich bei ihm und ihr, er schwankte, fieberte und war gleichgültig, fieberte und schwankte. Mitte September brach der Ring. Im Oktober kam Herzog Karl August mit seiner eben angetrauten Gemahlin durch Frankfurt, wiederholte seine Einladung, versprach in ein paar Tagen seinen Wagen nachzusenden, und Goethe schloß sich voll Erwartung in sein Zimmer zur Arbeit an einem neuen Drama, „Egmont". Der Wagen kam nicht, Vater Goethe spottete und drängte nun endlich die Reise nach

Italien zu machen, der Sohn zwischen Ja und Nein schwankend gab sich zufrieden und bestieg am 30. Oktober den Wagen nach Italien. In Heidelberg weckt ihn Hornruf aus dem Schlafe, ein Bote wartet vor dem Tor und ruft ihn nach Frankfurt zurück. Sein Schicksal rollt nach Weimar.

Götz und Goethe sind Namensgleiche, beides sind Koseformen von Gottfried. Aber so erfüllt von Persönlichkeiten auch die dramatische Geschichte „Götz von Berlichingen" ist, das Allgemeingeschichtliche, das Gesellschaftliche und die Staatsgedanken sind in diesem Drama weit bedeutender. Und so entscheidend die Form des Gedichtes wurde, sein Inhalt ist dem Historiker ungleich wichtiger. Der Held, der Dichter, das Problem des Stückes sind fränkisch, fränkische Verhältnisse setzen sie voraus. Der Franke war von je ein Herrenvolk, ein geschlossenes stammestümliches Staatswesen ist ihm nicht gelungen. Während der Bajuware zwei starke Staaten sich zusammenfügte, von denen der eine zu weltgeschichtlicher Größe gedieh, während sich der Alamanne in kleinern aber um so festern Verbänden organisierte, ist der fränkische Stamm zerrissen und an die großen alamannischen, bairischen, ostdeutschen Staaten angegliedert. Die Franken waren ein Herrenvolk. Und so ist es nicht der ungeheure welterschütternde Zerfall der alten Reichsidee, der die Leiden dieses Dramas aufreizt, es sind die Schmerzen der Reichsritterschaft, des alten Herrenstandes, der den wachsenden Fürsten erlag. Götz kämpft und fällt für sich zunächst und dann für seinen Stand, für sie alle, die einst um nichts hinter den kleinen Habsburgern, Zähringern, Zollern und Welfen zurückstanden, die aber jetzt, da jene groß geworden, den glücklicheren einstigen Standesgenossen erlagen. Die Idee des Dramas ist nicht revolutionär sondern konservativ. Für Götz gilt nicht einmal das großartige Wort Pirkheimers, Unordnung könne nur durch Unordnung gebessert werden, ein Wort, das so einfach genial Umsturz und Beharrungstrieb versöhnte. So läßt sich fast keine Brücke finden zwischen Götz und den revolutionären Dramen des jungen Alamannen Schiller. Götzens Tat ist ritterlich reaktionär, ist feiner und liebenswürdiger, die Tat eines Herrenmenschen, Ausdruck eines Einzeldranges, nicht zu vergleichen mit dem brutalen Brandfackelwerfen der „Räuber". Die alte Reichsverfassung, Widerstand gegen die fortschreitende Entwicklung zum souveränen Einzelstaat! Was ist daran revolutionär? Schillers Taten sind Umsturz, Kampf gegen den Druck des Gewordenen; Götz schreit wider das Werdende. Schillers Taten sind Massendrang, gründen sich auf staatsphilosophische Probleme. Hier streitet ein Grübler und Volkstribun, was damals das ganze junge Schwaben war. Götz war eben der Sohn eines Stammes, der keine freien Städte kannte, der so auf Herren und Ritterschaft gestellt war; der junge Schiller

kam aus dem Volke der Demokraten, aus dem Stamm der freien Bünde und freien Städte.

Doch Goethe wird der Schöpfer einer neuen Renaissance werden, er wird den Bruch von 1500 bis 1800 zu überbrücken haben. Götz von Berlichingen ist — im Inhalt — der erste Pfeiler dieser Brücke. Ein Wiederanknüpfen. Das Leben der Dichtung spielt auf der entscheidenden Zeitwende, da der junge Humanismus an der Wurzel getroffen wurde und unvollendet bleiben mußte, was er erstrebte. Humanisten schreiten durch die Handlung, nicht von bester Art, aber die wirklichen, die großen Menschengedanken der Renaissance, der Herrenwille, die Persönlichkeit, das Recht auf Liebe bis zur dämonischen Gewalt, es strömt der volle Glanz der fränkischen Humanisten, die Herren, Ritter und Poeten waren, über diese Gestalten, das sind Verwandte Huttens und Johanns von Schwarzenberg, nachschaffend und unbewußt gestaltet, nur darum gestaltet, weil das Drama wirkliche Geschichte ist und diese Geschichte mit unfaßbarer Sicherheit getroffen ist. „Götz von Berlichingen" knüpft im Inhalt und geschichtlich dort an, wo der neue Humanismus der Weimarer Tage beginnen mußte, bei dem großen Bruch.

Die Form war freilich nicht von dieser Art. Aber die neuen Klassiker wollten und durften ja nicht auf das Große und Gute verzichten, das außerhalb Deutschlands, außerhalb der Entwicklung aus der Renaissance zur Renaissance geschaffen worden war, und das war für das Drama vor allen Shakespeare. „Götz von Berlichingen" war die notwendige Ergänzung zur Eroberung Shakespeares durch Schröder. War hier die englische Tragödie für die deutsche Bühne gewonnen worden, Goethe gewann sie für das deutsche Drama. Das Stück war die volle Verneinung der „Emilia Galotti", zwar keine Verneinung sondern eine Erfüllung von Lessings Hoffnungen auf Shakespeare, aber eine Verneinung all der Folgen und Schlüsse, die Lessing aus dieser Hoffnung gezogen hatte; doch selbst in den Grundfragen eine Verneinung der „Hamburgischen Dramaturgie", wenn auch nur für den Augenblick. Eine volle Verneinung der ostdeutschen Machtansprüche, eine Verneinung der Literatursprache, wie sie Gottsched verfochten und Lessing geübt hatte. Die Mundart war mit einem Schlage wieder der großen Dichtung gewonnen, Mundart im ausgesprochensten Sinne, die gesprochene Sprache, nicht die geschriebene. Das war ein kühnes Zurückgreifen weit über die Anfänge der Schriftsprache, die aus Kanzleideutsch und Druckersprache erwachsen war. Und wie das ganze Drama fast einzig auf die Wirkung scharf und lebensvoll, individuell gezeichneter Gestalten gestellt war, so auch die Sprache. Kein allgemeines, idealisiertes Deutsch, ein persönliches Deutsch, wie es nur dieser eine spricht.

All das Persönliche, das Goethe in die Dichtung legte, vor allem

Bekenntnis und Buße seines Treubruches an Friederike, verknüpfen das Drama unlösbar mit dem Dichter, aber es sind Nebenzüge, die für die große historische Wertung weniger ins Gewicht fallen. Der Widerspruch Friedrichs II. und Lessings gegen „Götz von Berlichingen" entsprang der geschichtlichen Notwendigkeit des Dramas, der Widerspruch Herders war nicht viel mehr als die Haltung des Lehrers, der nicht merken lassen möchte, wie gut der Schüler seine Sache gemacht hat.

„Götz" und „Werther" stehen so weit auseinander, daß man sie unter demselben Gesichtswinkel gar nicht gleichzeitig betrachten kann. „Götz" war das neue Leben, „Werther" eine schmerzlich süße Erinnerung dessen, was getan und gelitten werden mußte, um in das neue Leben zu treten. „Götz" war Aufbaun, „Werther" war Aus-dem-Wege-räumen, „Götz" war ein Anknüpfen, ein Wiederaufnehmen jenes Ariadnefadens, der den Deutschen durch hundert Irrgänge von der Antike zur Renaissance führte; „Werther" war das Opfer am Strande, eh' sich die Taue lösten und die Segel spannten zur Fahrt ins alte Griechenland. Und während bei „Götz" der Inhalt das Dauernde war, die Form aber das rasch Überwundene, so war bei „Werther" die Form das Dauernde, der Inhalt aber das, zu dessen Überwindung diese Form geschaffen wurde.

Gedanken und Stimmungen zu gestalten, um sie sich von der Seele zu schaffen, das war Goethes Art vom ersten Vers, den er geschrieben, bis zum letzten Blatt, das er mit seinen Zügen bedeckte. Stoffe gestaltend aufarbeiten und damit Raum für neue Entwicklungen zu schaffen, das ist der Kreislauf aller Dinge und so war es immer. Stimmungen, Gedanken, Stoffe wandeln sich, wirken, streben und leben nur so lange, als sie nicht endgültig gestaltet sind. Sobald sie ihre abschließende Form gefunden haben, scheiden sie aus dem ersten Leben des Bewegten und Bewegenden aus und bleiben dauernd reine Form, leben nun nur noch das zweite Leben reiner Form, schaffen so Genuß und Freude, regen an zu neuem, anderm Schaffen, aber sie selber sind ein Abschluß für den Inhalt, der in ihnen gebunden ist. So die Sage der hellenischen Welt, so die deutsche Heldensage, so Faust für alle Zeiten, da ihn Goethe gestaltet hat, so im Kleinern und Engeren der „Werther". Der Roman bedeutete wie für Goethe als einzelnen so für die ganze Gesellschaft seiner Zeit Genesung, Abschluß eines Lebens, das notwendig war für die Weiterentwicklung, das durchgelebt werden mußte, doch das endlich gestaltet werden mußte, um nicht zu verzehren und aufzuhalten.

Die größten Gefahren erwuchsen der deutschen Gesamtentwicklung aus den weitverzweigten Sproßformen des Pietismus. Dieses Beschränken auf die kleinsten Seligkeiten des Lebens, dieses Spielen mit Gefühlchen und

Die Leiden des jungen Werthers.

Erſter Theil.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1774.

Die Leiden des jungen Werthers.

Zweyter Theil.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1774.

Leidenschaften, dieses Selbstbescheiden und ewig Gerührtsein zog die Mittelmäßigkeit noch tief unter ihr Maß herab. Großen und bedeutenden Menschen aber drohte, da sie ernst und gewaltig nahmen, womit jene tändelten, völlige Vernichtung und damit unersetzliche Verluste für die Gesellschaft. Und im besonderen verdarb dieses empfindsame Seelenleben die ganze Generation für die Wirklichkeit, für all das, was den Menschen gebieterisch umdrängte, was zum Kampfe forderte, was bezwungen sein wollte. Und gerade die Kunst der Antike, der die Altstämme von neuem zuzustreben begannen, war Tatsächlichkeit, Wirklichkeit, Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Dazu brauchte es klare Augen, die am Wesentlichen geschult waren, Sinne für das Erfassen feinster Verhältniszahlen, da brauchte es Selbstzucht, Männlichkeit, Gesundheit, Lebenskraft, Lebenswillen. Diese hundert Gefahren hatte Goethe selber durchgemacht im Kreise Gleichgestimmter. Er war der Selbstzerstörung schaudernd nahe gewesen. Aber er wollte sich doch endlich wieder befreien und begann diese Stimmungen zu formen. Ein Drama daraus zu machen erwies sich als unmöglich. Aber er hatte von Wetzlar her Tagebuchblätter, Merck und die Schwester Cornelia hatten Briefe von ihm in den Händen, Beichtbriefe seiner Leiden und seiner Schwächen. Und da die Lieblinge der empfindsamen Seelen, Rousseau und Richardson, ihre Dichtungen in Briefe gegossen hatten, da der Briefdialog einen Übergang zum Drama bot, so griff Goethe nach dieser Form. Er hatte alles selbst durchlebt, aber noch brauchte er einen Helden, der auch das allerletzte erlitten hatte. Da erschoß sich wenige Wochen nach Goethes Abreise aus Wetzlar Wilhelm Jerusalem, mit dem er dort flüchtig verkehrt hatte. Der Held war gefunden und in langsamem Flusse brachte er den ersten Teil des Werther zu Papier. Die Vorfälle im Hause Brentano gaben ihm das Selsterlebte für den zweiten Teil und so erschien die ganze Dichtung im Herbst 1774.

Dreifache Wirkung ging von diesem Buche aus. Einmal befreite sich der Dichter selber. Und dann, da er mit eherner Logik aus den Vordersätzen dieser Leidenschaft und Weichheit die tödlichen Folgerungen zog, da er zeigte, wie diese Stimmungskrankheit unfehlbare Zerstörung bringe, befreite er die andern. Und dann erledigte er dieses ganze Seelenleben, indem er ihm eine abschließende, endgültige Form gab. Doch das Wertherfieber schien dem allem zu widersprechen. Dem war aber freilich nicht so. Die Leidenschaften, die der Briefroman aufschürte, waren etwas anderes, Neues; sie waren Wirkungen der geformten Dichtung, nicht mehr Mitklänge der Empfindsamkeit, aus der die Leiden des jungen Werther entsprungen waren. Und dann war dieses Wertherfieber eben die Heilung. Mochten die Schwachen immer zugrunde gehn, die an dem Buche nicht gesunden konnten und wollten. Die Starken hatte es gesund gemacht.

Ein Wunderwerk war wiederum der Stil. Und wieder war es die freie Rede, nichts Geschriebenes, nichts Gedachtes. Und wieder die Sprache in reicher Melodie, immer auf den Augenblick und die Stimmung abgetönt. Im „Götz" die kurze, derbe Sprache der Kraft, im „Werther" die Laute der Seele und der Leidenschaft, aber beidemal fränkische, rheinfränkische Wortlust, Wortgewalt und Wortgewandtheit. Lessing war wieder unter den Zweiflern und Feinden. An Eschenburg schrieb er: „Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen?" Gewiß nicht! Aber eben weil der Deutsche römisch denken, griechisch fühlen lernen wollte, mußte sterben, was krank, schwach und weichlich war, und vor den neuen Festen der Antike mußten solche Opfer fallen.

Von so reicher Arbeit flogen manche Späne ab. Die Satire gegen Wieland: „Götter, Helden und Wieland" war wie eine Erläuterung der historischen Stellung, die „Werther" zukam. Mit der Seele Werthers ließ sich eben die Antike nicht erfassen und Wieland war in solchen Stimmungen vielfach die Antike erschienen. Doch wirklich nur Späne waren „Clavigo" und „Stella", so viel Persönliches, das in „Götz" und „Werther", mit der ganzen Zeit verschmolzen, ungleich größer war, viel Gelegenheit und nichts von allgemeiner Gültigkeit. Die schöpferischen Pläne rückten nicht vorwärts. „Caesar", von dem so gut wie nichts erhalten ist, scheiterte an der zwiespältigen Liebe des Dichters zu Caesar dem Tyrannen und Brutus dem Befreier. Aus „Mahomet" ist nur der berauschende Hymnus „Mahomets Gesang" geblieben. Am weitesten schritt „Prometheus" vor. Welches Symbol für den erwachsenden Schüler der Antike, den Führer einer neuen Renaissance, wäre stärker als dieser Titane Prometheus, der sich den Göttern gleich dünkt, der niemand zu danken hat. In diesen Prometheusentwürfen des Jahres 1773 kam das Allgottsgefühl der jungen Generation zum höchsten Ausdruck, jenes Gefühl, das von Spinoza genährt worden, zu dem sich die Mystiker des Ostens seit Jakob Böhme immer lauter bekannt hatten. Und wie im griechischen Theater ließ der Jüngling das Größte und Höchste, um das er mit heiligem Ernste rang, im Zerrspiegel der Laune, der Satire und des Scherzes sehen. So entstand die Posse „Satyros", wohl auf Herders Doppelwesen gemünzt, und „Hanswursts Hochzeit".

Mit diesen literarischen Taten war die Vorhöhe zur neuen Renaissance erreicht. Die ersten Weimarer Jahre waren nur ein Schweben auf dieser Höhe. Die Jugend um Goethe, Lenz und Klinger, gestaltete und erledigte noch, was erledigt werden mußte, aber das war keine neue Stufe. Schon „Prometheus" zeigte, wohin der Weg sich steiler emporwinden würde, wenn

man die Ansätze zur Klassik in „Götz" nicht sehen wollte. So sind es freilich nur Hoffnungen und Wünsche, mit denen man die Ausfahrt Goethes nach Weimar begleiten kann.

5.

Schwaben.

Aus den Händen der Züricher ging die Führung der alamannischen Landschaften auf den Schwaben über. Mit diesem Erbe empfing er die Pflicht freie Bahn für das neue Griechentum zu schaffen. Die stärksten Hindernisse für eine neue Renaissancekultur waren die fürstliche Despotie und die weltfeindliche Kultur des Pietismus. Beide Mächte waren um 1760, während sie in den andern Landschaften fast niedergerungen waren, gerade in Schwaben am stärksten und entschiedensten ausgeprägt. Und wie nun der Franke mit einer wunderleichten Handbewegung die Sproßformen des Pietismus erledigte, indem er sie in endgültige Formen brachte, so fiel dem Schwaben die Zehnmännerarbeit zu, den Pietismus als Lebensform zu entwerten und gegen die fürstliche Despotie die Kultur des neuen Bürgertums durchzusetzen. Die eine Tat leistete das reichsfreie, die andere das herzogliche Schwaben, der Sieger heißt dort Wieland und hier Schiller. Der Württembergerstolz häuft all diese Kränze auf das Herzogtum des achtzehnten Jahrhunderts. Und dennoch stehn die Erfolge der reichsfreien Schwaben aus den unmittelbaren Städten, rein historisch gewogen, um nichts hinter den Taten der Württemberger zurück. Der Einfluß des Herzogtums auf die kulturelle und literarische Entwicklung muß nach einem ganz andern Winkel bestimmt werden.

Im achtzehnten Jahrhundert gewannen die schwäbischen Städte wieder maßgebenden Einfluß auf die Literatur, freilich nicht durch Weiterbildung oder Neuschöpfung geschlossener Mittelpunkte sondern durch einzelne ihrer Kinder. Aber schon das war ein unschätzbarer Gewinn gegen das siebzehnte Jahrhundert, der um so höher anzuschlagen ist, je näher die freien Städte ihrem politischen Untergange waren.

Noch zu einer Zeit, als im Herzogtum sich kaum die ersten Federn rührten, brachte ein Städter die entscheidende Wendung nicht für Schwaben bloß sondern für alle deutschen Stämme. Der Urgroßvater Christoph Martin Wielands war Bürgermeister von Biberach, der Großvater und Vater Pfarrer. Das Kind kam 1733 zwar zu Oberholzheim auf die Welt, wuchs aber in

Biberach heran. Die väterliche Familie war streng pietistisch, der Knabe stand unter andern Vorzeichen und machte schon mit sieben Jahren lateinische und deutsche Verse. In einer der ersten pietistischen Anstalten, in Klosterbergen bei Magdeburg, wurde er erzogen, doch schon auf der Universität Erfurt, seit 1749, rangen Aufklärung und Pietismus um die Seele des Jünglings. Die Liebe zu seiner Verwandten Sophie Gutermann, 1731 als Tochter eines Arztes zu Kaufbeuren geboren, schob die Entscheidung auf Jahre hinaus. 1751 und 1752 ließ der schwärmerisch erregte Student seine ersten philosophischen Gedichte erscheinen. Aber schon die „Erzählungen" in ungereimten Jamben öffneten tiefere Gründe seiner Seele. Mit den ersten vier Gesängen eines Hexameterepos „Hermann", die er 1751 an Bodmer sandte, gewann er den Mann, der eben seinen Messias verlor und der in Wielands Dichtung doch die vielgeliebten Spuren Klopstocks wiederfand. Und der alternde Mann glaubte in dem jungen einen andern Messias gefunden zu haben, zog ihn 1752—1754 in sein Haus und war glücklich zu sehen, wie bescheiden und gut Wieland nach dem Bild seines Herzens lebte. Der Jüngling verherrlichte die Arbeit des Meisters und dichtete in seinem Geiste das biblische Epos „Der geprüfte Abraham". Und als ihm die Nachricht von der Heirat Sophies kam, drückte er die süßen Qualen des Schwärmens nur um so tiefer in seine Brust, schrieb überreizte Glaubenssentimentalitäten, denen die Wahrhaftigkeit der echten alamannischen Propheten fehlte. Es war, als ob er nicht in Bodmers sondern in Lavaters Hause lebte. Und doch fand er das Erbe Bodmers und die Schätze Geßners.

Als Hauslehrer beim Amtmann Grebel ging ihm die Pforte zur Antike auf. Er las Plato, las Xenophon und Lukian und statt der Helden der Kopenhagener wurden die Helden Xenophons seine Freunde. Die Frucht waren fünf Gesänge eines Epos „Cyrus", die 1759 erschienen. Und mit derselben Seele las er Shakespeare und Don Quixote und die Frucht war das Drama „Lady Johanna Gray", das 1756 in Winterthur gespielt wurde. Als er 1759 nach Bern übersiedelte und Beziehungen zur Freundin Rousseaus, zu Julie Bondeli, anknüpfte, hatte er, ganz anders als Klopstock, Bodmer, die Züricher Führer, zugleich überwunden und beerbt.

Schon die ersten Dichtungen, die in Bern entstanden, zeigten, daß er sich innerlich vom christlichen Idealismus Pyras und Klopstocks losgelöst hatte und die größte Umwandlung durchlebte, ohne die eine neue Renaissance nicht denkbar war. 1760 wurde er Stadtschreiber in Biberach. Auf Schloß Warthausen hielt der kurmainzische Minister Graf Friedrich von Stadion prächtig Hof. Graf Stadion war der Pflegevater von La Roche, des Gatten Sophie Gutermanns, und die Geliebte seiner Jugend öffnete Wieland die feine Ge-

ſellſchaft. Dieſe Welt der ſchönen Sinnlichkeit, die galanten Bücher der feinſten franzöſiſchen Äußerlichkeit in der Bibliothek des Grafen, Witz und Laune zwiſchen Lipp' und Becherrand, da war ja alles in kunſtvollen Formen ausgebildet, was Wieland eben mit Herz und Verſtand zu ſuchen begonnen hatte. Beide, der Dichter und die Geſellſchaft, begannen einander zu erziehen. Er machte ſich nützlich, unentbehrlich, leitete die Aufführungen des Biberacher Liebhabertheaters im Schloſſe, bildete aus den Bücherſchätzen des Grafen die ſinnlichſte Lebenskunſt der franzöſiſchen Kultur lockend und bewundernswert ins Deutſche um, und ehe ſich's die Welt verſah, war die ernſte Strenge des Pietismus, renaiſſancefeindlich und lebensunfroh, in der Literatur verweht, war griechiſcher Weisheit und Luſt das Herz geöffnet, war neben Klopſtock ein anderes Ideal errichtet, waren die Freunde franzöſiſchen Weſens in Deutſchland erobert, die weder Bodmer noch Leſſing noch Klopſtock hatten gewinnen können. Und noch ehe die Niederſachſen aus ihrer langen englandfreundlichen Arbeit alle Folgerungen ziehen konnten, ſtellte ihnen der gewandte und bewegliche Schwabe 1762—1766 ſeine Shakeſpeareüberſetzung hin. Auch damit waren die Züricher überwunden und beerbt.

In raſcher Folge ſchrieb er die Bekenntnisbücher und Werbeſchriften ſeiner neuen Tat. 1764: „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Roſalva", im Obertitel das Schlagwort, das ſein neues Evangelium bezeichnete, ſeinen Don Quixote des Pietismus, Märchen- und Wunderglaubens. Mit raſchen Schlägen wob ſein Weberſchiffchen alle Fäden ſeiner Gedanken zuſammen. Seit 1761 arbeitete er an der „Geſchichte des Agathon"; 1766—1773 erſchienen die Bücher. Da waren nun die Gedanken, die Philoſophie und Ethik des Griechentums im Sinne ſeiner Botſchaft umgeſchaffen und umgedeutet. Und während er für Stadions Freunde die freieſten, ſinnlichſten kleinen Erzählungen aus Lukian bearbeitete — 1765 wurde ein Teil davon als „Komiſche Erzählungen" gedruckt — ſchuf er mit ſeinem dritten Roman „Muſarion oder die Philoſophie der Grazien" die abſchließende Dichtung dieſes Evangeliums der ſchönen Sinnlichkeit, die zugleich an einem neuen Wendepunkt ſeiner Entwicklung ſteht. Das komiſche Heldengedicht „Der neue Amadis" 1771, das die Wechſelfälle der Liebe an ſechs Paaren ſchildert, war nur Blättergerank um ſeinen neuen Tempel.

Der Pietismus war von Alamannien ausgegangen; ſeine feſteſten Bekenner hatte er in Niederſachſen gefunden; nach Schwaben war er eigentlich erſt aus dem Norden gekommen, doch hatte er dieſe Landſchaft zuletzt am allgemeinſten ergriffen. Von Halle aus hatte er den Sachſen zu hohen Flügen getragen, die ganze neue ſächſiſche Literatur bewegt und angeregt und koſtbare Stimmungswerte geſchaffen. Für den Sachſen bedeutete er eine ſtarke

Literaturkraft, bedeutete er Fortschritt und Zukunft. Anders in Schwaben wie in Franken. Denkt man sich die Entwicklungslinie vom achten über das zwölfte und sechzehnte bis ins achtzehnte Jahrhundert verlängert, so sagt einem ein klarer Blick, daß eine harmonische Durchbildung antiker und germanischer Kulturelemente das nächste große Lebensziel der Altstämme sein mußte. Hemmte oder förderte da der Pietismus? Förderlich war er gewiß auch für die Altstämme gewesen. Er hatte sie zur Gefühlsfähigkeit erzogen, hatte die Tonleiter der Seele nach oben und unten erweitert. Doch wenn Griechen und Römer wieder lebendig werden sollten, mußte der Pietismus sterben. Eine neue Renaissance brauchte Raum für ihre Sinnenfreude. Der Pietismus haßte den schönen Schein, er hatte Theater und Oper zu unterdrücken gesucht, er sah wie Luther nur blinde Heiden, wo der suchende Franke und Alamanne Propheten und Träger ewiger Schönheit und Freude fand. Die Kultur der Antike und die Kultur des Pietismus standen sich gegenüber als die Kultur der Sinne und die Kultur unsinnlichen Geistes.

Für die Freude an reiner Natur, für die hohe Sendung der Antike mußte Raum geschaffen werden. Wie sollte sonst das pietistische Bürgertum für Schiller und Goethe erzogen werden? Diese Arbeit bedeutete nicht ein Entfesseln lüsterner unästhetischer Erotik, sie bedeutete nur ein neues Recht des Auges und Ohres und diese Arbeit hat Wieland geleistet, so sehr er auch für ein paar Jahre seine Aufgabe übertrieb. Die Dichtungen seiner Biberacher Zeit haben einen Grundgedanken: Erziehung von Schwärmern, von Asketen zur Philosophie dieser Welt, zu schöner Lebenskunst, zur gesunden Natur. Mit seinem Don Quixote hatte Cervantes eine ähnliche Kultur der Fantasie und des Schwärmens zu Tode geheilt und einem gesunden Realismus Raum geschaffen; nach dem Vorbilde des Don Quixote, den Wieland längst kannte und liebte, gestaltete er die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva. Für den Franken Goethe lag das Problem anders. Im Fränkischen herrschte nicht der Pietismus als Lebensinhalt, im Fränkischen erregten nur Sproßformen des Pietismus, wie sie der Franke Gleim entkirchlicht hatte, die Seelen, Empfindsamkeit, Lebensschwäche, müde Überseligkeit. Für den Franken war es ein Formproblem, formend und gestaltend befreite er die Seele. Anders in Schwaben. Hier war der Pietismus das Bekenntnis der Bürgertums, hier war es ein Problem des Inhalts, Wieland mußte daher einen neuen Inhalt schaffen, eine neue Philosophie, die Philosophie der Grazien. Es ist ungeschichtlich, ein Verkennen seiner ganzen Stellung, wenn man sich an seine Übertreibungen hält, in dieser Weisheit lediglich Hetärenphilosophie sieht. Das sind Einflüsse des Biberacher Umgangs, Zufälligkeiten. Das Typische, das landschaftlich Bedingte ist die Rückkehr zur Natur, zur Besonnenheit, zur

Wirklichkeit, zum Irdischen, das Wiedererwachen der Sinne, das Aufleben zur Antike.

Wielands Tat war groß wie die Arbeit Klopstocks. Jeder in seiner Art. Er schuf die poetische Prosa, den neuen Stil der Rede, wie Klopstock den großen Stil des Epos, wie er deutsche Versformen für Lieder und erzählte Handlungen schuf. Wieland gewann den Adel, der noch immer französischem Wesen anhing, schuf den neuen Gesellschaftsstil, lehrte wieder, wie man erzählt, leicht, fließend, plaudernd, und schon diese Form war ein Gewinn und es war nun ein leichtes sie mit jedwedem Inhalt zu füllen. Wieland war der legitime Erbe der Züricher, der Fortsetzer ihrer klassischen Gedanken. Freilich mußte er sie wenden, aus den Bedürfnissen seines Landes heraus umdeuten, da sie nur so fruchtbar zu machen waren. So wenig Winckelmann aus der klassischen Wiedergeburt um 1800 wegzudenken ist, so wenig auch Wieland.

Das reichsfreie Schwaben war überreich an Gestalten, gewiß nicht ärmer als das herzogliche Schwaben. Da Schubarts Vater aus Altdorf stammte, so bietet der Dichter vielleicht ein neues Beispiel für die alte Tatsache, daß der Franke so gern und willig im Alamannischen aufging. Geboren war Christian Friedrich Daniel Schubart 1739 zu Obersontheim, aber da der Vater bald Lehrer und Diakon in der Reichsstadt Aalen wurde, wuchs er hier auf und er selber bekannte, wieviel er vom Wesen des schwäbischen Reichsstädters angenommen habe. In Nördlingen und Nürnberg studierte er, und wie der Vater ein Altdorfer war, so liegt auf dem Sohn ein Widerschein der derben, volkstümlichen Kultur der Stadt des Hans Sachs und Ayrer. In den Kneipen, bei Musikanten und Handwerksburschen fühlt sich der überschäumende Brausekopf am wohlsten, dürstend nach dem Weine des Lebens. Sein Herz machte ihn zum preußischen Parteigänger, der auf der Laute Gleims Lieder nachzupfte. In Erlangen saß er im Schuldturm, dann war er wieder in Aalen, dichtend, komponierend, musizierend. 1763 wurde er Lehrer und Musikdirektor zu Geislingen im Ulmerland. Philosophen und Journalisten waren die Schwaben dieses Jahrhunderts, er wurde Zeitungsschreiber, ließ seine ersten Gedichte drucken und wurde sogar poeta laureatus. Dann kam er, 1769, in die gefährliche Luft des Herzogtums Württemberg, wurde in Ludwigsburg Organist und Musikdirektor, dessen Orgelspiel weitum berühmt war. Ihm wurde die Gnade, des Herzogs Geliebte, Franziska von Leutrum, Unterricht geben zu dürfen. Doch da der Musikant und Zeitungsschreiber zu leben suchte, wie der Hof gelebt hatte, mit Weibern und mit Wein, wurde er 1773 wegen Ehebruch eingesperrt und ausgewiesen.

Auf seiner wüsten Wanderschaft landete er 1774 in Augsburg. Die Stadt besaß an alten Gütern gute Zeitungen, so arm sie sonst geworden war.

Auch das Drama war in keinen schlechten Händen. Der katholische Priester und Gymnasialprofessor Franz Xaver Jann, 1750 zu Weißenhorn geboren, gab seit 1782 volkstümliche Bühnenstücke heraus, die sich außerordentlich zäh forterhielten. Neben Jann war eine ganze Reihe Schwaben am Lech und an der Donau dramatisch tätig, vor allem auch in Österreich. In historischen Arbeiten und kulturhistorischen Romanen ließen Paul von Stetten, 1731—1808, und der Notar Georg Wilhelm Zapf, 1747—1810, ein Nördlinger, die versunkene Herrlichkeit dieser Stadt noch einmal aufleuchten. In Augsburg fand Schubart nun seinen eigentlichen Beruf, er begann mit der Herausgabe seiner „Deutschen Chronik", hielt Vorlesungen über Literatur und Kunst und trug als Rhapsode Klopstocks Messias vor. Seine böse Zunge machte ihm bald erbitterte Feinde. Er wurde festgenommen und ausgewiesen.

In Ulm hielt er wieder Rast und hier mit Weib und Kind nach langer Trennung vereinigt, suchte er sich aus der dumpfen Verworrenheit seines Lebens aufzuarbeiten, am Herde des Hauses warm zu werden. Er wurde rasch zum geistigen Mittelpunkte der Stadt. Begabte Kinder stammten aus dieser Stadt. Hier war Thomas Abbt 1738 geboren, der feine Journalist und Preußenbegeisterte, der an Lessings Stelle Mitarbeiter der Literaturbriefe wurde, der die Gedanken der Aufklärung den breiten Massen mundgerecht zu machen suchte, der überall im Schatten Lessings kämpfte, der Sallust gelungen übersetzte und 1766 als Konsistorialrat in Bückeburg starb. Ein schwächerer Abglanz von Abbts ganzer Art war der andere Ulmer Johann Michael Affsprung, 1748—1808, der Vielgewanderte, Verfasser populärer Schriften und zuletzt Professor der griechischen Sprache in Ulm. Schubarts bester Freund in Ulm war der Ulmer Johann Martin Miller. 1775 war er aus Hamburg nach Zürich und von dort in die Vaterstadt als Vikar und Gymnasiallehrer gekommen. Eben zu Schubarts Ulmer Zeit 1776 war Millers wirkungsvollstes, vielbeweintes Buch erschienen „Siegwart, eine Klostergeschichte", die rührende Märe, wie Xaver Siegwart ins Kloster gehn will, sich aber in eine Erlanger Hofratstochter unglücklich verliebt, darum doch ins Kloster geht und auf dem Grabe der Wiedergefundenen stirbt. Hier war neu gemischt, was mit Werther verzehrt worden war, der bittere Nachgeschmack von längstgenossenen Seligkeiten, ein Buch von unfaßbarer Weichheit. Doch wertvoll waren die kulturhistorischen Elemente aus dem Leben schwäbischer Reichsstädte. Bis zu seinem Tode 1814 schrieb Miller im gleichen Geiste fort.

So nahe seiner Gesundung wurde Schubart vom Unwetter getroffen. Seine deutsche Chronik trug ihm Haß ein von dem und jenem, und da der Herzog, wie es scheint, eine persönliche Rechnung zu begleichen hatte, übernahm er den Vollzug der Strafe, ließ den Dichter 1777 nach Blaubeuren locken

und auf den Asperg setzen. Von dieser Klippe, an der Frischlin zerschellt war, fällt der erste Blick auf das dreimal gesegnete Württemberger Land. Schubart wurde in so harter Zucht rasch mürbe, und was Wieland hinweg geplaudert hatte, dem wandte er sich nun doch zu, dem Pietismus. Nur zuweilen überwältigte ihn der Grimm und er machte ihn etwa in der tyrannenwütigen „Fürstengruft" frei. Als er so weit gebessert war, brachte die herzogliche Druckerei der Karlsschule 1785 und 1786 in zwei Bänden seine Gedichte und gleichzeitig seine Kompositionen „Musikalische Rhapsodien". Mai 1787 wurde er frei gelassen, wurde Hofdichter und Schauspieldirektor; seine „Deutsche Chronik" lebte als „Vaterländische Chronik" wieder auf. 1791 starb er.

Schubart war der geborene Volkstribun in Wort und Schrift. Sein geniales Wesen, sein zuchtloses Verlodern, seine wunderbare Gabe mündlicher Mitteilung, sein hinreißendes überzeugendes Gebärdenspiel, kein Platz war in Schwaben, weder im reichsfreien noch im herzoglichen, wo dieser Mann mit jeder seiner Kräfte hätte wuchern können. Sein ungestümes Temperament drängte ihn zu Klopstock, den er in Schwaben eigentlich durchsetzte. Ein hochbegabter Musiker wie Dichter, der das schwäbische Pathos ebenso meisterte, wie ihm naive, unmittelbare Volkslieder zuströmten. Der Stil des leidenschaftlichen Redners beherrscht seine Dichtungen, dieses Übertreiben, dieses Jagen um das stärkere und stärkste Ausdrucksmittel, dieses Hinhorchen nach Erfolg und Beifall. Er war einer unserer bedeutendsten Publizisten, allseitig, vielgebildet und belesen, nie verlegen um die augenblicklich beste Form, ein Improvisator, ein Wortbeherrscher aber ein stets Besiegter seines Lebens. Was er Großes plante, blieb in Trümmern liegen.

Der Asperg bannt das Auge dessen, der die Grenzen des alten Herzogtums überschreitet. Das Land war ein Paradies, Obstbäume an allen Straßenrainen, auf Allmenden, selbst in Weingärten. Auf Schritt und Tritt spürte man den ehernen Willen eines Gewaltherrschers. In diesem Lande wurde der aufregende Kampf zu Ende gekämpft zwischen der fürstlichen Despotie und dem Bürgertum. Unter Karl Eugen spannte sich das Württemberger Staatsgefühl am stärksten an. Jetzt begann man Schwaben und Württemberg gleichzusetzen, da die Zersplitterung des schwäbischen Volkes ringsum das geschlossene einheitliche Herzogtum aufs mächtigste hervortreten ließ. Zwischen Fürst und Bürger gähnte hier eine Kluft wie nirgends; denn zwischen beiden gab es keine vermittelnden Übergänge. Der Adel war als politischer Stand nicht vertreten. Wohl drängte er sich, Heimische und Fremde, wohlversorgt und stets begehrend in der Umgebung des Herzogs, aber ihm kamen keine legitimen Rechte zu. Auf der andern Seite war das Bürgertum straff zusammengeschlossen. Die Abgeordneten der gemeinen Landschaft und

die Klosterprälaten bildeten die Landstände. Und diese bürgerliche Gesellschaft lief in einen selbstbewußten Parlamentsadel aus. Dieses Bürgertum war gesund und seiner Zukunft sicher. In den Schulen dauerte der alte Humanismus fort. Die Landeskirche hielt die Landschaft unter ihrem ungemessenen Einflusse. Andreäs Lebensarbeit trug Früchte. Wie politisch und sozial so trennte Fürst und Landstände auch der unüberbrückbare Gegensatz des Lebensbekenntnisses. Der Hof war aufgeklärt und französisch, die Landschaft, das Bürgertum deutsch und pietistisch.

Herzog Karl Eugen brachte den Kult des Einzigen zur höchsten und aufreizendsten Ausprägung. Schwankend und launenhaft klammerte er sich doch mit eiserner Energie an seine Ziele. Der ungewöhnlich begabte Mann fand Zeit und Laune für alles was sein Land anging, kein Rad durfte sich rühren, dessen Speichen er nicht freigegeben hätte. An seinen Erlässen und Kundmachungen feilte er mit dem Formgefühl eines ehrgeizigen nie zufriedenen Künstlers. Die Reden, die er in der Akademie zu halten pflegte, waren sorgfältig poliert. Selbst poetische Grüße rang ihm die Zuneigung zu Franziska von Hohenheim ab. Wie immer und überall kam der Glanz dieser Persönlichkeit und ihres Hofes im Theater zum Ausdruck.

1744 übernahm Karl Eugen selbständig die Regierung. Die sparsame Vormundschaft hatte nach dem Tode Karl Alexanders 1737 Musikanten und Schauspieler entlassen. So mußte der junge Herzog vom Grund aus schaffen, als er nach seiner Pariser Reise 1748 und nach seiner Vermählung mit der Nichte Friedrichs II., mit der Prinzessin des prunkvollen Bayreuther Hofes, große und lockende Vorbilder kennen gelernt hatte. Da 1746 das alte Theatergebäude niedergerissen worden war, wurde der große Saal im Lusthause umgebaut. Kostüme und Dekorationen mußten neu beschafft werden. Am 30. August 1750 wurde die neue Oper eröffnet mit dem „Artaserse" Pietro Metastasios, und von diesem Augenblick an blieb die Herrschaft Wiens und der Italiener unerschüttert. 1753 gewann der Herzog einen Komponisten von außerordentlicher Bedeutung, Niccolo Jomelli, 1714 zu Aversa in Neapel geboren, der ehemals Vizekapellmeister an der Peterskirche gewesen war. Jomelli wurde rasch der unumschränkte Liebling des Herzogs und gab dem Hofe europäischen Glanz. Als 1755 der Präsident von Hardenberg stürzte und im folgenden Jahre die Herzogin Friederike den herrschenden Mätressen für immer den Hof räumte, fühlte sich der Fürst erst völlig fesselfrei. Regelmäßige Vorstellungen fanden nur im Karneval statt. Opern, Ballette und französische Komödien füllten den Spielplan. Wo immer der Herzog in seinem Lande weilte, rasch wurden hölzerne Bühnenräume gebaut, in den Wäldern zu Teinach, zu Grafeneck und Mömpelgard. Abwechselnd wurde in Stuttgart

und Ludwigsburg gespielt. 1764 wurde in Ludwigsburg eines der größten Opernhäuser geschaffen, auch die Solitüde erhielt ein Theater. Immer stand der Herzog im Mittelpunkt der Feier. Er war im Theater Gastgeber und Hausherr, nur die Einladung des Fürsten konnte Zutritt schaffen, die Sitze waren unkäuflich. Wie weit wich dieses Hoftheater von dem der Braunschweiger Herzöge ab. Der Herzog leitete alles, er bestimmte Spielplan und Textbücher. Jedes Jahr wurden höchstens drei Neuheiten gegeben, für die Metastasio den Text, Jomelli die Musik schuf. Die Stoffe stammten zumeist aus der Antike. Der Dienst Karl Eugens war anstrengend. Innerhalb sechzehn Jahren mußte Jomelli 17 große Opern, 3 komische, 8 Pastorale und Gelegenheitsspiele zur Stelle schaffen.

Das Orchester hatte europäischen Ruf. Der Fürst scheute keine Kosten. Trotzdem die Fremden herrschten, waren Waldhorn und Flöte meist mit Deutschen besetzt. 1757 wurde ein ständiges Ballett eingerichtet, wieder von Italienern und mit den vorzüglichsten Solotänzern, die zu haben waren, an der Spitze der Pariser Jean Georges Noverre, 1727—1810. Theatermaler und Architekten waren Italiener und jährlich kam Bocquet, der erste Kostümzeichner der großen Pariser Oper, auf ein paar Monate nach Stuttgart. Bei so viel Aufwand für Ballett und Oper konnte die französische Komödie nicht gleichen Schritt halten. Hier war Joseph Uriot aus Nancy, 1713—1788, Schauspieler und Privatbibliothekar des Herzogs, die treibende Kraft. Uriot machte sich vor allem nützlich als stets bereiter liebenswürdiger Gelegenheitsdichter. Er wurde 1774 Professor für Französisch an der Militärakademie.

Die Verschwendung für dieses Privatvergnügen des Fürsten und seiner Drohnen überstieg schließlich die angespannteste Geldkraft des Landes. 1767 brauchten Oper und Ballett allein für Gagen 99 410 Gulden, nicht der höchste Satz, denn damals war die französische Komödie schon aufgelöst. Daneben mußten ungeheure Summen für Reisegelder, Geschenke und Dekorationen aufgebracht werden, die endlich bis auf 30 000 Gulden stiegen. Die jährlichen Kosten für das Theater werden mit 300 000 Gulden berechnet, eine wahnsinnige Summe, da damals Württemberg kaum 500 000 Einwohner hatte. So ist es kein Wunder, daß der Württemberger, der dem Herzog mit ingrimmiger Wut gegenüberstand, seinen ganzen Haß auf das Theater warf, in dem sich der arbeitsscheue Adel und die Weibchen des Herzogs breit machten, das sich dem Bürger verschloß, ja in dem er kein Wort verstanden hätte, selbst wenn er hätte zusehn dürfen. Da kam nun in den sechziger Jahren ein völliger Wandel und es waren der Gründe viele, die dazu führten.

Die Presse war nicht darunter. Sie war arm und machtlos wie die wenigen Druckereien im Lande. 1730 ließ der Tübinger Buchhändler Johann

Georg Cotta in Ludwigsburg eine Presse gehen, die fünf Jahre später nach Stuttgart verlegt wurde. Sein Sohn Christoph Friedrich übernahm sie 1757 und gab zehn Jahre darauf die erste Wochenschrift heraus, „Die Biene". Sie brachte nur Übersetzungen englischer Wochenschriften. Reutlingen war ein Nachdruckernest. Der Schwabe war ein eifriger Zeitungsleser und da Kannstatt das württembergische Hauptpostamt und als Durchgangsstation eines der wichtigsten im Reiche war, so bot sich ihm viel Gelegenheit, fremde Zeitungen zu beziehen. Aber die Verhältniszahlen: 70 nichtwürttembergische in deutscher Sprache, 41 französische, 8 holländische, 17 englische, 13 italienische gegen nur zwei württembergische beweisen die Preßarmut des Herzogtums. Schon 1702 erschien ein „Stuttgartsches Ordinari-Dienstags-Journal", dessen älteste bekannte Jahrgänge die von 1719 und 1720 sind und aus dem zwei Blätter hervorgingen: 1755 die „Privilegierte Stutgarter Zeitungen" mit leisen Varianten im Titel in Cottas Druckerei und daher auch Cottaische Zeitung genannt; das andere Zweigblatt lebte nur schwach und an seiner Stelle erschienen seit 1774 in Kannstatt „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen", die 1781 Schiller kurz redigierte. 1785 trat an Stelle dieser wechselnden politischen Blätter Kannstatts der „Schwäbische Merkur", seit 1786 als „Schwäbische Chronik" in Eßlingen gedruckt. Dann gingen beide Zweigblätter an die Druckerei der Karlsschule über.

So außerordentlich reich begabt der Schwabe für das freie Wort der Presse war, keiner hat in einem dieser Blätter seinen Weg gemacht. Journalisten wie die beiden Moser, Vater und Sohn, zogen es vor in Büchern ihre Kämpfe auszufechten. Johann Jakob Moser, 1701—1785, der Stuttgarter, wirkte an den Universitäten Tübingen und Frankfurt an der Oder und trat aus hessischen in Württemberger Dienste. Einer der unerschrockensten Kämpfer für die Rechte der Landstände gegen den Herzog, mußte er wie so viele 1759 bis 1764 auf dem Hohentwiel büßen; ein unendlich fleißiger und eifriger Mann schrieb er fünfhundert Bände, vor allem über Staatsrecht und Völkerrecht. Sein Sohn Friedrich Karl, 1723—1798, der ehemalige hessen-darmstädtische Minister, focht mit dem gleichen Freimut für Wahrheit und Recht. Sein staatsrechtliches Buch „Der Herr und der Diener", 1759, reiht sich den politischen Romanen und Utopien der Alamannen Haller, Andreä, Wieland insofern an, als es wie diese alle ein Ausdruck des staatsbildenden Genies des Alamannen ist, der den deutschen Stämmen die größten Dynastien schenkte. Der begabteste Journalist des herzoglichen Schwabens, Wilhelm Ludwig Wekhrlin, mußte zum Fahrenden werden wie Schubart. Als Pfarrersohn 1739 zu Bothnang bei Stuttgart geboren, sollte er zum Schreiber, wie die Württemberger Beamten hießen, herangebildet werden, floh voll Widerwillen 1766

nach Wien, Wege, die jetzt wie früher und später so mancher Schwabe fand. Als er die Stadt 1776 verließ, schilderte er sie mit feiner Kenntnis in seinem Feuilletonwerk „Denkwürdigkeiten von Wien" unterhaltend, fast spannend, geistreich. Aus Augsburg verwiesen, gab er in Nördlingen die politische Zeitung „Das Felleisen" heraus. Ging Schubart aus den freien Städten ins Herzogtum, Wekhrlin machte den umgekehrten Weg. Aus Nördlingen verwiesen, fand er Schutz im Dorfe Baldingen, das dem Fürsten Kraft Ernst zu Öttingen-Wallerstein gehörte. Auf Schloß Hochhaus, wo ihn der liberale Fürst endlich vor neuen Verfolgungen in Schutzhaft setzen mußte, schrieb der Gehetzte die Fülle seiner Zeitungen. Er endete in Ansbach 1792. Wekhrlin mutet wie einer der Streiter aus den Jahre 1830—1848 an, wenn sein Herz auch oft der fürstlichen Gewalt zuzuschlagen scheint. Im Leben litt er Schubarts Leiden, machte seine Fehler, war ein Rohr im Winde wie er, doch er war zierlicher und gewandter wie jener, und da er sein eigener Lehrer war, so hatte er vor jenem manche Unbefangenheit voraus.

So fehlte es dem Widerstand gegen das Gewaltregiment des Herzogs, soweit er nach literarischem Mittel griff, an Geschlossenheit; der Presse fehlte es an Haltung, ja an Möglichkeit zu kämpfen und so wurden viele flache Schläge getan. Aber da gegen Anfang der sechziger Jahre der Zorn des Württemberger Bürgertums immer trotziger aufmurrte, stellte sich die neue Literatur des Herzogtums in den Dienst der Freiheit. Hier geschah die dritte große Tat neben dem Werke Wielands und des jungen Goethe, die dritte große Tat, die freien Bauplatz schuf für die Säulenhallen der Antike. Auf dem Lande drückte eine Hofkultur, die jährlich Hunderttausende für den ästhetischen Kitzel eines Einzigen, für wälsche Klingspiele und Tänze opferte, die reiche Mittel der Kunst für alle entzog. Weg mit ihr! Fremde Springer hatten übersatt und gute, wackre, ehrliche Schwaben mußten außer Landes oder in eine der beiden Zwingburgen um ein offnes Manneswort. Dieser Fürst hielt brutal mit seinem ehernen Griffe dieses prächtige, ackerbaufleißige, selbstbewußte Bürgertum nieder und hinderte es, Hand an seine Zukunft zu legen. Weg mit ihm! In diesen Jahren setzte das stumme hartnäckige Ringen zwischen Landschaft und Herzog ein, der Bürger zwang den Fürsten zur Umkehr, mit der Befreiung des Württemberger Bürgertums, da es nun recht behielt, war auch die Zukunft seiner Kultur, seiner Literatur, seiner Bühne entschieden; dieser politische und soziale Sieg war auch der Sieg der neuen Renaissance auf dem Boden des herzoglichen Schwabens.

In diesem Zeichen wurde die junge Literatur groß, ein Freundespaar schlug ihre ersten Schlachten. Johann Ludwig Huber, 1723—1800, „seit Andreä und Weckherlin wieder der erste schwäbische Dichter von charak-

teristischem Gepräge", war Vogt des Oberamts Nagold und gab 1751 „Oden, Lieder und Erzählungen" heraus. Als Regierungsrat des Oberamtes Tübingen riß er 1764 die Landschaft zum Widerstand gegen die ungesetzlichen Eingriffe des Herzogs fort und kam für sechs Monate auf den Asperg. Seine „Versuche mit Gott zu reden" 1775 wurzelten noch in der pietistischen Stimmung des Landes. Seine Lieblingsform war die kleine poetische Erzählung, moralisch fruchtbar oder satirisch zugeschliffen. Auch er ein Erbe der Züricher. Huber prägt schon völlig den Typus des schwäbischen Dichters aus, das Pathos, das Gedankentiefe aber auch Gedankenblasse, das unbestechliche Rechtsgefühl, den Ruf nach Freiheit und den Tyrannenhaß. Sein Freund, mit dem er Ideale und Muster teilte, Eberhard Freiherr von Gemmingen aus Heilbronn, 1726—1791, war ungleich gewandter und abgeklärter, schmiegsamer und feiner. Bodmer gab seine „Poetischen Blicke ins Landleben" heraus.

Die Bewegung im Lande war zu stark und der Herzog war gezwungen, seinen Frieden mit den Landständen zu machen. Dies, die beschränkteren Geldmittel, wachsende Reife und damit andere Ideale, der Abgang Jomellis aus Stuttgart, die so ganz anders gearteten Neigungen Franziskas von Hohenheim, deren Einfluß auf den Herzog stieg und die eine ausgesprochene Vorliebe für deutsche Literatur hatte, all diese Ursachen wirkten zusammen, um die Fremde von der fürstlichen Bühne zu verdrängen und das Hoftheater dem eigenen Lande und den großen deutschen Dichtungen zu öffnen. Es ist bewundernswert und spricht für die geistige Größe des Herzogs, daß er diesen Wandel so entschlossen und wirklich großzügig durchführte.

Die fremden Theaterkräfte wurden nach und nach entlassen und in gleichem Maße suchte Karl Eugen Landeskinder für die Bedürfnisse der Bühne heranzubilden. Die französische Komödie wurde aufgelöst, 1767, das Ballett verringert. 1774 wurde dem Rest der Fremden gekündigt. Und nun wurde seit einem Menschenalter zum ersten Male Raum für deutsche Truppen. Johann Emanuel Schikaneder kam und brachte die Dramen Lessings, Goethes, Shakespeares mit. Und wie die Karlsschule dem Herzog Kräfte für alle Zweige des sozialen Lebens liefern sollte, so verband er mit ihr eine Schule für Theatermusiker. Die Sängerinnen und Schauspielerinnen sollten in der neugeschaffenen école des demoiselles herangebildet werden. Es war ein Schreiten von Erfolg zu Erfolg. Im Mai 1777 wurden zum erstenmal Eintrittsgelder erhoben, ein sozialer und kultureller Gewinn, der in diesem Milieu nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Als 1779 die Operetten „Der Schulz im Dorfe" und „Arsene" gegeben wurden, das war ein Ehrentag für das Württemberger Volk. Denn in beiden Operetten stammte alles, selbst die Kompositionen von Zöglingen der Akademie. Das schwäbische Bürgertum

hatte sich ertrotzt, was es brauchte für sein geistiges und materielles Leben. Sie, die sich mit Stolz wie ein geschlossenes Feldlager mitten zwischen zersplitterten Trümmern des schwäbischen Volkes fühlten, hatten nun den wälschen Pfahl nicht mehr im Fleische, waren eine kulturelle und geistige Einheit. 1780 wurde in Stuttgart zum Opernhaus ein neues Schauspielhaus eröffnet. Und mochte sich der Herzog nun auch mehr und mehr der Bühne abwenden, man brauchte ihn nicht. Wenn er nur nicht hinderte. Am 5. März 1784 gingen „Die Räuber" über diese Bretter, während sich der Fahnenflüchtling, der Regimentsmedikus Schiller, irgendwo im Fränkischen herumtrieb. Der war der Sieger.

Freie Bahn! Aus zwei Schulen des Landes blühte das neue Leben heran und streckte seine Fruchtäste tief ins neunzehnte Jahrhundert, aus dem Tübinger Stift und aus der Karlsschule, jenes die Schule des deutschen Frühhumanismus, diese die Schöpfung des neuen Württemberg, die Lieblingsschule Karl Eugens. Ein Symbol der endlichen geistigen Einheit.

Was die Tübinger in die Literatur trieb, war Ehrgeiz, Widerspruch gegen die Vorwürfe, die ihnen Huber und Gemmingen gemacht hatten. Johann Gottlieb Faber, 1717—1779, fühlte sich, da er in Tübingen Professor der Beredsamkeit und Poesie war, fühlte sich in seiner persönlichen Ehre getroffen. Er sammelte die Studenten in seiner Wohnung, wies sie immer wieder auf die deutsche Sprache und trieb sie zu dichterischen Versuchen. Er hatte Erfolg, denn bereits 1751 gab Georg Jakob Duttenhofer aus Calw, 1729 bis 1780, sogar „Schwäbische Gedichte" heraus, die sich jugendlich heftig mit Huber und Gemmingen auseinandersetzten. Aber die geistlichen Behörden machten dem Poetentreiben bald ein Ende.

Zwanzig Jahre später setzte sich die Tübinger Jugend durch. Der Rufer im Streite war Gottlob David Hartmann, der Altersgenosse der fränkischen Stürmer, 1752 zu Roßwag geboren. 1771 kam er ins Tübinger Stift. Ein sehr unbequemer Student, der von humanistischen Überlieferungen nichts wissen wollte und deutscher war als der Schule guttat. Ein alamannischer Feuerkopf, ein fantastischer Pläneschmied und Almanachlyriker. Huber, Bodmer, Lavater wußte er sich zuzuneigen. Er brannte vor Ehrgeiz, schwärmte für Klopstock und wußte sein geniales Brausen im Vorhof der Kirche wohl zu dämpfen. Er wurzelte noch im Pietismus und holte sich wie die meisten dieser Schwaben in Zürich seine Belehnung. Mit Feuereifer rezensierte er und war doch nur ein genialer Dichter ohne Dichtungen. Philosophisch und pathetisch, ein Tyrannenhasser, wie diese Schwaben alle, wie Schiller. Seine Prosaschrift von 1773 „Sophron oder die Bestimmung des Jünglings für dieses Leben" — immerhin ein Anklang an Wielands Melodien — rechnete

mit dem Schulwesen seiner Heimat gründlich ab. 1774 wurde er als Professor der Philosophie an das neugegründete akademische Gymnasium zu Mitau, der Hauptstadt Kurlands, berufen. Da starb er 1775, aufgerieben von Plänen und Sehnsuchten, den frühen Tod überreicher Begabung. Er war ein Kämpfer durch sein ganzes junges Leben, den Gedanken und Ideen zu ersticken drohten und der kein leichtes, sangbares Lied zu reimen verstand, wie Schiller.

Die zehn Jahre jünger waren wie er, die Generation des jungen Schiller, machten das Stift zu einer Herberge der Poeten: die Freunde Karl Friedrich Reinhard, 1761—1837, aus Schorndorf und Karl Philipp Conz, 1762 bis 1827, aus Lorch. Reinhard setzte die Traditionen dieser frühhumanistischen Universität wieder durch, übertrug zum erstenmal Tibull im Versmaß der Urschrift, einzelne Stücke aus Properz und Tyrtaeus und sogar Neulateiner. Er schien mit seinem Feemärchen in Versen „Zobeide" nicht übel Lust zu haben, sich auf Wielands Seite zu schlagen. Der Heimat verloren warf er sich wie so mancher Alamanne in den Strom des französischen Aufruhrs, wurde Minister Frankreichs, Graf und Mitglied der Akademie in Paris. Freund Conz wuchs in die Tage des schwäbischen Klassizismus hinein, der seinen größten Schöpfer und Gestalter in Friedrich Hölderlin fand, Hölderlin, an dessen Namen wie an die Namen Schelling und Hegel der Dauerruhm des Tübinger Stifts geknüpft ist. Gotthold Stäudlin sammelte die Tübinger Poeten und wurde der Wettkämpfer des jungen Schiller.

Aus einer Handwerker- und Theaterschule wuchs die Karlsschule seit 1770 auf der Solitüde bei Stuttgart empor. Im folgenden Jahr wurde die Anstalt schon zu einer militärischen Pflanzschule erweitert, 1773 wurde sie zur Militärakademie erhoben und der Lehrplan erweitert. Als neue Lehrfächer kamen dann die Rechtswissenschaft und Heilkunde hinzu. Die philosophischen Disziplinen stützten ohnedies den ganzen Unterrichtsbetrieb. Die ältere Kunstschule wurde ihr angegliedert, Handelswissenschaft hinzugenommen und im Dezember 1781 erhob Kaiser Joseph die Anstalt zur Universität. Die Schule war ein großartiges Werk Karl Eugens, seines zielbewußten, rücksichtslosen Geistes, ein ungeheures Machtmittel seiner Despotie, die sich seit dem Erbvergleich von 1770, der den Kampf mit den Ständen zum Abschluß brachte, feinerer Mittel bedienen mußte. Aber immerhin! Der Geist fand tausend Wege zum Guten an dieser Schule und doch in die Freiheit. Es war eine moderne Universität, die nach ihrem ganzen Betriebe zur humanistischen Tübinger in scharfem Gegensatz stand. Ströme von Segen gingen von der Karlsschule auf Schwaben aus.

Die Literatur vertrat zunächst der eine nur, Balthasar Haug, 1731 bis 1792, aus Stammheim. Haug war Professor am Stuttgarter Gymnasium und

trug seit 1776 deutschen Stil an der Karlsschule vor. Der tüchtige Mann überschritt nirgends das Mittelmaß, war der vielgequälte Hofpoet, aber er wirkte glücklich, achtenswert und fleißig. Sein Aufsatz über den „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben" war wunderlich altfränkisch und verschnörkelt. Doch seine Zeitschriften unter verschiedenen Titeln waren zuweilen wertvoll und mit seinem Buch von 1790 „Das gelehrte Wirtemberg" gab er auch seiner Heimat das landschaftliche Nachschlagewerk, das andere Stämme längst besaßen. Die junge Blüte Schwabens scheint ihm ein Märchenfrühling, alles was nur je ein Schwabe schuf, erblickt er in Gigantengestalt. Er ist Württemberger, Württemberger. Der Mann war der Lehrer des jungen Schiller auf einem Seitenpfade seines großen Weges.

Da der Name Schiller vielfacher Herkunft sein kann, findet er sich in allen Landschaften und bietet kaum eine Handhabe für familiengeschichtliche Fragen. Er kann als Gewerbename Schildner bedeuten, als Spitzname der Schieler heißen, er kann von Schüler kommen, wie redende Wappen es ausweisen, und zum Überfluß heißt auch ein Landwein Schiller. Die Namensform an sich taucht wohl zum erstenmal in Österreich auf als Schiltarn. Am häufigsten findet er sich im bairischen Stammesgebiet, ohne daß damit natürlich bewiesen sei, daß all diese Familien wirklich bairisch sind. Denn jederzeit konnte irgendwo irgendein Hans, weil er schielte oder ein Schildmacher oder Schildmaler war, Schiller genannt werden. Die unmittelbaren Ahnen des Dichters sind urkundlich über Stephan Schiller hinaus, vor 1638 in Neustadt gestorben, nicht festzulegen. Doch läßt sich mit vielen Gründen glaubhaft machen, daß es vor 1471 in Württemberg eine Familie Schiller noch nicht gegeben hat. Entweder ist das Geschlecht erst nach dieser Zeit, etwa aus dem Bairischen oder aus Nürnberg, in Schwaben eingewandert oder es hat erst nach 1471 den Namen Schiller angenommen.

Die Schiller von Herdern, ausgestorben 1643, beginnen 1477 mit Stephan Schiller, Bürgermeister in Riedlingen. Von Schwaben kamen sie nach Tirol. Doch kann der Dichter nicht über die Tiroler Schiller von dieser Familie abstammen. Stephan Schiller, 1477—1507, ließ zwei Söhne in Freiburg studieren. Der ältere, Bernhard, trieb Philosophie und Medizin, wurde als Arzt berühmt, wurde irrsinnig und in die Behandlung des Paracelsus gegeben. Er starb um 1533. Von diesem Bernhard studierten wieder zwei Söhne in Freiburg und Tübingen. Der jüngere, Joachim, schrieb medizinische Bücher, machte lateinische Verse, galt als guter Dichter, lebte prunkvoll und trat wie ein Edelmann auf. Einer seiner Söhne verwilderte. Doch der älteste Sohn dieses Joachim, Leomann, um 1530 in Freiburg geboren, kam als Jurist zu hohem Ansehen und wurde 1579 Kanzler von Tirol. Mit Leomanns

Sohne, Franz Leo Marquard, starb das Geschlecht 1643 aus, denn dessen einziger Sohn, Leomanns einziger Enkel, wurde von aufrührerischen Bauern erschlagen. Von dem Tiroler Zweige kann der Dichter also schon aus äußern Gründen nicht abstammen.

Und doch zwingt das Wappen, das 1802 dem Dichter verliehen wurde und das genau mit dem der Schiller von Herdern übereinstimmt, zu dem Schlusse, daß Friedrich Schiller ein Schiller von Herdern ist. Vorgefaßte Meinungen, Mangel an Sachkenntnis, an Kenntnis der Urkunden, Eigenwille und Oberflächlichkeit haben die klaren Tatsachen aufs sinnloseste verwirrt. Die Urkunden weisen nur da eine Lücke auf, wo jener Stephan Schiller, um 1634 gestorben, des Dichters ältester urkundlich bezeugter Ahne, an den gleichfalls urkundlich gesicherten Stammbaum des Bürgermeisters von Riedlingen, 1477 bis 1507, anzuschließen ist. Dieser Stephan Schiller, um 1634 gestorben, kann ganz gut der Sohn Joachims des Jüngern, der Enkel Joachims des Ältern sein. Joachim der Jüngste, der Taugenichts, wäre dann 1565—1574 ins Remstal, in die Gegend von Waiblingen ausgewandert. Da er mit seiner Familie und seiner ganzen Vergangenheit gebrochen hatte, so erklärt es sich, wenn er bemüht war seine Abkunft zu verhüllen. Alles in allem: die Abstammung des Dichters von den Schiller von Herdern durch Joachim den Taugenichts läßt sich bis heute noch nicht urkundlich erweisen, wohl aber unter dem Zwange des gemeinsamen Wappens mit größter Wahrscheinlichkeit sichern. Freiburger Patrizier, humanistische Poeten und federgewandte Ärzte als Ahnen, das gibt dem Dichter Schiller einen ähnlichen aufschlußreichen Hintergrund wie Goethe die gelehrten und künstlerischen Ahnen seiner mütterlichen Großmutter.

In Marbach kam das Kind am 10. November 1759 zur Welt, in Ludwigsburg und Lorch wuchs es heran, da der Vater, Hauptmann Schiller, in wechselnden Garnisonen lag. Der Geist des Vaterhauses war pietistisch fromm, das Bekenntnis des ganzen Württemberger Bürgertums. In Lorch lehrte der Pfarrer Philipp Ulrich Moser Latein, Karl Philipp Conz spielte seine Spiele mit. Theaterspielen, Predigen und Dichten, das war die lebhafte Sehnsucht des Jungen. Wir können es gar nicht abschätzen, von welcher Bedeutung es für das reifende Genie war, daß damals schon aus dem herzoglichen Privattheater eine freie offene Bühne geworden war. Dem Knaben kam der kulturelle Gewinn jahrzehntelanger Kämpfe unmittelbar zugute. Der Vater nahm ihn oft in die Oper mit. Die junge Fantasie füllte sich mit Anschauungen und Bildern. Lateinische und deutsche Verse gerieten ihm leicht und flüssig. Die ersten frommen Trauerspiele fügen sich seiner Bildnerkraft. Anfang 1773 wurde der dreizehnjährige Junge in die Akademie auf der

Die

Räuber.

Ein Schauſpiel.

Frankfurt und Leipzig.
1781.

Solitüde gesteckt. Hatte er Prediger werden wollen, jetzt sollte er zunächst Jurist werden und 1776 bestimmten sie ihn zum Arzt. Da war der geborene Mitschöpfer einer neuen Renaissance in eine Anstalt eingesperrt, die kein klassisches Erbe zu vermitteln hatte, in der die klassischen Sprachen wie eine lästige Gesellschaftslüge behandelt wurden, und die Fantasie sucht sich das Bild des jungen Himmelsstürmers zu malen, wie es etwa im Tübinger Stift neben Reinhard und Conz geworden wäre, wo ihm gewiß eine gründlichere Kenntnis der antiken Sprachen manche Tür geöffnet hätte, die ihm sein Leben lang verschlossen blieb.

Die Landstände hatten in grimmiger harter Entschlossenheit, die ersten und fast einzigen in Deutschland, ihren Despoten aufs Knie gerungen, hatten ihm Achtung abgetrotzt vor ihren Gerechtsamen, hatten ihn zu scharfer Wendung seines Weges genötigt. Zwar hatten die Besten des Landes auf die Fronfesten gemußt. Aber mit der Vernichtung dieser stammesfremden, volksfeindlichen, wälschen Hofkultur hatten sie dem neuen Geistesleben des Bürgertums, einer neuen klassischen Wiedergeburt Freiland geschaffen. Der Römerruf nach Brot und Spielen war im tiefsten Sinne auch die Losung dieses Kampfes gewesen. Dieses Ringen durch ein halbes Menschenalter hatte dem herzoglichen Schwaben eine eigene Miene geprägt. Der Sinn für staatsrechtliche Probleme war geschärft, ein ungestümer Freiheitsmut entzündet, ein wilder Tyrannenhaß aufgestachelt worden. Ihre Sprache hatte auf Jahrzehnte die alte süße, schwäbische, alamannische Innigkeit verloren. Die Besten waren Journalisten und Volkstribunen geworden, hatten es gelernt, große Worte über die Menge hindonnern zu lassen, Zorn, Ingrimm, aufbrausendes Rechtsgefühl, immer auf Wirkung bedacht, hatten Stil und Ausdrucksweise völlig umgeschaffen. Das waren die Züge aller Schwaben in dieser Generation. So wurde Schiller zum vollkommensten Ausdruck dieses Staates, dieses Bürgertums, dieser Gesellschaft. So war seine ganze Entwicklung mit dem Geschick seiner Heimat verwoben.

Und den Herzog, an den sich dieses Schicksal knüpfte, hatte er fast täglich vor Augen. All der Zwang und Widerstand war zu persönlichen Angelegenheiten des Jünglings geworden und noch immer saß Schubart auf dem Asperg. Die Wolke stand noch über dem Lande. So wuchsen aus eigener Not und aus Anteil am Volke die Bedrücker und Befreier, die Sprecher großer Worte, großer Gedanken, großer Sendungen, die Opfer ungeheurer Gewalt heran, die in der Brust des Jünglings ihre Kämpfe um Freiheit und Völkerglück austrugen, die sich bald in Römertogen, bald in spanische Trachten hüllten, die bald Genuesen und bald Schweizer wurden. Wie in beängstigenden Träumen wechselten sie die Gestalten durch die ganze Weltgeschichte, aber

was sie schrien war immer Gewalt und was sie lechzten war immer Freiheit. Das war ein anderer Weg zur Bühne als ihn der schöne Enkel des Frankfurter Schultheißen ging.

Einsichtige Lehrer ließen den jungen Dichter gewähren, der in fieberhaft betriebener Lektüre die ganze Entwicklung der deutschen Literatur von Haller über Klopstock, Lessing, Wieland bis Herder und Goethe durchlas. Mitstrebende Freunde waren um ihn, wie sie sich im Tübinger Stift zusammenschlossen, Freunde, deren Wunsch und Wille stärker waren als Talent und Anlage, Freunde darunter von bedeutendern und berühmten Vätern. Vor allem der Ludwigsburger Wilhelm von Hoven und der Pfälzer Johann Wilhelm Petersen; dann Friedrich Haug, der Sohn seines Lehrers, und Ludwig Schubart, der Sohn des Gefangenen auf dem Asperg.

Der äußerlich so ruhige, bescheidene, eifrige Jüngling nährte gewaltige, aufrührerische Gedanken in der Brust, von denen nur die Allervertrautesten wußten. Schon in den Jahren, da Goethe nach Weimar ging, hatte er zwei Trauerspiele begonnen, „Der Student von Nassau“ und „Cosmus von Medici“, und wieder vernichtet. Da machte er 1777 einen Glücksfund, den Stoff der „Räuber“, an dem er aber erst seit 1780 erfolgreicher arbeitete. Festreden und Festgedichte machten seine Dichterkraft höfischen Diensten nutzbar. Zum Geburtstage des Herzogs 1780 leitete er sogar die Festaufführung — es war „Clavigo“ — und spielte selber den Hauptheldeu. Aus den Anfängen eines philosophischen Romans „Briefe Julius' an Raphael“ haben sich Bruchstücke in späteren Werken erhalten.

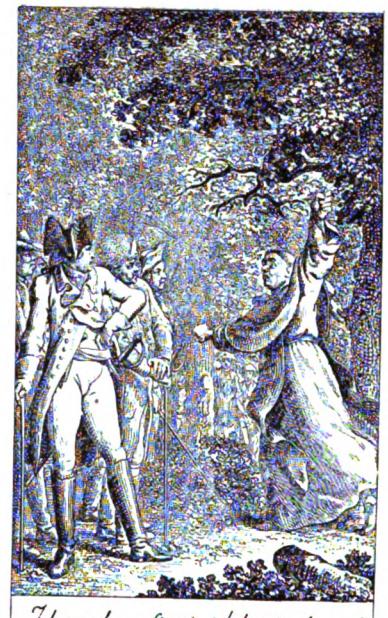
Vor Weihnachten 1780 wurde Schiller entlassen und Regimentsarzt beim Grenadierregiment von Augé. Ein gewaltsam gesteigertes Kraftjungenleben sollte ihm die Jahre des Zwanges ersetzen. Eine gereifte Dame, die Hauptmannswitwe Luise Vischer, bei der er wohnte, wurde das Opfer seiner überreifen Knabenschwärmerei, die Göttin der Lauraoden, Glut und Rauch ohne Feuer. Im Frühjahr 1781 erschienen ohne Verfassernamen „Die Räuber“. Dem ahnungslosen Dichter fiel das Glück in den Schoß. Die Mannheimer Hofbühne brachte am 13. Jänner 1783 das Stück in bühnenmäßiger Umarbeitung auf die Bretter unter ungeheurem Beifall und der Regimentsarzt saß ohne Urlaub unter den Zuschauern.

Den Stoff hatte eine Erzählung Schubarts geboten. Das Drama war die persönliche Abrechnung des Dichters mit dem Gewaltherrscher, der künstlerische Abschluß der Württemberger Verfassungskämpfe, die Lösung des Problems, wie sie sich im Kopfe des Regimentsfeldschers malte, Heilung mit Eisen und Feuer. Was eine feiner organisierte und gebildete Zeit, was ein reiferes Alter Fehler dieses Trauerspiels nennt, sind Selbstverständlichkeiten,

Horch, horch! sein Sohn ist in seinen Träumen.

Die Räuber IIter Act. 2te Se.

D. Chodowiecki



Ich werde unsinnig, ich laufe davon!

IIter A. 3te Se.

Siehst du Bösewicht was ich jezt aus dir machen kann?

IIIter A. 1e Se.

Aber dis Bild rechter Hand? — Du weinst, Amalia?

IVter A. 2e Se.

Du weinst Amalia? — und das sprach er mit einer Stimme!
IVte A. 4te Sc.

Er ist mausstodt, — mich ficht er nicht wieder.
Vte A. 1e Sc.

ja Vorzüge der Jugend. Doch mit „Götz“ hat das Drama innerlich so wenig zu tun wie der Dichter mit den Stürmern und Drängern. Was wir Sturm und Drang nennen, war eine typische Jugendbewegung, die in regelmäßigem Wechsel durch die Jahrhunderte deutscher Geschichte wiederkehrt. Der junge Schiller war das letzte, mächtigste Ausschwingen von etwas Einzelnem, eines Individuellen, das Ausschwingen des Württemberger Kulturkampfes um Freiheit und Kunst, der den Schwaben bis ins Innerste aufgewühlt hatte. „Die Räuber“ zeigten nur, wie sich auch das Württemberger Volk den Ausgang des Kampfes leicht hätte denken können, wenn der Despot nicht nachgiebig klüger gewesen wäre.

Ein Zeitschriftenunternehmen, das er mit einem Lehrer und einem Freunde gründete, hatte nur kurze Dauer. Ostern 1782 gab er das erste Heft seines „Wirtembergischen Repertoriums der Litteratur“ heraus. Hier rezensierte er nach Herzenslust sich und andere und schrieb eine Reihe von Aufsätzen.

Die Dichter des Tübinger Stifts und der Karlsschule wurden zu feindlichen Brüdern unter den beiden ehrgeizigen Führern Stäudlin und Schiller. Der Stuttgarter Gotthold Friedrich Stäudlin, 1758 geboren, in Tübingen Jurist, galt neben dichterisch begabten Geschwistern als das schwäbische Genie der Zukunft. Er hatte gleichzeitig wie Schiller begonnen, mit einem Lobgedicht auf Haller, mit „Proben einer teutschen Äneis“ und mit einem Roman „Wallbergs Briefe an seinen Freund Ferdinand“. Bodmer selber hatte ihm die Herausgabe seines Nachlasses anvertraut, eine symbolische Handlung, die den Schwaben in rechtlicher Form zum Erben der Züricher machte. Nach aufgeregten Jahren journalistischer Tätigkeit, aus seiner Heimat verbannt, stürzte sich der hoch begabte und begeisterte aber schwache und haltlose Mann 1796 bei Straßburg in den Rhein.

Doch Anfang der achtziger Jahre, das war seine hohe Zeit. Das herzogliche Schwaben war schon reich an Liederdichtern, und Stäudlin faßte den schönen Gedanken, für alle einen Mittelpunkt zu schaffen. 1782 gab er den ersten Schwäbischen Musenalmanach heraus, der sich mit wechselnden Titeln und mit Unterbrechungen bis 1793 hielt. Die ältere Generation, die Huber, Miller, Schubart lieferten Beiträge, vor allem aber die Tübinger Stiftler wie Conz und Reinhard und selbst Karlsschüler wie der junge Haug. Hölderlin und Neuffer standen strahlend am Ausgange des Unternehmens. Die große Gegenwart und Zukunft stand auf diesen Blättern freilich nicht, wie etwa auf denen des Göttinger Almanachs, an den sich diese Schwaben alle als an das beste Muster lehnten. Es war ein schönes Zeichen ihres gemeinschwäbischen Geistes, daß in manchen Gedichten sogar die Grazie Wielands schimmerte, so deutsch und schwäbisch sie in allem auch sein wollten. In diesem

ersten Jahrgang stand „die Entzückung an Laura“ von Schiller. Aber von diesem Stäudlin sollte sich er, der Dichter der „Räuber“, führen lassen? Wenn er die Karlsschüler aufbot, konnte er hoffen Stäudlin und seine Sammlung niederzukämpfen. So erschien im Feber 1782 die „Anthologie auf das Jahr 1782“. Hoven, Petersen, der junge Haug, der junge Schubart waren vertreten: die reichste Fülle stammte von Schiller, der so sein lyrisches Jugendbekenntnis vorlegte, und um den Almanach zu dehnen, aus seinen Papieren zusammenfegte, was brauchbar war. Es fehlte fast kein Ton seiner aufgewühlten Stimmung, Anbetung, Verzweiflung, Entzücken, Schwärmen und Lachen und alles fremder und unverständlicher, weil der Dichter immer nach der jüngsten, neuesten, ungewohntesten Form rang. Das Unternehmen mißlang, Stäudlin blieb Sieger.

Die wiederholte heimliche Fahrt nach Mannheim, der Zorn der Graubündner, die Lärm schlugen, weil in den „Räubern“ ihre Heimat „Athen der heutigen Gauner“ genannt war, und schlechthin die Unzufriedenheit mit dem jungen Militärarzt, der mehr Komödie schrieb als dem Dienste gut schien, bestimmten den Herzog, Schiller den Verkehr mit dem Auslande und das Komödienschreiben zu untersagen. Schubart saß noch immer auf dem Asperg. Seine Seligkeit konnte er dem Fürsten nicht opfern. So wagte er, was mehr als einer dieses Landes freiwillig und gezwungen getan hatte. In der Nacht des 22. September 1782 verließ er mit Freund Streicher fahnenflüchtig, unter falschem Namen die Stadt.

6.

Die Pfalz.

Und wieder die Pfalz, zwar nicht mehr Heidelberg sondern einen Pfeilschuß neckarabwärts Mannheim, doch das war nur eine kleine räumliche Verschiebung, ein Ausspannen des alten landschaftlichen Mittelpunktes. So steht die Pfalz am Anfang und am Ende der großen Zeit, die mit dem Aufrecken der Neustämme anhub und mit der Ausfahrt der führenden Franken und Alamannen nach Weimar schloß. Auch das andere erfüllte sich. Das Verhältnis zwischen Franken und Alamannen erhielt nun sichtbare Gestalt, fast wie in einer Dichtung verkörpert. Seit Franken in der alamannisch besiedelten Pfalz einrückten, seit der Pfälzer so ein Doppelwesen geworden war, halb fränkisch, halb alamannisch, beides in Mundart, Sitte und frommer alter Übung, wurde und blieb er der gesegnete und berufene Vermittler zwischen dem fränkischen und alamannischen Rhein, und im Lichtkreis dieses Austausches geschahen die

größten literarischen Taten. Doch lief Jahrhunderte lang fränkisches und alamannisches Schrifttum als getrennte Sonderentwicklungen neben und gegen einander her. Freilich wurde der Austausch immer lebhafter, der fränkischen Obmacht im sechzehnten Jahrhundert folgte die alamannische seit dem siebzehnten, seit eben jenen glänzenden Heidelberger Tagen. Und nun kam das Wunder. Der herrlichste Franke ging ins alamannische Straßburg, empfing hier unermeßliche Lebensgüter, und der alamannische Führer der Zukunft kam in die fränkische Pfalz, empfangend und gewährend. In Weimar gaben sich beide die Hände.

Und die Pfalz übernahm auch ein wertvolles Erbe des Niedersachsen. Über Gotha kamen ihr die großen Träger sächsischer Schauspielkunst zu und machten das Mannheimer Theater zum besten und wirkungsvollsten, das je eine fränkische Landschaft besessen hat. Die großen sächsischen Bühnenkünstler und das bewegliche, aufnahmsfähige Pfälzer Volk als Zuschauer, Kraft zu geben und offene Seelen zu empfangen, wie konnte da so viel Wirkung ausbleiben?

Die drei Pfälzer Poeten Götz, Hahn, Maler Müller sind die Tonleiter des Pfälzer Temperaments. Johann Nikolaus Götz aus Worms, 1721—1781, nach seiner Rückkehr von Halle Hofmeister in Forbach, Feldprediger und Pfarrer in Hornbach bei Zweibrücken, Konsistorialrat zu Winterburg, war der leichte, gefällige Liederdichter, ohne Größe, doch in seinem engen Kreise immer eines raschen, sichern, frischen Einsatzes sicher. Er reimte nie, das Kleinste was er machte klang und tönte wirklich, hatte Gefühl und weckte Stimmung. Götz war im Bunde mit dem andern Franken Uz der berufene Übersetzer Anakreons. Seine Lieder erschienen 1790 als „Gedichte eines Wormsers". Neben dem liebenswürdigen Empfinder steht der überreizte, kraftlose, unschöpferische Johann Friedrich Hahn, 1750—1779, nach Göttingen 1775 wieder in Zweibrücken, der Herzensfreund des dritten und begabtesten, des vielseitigen Pfälzers, des Malers Friedrich Müller.

In einem uralten Poetenwinkel, zu Kreuznach 1749 geboren, wuchs der fantasievolle, rege Knabe wild und ungebärdig auf. Reisebeschreibungen sagten der ruhelosen jungen Seele am meisten zu. Kaum aus der Wiege gekrochen, fängt er an zu zeichnen und zu schreiben. Sein Vater war Bäcker und Gastwirt und so strömte an seinen Kinderhänden leicht zu fassen vorüber, was Schubart unter Opfern an Geld und Nächten in den Kneipen suchte, das Leben eines reich bewegten Volkes, das auf den Landstraßen seinem Gewerbe nachging und im bunten Wechsel Hundertfaches erfuhr. Diese Volkstypen hielt der Knabe schon mit seinem kecken muntern Stifte fest und machte Reime darunter. Um 1766 ist er an der Kunstschule zu Zweibrücken und ein neues Talent

leuchtet an dem unentschiedenen Vielkünstler auf, den uns Heinse als einen „schönen, jungen, verführerischen Mann“ beschreibt, das Talent ausdrucksvoller Haltung und Gebärde. Mit dieser Gabe war er für den Hof, für Aufzüge und für Theater wohl zu brachen. Er zeichnete, malte, radierte, wurde Hahns Freund, knüpfte Beziehungen zu den Göttingern an und zu Mannheim. Sein künstlerischer Ruf war so rasch im Wachsen und niemand wußte eigentlich zu sagen, durch welche Leistungen. Mit den bedeutendsten Männern Deutschlands wechselte er Briefe. Das machte ihm so leicht keiner nach, wie er, gleichviel ob mit dem Stift oder mit der Feder, lebendige kleine Sachen hinwarf, so entzückend naiv, wie es nur einem Begnadeten gelang. Hier in der seligen Pfälzer Heimat noch drehte er nur das Zierlichste und Feinste, Idyllen. Im ersten Augenblick schloß er sich noch an Geßner an, ja er abeitete sogar nur Szenen etwa aus Geßners „Tod Abels“ feiner durch. Das sind seine biblischen Idyllen. Auch wenn er dann die Stoffe in der Antike suchte, wie im „Faun“, im „Satyr Mopsus“, im „Bacchidon und Milon“, blieb er noch immer in Geßners Nähe. Leichter Scherz, keckgezogene weiche Linien, milde Worte, Fröhlichkeit in leichten Formen, all diese antiken Idyllen Müllers waren schon ein bedeutender Schritt über Geßner hinaus und dem fränkischen Klassizismus entgegen. Kleine Wunder gelangen ihm vollends, wenn er, der als Knabe auf der Schwelle des väterlichen Wirtshauses das Innerste des Volkslebens ausspähte, wenn er sich das Leben und Treiben des Pfälzer Volkes zum Vorwurfe nahm. „Die Schafschur“, „Das Nußkernen“, diese kerndeutschen und unvergleichlich pfälzischen Dichtungen, boten das Leben um die Neckarmündung in so liebenswürdigen Formen, in der lustigen, sonnigsten Mundart, die sich denken läßt, daß solche Kunst, gesund und ewig heiter, als ausgesprochen Pfälzer Art neben den Dichtungen der Rheinhessen und Niederfranken stand. Ihre bunte Überfülle, ihr Durcheinander, das sich kaum dem Rahmen fügen will, ist gerade ein Abbild dieses quellenden und sprudelnden Temperaments. Die besten seiner Lieder waren so rhythmisch, klingend, gefällig leicht, einfach und tief wie die Lyrik Jacobis und Goethes. Rheinisches Blut! Doch wie schnell wurde er dieser Heimat ein Fremder, freilich in den Stoffen seiner spätern Dichtungen kehrte er immer wieder an den Rhein zurück. 1778 reiste er mit einem Mannheimer Stipendium und dem Erträgnis einer Sammlung nach Rom. In den deutschen Künstlerkreisen der ewigen Stadt wird er in neuer Beleuchtung auftauchen als Dichter und Maler.

Mannheim war die Tochterstadt Heidelbergs. Als Dorf wird der Ort schon 765 genannt. Kurfürst Friedrich IV. von Heidelberg legte 1606 Stadt und Festung an. Dem wälschen Vandalenzug fiel sie 1689 zum Opfer, wurde 1700 neu aufgebaut und durch Karl Philipp 1720 kurfürstliche Residenz. Der

Fürst baute sie prachtvoll aus, erklärte sie zur freien Handelsstadt. Unter Karl Theodor, seit 1743, ging ihr eigentlicher Glanz an. Mit reichen Kräften wurde das geistige Leben organisiert und so stark die Katholiken zu herrschen begannen, Voltaires Einfluß erfreute sich größter Geltung. Er regte die Gründung einer kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften an, die 1763 zustande kam. Schoepflin wurde Ehrenpräsident, die Seele des Ganzen war der Bibliothekar Andreas Lamey. Die Schriftsprache gegen den Dialekt durchzusetzen, dafür war die Deutsche Gesellschaft seit 1775 gedacht. Hier war Führer der Jesuit Anton von Klein, 1748—1810, ein Elsässer aus Molsheim. Der vielseitigen Wirksamkeit dieses Mannes gebührt gerade wegen seiner Forschungen zur Mundart ein dankbares Andenken. Sein „Deutsches Provinzialwörterbuch" 1792, das den Pfälzer Dialekt behandelt, ist ganz ausgezeichnet. Als Dichter und dramaturgischer Schriftsteller gliedert er sich der Mannheimer Bühnengeschichte ein. Neben ihm wirkte in ähnlichem Geiste ein anderes Mitglied der Deutschen Gesellschaft, Otto Freiherr von Gemmingen-Hornberg, 1755—1836, aus Heilbronn. Wie Klein diente er mit seinen Dramen dem Mannheimer Spielplan und wie dieser war er Theaterkritiker. In seiner „Mannheimer Dramaturgie für das Jahr 1779" schildert er die Schauspiele und Schauspieler nach den Ansichten Dalbergs, dem das Buch gewidmet ist.

Im geselligen Leben des Bürgertums war das Haus des Buchhändlers Christian Friedrich Schwan der Mittelpunkt. Er war 1733 zu Prenzlau geboren, studierte in Halle und Jena Theologie, heiratete eine Frankfurter Verlegertochter und übernahm 1765 die Buchhandlung des Schwiegervaters in Mannheim. Er starb 1815 in Heidelberg, der Leiter und Erbe seines Geschäftes wurde Götzens Sohn. Schwan schrieb für das Mannheimer Theater mit Glück gespielte Schauspiele und Operntexte. Als Verleger und Buchhändler und Schriftsteller mit allen Seiten des literarischen Lebens vertraut, trat er den Dichtern wohlwollend, freundschaftlich, als opferwilliger Förderer gegenüber. Von Goethe bis Götz umfaßten seine Beziehungen Dichter aller Richtungen und Landschaften.

Das Mannheimer Theater trug durch mehr als fünfzig Jahre das Gepräge des Stuttgarter Hoftheaters. Die Hofkapelle spielte seit 1721 italienische Opern. Italiener zeichneten die Dekorationen, Italiener bauten und Italiener führten das Ballett. Schon zur Hochzeit Karl Theodors im Jänner 1742 wurde das neue Opernhaus im Schlosse eröffnet; als er Dezember desselben Jahres Kurfürst wurde, begann der Aufschwung. Für Musik und Oper gab er jährlich 200 000 Gulden aus. Hier wie in Stuttgart gab es neben der Oper eine französische Komödie, hier wie dort war der Karneval

die Hauptspielzeit und hier wie dort waren die Instrumentisten meistens Deutsche. Es wurden Opern von Jomelli gegeben. Wie die Württemberger dem Orchester unter Karl Eugen, so sprechen die Pfälzer, gewiß mit weniger Recht, ihren Musikern europäische Bedeutung zu. Denn im wesentlichen beruhte der Ruf des Mannheimer Orchesters lediglich auf dem reich und fein abgetönten Vortrag, den sich allerdings Jomelli zum Muster nahm. Berühmte Gäste sprachen zu. So gab Mozart 1763 in Schwetzingen ein Konzert.

Anfang der siebziger Jahre kam in Mannheim die gleiche Wendung wie nach 1767 in Stuttgart. Aber es ist bezeichnend für die Verschiedenheit der Verhältnisse, daß diese Wendung in Mannheim reine Sache künstlerischer Anschauungen war, daß sich hier leicht, sofort und selbstverständlich vollzog, was in Schwaben einem Gewaltherrscher abgetrotzt wurde, was dort nur Begleiterscheinung eines allgemeinen politischen Wandels war. Der Kurfürst wandte seine Neigung dem deutschen Singspiel zu und auch das unterscheidet Mannheim von Stuttgart, daß dem Kurfürsten für sein neues, nationales Interesse sofort tüchtige Kräfte zur Verfügung standen, die sich der Herzog erst in jahrelanger Arbeit heranbilden mußte. Klein war sofort mit einem deutschen Text zur Stelle, „Günther von Schwarzburg", Holzbauer komponierte ihn und im Jänner 1775 ging in Mannheim das erste deutsche Singspiel in Szene, im August ein noch berühmteres, Wielands „Alceste". 1777 allerdings kam man über die Proben von Wielands Oper „Rosamunde" nicht hinaus. Dazu errichtete der Kurfürst eine deutsche Singschule.

Während dieses ganzen halben Jahrhunderts von 1720 bis 1776 spielten ununterbrochen in der Stadt wandernde Truppen, wieder ein Vorteil für die Entwicklung gegenüber Württemberg. Besonders glänzend war die Spielzeit Josephs von Kurz Ende der sechziger Jahre.

Wie nach Hamburg, Gotha, Stuttgart, so strahlten auch nach Mannheim die Einflüsse der ostbairischen Wiener Bühnenkunst aus. Das war Ende der siebziger Jahre. Man wollte ein Hof- und Nationaltheater im Sinne Josephs II. gründen. Als man nach Schöpfern Umschau hielt, kam man auf den Gothaer Hofschauspieler Ekhof als Direktor und auf den Wolfenbüttler Bibliothekar Lessing als Dramaturgen. Lessing kam zwar nach Mannheim, aber die Unterhandlungen zerschlugen sich zum Glück. Waren es die bösen Erfahrungen aus der Hamburger Zeit, daß Lessing anregte, man solle junge Pfälzer für das Mannheimer Theater heranziehn, ein Vorschlag, der in Württemberg bereits verwirklicht war? Seinem Bruder Karl aber schrieb er, die Mannheimer verstünden unter einem Nationaltheater nur ein Theater, wo geborene Pfälzer spielten. Gewiß, wenn auch nicht in dieser Übertreibung. Aber daran war eben das Hamburger Nationaltheater gescheitert, daß es

mehr sein wollte als ein sächsisches. Das Wiener war ein ostbairisches, das Gothaer ein thüringisches, das Stuttgarter ein schwäbisches, das Mannheimer ein pfälzisches. Das waren die Geheimnisse ihrer Erfolge.

Schließlich gewann man in dem Straßburger Theobald Marchand, 1741—1800, einen Unternehmer und Direktor von guter, tüchtiger Erfahrung. Dreimal wöchentlich sollte gespielt werden, Komödien, Singspiele und Trauerspiele. Dazu bekam Marchand auch einen Lehrauftrag für Theaterkunst. Man wollte aus dem Vollen schaffen. Denn die Schauspieler der Truppe steckten noch ganz in den französischen Manieren. Schon dieser Anfang brachte viele Neuheiten. Doch politische Ursachen bedrohten das junge Unternehmen mit jähem Verderben. Karl Theodor war 1777 auch Kurfürst von Baiern geworden. 1778 übersiedelte der Hofhalt nach München, die Hoftheatergesellschaft Marchands gab mit „Minna von Barnhelm" ihre letzte Vorstellung in Mannheim und übersiedelte dann mit dem Kurfürsten.

Die Residenz der Kurpfalz erlitt große materielle Schäden. Handel und Gewerbe hatten aus der prachtvollen Hofhaltung, aus Bauten, Beamten, Offizieren und Schauspielern ihre Haupteinnahmen gezogen. Jetzt war das ganze Wirtschaftsleben der Stadt bedroht. Ihm wenigstens eines, das Theater, zu retten, war der allgemeine Wunsch und der geheime Rat und Kämmerer Wolfgang Heribert von Dalberg machte sich zum Sprecher gefährdeter künstlerischer und materieller Interessen, als er an den Kurfürsten das Gesuch richtete, die Bühne der Stadt, wenn auch in anderer Form zu erhalten. Er hatte Glück, wurde mit der Fortführung des deutschen Schauspiels beauftragt und der Kurfürst sicherte einen jährlichen Zuschuß zu. So wuchsen sich alte Pläne zu einem Mannheimer Nationaltheater aus. Nach Doppelverhandlungen mit dem Stettiner Johann Christian Brandes, 1735 geboren, der sich bei Schönemann und Schuch ausgebildet hatte, und mit dem Liestaler Abel Seyler, 1730—1801, der seit dem Hamburger Krach eine eigene Truppe führte, entschied sich Dalberg für Seyler und die Seinen. Oktober 1778 wurde mit einem Lustspiel von Bock begonnen. Im Spielplan standen Lessing und Shakespeare. Für die Oper lehnten Mozart, Gluck und Schweitzer ab. Aber das Unternehmen wäre kaum zu rechter Größe gediehen, wenn ihm nicht ein außerordentlicher Glücksfall zu Hilfe gekommen wäre. 1779 wurde das Gothaer Theater aufgelöst, jetzt wurde die glänzende Schule frei, die sich Ekhof dort herangebildet hatte, Iffland, Beil, Beck; und Dalberg gewann sie. Seyler wurde als Direktor fest angestellt und so begann mit dem Oktober 1779 die große Zeit des Mannheimer Theaters.

Eine Fülle hochbegabter, fähiger und tätiger Menschen war zum gleichen Werke verkettet. Unter kräftiger, anregender, weitsichtiger Führung!

Das war Dalberg wirklich alles. Nicht als begabteſter Sproß uralter Sippe zu Hernsheim 1750 geboren, nicht der bedeutendſte unter den bedeutenden Männern gleichen Blutes in dieſer Zeit, doch mit reichen Fähigkeiten ausgeſtattet. Ein guter Umdichter und Nachdichter, ſelbſt Geſtalter eigener Dramen, beſaß er die nötige Einſicht in das Entſtehen und Ausdeuten von Bühnenwerken, um ihre Darſtellung mit Geſchick und Erfolg leiten zu können. Gerade dafür brachte er unſchätzbare Gaben mit, als Edelmann aus langer Reinkultur ein inſtinktives Taktgefühl, als hoher pfälziſcher Beamter Anſehn und Beruf, ſich geltend zu machen. Als Künſtler lediglich Liebhaber und unſelbſtändig, war er nicht auf große Worte von Programmen, Syſtemen, Leitſätzen eingeſchworen. Was halfen die, wo mit fertigen Schauſpielern und mit einer dramatiſchen Literatur zu arbeiten war, die in ſtürmiſcher Fortbildung gärte. Mit Programmen und Syſtemen hatte man üble Erfahrungen gemacht. Er leitete ſeine Bühne ſo, wie er etwa als Diplomat große Politik gemacht hätte, von Fall zu Fall, nachgiebig, wenn etwas undurchführbar war, Anregungen von allen Seiten folgend, er leitete fortſchreitend, wandelnd, nicht wie an die Säule von theoretiſchen, erdachten, ergrübelten, erſchloſſenen Grundſätzen angeſchmiedet. Hätte er aus Grundſatz nur Iffland und Leſſing ſpielen, „Götz von Berlichingen“ und „Die Räuber“ aber aus Grundſatz abweiſen ſollen? Er war auf ſeinem Platze und eine Fülle von Anregungen ſtrömte er auf Dichter und Schauſpieler aus.

Seine Mitarbeiter waren ausgereifte aber friſche Früchte der großen ſächſiſchen Theaterzeit, die beſten Schüler des Sachſen Ekhof, drei Freunde, die das köſtliche Beiſpiel einer intereſſeloſen Gemeinſchaft gaben, die allen üblichen Theaterleidenſchaften Hohn ſprach: Iffland, Beil, Beck.

Das Theaterproblem war ſeit der Ausbildung eines Standes der Berufsſchauſpieler nicht lediglich ein Problem der Kunſt, der Literatur, der Beredſamkeit des Leibes geweſen, ſondern da ſpielten ethiſche, ſoziale Kräfte mit, ja von ihnen hing im ſpäten ſiebzehnten Jahrhundert geradezu Sein oder Nichtſein des Theaters ab. Velten, Karoline Neuber, Ekhof bezeichnen die Stufen der ethiſchen und ſozialen Umbildung, die ſich innerhalb der Schauſpielertruppen und in ihrem Verhältnis zur bürgerlichen Geſellſchaft vollzog. Der Hannoveraner Auguſt Wilhelm Iffland, Altersgenoſſe Schillers, war der Vollender dieſer ſozialen Aufwärtsbewegung. Aus guter Familie, hatte er ſich zum vollendeten Weltmann entwickelt, wozu ihm eigentlich die Rollen, die er ſpielte — neben Stutzern und Liebhabern komiſche Alte und Karikaturen — nicht durchwegs Anlaß gaben. So paßte ſeine tadelloſe Eleganz, das anerzogen Edelmänniſche ſeines Weſens zu Dalberg ganz vorzüglich. Der tiefe Eindruck, den er 1765 in jener Vorſtellung Ackermanns empfangen hatte, ließ

ihn nicht mehr los. Deklamation und Ausdruck in Gebärden und Haltung blieb seine Sehnsucht. Er verließ das Vaterhaus und begann 1777 auf dem Gothaer Hoftheater. Ekhof und Gotter erzogen ihn und bald war Iffland neben Schröder und Ekhof der bedeutendste Schauspieler. Wie in seinen Dramen war Iffland auch als Schauspieler Realist, „Wahrheit, durch das Gefühl veredelt aber nicht durch die Fantasie gehoben", sein künstlerischer Leitgedanke. Seine Augen fesselten wie die seines Meisters Ekhof. In Mannheim begann er für die Bühne zu dichten, Zeichnungen nach der Natur, und da ihm das Theater eine Sittenschule war, bot ihm die bürgerliche Moral die Stoffe. Seit 1781 wurden seine Stücke gespielt, meist mit vielem Beifall. Am berühmtesten machte ihn das „Verbrechen aus Ehrsucht". An Dalbergs dramaturgischen Besprechungen nahm er bedeutsamen Anteil. Schon in Gotha hatte er sich mit Beil und Beck innig befreundet. Die drei Jünglinge führten ein burschikos freies und fröhliches Leben. Heinrich Beck, 1760—1803, aus Gotha, hatte trotz starker Körperfehler, die er siegreich überwand, am Hoftheater seiner Vaterstadt begonnen. Er wurde der Posa der ersten „Don Carlos"-Aufführung und starb als Regisseur in München. Johann David Beil war 1754 in Chemnitz geboren und starb vor seiner Zeit zerrüttet 1794. Als Mohr im „Fiesko", als Schweizer in den „Räubern" trug er viel zu der begeisterten Aufnahme des jungen Schiller bei.

Für dieses Unternehmen und das Zusammenwirken so hervorragender Männer fand Dalberg eine neue äußerst glückliche Form. Zunächst bewies er, daß er völlig selbstlos zu wirken gedenke, indem er auf alle Vorteile verzichtete und sogar seine eigene Loge bezahlte. Etwas völlig Neues schuf er, indem er selber den Vorsitz bei der künstlerischen Leitung übernahm, also Verwaltung und Leitung in einer Person vereinigte. Wie sich's Joseph II. dachte, so gab er diesem Regiment eine demokratische Grundlage, stützte es auf das Vertrauen aller, machte jeden Einzelnen fürs Ganze verantwortlich und eifrig. Der erste Regisseur wurde von Schauspielern gewählt, der zweite wechselte vierteljährlich. Zur Seite setzte sich Dalberg einen kleinen Rat aus den Regisseuren und vier bis sechs Schauspielern, den Theaterausschuß. Dieses Schauspielerministerium versammelte er alle vierzehn Tage bei sich. Da wurde gemeinsam der Spielplan entworfen, jeder hatte das Recht neue Stücke vorzuschlagen, über die abgestimmt wurde. Beschwerden und Klagen konnten vorgebracht werden. Dalberg las dann selbstverfaßte Urteile über die letzten Aufführungen vor, die sich in gleichem Maße mit der Dichtung, der Ausstattung, der Darstellung, den Schauspielern beschäftigten. Am 14. Jänner 1784 etwa beurteilte er die Fieskoaufführung vom 11. Jänner. Am Stück tadelte er, daß die Schönheiten zu häufig, der Dialog zu schwunghaft, die

Szenen zu wenig gedrungen seien. Mit Feingefühl beurteilte er sogar die Kostüme. „Der kurze Mantel des Verrina tat eine üble Wirkung; die Scheide des Schwertes dieses einfachen Republikaners hätte auch nicht mit Steinen besetzt sein sollen. Man hat allgemein getadelt, daß Fiesko von Anfang bis zu Ende sein Ballkleid anbehielt; man wünschte am Ende des 4. Aktes, daß er Stiefel und einen Harnisch anhabe.“ Diese Sitzungen wurden eingehend protokolliert. Dalberg erließ genaue Verfügungen über die Kostüme und selbst das Publikum erhielt zuweilen Rügen. Alles in allem: das Mannheimer Theater war wie ein kleiner Staat geordnet, in dem jedes Interesse vertreten war, Manneszucht, Einheit, Zusammenwirken.

Diese ausgezeichnete, sachgemäße Organisation ermöglichte eine außerordentlich reiche und feine Ausbildung des Spielplanes. Ekhofs Schule, deren Mittelpunkt Iffland war, tat sich anfangs nicht leicht. Sie spielten natürlich und individuell und das Publikum war noch immer an das idealisierende, stilisierende Deklamieren der frühern Zeit gewöhnt. Doch rasch setzte sich ihre Kunst durch, die vor allem durch eines bestach, durch ein zielbewußtes, einheitliches Zusammenspielen, eine Kunst, die damals nur Wien besaß und die dann Laube mit soviel Energie wieder als alte Tradition ins Burgtheater führte.

Am 7. Oktober 1779 wurde mit einem Lustspiel nach Goldoni begonnen, „Hamlet“, „Minna von Barnhelm“, Racine, Weiße, „Clavigo“ wurden in den Plan gestellt. Im Juni 1780 war Schröder zu Gast, als Hamlet, als Harpagon, als Odoardo, als Lear, Glanzrollen aus seiner reifsten und größten Hamburger Zeit. Die Stadt war berauscht von Bewunderung und Begeisterung. 1781 mußte Seyler wegen einer bösen Szene entlassen werden. 1781 machte Schwan den Intendanten Dalberg auf Schiller aufmerksam und in einer Neubearbeitung gingen „Die Räuber“ am 13. Jänner 1782 in Szene. Iffland spielte den Franz. Ganz Rheinfranken strömte ins Spielhaus. „Das Theater glich einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Türe“, so schildert ein Augenzeuge die Aufführung, die für den Dichter wie für die Bühne gleich bedeutsam war. Doch regte sich auch lauter Widerspruch. Das Jahr der „Räuber“ brachte 31 Neuheiten. Am 24. September kam Schiller als Flüchtling in Mannheim an, am andern Tag las er im Ausschuß sein neues Stück „Fiesko“ vor. Ein großer Mißerfolg, an dem des Dichters Art zu deklamieren schuld war. Erst die stille Lektüre überzeugte die Einzelnen. Das Jahr 1783 brachte 32 Neuheiten und am 1. September wurde Schiller Theaterdichter. Am 11. Jänner 1784 wurde Fiesko gespielt mit Iffland als Verrina. Im Feber kam Schiller in die Deutsche Ge-

sellschaft. Dann kam „Julius von Tarent“ und am 15. April 1784 „Kabale und Liebe“, ein rauschender Erfolg, Iffland als Wurm. Ein Jahr darauf, im März, verließ Schiller die Stadt. „Götz von Berlichingen“ am 17. Feber 1786 gefiel nicht, dagegen „Don Carlos“ am 6. April 1788. Zwischen diese großen Abschnitte in der Entwicklung des Spielplans fielen die Stücke Ifflands und jener Dichter, die in Mannheim als Schauspieler oder in andern Stellungen wirkten. Shakespeare wurde langsam aber sicher erobert, teils in Schröders, teils in Dalbergs Bearbeitungen, nicht ohne daß sonderbare Versuche mit unterliefen. Mozart und Gluck wurden einstudiert. Es waren die glanzvollsten Zeiten der Bühne. Der kurfürstliche Zuschuß betrug 14 616 Gulden, die Gesamteinnahmen 30 000 Gulden. Ihnen gegenüber standen 37 000 Gulden als Gesamtausgaben, davon 22 305 Gulden für Gagen.

Die Kämpfe im Rheintal während der großen Umwälzung, der Wunsch des Münchner Hofes, die Mannheimer Bühne los zu werden, Ifflands Abgang 1797, Dalbergs sinkende Gesundheit gefährdeten die Anstalt aufs höchste. Aber man ließ sich nicht beugen. Als die Franzosen am 24. Jänner 1798 den Angriff auf die Rheinschanze machten, saß die Bevölkerung im Theater. Nach Karl Theodors Tode 1799 erhöhte Kurfürst Maximilian Joseph den Zuschuß auf 25 000 Gulden. Beck wurde 1801 Direktor, Dalberg trat 1803 zurück.

Die gerade Linie führte von Hamburg über Gotha nach Mannheim. Wie die Stuttgarter Bühne so stand auch die Mannheimer stark unter dem Einfluß der Wiener, wenigstens soweit ihr Grundgedanke in Betracht kommt. So war die große sächsische Bühnenkunst räumlich dem größten Dramatiker der Altstämme entgegengewachsen und am Rhein, in Mannheim verbanden sie sich.

Mit „Fiesko“, fast vollendet, und mit Plänen für „Kabale und Liebe“ und für „Don Carlos“ war Schiller in Mannheim eingetroffen. Da Dalberg eben in Stuttgart war, zog sich der Flüchtige nach Oggersheim bei Mannheim zurück, feilte „Fiesko“ für die Bühne zurecht und arbeitete an „Kabale und Liebe“. Den „Fiesko“ wies Dalberg zurück. Er war Hofmann genug, um den Grimm des Württemberger Despoten zu achten. Enttäuscht und ohne Mittel verkaufte der Dichter „Fiesko“ an Schwan, der das Stück Ostern 1783 erscheinen ließ, und reiste im Winter dieses Jahres nach Bauerbach bei Meiningen, wo ihm Henriette von Wolzogen, die Mutter von Genossen aus der Karlsschule, ein Asyl bot. Neue Pläne wuchsen ihm auf, außer „Don Carlos“ eine „Maria Stuart“. Das Dumpfe seiner besinnungslosen Lage drückte ihn, die Neigung für Charlotte von Wolzogen schuf Rücksichten und drohte Rücksichten zu zerstören, die Arbeit stockte. Aber auch der Himmel klärte sich. Karl Eugen schien kein weiteres Interesse an dem Fahnenflüchtigen zu nehmen, Dalberg handelte deshalb, schrieb an Schiller, forderte eine Bearbeitung von „Kabale

und Liebe" und machte ihn am 1. September 1783 zu seinem Theaterdichter. Die Tragödie der Luise Millerin wurde gedruckt und gespielt. Trotz mancher Hemmungen schien er sich doch dem Mannheimer Milieu einfügen zu wollen. Denn so sehr sein Idealismus gegen Ifflands Realismus stand, als er in der Deutschen Gesellschaft die Antrittsvorlesung hielt „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?", war er Ifflands Grundanschauung vom Theater als einer moralischen Anstalt sehr nahe gekommen.

Nur auf ein Jahr war er angestellt worden und der Vertrag lief am 31. August 1784 ab. Wie konnte der junge Mann, der eigentlich jetzt erst erwacht war, dem seine Sendung in ihrer ganzen Größe jetzt erst aufdämmerte, halten, was sich die andern von ihm versprachen? Dalberg erneuerte den Vertrag nicht. Schulden bedrängten ihn und er suchte sich Luft zu machen, griff zu dem, was fast jedem Württemberger im Versinken ein Strohhalm geworden war, wurde Journalist von neuem und März 1785 erschien das erste Heft seiner „Rheinischen Thalia", ein Blatt, das unterhalten und leicht verständlich belehren sollte. Neue Liebeswirren verdunkelten ihm die Blicke. Das Schicksal Schubarts und Stäudlins und Wekhrlins schwebte drohend über ihm. Da flog der erste Lichtblick. Weihnachten 1784 hatte er in Darmstadt vor Karl August von Weimar den ersten Akt des „Don Carlos" vorgelesen und wurde dafür Weimarer Rat. Dann kam die Rettung. Leipziger Verehrer aus der Ferne, Christian Gottfried Körner und die Seinen luden ihn nach Meißen ein und im April 1785 folgte er.

„Fiesko" und „Kabale und Liebe". „Die Räuber" waren nur ein Punkt, sogar ein Anfangspunkt, aus dem man noch auf keine Linie schließen konnte. Die glänzte nun jetzt auf. Wieder waren es soziale und staatliche Probleme von schwerstem Gewicht, das Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft, gleiches Recht für alle, oder einer als Bevorzugter und Gewalthaber, soziale Grenzen innerhalb der Gesellschaft, die wie heilige Gesetze wirken sollen und dem Herzen dennoch keine Schranke bieten. Das wird sein Weg bleiben. Der junge Schwabe war in Jahren aufgewachsen, wo all diese Mächte auf dem engen Raume seiner Heimat um Tod und Leben rangen. Das staatenbildende Genie des Alamannen hatte seinen Dichter gefunden, der bis zu „Demetrius" die größten und letzten Gedanken der menschlichen Gesellschaft gestalten sollte. Jetzt hatte er die Utopie verlassen und die Wirklichkeit gefunden, die Geschichte; in diesem Sinne war „Kabale und Liebe" genau so ein historisches Drama wie „Fiesko". Aber noch waren es keine Gestalten, noch war es nur Haß und Liebe, Stimmungen und Wünsche. Ein negativer Idealismus, der so wenig die eherne Abfolge von Ursache und Wirkung er-

fassen und darstellen konnte, als er Menschen zu zeichnen vermochte, die wirklich lebten. Er kannte alles nur aus seinen Träumen. Aber hatten denn die herzoglichen Schwaben in ruhig schönem Flusse erwägen und denken, hatten sie denn Stimmung und Zeit, ihr Inneres, rein Menschliches ruhig austönen zu lassen. Sie standen ja immer auf dem Markte, haderten, deklamierten, suchten zu überreden, wenn schon nicht zu überzeugen, suchten hinzureißen. Sie waren ja alle Journalisten gewesen, alle in Not und Verbannung. Das ist noch immer der Stil in „Fiesko" wie in „Kabale und Liebe". Man konnte mit der wilden Gewalt des jungen Goethe reden, denn das war im Grunde Wirklichkeit, weil Herzschlag und Redetempo lediglich beschleunigt oder verstärkt waren. Doch der junge Schiller. Es war gewiß Wahrheit, so empfand und dachte er sich's, aber es war keine Wirklichkeit, artverschieden vom Wesen des jungen Goethe. So sah die Welt nur aus, wenn man sie in Haß und Liebe ansah. So wollte sie der junge Schiller haben, damit endlich eine Tat geschehen müsse. Er übertrieb, weil er überreden wollte, zeichnete nur Engel und nur Teufel, damit niemand Einreden fände, daß es so schlimm nicht sei. Noch immer ist er im Bann des herzoglichen Schwabens, noch immer ist er kein Schwabe schlechthin, sondern ein Schwabe der Jahre 1750—1770. Gedankendichtung und Wortgewalt, das soll er bleiben, nur muß er sie loslösen von den Zufälligkeiten politischer Verhältnisse in einem zufälligen kleinen Staate. Rheinfranken, das Land der schönen Former, hat ihm zugehört, schien sich von ihm überreden zu lassen, aber er nahm das Gegengeschenk nicht: Maß und Form. Dieser Alamanne nahm das nicht an aus fränkischen Händen, was der Franke Goethe so dankbar aus alamannischen empfing: ein kleines Gastgeschenk des fremden Stammes.

Die Besten aus den Söhnen der Neustämme waren langsam dem Herzen der deutschen Landschaften, dem Raume an der Mittelelbe bis an den Thüringerwald zugeströmt. Die Größten aus den Söhnen der Altstämme suchten von Süden her das gleiche Ziel: Wieland, Goethe, Schiller. Es kann nicht gleiche Früchte tragen, was aus Nordosten und Südwesten so verschieden in ihnen blüht. Aber Früchte wird es tragen. Es wird ein Doppelfrühling werden.

Kein Platz in Deutschland, von dem aus man sich dem kommenden Großen so erwartungsvoll entgegenbeugen könnte wie an der Neckarmündung. Die Pfalz! Hier hatten Dalbergs griechische Symposien im Märzlicht des Frühhumanismus den Hunger nach griechischer Schönheit und Weisheit nicht gestillt, nur brennender gemacht. Hier hatte ein anderer Dalberg die Jungschöpfungen der Franken und Alamannen auf die Bühne geführt. Noch lassen ihre Werke nicht ahnen, daß sie es sein werden, die den Traum jenes ersten

Dalberg erfüllen werden, wie eben Träume Wirklichkeit werden können. Hier hatten Sendboten der Neuſtämme um den Alamannen Lingelsheim Wege zu ihrer Schönheit geſucht. Hier werden in wenig Jahren andere lachen und weinen, die dem fernen Oſten die Herrlichkeiten des Mittelalters erneuern werden, wie Franken und Alamannen den Ihren die Schätze des Griechentums verjüngen werden. Durch zwei bunte Scheiben, verſchieden wie an Farbe ſo an Glanz, ſieht das Auge von der Neckarmündung aus die kommende Hochblüte der Altſtämme und Neuſtämme: Klaſſik und Romantik.

1. Die Literatur.

Wichtiger war es mir wieder, das stammeskundliche und familiengeschichtliche Material zusammenzutragen. Darum suchte ich bei den letzten Abschnitten Platz zu sparen. Daß ich, was ich nicht verzeichne, auch nicht kenne, wird mir niemand vorwerfen wollen. Da die erste Hälfte des Bandes mehr als sechs Monate im Satze fertig lag, konnte ich zum Teil sehr wertvolle neue Literatur des Spätjahres 1912 nicht mehr benützen.

Viertes Buch. Aufmarsch der Stämme.

I. Kapitel. Der Bund der Neustämme.

1. Grundlagen.

Peßler W., Ziele und Wege einer umfassenden deutschen Ethno-Geographie. Wörter und Sachen. Kulturhist. Zeitschrift 3, 56 ff.

Prittwitz u. Gaffron H. von, Verzeichnis gedruckter Familiengeschichten Deutschlands u. der angrenzenden Länder und Landesteile. Vierteljahrsschrift f. Heraldik, Sphragistik und Genealogie 10, 1 ff.

Pypin A. N. u. Spasovic V. D., Geschichte der slavischen Literaturen. Deutsch von Pech F. Leipzig 1880 ff.

Nitschmann H., Geschichte der polnischen Literatur. Leipzig.

Brückner A., Geschichte der polnischen Literatur. Leipzig 1901.

Janssen J., Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. 13. u. 14. Aufl. Freiburg i. B. 1904.

Lemcke C., Geschichte der deutschen Literatur der neueren Zeit. Leipzig 1871.

Palm H., Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. Breslau 1877.

Stern A., Beiträge zur Literaturgeschichte des 17. u. 18. Jahrhunderts. Leipzig 1894.

Seidl F. X., Deutsche Fürsten als Dichter und Schriftsteller. Von den Hohenstaufen bis zur Gegenwart. Regensburg 1883.

Rózycki K. v., Der Humanismus in Polen. Zeitschrift für Kulturgeschichte 4, 250 ff.

Borinski K., Die Poetik der Renaissance. Berlin 1886.

Waldberg M., Freiherr von, Die deutsche Renaissancelyrik. Berlin 1888.

Creizenach W., Geschichte des neueren Dramas. Halle 1893 ff.

Creizenach W., Studien zur Geschichte der dramatischen Poesie im 17. Jahrhundert. Berichte über die Verhandlungen d. Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 38, 93 ff.; 39, 1 ff.

Borinski K., Die Hofdichtung des 17. Jahrhunderts. München 1894.

Schwering J., Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland. Münster 1895.

Hille K., Die deutsche Komödie unter der Einwirkung des Aristophanes. Breslauer Beiträge. 12. Leipzig 1908.

Günter, Plautuserneuerungen in der deutschen Literatur des 15.—17. Jahrhunderts. Leipzig 1886.

Netoliczka O., Schäferdichtung und Poetik im 18. Jahrh. Diss. Weimar.

Baesecke G., Zur Metrik des 16. u. 17. Jahrhunderts. Euphorion 13, 435 ff.

Reber J., Johann Amos Comenius und seine Beziehungen zu den Sprachgesellschaften. Leipzig 1905.

2. Heidelberg.

Riehl W. H., Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild. 3. Aufl. Stuttgart u. Berlin 1907.

Hautz J. Fr., Geschichte der Universität Heidelberg. Mannheim 1862 f.

Taubert O., De vita et scriptis Pauli Schedii Melissi. Dissertatio. Bonnae 1859.

Paul Schede, Allgemeine deutsche Biographie 21, 293 ff.

Johann Freinsheim, Allgemeine deutsche Biographie 7, 348 f.

Schlieper H., Der Rhythmus des Lebendigen. Jena 1911.

Wingerath H., Der Ursprung des Prinzips der Silbenzählung in der deutschen Metrik. Dissertation. Rostock 1867.

Baum J. W., Theodor Beza nach handschriftlichen Quellen dargestellt. Leipzig 1843—1852.

Reifferscheid A., Briefe Georg Michael Lingelsheims, Matthias Berneggers und ihrer Freunde. Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des 17. Jahrhunderts. 1. Heilbronn 1889.

Schnorr von Carolsfeld Fr., Julius Wilhelm Zincgrefs Leben und Schriften. Archiv f. Literaturgeschichte 8, 1 ff; 446 ff.

Fischl O., Quelle u. Nachwirkung von Julius Wilhelm Zinkgrefs „Vermanung zur Dapferkeit". Euphorion 18, 27 ff.

Krüner F., Johann von Rusdorf, Kurpfälzischer Gesandter und Staatsmann während des dreißigjährigen Krieges. Halle 1876.

Kaspar von Barth, Allgemeine deutsche Biographie 2, 101 ff.

Familie Barth: Dreyhaupt J. Chr. v., Diplomatisch-historische Beschreibung des Saalkreises. Halle 1749 f.; 2, 579 f. Geschlechtsregister im Anhang S. 9.

Opitz u. Heidelberg, Mannheimer Geschichtsblätter 5, 165 f.

Höpfner E., Straßburg und Martin Opitz. Beiträge zur deutschen Philologie. Julius Zacher dargebracht. Halle 1880 S. 295 ff.

Baesecke G., Die Sprache der Opitzischen Gedichtsammlungen von 1624 u. 1625. Diss. Göttingen 1899.

Jellinek, Zu Theobald Hock. Zeitschrift f. deutsche Philologie 34, 413. Vgl. Beiträge 27, 154 ff.

Jellinek, Th. Hocks Sprache und Heimat. Zeitschrift f. deutsche Philologie 39, 84 ff.

3. Schlesien.

Wendt G., Die Germanisierung der Länder östlich der Elbe. Programm. Liegnitz 1884 u. 1889.

Treblin M., Kleine Beiträge zur Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 40, 314 ff.

Schulte W., Beiträge zur Geschichte der ältesten deutschen Besiedlung in Schlesien. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 34, 289 ff.

Partsch J., Schlesien. Eine Landeskunde für das deutsche Volk. Breslau 1896.

Partsch J., Literatur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien. Breslau 1892 bis 1900.

Arndt Br., Der Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen in der Sprache der Breslauer Kanzlei. Germanist. Abhandlungen 15.

Hofmann H., Fremd- und Lehnwörter polnischen Ursprungs in der schlesischen Mundart. Zeitschrift f. deutsche Mundarten 1910, 193 ff.

Nehring W., Slavische Niederschläge im schlesischen Deutsch. Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde I 1, 17 ff.

Roger J., Piesni Ludu Polskiego w Górnym Szlaska. Breslau 1863. Daraus deutsch: Hoffmann v. Fallersleben u. Ruda, Polnische Volkslieder der Oberschlesier. Cassel 1865.

Böckel O., Das Volkslied der polnischen Oberschlesier verglichen mit der deutschen Volkspoesie. Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde 6, 40 ff.

Pauer Th., Versuch einer Charakteristik des Volksliedes insbesondere des schlesischen. Neisse 1844.

Rehme, Beiträge zum deutschen Volksschau-

spiel in Schlesien. Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde 4, 77 ff.

H. v. P.-G., Geschichten Schlesischer Familien. Vierteljahrsschrift f. Heraldik, Sphragistik u. Genealogie 3, 27 ff. Bibliographie.

(Peuker J. G.), Kurze biographische Nachrichten der vornehmsten schlesischen Gelehrten, die vor dem 18. Jahrhundert geboren wurden. Grottkau 1788.

Nowack K. G., Schlesisches Schriftsteller-Lexikon. Breslau 1836—1843.

Kahlert A., Der Anteil Schlesiens an der deutschen Poesie. Breslau 1835.

Klemenz P., Der Anteil der Grafschaft Glatz an der deutschen Literatur. Glatz o. J.

Hoffmann von Fallersleben, Spenden zur deutschen Literaturgeschichte 2, 9 ff.

Kraffert H., Reliquien schlesischer Dichter. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 104, 138 ff.

Oelrichs H., Zur Geschichte des Schulwesens in Schlesien. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 16, 63 ff.

Schulte W., Urkundliche Beiträge zur Geschichte des schlesischen Schulwesens im Mittelalter. Programm. Glatz 1902.

Wendt G., Geschichte der königlichen Ritterakademie zu Liegnitz. Programm. Liegnitz 1893. Vgl. 1829. 1840. 1841. 1842.

Wendt H., Die wissenschaftlichen Vereine Schlesiens. Zeitschr. d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 38, 71 ff.

Friedenburg F., Die Beziehungen Schlesiens zur fruchtbringenden Gesellschaft. Zeitschrift des Vereins f. Geschichte und Altertum Schlesiens 27, 117 ff.

Palm H., Das deutsche Drama in Schlesien bis auf Gryphius. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 8, 57 ff.

Tomkowicz St., Kochanowski i poeci niemieccy XVII. wieku (Kochanowski und deutsche Dichter des 17. Jahrh.). Przeglad Polski 73, 340 ff.

Simon A., Wiersze niemiecko-polskie (Deutsch-polnische Gedichte). Pamietnik literacki 9, 73 ff.

Bauch G., Beiträge zur Literaturgeschichte d. schlesischen Humanismus. Zeitschrift des Vereins f. Geschichte und Altertum Schlesiens 26, 213 ff. 30, 128 ff. 31, 123 ff. 32, 49 ff. 37, 120 ff. 38, 292 ff. 39, 156 ff. 40, 140 ff.

Bauch G., Zu Erfurt als Artisten promovierte Schlesier 1450—1521. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte und Altertum Schlesiens 40, 325 ff.

Pfotenhauer, Schlesier auf der Universität Bologna. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 28, 433 ff. 29, 268 ff.

Bauch G., Schlesien u. die Universität Krakau im 15. u. 16. Jahrhundert. Zeitschrift des Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 41, 99 ff.

Dziatzko, Kaspar Elyaß, Breslaus erster Drucker. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 15, 1 ff.

Bauch G., Hieronymus Gürtler von Wildenberg, der Begründer der Goldberger Partikularschule. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 29, 159 ff.

Foerster R., Heinrich u. Seyfried Ribisch. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 41, 180 ff.

Bauch G., Ritter Georg Sauermann, der erste adelige Vorfahr d. Grafen Saurma-Jeltsch. Zeitschrift des Vereins f. Geschichte und Altertum Schlesiens 19, 146 ff.

Markgraf H., Barthol. Steins Beschreibung von Schlesien u. seiner Hauptstadt Breslau 1512/13. Übersetzt. Mitteilungen aus dem Archiv u. d. Stadtbibliothek zu Breslau. 6. Breslau 1902.

Bauch G., Laurentius Corvinus der Breslauer Stadtschreiber und Humanist. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 17, 230 ff.

Köstlin J., Johann Heß, der Breslauer Reformator. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 6, 97 ff.; 181 ff.

Bauch G., Das Leben des Humanisten Antonius Niger. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 16, 180 ff.

Schubert H., Gelehrte Bildung in Schweidnitz im 15. u. 16. Jahrhundert. Zeitschrift des Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 37, 169 ff.

Wernicke E., Chronik der Stadt Bunzlau. Bunzlau 1884. Mit Stammtafeln.

Weber Fr., Magister Fabian Franck, der erste deutsche Orthograph. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 5, 361 ff.

Geiger L., Ungedruckte Briefe von Martin Opitz. Archiv f. Literaturgeschichte 5, 316 ff.

Ebeling W., Sechs ungedruckte Briefe von Martin Opitz. Weimarisches Jahrbuch 2, 193 ff.

Rubensohn M., Der junge Opitz. Euphorion 2, 57 ff. Vgl. Zeitschrift f. deutsche Philologie 21, 16 ff.; 163 ff.

Schultze P., Martin Opitz und Ernst Schwabe von der Heyde. Archiv f. Literaturgeschichte 14, 241 ff.

Schlösser R., Ronsard und Schwabe von der Heide. Euphorion 6, 271 ff.

Wenderoth G., Die poetischen Theorien der französischen Plejade in Martin Opitz' deutscher Poeterei. Euphorion 13, 445 ff.

Fritsch O., Martin Opitzens Buch von der deutschen Poeterei. Diss. Halle 1884.

Beran H., Wort- und Versakzent bei Martin Opitz. Programm. Wien 1906.

Kvacala, M. Opitz und Comenius. Monatshefte der Comeniusgesellschaft 12, 35 ff.

Rubensohn M., Martin Opitz und Breslau. Mit einer Lobrede des Dichters auf Breslau. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 34, 231 ff.

Hippe M., Christoph Köler, ein schlesischer Dichter des 17. Jahrhunderts. Mitteilungen aus dem Stadtarchiv u. der Stadtbibliothek zu Breslau. 5. Breslau 1902.

Borcherdt H. H., Andreas Tscherning. München-Leipzig 1912. Mit Stammbäumen.

Dziatzko, Der Übertritt des Dichters Andreas Scultetus von Bunzlau zum Katholizismus. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 12, 439 ff.

Drechsler P., Wencel Scherffer von Scherffenstein. Diss. Breslau 1886.

Drechsler P., Wenzel Scherffer u. die Sprache der Schlesier. Germanistische Abhandlungen. 11. Breslau 1895.

Palm H., Daniel Czepko von Reigersfeld. Wien 1873.

Markgraf H., Nikolaus Henels von Hennenfeld 1582—1656 Leben und Schriften. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 25, 1 ff.

Lowack A., Die älteste Probe schlesischen Volksdialekts im Drama. Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde 7, 58 ff.

Lowack A., Drei Dramen mit Verwendung der schlesischen Mundart aus dem Jahre 1618. Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde 11, 141 ff.

Fischer L. H., Ein schlesisches Dialektgedicht aus dem Jahre 1653. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 22, 318 ff.

4. Preußen.

Kutzen J., Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. 4. Aufl. Breslau 1900.

Leopold J. A. en Leopold L., Van de Schelde tot de Weichsel. Nederduitsche Dialekten in Dicht en Ondicht. Groningen 1882.

Meitzen, Wie kann die Geschichte der im Mittelalter erfolgten deutschen Kolonisation des Ostens gefördert werden? Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 46, 76 ff.

Müllenhoff K., Die deutschen Völker an Nord- und Ostsee in ältester Zeit. Nordalbingische Studien 1, 111 ff.

Reuter, Die Deutschen u. die Ostsee von Karl dem Großen bis zum Interregnum. Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 57, 194 ff.

Oehler M., Geschichte des deutschen Ritterordens. Band 1. Elbing 1908.

Voigt J., Namenkodex der deutschen Ordensbeamten. Königsberg 1843.

Mülverstedt v., Über die Nationalität der Ritterbrüder des deutschen Ordens in Preußen im 15. Jahrhundert. Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 19, 17 ff.

Perlbach M., Zur Geschichte des ältesten Großgrundbesitzes im Deutschordensland Preußen. Altpreußische Monatsschrift 39, 78 ff.

Mülverstedt, Der Oberlausitzische Adel im großen preußischen Bundeskriege 1454 bis 1466. Neues Lausitzisches Magazin 66, 262 ff.

Bender, Über den Namen Preußen. Zeitschrift für die Geschichte u. Altertumskunde Ermlands 1, 384 ff.

Kolberg A., Die volkstümlichen Namen käslauisch und breslauisch. Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands 17, 227 ff.

Treitschke H. v., Das deutsche Ordensland Preußen. Historische und politische Aufsätze 5. Aufl. 2, 1 ff. Leipzig 1886.

Tümpel H., Die Herkunft der Besiedler des Deutschordenslandes. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 27, 43 ff.

Plehn, Die Besiedlung des Ordenslandes Preußen. Deutsche Erde 2, 99 ff.

Hahn Fr., Die Entstehung der Bevölkerung Ostpreußens. Deutsche Erde 6, 2 ff. Karte.

Beheim-Schwarzbach M., Kolonisatorisches aus Ostpreußen. Altpreußische Monatsschrift 14, 1 ff.

Lehmann, Die Volksmundarten in der Provinz Preußen. Mit Texten. Preußische Provinzialblätter 27, 5 ff.

Hofheinz G. Th., Über den ostpreußischen hochdeutschen Dialekt. Altpreußische Monatsschrift 9, 447 ff.

Stuhrmann, Das Mitteldeutsche in Ostpreußen. Mit Karte. Programm. Deutsch-Krone 1895, 1896, 1898.

Bezzenberger A., Die Bildung der altpreußischen Personennamen. Altpreuß. Monatsschrift 13, 385 ff.

Curschmann F., Die deutschen Ortsnamen im nordostdeutsch. Kolonialgebiet. Forschungen zur deutsch. Landes- u. Volkskunde 19, 93 ff.

Hoppe F., Orts- und Personennamen der Provinz Preußen. Altpreußische Monatsschrift 15, 578 ff.

Henkel G., Das Kulmerland um das Jahr 1400. Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins 16, 1 ff.

Hollack E., Die Vorgeschichte des Samlands. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 53, 52 ff.

Röhrich, Die Kolonisation des Ermlandes. Zeitschrift f. d. Geschichte und Altertumskunde Ermlands 13, 325 ff.; 742 ff.; 14, 131 ff.; 611 ff.

Hirschfeld G. v., Die altgermanischen Bewohner des Regierungsbezirks Marienwerder. Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder 1, 10 ff.

Schmidt L., Die Entwicklung des Kulturlebens in dem Lande zwischen Küddow und Drege. Zeitschrift d. historischen Vereins f. d. Regierungsbezirk Marienwerder 3, 37 ff.

Cramer H., Geschichte des vormaligen Bistums Pomesanien. Zeitschrift d. historischen Vereins f. d. Regierungsbezirk Marienwerder 11, 12, 13.

Bär, Die geschichtliche Entwicklung der Provinz Westpreußen. Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 53, 159 ff.

Schmitt F. W. F., Land und Leute in Westpreußen. Zeitschrift f. preußische Geschichte u. Landeskunde 7, 33 ff.; 189 ff.; 553 ff.; 610 ff.

Jakob H. u. Schröer W., Westpreußische Spracheigenheiten. Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 21, 156 ff.

Haugwitz K., Das masurische Volkstum. Programm. Lützen 1910.

Kurschat A., Zur Geschichte der Literatur in Ostpreußen. Miteilungen der litauischen literarischen Gesellschaft 3, 497 ff.

Seraphim A., Über Auswanderungen lettischer Bauern aus Kurland nach Ostpreußen. Altpreußische Monatsschrift 29, 317 ff.

Bezzenberger A., Die kurische Nehrung und ihre Bewohner. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde 3, 161 ff.

Hahn F. G., Die Städte der norddeutschen Tiefebene und ihre Beziehungen zur Bodengestaltung. Forschungen zur Landes- und Volkskunde H. 3. Königsberg 1885.

Fischer R., Königsberg als Hansastadt. Altpreußische Monatsschrift 41, 532 ff.

Kortzfleisch G. von, Vollständige Zusammenstellung aller in dem Taufregister der Löbenichtschen Kirche zu Königsberg 1654—1684 enthaltenen Taufen, soweit dieselben adelige Familien betreffen. Vierteljahrsschrift f. Heraldik, Sphragistik u. Genealogie 3, 184 ff.

Gallandi J., Königsberger Stadtgeschlechter. Altpreuß. Monatsschrift 19, 26 ff.; 177 ff.; 20, 1 ff.; 193 ff.; 451 ff.; 567 ff.

Knetsch C., Hessen, Waldecker und Frankfurter in Danzig. Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins 46, 1 ff.

Fischer Th. A., The Scots in Germany: being a contribution towards the history of the Scot abroad. Edinburg 1902.

Sembrzycki J., Die Schotten und Engländer in Ostpreußen und die Bruderschaft Großbritannischer Nation zu Königsberg. Altpreuß. Monatsschrift 29, 228 ff.; 30, 351 ff.

Riemann H., Die Schotten in Pommern. Zeitschrift f. preußische Geschichte u. Landeskunde 3, 597 ff.

Strauch Th., Die Deutschordensliteratur des Mittelalters. Rede. Halle 1910.

Pisanski G. C., Entwurf einer preußischen Literärgeschichte. Hsg. v. Philippi R. Publicationen u. Republicationen der Königsberger Literaturfreunde. 1. Königsb. 1886.

Hipler Fr., Literaturgeschichte des Bistums Ermland. Monumenta historiae Warmensis. 4. Braunsberg 1867.

Falk F., Beiträge zu Wormatia docta. Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine 22, 1 ff.

Simienski L., Literarische Porträts. Posen 1875.

Wotzke Th., Das Lissaer Gymnasium am Anfange des 17. Jahrhunderts. Zeitschrift d. historischen Gesellschaft f. d. Provinz Posen 21, 161 ff.

Sanden A. v., Zur Geschichte der Lissaer Schule 1555—1905. Lissa 1905.

Ball H., Das Gymnasium zu Lissa unter Mitwirkung u. Leitung d. Comenius. Monatshefte der Comeniusgesellschaft 7, 69 ff.

Bickerich W., Zur Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels in Lissa. Zeitschrift d. historischen Gesellschaft f. d. Provinz Posen 19, 29 ff.

Freytag H., Der preußische Humanismus bis 1550. Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins 47, 41 ff.

Wotzke Th., Jakob Kuchler. Ein Posener Humanist. Zeitschrift d. historischen Gesellschaft f. d. Provinz Posen 20, 213 ff.

Müller, Nikolaus Kopernikus. Freiburg i. B. 1898.

Hipler Fr., Die Thorner und Danziger Genealogie des Koppernicus. Specilegium Copernicanum. Festschrift des historischen Vereins f. Ermland. Braunsberg 1873. S. 299 f.

Watterich S. M., Nikolaus Koppernik ein Deutscher. Zeitschrift f. d. Geschichte und Altertumskunde Ermlands 1, 400 ff.

Hipler Fr., Specilegium Copernicanum. Festschrift des historischen Vereins f. Ermland. Braunsberg 1873.

Hirsch Th., Toppen M., Strelke E., Scriptores rerum Prussiacarum. Konrad Bitschin. 3. Leipzig 1866.

Steffenhagen E., Zu Konrad Bitschin. Altpreuß. Monatsschrift 8, 523 ff. Vgl. 2, 658. 3, 469. 4, 361.

Schultz Fr., Konrad Bitschin während seines Aufenthaltes in Kulm. Altpreuß. Monatsschrift 12, 513 ff. Vgl. 13, 55 ff.

Helm K., Dichtungen des Deutschen Ordens. I. Die Apokalypse Heinrichs von Hesler. Deutsche Texte d. Mittelalters. 8. Berlin 1907.

Ziesemer W., Nikolaus von Jeroschin u. seine Quelle. Berliner Beiträge zur Germanischen u. Romanischen Philologie. 31. Berlin 1907.

Bartsch, Metrische Regeln des Heinrich Hesler und Nikolaus von Jeroschin. Germania 1, 192.

Voigt J., Das Stilleben des Hochmeisters des deutschen Ordens und sein Fürstenhof. Historisches Taschenbuch 1, 167 ff.

Meyer S., Die Gesetze der Spielleute zu Mewe. Altpreuß. Monatsschrift 44, 112 ff.

Hipler Fr., Meister Johannes Marienwerder u. die Klausnerin Dorothea von Montau. Zeitschrift f. die Geschichte und Altertumskunde Ermlands 3, 166 ff.

Hipler Fr., Das Leben der seligen Dorothea von Preußen. Zeitschrift f. d. Geschichte u. Altertumskunde Ermlands 10, 297 ff.

Diehl F., Riesenburg. Zeitschrift d. histor. Vereins f. d. Regierungsbezirk Marienwerder 20, 57 ff.

Krause C., Lobanus Hessus am Hofe des pomesanischen Bischofs Hiob von Dobeneck. Altpreußische Monatsschrift 16, 141 ff.

Zeller J., Paul Speratus aus Rötlen, seine Herkunft, sein Studiengang u. seine Tätigkeit. Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte N. F. 16, 327 ff.

Flanß R. v., Des pomesanischen Bischofs Paulus Speratus Namen u. Heimat. Zeitschrift d. histor. Vereins f. d. Regierungsbezirk Marienwerder 21, 58 ff.

Cosack C. J., Paulus Speratus Leben und Lieder. Braunschweig 1861.

Budde K., Paul Speratus als Liederdichter. Zeitschrift f. praktische Theologie 14, 1 ff.

Simon A., Wiersze niemiecko-polskie. Pamietnik literacki 9, 73 ff.

Tomkowicz St., Kochanowski i poeci niemieccy XVII. wieku. Przeglad Polskie 19, 340 ff.

Bolte J., Naogeorgs Mercator polnisch. Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 11, 176.

Hipler Fr., Beiträge zur Geschichte der Renaissance und des Humanismus aus dem Briefwechsel des Johannes Dantiscus.

Zeitschrift f. d. Geschichte u. Altertumskunde Ermlands 9, 471 ff.

Hipler Fr., Des ermländischen Bischofs Johannes Dantiskus und seines Freundes Nikolaus Kopernikus geistliche Gedichte. Münster 1857.

Schnaase E. D., Andreas Aurifaber u. seine Scola Dantiscana. Altpreußische Monatsschrift 11, 304 ff.; 456 ff.

Hipler Fr., Monumenta Cromeriana. Zeitschrift f. d. Geschichte u. Altertumskunde Ermlands 10, 145 ff.

Hipler Fr., Kromer M. Gedichte, Synodalreden und Hirtenbriefe. Braunsberg 1892.

Kestrzynski W., Martin Kromers Rede über das preußische Indigenat. Altpreußische Monatsschrift 17, 343 ff.

Hipler Fr., Die deutschen Predigten und Katechesen der ermländer Bischöfe Hosius u. Kromer. Festschrift d. Görresgesellschaft. Köln 1885.

Eichhorn A., Der ermländische Bischof und Kardinal Stanislaus Hosius. Mainz 1854. Korioth D., Register dazu: Zeitschrift f. d. Geschichte und Altertumskunde Ermlands 14, I ff.

Armstedt R., Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen. Deutsches Land u. Leben in Einzelschilderungen. Stuttgart 1899.

Frischbier H., Die Zünfte der Königsberger Junker und Bürger im Kneiphofe. Westpreußische Monatsschrift 17, 74 ff.

Hirsch Th., Über den Ursprung der preußischen Artushöfe. Zeitschrift f. preußische Geschichte u. Landeskunde 1, 3 ff.

Simson P., Der Artushof in Danzig u. seine Bruderschaften. Danzig 1900.

Hipler Fr., Der Artushof und die Sankt Georgenbruderschaft in Braunsberg. Zeitschrift f. d. Geschichte u. Altertumskunde Ermlands 7, 608 ff.

Strebitzki, Das Tagebuch des Franzosen Charles Ogier. Altpreußische Monatsschrift 16, 385 ff.

Frischbier H., Preußisches Volksdrama und Volksspiel. Altpreußische Monatsschrift 29, 332 ff.

Reusch A., Wilhelm Gnapheus, der erste Rektor des Elbinger Gymnasiums. Programm. Elbing 1861 u. 1877.

Reusch A., Johann Amos Comenius in Elbing. Altpreuß. Monatsschrift 14, 47 ff.

Hirsch Th., Geschichte des akademischen Gymnasiums in Danzig. Programm. Danzig 1837.

Töppen M., Die Gründung der Universität Königsberg und das Leben ihres ersten Rektors Georg Sabinus. Königsberg 1844.

Jacobs E., Balthasar Voigt der preußische Ovidius. Altpreuß. Monatsschrift 6, 1 ff.

Lohmeyer K., Voigtbibliographie. Altpreußische Monatsschrift 35, 296 ff.

Günther O., Lateinische Gedichte des Johannes Poliander. Zeitschrift d. westpreußischen Geschichtsvereins 49, 351 ff.

Döring G., Zur Geschichte der Musik in Preußen. Elbing 1852.

Saran A., Johannes Eccard u. die erste Blüte der deutschen Tonkunst in Preußen. Altpreußische Monatsschrift 1, 215 ff.

Müller J., Die musikalischen Schätze der Königlichen und Universitätsbibliothek zu Königsberg. Bonn 1870.

Zimmer Fr., Königsberger Kirchenliederdichter und Kirchenkomponisten. Altpreuß. Monatsschrift 22, 91 ff.

Molitor C., Alexander von Suchten, ein Arzt und Dichter aus der Zeit des Herzogs Albrecht. Altpreuß. Monatshefte 19, 480 ff.

Spitta Fr., Herzog Albrecht von Preußen als geistlicher Liederdichter. Göttingen 1908. Vgl. Monatsschrift für Gottesdienst und Kirchliche Kunst 13.

Spitta Fr., Beiträge zur Frage nach der geistlichen Dichtung des Herzogs Albrecht von Preußen. Altpreußische Monatsschrift 46, 253 ff., 47, 30 ff.; 50 ff.

Tschakert P., Herzog Albrecht von Preußen als angeblich bedeutender geistlicher Liederdichter der Reformationszeit. Altpreußische Monatsschrift 46, 58 ff.

Ungewitter O., Das Enchiridion musicum von Laurentius Ribovius. Altpreuß. Monatsschrift 5, 331 ff.

Ungewitter O., De ratione componendi cantus. Autore Thoma Hornero Egrano. Altpreuß. Monatsschrift 22, 50 ff.

Schwencke P., Zwei Lieder für den Hochmeister Albrecht von Brandenburg. Altpreußische Monatsschrift 32, 153 ff.

Sixt Ch. H., Petrus Paulus Vergerius. Braunschweig 1855.

Oesterley H., Simon Dach, seine Freunde u. Johann Röling. Deutsche Nationallit. 30.
Oesterley H., Robert Robertin. Altpreußische Monatsschrift 12, 27 ff.
Oesterley, H., Johann Röling. Archiv für Literaturgeschichte 8, 173 ff.
Bolte J., Nachträge zu Alberts und Dachs Gedichten. Altpreußische Monatsschrift 23, 435 ff. Vgl. 458 ff.
Fischer L. H., Nachträge zu Robertins Gedichten. Altpreuß. Monatsschrift 22, 606 ff.
Kahle E. A. F., Georg Weissel. Ein Zeit- u. Sanggenosse Simon Dachs. Altpreußische Monatsschrift 4, 430 ff.
Fischer L. H., Ein Königsberger Gedicht in niederdeutscher Mundart aus dem Jahre 1670. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 12, 141 ff.
Bolte J., Drei Königsberger Zwischenspiele aus dem Jahre 1644. Altpreuß. Monatsschrift 27, 111 ff.
Sembrzycki J., Sprachliche Bemerkungen zu den drei Königsberger Zwischenspielen. Altpreußische Monatsschrift 27, 321 ff. Vgl. 349 ff.; 585 ff. 28, 100 f.; 102 ff.; 230 ff.
Hagen E., Geschichte d. Theaters in Preußen. Königsberg 1854.
Bolte J., Das Danziger Theater im 16. u. 17. Jahrhundert. Hamburg u. Leipzig 1895.
Damus, Danzig in Geschichte und Kunst. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 52, 472 ff.
Günther O., Zwei Miszellen zur Danziger Buchdrucker- und Literaturgeschichte im 17. Jahrhundert. Zeitschrift des Westpreuß. Geschichtsvereins 38, 139 ff.
Günther O., Miszellen aus Danziger Drucken und Handschriften. Zeitschrift d. Westpreuß. Geschichtsvereins 42, 238 f. 43, 269 ff. 44, 243 ff.
Töppen M., Volkstümliche Dichtungen zunächst aus Handschriften des 15., 16. u. 17. Jahrhunderts gesammelt. Altpreußische Monatsschrift 9, 289 ff.; 385 ff.; 513 ff.
Bolte J., Ein Zwischenspiel Johann Raues. Altpreußische Monatsschrift 28, 25 ff.

5. Dresden und Meißen.

Vehse, Über die Höfe des Hauses Sachsen. Leipzig 1854.
Reimann E., Prinzenerziehung in Sachsen am Ausgange des 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts. Dresden 1904.
Buchwald G., Dresdner Briefe 1625—1670. Ein Bild aus dem Dresdner Leben im 17. Jahrhundert. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte Dresdens 10, 1 ff.
Prölß P., Geschichte des Hoftheaters zu Dresden. Dresden 1878.
Fürstenau M., Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden. Dresden 1867.
Pierson E., Die königlich sächsische musikalische Kapelle. Bühne u. Welt 13, 265 ff.
Richter A., Die ältesten Theaterzettel der kurfürstlich sächsischen Hofkomödianten. Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1899. Nr. 103. 433 ff.
Meltzer O., Die Kreuzschule zu Dresden bis zur Einführung der Reformation 1539. Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte Dresdens 7.
Meltzer O., Über dramatische Aufführungen an der Kreuzschule. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte Dresdens 4, 68 ff.
Meltzer O., Beiträge zur Geschichte der dramatischen Aufführungen an der Kreuzschule. Programm. Dresden 1874.
Heldmann K., Mittelalterliche Volksspiele in den thüringisch-sächsischen Landen. Neujahrsblätter, hsg. von der histor. Kommission der Provinz Sachsen 32. Halle 1908.
Taubert O., Die Pflege der Musik in Torgau vom Ausgange des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Tage. Torgau 1868.
Taubert O., Daphne, das erste deutsche Operntextbuch. Programm. Torgau 1879.
Heinrich Schütz. Allgemeine deutsche Biographie 33, 753 ff.
Hoffmann von Fallersleben, August Buchner. Weimarisches Jahrbuch 2, 1 ff.
Buchner W., August Buchner. Hannover 1863.
Kade R., David Schirmer. Ein sächsischer Dichter. Neues Archiv f. sächsische Geschichte 13, 117 ff.
Lemcke P., Ein vergessener sächsischer Dichter (David Schirmer). Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung. 1885. Nr. 103. S. 629 ff.
Becker C. F., Der Hoforganist Adam Krieger in Dresden. Neue Zeitschrift f. Musik 1849 Nr. 39. 40.

Zabel A., Lutherdramen des beginnenden 17. Jahrhunderts. Dissertation. München 1911.
Büchting W., M. Rinkart, ein Lebensbild des Dichters von „Nun danket alle Gott". Leipzig 1904.
Müller C., Der Eißlebische christliche Ritter. Neudrucke. 53. Halle 1884.
Michael E., Martin Rinckhart als Dramatiker. Dissertation. Leipzig 1894.
Linke J., Martin Rinkarts geistliche Lieder. Gotha 1886. Mit Stammtafeln.
Franke C., Über die Volksdichtung im Meißnischen. Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands. Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht. 3. Ergänzungsheft. Leipzig 1894. S. 27 ff.
Bornemann A., Flemings Veranlassung zu seiner Reise, seine Gelegenheitsdichtung. Stettin 1889.
Tropsch S., Flemings Verhältnis z. römischen Dichtung. Graz 1895.
Schmitz Fr. W., Metrische Untersuchungen zu Paul Flemings Deutsche Gedichte. Quellen und Forschungen. 111. Straßburg 1910.
Kroker E., Gottfried Finkelthaus. Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 5, 213 ff.
Schmidt E., Komödien aus dem Studentenleben vom 16. u. 17. Jahrh. Leipzig 1880.

6. Lausitz und Schlesien.

Großer S., Lausitzische Denkwürdigkeiten. Leipzig u. Budissin 1714. III, 170—180: älteste Literaturgeschichte der Lausitz. (Das ganze Werk ist nach Art u. Anlage zu vergleichen mit Beckmann).
Schafarik P. J., Slavische Altertümer. Deutsch von Mosig von Aehrenfeld. Leipzig 1843 f.
Mucke E., Serbske Hornje a Delnje Luzicy (Die wendische Ober- und Niederlausitz). Karte, in: Statistika luziskich Serbow. Budysin 1884 ff.
Andree R., Wendische Wanderstudien. Stuttgart 1874.
Müller E., Das Wendentum in der Niederlausitz. Kottbus 1894.
Hoffmann L., Die Sprache und Literatur der Wenden. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. 318. 14, 151 ff.
Schulenburg W. von, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch u. Sitte. Berlin 1882.
Bronis P., Die slavischen Familiennamen in der Niederlausitz. Bautzen 1867.
Schönwälder, Über die Grenzen des Gaues Zagost. Neues Lausitzisches Magazin 54, 294 ff.
Mucke E., Deutsches Inhaltsverzeichnis der wendischen Zeitschrift Casopis Macicy Serbskeje in Bautzen, Jahrgang 1895 bis 1905. Neues Lausitzisches Magazin 83, 230 ff.
Knothe H., Geschichte des Oberlausitzer Adels und seiner Güter. Leipzig 1879.
Köhler J. A. E., Die Geschichte der Oberlausitz von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1815. Neues Lausitzisches Magazin. 42. Görlitz 1865.
Pfeiffer J., Das Verhältnis der Oberlausitz zur Krone Böhmen. Neues Lausitzisches Magazin 50, 77 ff.
Knothe H., Die politischen Beziehungen zwischen der Oberlausitz und Meißen. Webers Archiv f. die sächsische Geschichte 12, 274 ff.
Vetter, Reformationsgeschichte der Niederlausitz 1840. (Nicht erreichbar.)
Koner D. W., Repertorium über 1800—1850 in akademischen Abhandlungen, Gesellschaftsschriften und wissenschaftlichen Journalen auf dem Gebiete der Geschichte erschienene Aufsätze. Berlin 1852. (Darin viel Literatur über die Niederlausitz und Böhmen.)
Hoffmann Chr. G., Novum volumen scriptorum rerum Germanicarum imprimis ad Lusatiam et vicinas regiones spectantium. Lipsiae .et Budissae 1719. (Humanistische Texte.)
Peschcck E. A., Geschichte der Poesie in der Lausitz. Neues Lausitzisches Magazin 14, 121 ff. Nachtrag 26, 225 ff.
Jentsch, Zu Peschecks Geschichte der Poesie in der Lausitz. Neues Lausitzisches Magazin 50, 128 f.
Otto G. Fr., Oberlausitzisches Schriftstellerlexikon 1800. (Nicht erreichbar.)
Anonym, Oberlausitzer Gelehrte, deren Schriften in andere Sprachen übersetzt wurden. Neues Lausitzisches Magazin 17, 299 ff.
Becher Fr. L., Rückerinnerungen an die früheren lateinischen Poeten der Oberlausitz. Programm. Lauban 1796. (Nicht zugängl.)
Schulze M., Probe meines Lexikons der niederlausitzischen Schriftsteller u. Künstler. Neues Lausitzisches Magazin 5, 36 ff.

Anonym, Zerstreute Aufsätze lausitzischer Schriftsteller. Neues Lausitzisches Magazin 15, 304 ff.; 17, 101 ff.

Köhler G., Über Oberlausitzische Volkslieder. Neues Lausitzisches Magazin 12, 97 ff.

Dornick, Oberlausitzische Volkspoesie. Neues Lausitzisches Magazin 44, 248 ff.

Köhler G., Bern-Dietrich. Eine Volkssage aus der Oberlausitz. Neues Lausitzisches Magazin 17, 227 ff.

Göbgen, Lieder und Reime aus der Lausitz. Neues Lausitzisches Magazin 80, 34 ff.

Köhler G., Ein historisches Gedicht aus dem 15. Jahrhundert. Neues Lausitzisches Magazin 13, 311 ff.

Heyden H., Die Schulen der Sechsstädte von ihren Anfängen bis zur Reformation. Programm. Zittau 1889.

Needon R., Beiträge zur Geschichte des Bautzner Gymnasiums. Neues Lausitzisches Magazin 80, 184 ff. 83, 196 ff.

Baumgärtl, Beiträge zur Reformationsgeschichte Bautzens. Neues Lausitzisches Magazin 66, 200 ff.

Köhler G., Mitteilung einer Notiz zur Kunde des Bücherwesens in der Oberlausitz im 15. Jahrhundert. Neues Lausitzisches Magazin 12, 542.

Mucke E., Die wendischen Familiennamen der Stadt Bautzen aus dem Jahre 1416. Casopis Macicy Serbskeje 53 u. 54.

Beckmann J. Ch., Kaspar Peucerus. Historie des Fürstentums Anhalt. Zerbst 1710. VI, 351 ff.

Rost Chr. J., De Caspari Peuceri Idyllio quod Patria inscribitur Budissin 1767. (Nicht zugänglich.)

Neumann Th., Geschichte von Görlitz. Görlitz 1850.

Köhler G., Der Gau Görlitz. Neues Lausitzisch. Magazin 35, 330 ff.

Köhler G., Zur Geschichte der Buchdruckerei in Görlitz. Neues Lausitzisches Magazin 35, 34 ff.; 227 ff.

Neumann Th., Das Görlitzer Stadttheater. Neues Lausitzisches Magazin 31, 141 ff.

Haupt L., Valentin Friedland, genannt Trozendorf. Neues Lausitzisches Magazin 41, 134 ff.

Sauppe, Das Tagebuch des Görlitzischen Stadtschreibers Johannes Frawenburg 1470 bis 1480. Neues Lausitzisches Magazin 65, 151 ff.

Kämmel O., Johannes Haß, Stadtschreiber und Bürgermeister zu Görlitz. Neues Lausitzisches Magazin. 51. Görlitz 1874.

Goetze E., Monographie über den Meistersänger Adam Puschmann von Görlitz. Neues Lausitzisches Magazin 53, 59 ff.

Adam Puschmann, Allgemeine Deutsche Biographie 26, 732 ff.

Jonas R., Eine in dem Kgl. Staatsarchiv zu Posen aufgefundene Handschrift von Adam Puschmanns Schrift „Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs". Zeitschrift d. historischen Gesellschaft f. d. Provinz Posen 2, 11 ff.

Bolte J., Ad. Puschmann, die Pomern mit dem Pfaffen. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 22, 150 f.

Buchwald R., Zu Adam Puschmanns Lehre vom Sprechvers des 16. Jahrhunderts. Euphorion 13, 755 ff.

Haupt L., Das convivium musicum in Görlitz. Neues Lausitzisches Magazin 34, 348 ff.

Koch E., Moskowiter in der Oberlausitz und Bartholomeus Scultetus in Görlitz. Kulturbilder aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Neues Lausitzisches Magazin 83, 1 ff.; 84, 42 ff.

Hoffmann Fr., Caspar Schwenckfelds Leben und Lehren. Programm. Berlin 1897.

Arnold Fr., Zur Geschichte und Literatur der Schwenckfelder. Zeitschrift des Vereins für Geschichte u. Altertum Schlesiens 43, 291 ff.

Schneider A. F. H., Zur Literatur der Schwenckfeldischen Liederdichter bis Daniel Sudermann. Programm. Berlin 1857.

Peschek Chr., Die böhmischen Exulanten in Sachsen. Leipzig 1857.

Schiebler K. W., Jakob Böhmes sämtliche Werke. Leipzig 1831 ff.

Deussen P., Jakob Böhme. Über sein Leben und seine Philosophie. Rede. Kiel 1897.

Lasson A., Jakob Böhme. Monatshefte der Comeniusgesellschaft 6, 213 ff.

Harleß G. C. A. von, Jakob Böhme und die Alchimisten.

Kleist H. von, Plotinische Studien. Heidelberg 1883.

Kvacala J., Johann Amos Comenius. Sein Leben und seine Schriften. Leipzig 1892.

Bickerich W., Der Lissaer Seher Stephan Melisch und sein Verhältnis zu Comenius.

Zeitschrift der historischen Gesellschaft f. d. Provinz Posen 24, 249 ff.

Lindemann W., Angelus Silesius. Bild eines Konvertiten, Dichters und Streittheologen. Freiburg i. B. 1876.

Kahlert A., Angelus Silesius. Breslau 1853.

Rosenthal D. A., Johann Schefflers sämtliche poetische Werke. Regensburg 1862.

Wittmann, Angelus Silesius als Konvertite, als mystischer Dichter und als Polemiker. Augsburg 1842.

Seltmann E., Angelus Silesius und seine Mystik. Breslau 1896.

Wackernagel Ph., Das deutsche Kirchenlied. Stuttgart 1841.

Wackernagel Ph., Bibliographie z. Geschichte des deutschen Kirchenliedes im 16. Jahrhundert. Frankfurt 1855.

Hoffmann, Geschichte des deutschen Kirchenliedes vor Luther. 3. Ausgabe. 1861.

Meister S., Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen. Freiburg 1862.

Zöllner R., Das deutsche Kirchenlied in der Oberlausitz von der Mitte des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Neues Lausitzisches Magazin 48, 1 ff.

Jentsch, Zur Geschichte der evangelischen Gesangbücher der Niederlausitz. Neues Lausitzisches Magazin 50, 130 ff.

Anonym, Lausitzer in den Liederdichterbiographien beim 2. Bande von Knapps Liederschatze. Neues Lausitzisches Magazin 18, 93 ff.

Wolkan R., Das Kirchenlied der böhmischen Brüder im 16. Jahrhundert. Prag 1891.

Gindely A., Quellen zur Geschichte der böhmischen Brüder in Deutschland. Fontes rerum Austriacarum. 69. Wien 1859.

Richter G. L., Allgemeines biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter. Leipzig 1804.

Nöldeke W., Martin Behemb geistliche Lieder. Geistliche Sänger der christlichen Kirche deutscher Nation. 9. Halle 1857.

Posig J. L., M. Salomon Liscovius geistliche Lieder. Geistliche Sänger der christlichen Kirche deutscher Nation. 3. Halle 1855.

Meißner, Friedrich August Köthes geistliche Lieder. Leipzig 1851.

Petrich H., Paul Gerhardt, sein Leben und seine Zeit. 2. Aufl. Gütersloh 1907.

Werner A., Paul Gerhardt. Protestantische Monatshefte 11, 81 ff.

Pachaly P., Paul Gerhardt als Lyriker. Euphorion 14, 489 ff.

Hahne F., Paul Gerhardt u. August Buchner. Euphorion 15, 19 ff.

Lang W., Paul Gerhardt. Der alte Glaube 8, 531 ff.; 555 ff.

Posig J. L., Johann Francks geistliche Lieder. Grimma 1846.

Jentsch H., Johann Franck von Guben. Neues Lausitzisches Magazin 53, 1 ff.

Sauße W., Land und Leute in u. um Guben. Neues Lausitzisches Magazin 44, 27 ff.

Schimmelpfennig A., Zur Geschichte d. Pietismus in Schlesien. 1707—1740. Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens 9, 218 ff.

Feist M., M. Friedrich Opfergelt. Ein Beitrag zur Geschichte d. schlesischen Pietismus. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 41, 272 ff.

Pettenegg E. G. v., Ludwig und Karl Grafen und Herren von Zinzendorf nebst einer kurzen Geschichte des Hauses Zinzendorf. Wien 1879.

Knapp A., Geistliche Gedichte des Grafen von Zinzendorf. Stuttgart und Tübingen 1845.

Müller J. Th., Zinzendorf als Erneuerer der alten Brüderkirche. Festschrift. Leipzig 1900.

Lehmann G., Zinzendorfs Religiosität. Leipzig 1904.

Glaubrecht G., Zinzendorf in der Wetterau. Frankfurt am Main 1851.

Hark F. S., Der Konflikt der kursächsischen Regierung mit Herrnhut und dem Grafen von Zinzendorf. Neues Archiv f. sächsische Geschichte u. Altertumskunde 3, 1 ff.

Schubert H., Leben u. Schriften Johann Heermanns von Köben. Zeitschrift des Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 19, 182 ff.

Bernhard W. A., Beiträge zur Biographie des Liederdichters Johann Heermann. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 21, 193 ff.

Nicolai R., Benjamin Schmolck. Sein Leben, Werke und Bibliographie. Beiheft zum Korrespondenzblatt d. Vereins f. Geschichte d. evangel. Kirche Schlesiens. Liegnitz 1909.

Ledderhose K. F., Benjamin Schmolcks geistliche Lieder. Geistliche Sänger d. christlichen Kirche deutsch. Nation. 8. Halle 1857.

Quirinus Kuhlmann, Allgemeine Deutsche Biographie 17, 331 f.
Johann Christian Hallmann. Allgemeine Deutsche Biographie 10, 444 ff.
Ettlinger J., Christian Hofmann von Hofmannswaldau. Halle 1891.
Jellinek M., Hofmannswaldaus Heldenbriefe. Vierteljahrsschrift f. Literaturgesch. 4, 1 ff.
Kerckhoffs A., Daniel Casper von Lohensteins Trauerspiele. Paderborn 1877.
Müller C., Beiträge zum Leben und Dichten Daniel Caspers von Lohenstein. Germanistische Abhandlungen. 1. Breslau 1882.
Bobertag F., Asiatische Banise von Heinrich Anselm von Zigler. Deutsche Nationalliteratur. 37.
Hofmann K., H. Mühlpfort und der Einfluß des hohen Liedes auf die zweite schlesische Schule. Heidelberg 1893.
Kahlert A., Heinrich Mühlpfort. Weimarisches Jahrbuch 2, 304 ff.
Hübner, Der Lausitzer Dichter A. A. von Haugwitz. Programm. Trarbach 1885.
Köhler, Etwas von einem vergessenen Lausitzer Poeten. August Adolf von Haugwitz. Neues Lausitzisches Magazin 14, 241 ff.
Eitner G., Friedrich von Logau. Sämtliche Sinngedichte. Lit. Verein. 113. Tübingen 1872.
Denker H., Ein Beitrag zur literarischen Würdigung Friedrichs von Logau. Diss. Hildesheim 1889.
Endemann C. J., Die Familienchronik Heinrich Wenzel von Logaus. Vierteljahrsschrift f. Heraldik, Sphragistik u. Genealogie 20, 204 ff.
Bobertag F., Die deutsche Kunsttragödie des 17. Jahrhunderts. Archiv f. Literaturgeschichte 5, 152 ff.
Borcherdt H. H., Beiträge zur Geschichte der Oper und des Schauspiels in Schlesiens bis zum Jahre 1740. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 43, 217 ff.
Palm H., Gryphius' Werke. Deutsche Nationalliteratur. 29.
Tittmann J., Dramatische Dichtungen von Andreas Gryphius. Deutsche Dichter d. 17. Jahrhunderts. 4. Leipzig 1870.
Hermann J., Über Andreas Gryphius. Programm. Leipzig 1851.
Klopp, Andreas Gryphius als Dramatiker. Osnabrück 1850.
Kollewijn R. A., Über den Einfluß des holländisch. Dramas auf Andreas Gryphius. Diss. Heilbronn 1880.
Spina, Der Vers in den Dramen des Andreas Gryphius. Programm. Braunau 1895.
Kollewijn R. A., Über die Quelle des Peter Squenz. Archiv f. Literaturgesch. 9, 445 ff.
Paur Th., Über den Piastus des Andreas Gryphius. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 2, 167 ff.
Manheimer V., Studien u. Materialien über u. zur Lyrik des Andreas Gryphius. Berlin 1904.
Feit, Christian Gryphius Rätselweisheit. Ein Beitrag zur Geschichte der Schuldramen in Schlesien. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 41, 241 ff.
Peschek E. A., Von welchen ganz alten Zittauer Gelehrten haben wir Gedrucktes? Neues Lausitzisches Magazin 41, 68 ff.
Schneider, Verzeichnis aller Zittauer Zeitschriften. Neues Lausitzisches Magazin 70, 422 ff.
Peschek, Versuch einer Geschichte der Frauen in Zittau. Neues Lausitzisches Magazin 10, 22 ff.
Peschek Chr. A., Petrus von Zittau, Abt zu Königssaal in Böhmen ums Jahr 1300. Zittau u. Leipzig 1823.
Kämmel H., M. C. Janitius. Programm. Zittau 1869.
Fischer L. H., Ein Zittauisches Dialektgedicht aus dem Jahre 1659. Neues Lausitzisches Magazin 62, 292 ff.
Palm H., Christian Weise. Eine literarhistorische Abhandlung. Breslau 1854.
Heß A., Christian Weises historische Dramen u. ihre Quellen. Diss. Rostock 1893.
Levinstein C., Christian Weise u. Molière. Diss. Berlin 1899.
Tittmann J., Gedichte von Johann Christian Günther. Deutsche Dichter d. 17. Jahrhunderts. 6. Leipzig 1874.
Enders C., Chronologisch-biographische Studien zu den Gedichten J. Chr. Günthers. Dissertation. Dortmund 1904.
Enders C., Zeitfolge der Gedichte u. Briefe J. Chr. Günthers. Dortmund 1904.
Wittig G., Neue Entdeckungen zur Biographie Günthers. Striegau 1881.
König Cl., Wann war der Dichter Johann Christian Günther geboren? Neues Lausitzisches Magazin 71, 218 ff.

Hoffmann, Zu Johann Christian Günthers zweihundertstem Geburtstage. Zeitschrift d. Vereins f. Geschichte u. Altertum Schlesiens 29, 305 ff.

II. Kapitel. Die sächsische Welt.

I. Westfalen und Niederfranken.

Nordhoff B., Die kunstgeschichtlichen Beziehungen zwischen dem Rheinlande u. Westfalen. Jahrbücher d. Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande 53, 44 ff.

Hansen J., Westfalen u. Rheinland im 15. Jahrhundert. Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven. 34. 42. Leipzig 1888. 1890.

Krafft C. u. Crecelius W., Beiträge zur Geschichte des Humanismus am Niederrhein u. in Westfalen. Elberfeld 1870.

Anonym, Beiträge zur Literaturgeschichte Münsterlands. Westphalia 1826, 47 ff.

Anonym, Merkwürdige Westfälinger. Westphalia 1826, 277 ff.

Bahlmann P., Rheinische Seher u. Propheten. Münster 1901.

Hymans H., Brügge u. Ypern. Leipzig und Berlin 1900.

Koppmann K., Das Seebuch, Denkmäler hsg. vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung. 1. Bremen 1876.

Seelmann W., Valentin u. Namenlos. Denkmäler hsg. vom Verein f. niederdeutsche Sprachforschung. 4. Norden u. Leipzig 1884.

Seelmann W., Valentin und der verlorene Sohn. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 10, 160 ff.

Seelmann W., Gerhard von Minden. Denkmäler hsg. vom Verein f. niederdeutsche Sprachforschung. 2. Bremen 1878.

Wormstall A., Eine westfälische Briefsammlung des ausgehenden Mittelalters. Zeitschrift f. vaterländische Geschichte u. Altertumskunde Westfalens 53, 149 ff.

Hölscher B., Niederdeutsche geistliche Lieder u. Sprüche aus dem Münsterlande, nach Handschriften aus dem 15. u. 16. Jahrhundert. Berlin 1854.

Langenberg L., Quellen u. Forschungen zur Geschichte der deutschen Mystik. Bonn 1902.

Landmann Fl., Das Predigtwesen in Westfalen in der letzten Zeit des Mittelalters. Vorreformatorische Forschungen. 1. Münster 1900.

Jostes F., Zur Geschichte der mittelalterlichen Predigt in Westfalen. Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde Westfalens 44, 12 ff.

Hölscher B., Der goldene Rosenkranz, deutsch und lateinisch. Zeitschrift f. vaterländische Geschichte und Altertumskunde Westfalens 45, 60 ff.

Ernsing R., Zu dem Leben und den Werken Dietrich Köldes. Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft 12, 56 ff.

Nordhoff J. B., P. Dederich Coelde und sein Christenspiegel. Monatsschrift f. rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Altertumskunde 1, 67 ff.; 166 ff.; 351 ff.; 560 ff.

Walther C., Status mundi. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 9, 104 ff.

Schmitz L. F. v., Denkwürdigkeiten aus Soests Vorzeit. Leipzig 1873.

Jostes F., Daniel von Soest. Westfälischer Satiriker des 16. Jahrhunderts. Hsg. Paderborn 1888.

Wormstall J., Kulturhistorisches aus dem Soester Daniel. Monatsschrift f. rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Altertumskunde 2, 279 ff.

Riezler S., Die literarischen Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwig des Baiers. Leipzig 1874.

Finke H., Zur Geschichte Jakobs von Soest u. Hermanns von Schildesche. Zeitschrift für vaterländische Geschichte u. Altertumskunde Westfalens 46, 188 ff.

Anonym, Theodor von Riem und Gobelin Persona. Westphalia 1825, 9 ff.; 27 ff.

Sauerland H. V., Das Leben des Dietrich von Nieheim. Göttingen 1875. Vgl. Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung 1, 482.

Sauerland H. v., Anmerkungen zu Dietrich von Nieheims Werke De Scismate. Histor. Jahrbuch der Görresgesellschaft 7, 59 ff.

Lindner Th., Beiträge zu dem Leben u. den Schriften Dietrichs von Niem. Forschungen zur deutschen Geschichte 21, 67 ff.

Fritz A., Zur Quellenkritik der Schriften Dietrichs von Niem. Dissertation. Paderborn 1886.

Finke H., Neue Schriften Dietrichs von Niem.

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde Westfalens 55, 259 ff.

Erler G., Dietrichs von Niem Schrift Contra dampnatos Wiclivitas Pragae. Zeitschrift f. vaterländische Geschichte u. Altertumskunde Westfalens 43, 178 ff.

Abels H., Gobelin Person. Sein Wesen und Wirken als Paderborner Reformator. Zeitschrift für vaterländische Geschichte u. Altertumskunde Westfalens 57, 3 ff.

Rosenkranz G. J., Gobelinus Persona. Zeitschrift für vaterländische Geschichte u. Altertumskunde Westfalens 6, 1 ff.

Bayer E. A., Gobelinus Persona. Dissertat. Leipzig 1874.

Jansen M., Cosmidromius Gobelini Person u. als Anhang desselben Verfassers Processus translacionis et reformacionis monasterii Budecensis. Veröffentlichungen der histor. Kommission f. Westfalen. Münster 1900.

Backhaus J., Stentrup F., Bartels G., Abhandlungen über Corveyer Geschichtsschreibung. Veröffentlichungen d. histor. Kommission f. Westfalen. Münster 1906.

Hellingshaus O., Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster i. W. 1. Münster 1898.

Bahlmann P., Aus Münsters Vergangenheit. Münster 1898.

Bömer A., Das literarische Leben in Münster bis zur endgültigen Rezeption des Humanismus. Aus dem geistigen Leben und Schaffen in Westfalen. Festschrift zur Eröffnung des Neubaues d. Kgl. Universitätsbibliothek in Münster. Münster 1906. S. 57 bis 136.

Nordhoff J. B., Nachlese zur Buchdruckergeschichte Westfalens. Zeitschrift f. vaterländische Geschichte und Altertumskunde Westfalens 41, 129 ff. 42, 147 ff. 43, 124 ff.

Bahlmann P., Buchdruckergeschichte von Münster. Münster 1896.

Niesert J., Beiträge zur Buchdruckergeschichte Münsters. Münster 1828.

Nordhoff J. B., Die Humanistenpresse zu Deventer, Münster und Köln. Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde 17, 653 ff.

Bömer A., Münsterische Beiträge zur mittellateinischen Literatur. Neue Jahrbücher für klassisches Altertum 1906.

Richter J., Prolegomena zu einer Ausgabe des Palpanista Bernhards von der Geist. Dissertation. Melle 1905.

Zurbonsen Fr., Hermann Zoestius von Marienfels und seine Schriften. Westdeutsche Zeitschrift f. Geschichte und Kunst 18, 146 ff.

Zurbonsen, Hermannus Zoestius und seine historisch-politischen Schriften. Programm. Warendorf 1884.

Wolfgram H., Neue Forschungen zu Werner Rolevincks Leben und Werken. Zeitschrift für vaterländische Geschichte u. Altertumskunde Westfalens 48, 85 ff. 50, 127 ff.

Troß L., Werner Rolevinck, De laude veteris Saxoniae nunc Westphaliae dictae. Text und Übersetzung. Köln 1865.

Jostes F., Johannes Veghe, ein deutscher Prediger des 15. Jahrhunderts. Halle 1883.

Triloff H., Die Traktate u. Predigten Veghes untersucht auf Grund des lectulus floridus. Halle 1904.

Jostes F., Drei unbekannte deutsche Predigten von Johannes Veghe. Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft 6, 345 ff.

Reifferscheid, Erzählungen aus der Spiegel der Leien. Zeitschrift f. deutsche Philologie 5, 422 ff.

Hölscher B., Der Spieghel der leyen, ein niederdeutsches moralisches Lehrgedicht aus dem Jahre 1444. Programm. Recklinghausen 1861.

Nordhoff J. B., Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus. Münster 1874.

Cornelius C. A., Die Münsterländischen Humanisten u. ihr Verhältnis zur Reformation. Münster 1851.

Frey J., Die Tätigkeit Münsterischer Humanisten auf dem Gebiete der lateinischen Syntax. Programm. Münster 1896.

Bömer A., Zwei unbekannte Veröffentlichungen münsterischer Humanisten. Zeitschrift f. vaterländische Geschichte u. Altertumskunde Westfalens 58, 145 ff.

Pammert A., Rudolf von Langen. Leben u. gesammelte Gedichte. Münster 1869. (Überholt.)

Erhard H. A., Erinnerungen an Rudolf von Langen und seine Zeitgenossen. Zeitschrift f. vaterländische Geschichte und Altertumskunde. Hsg. v. d. Verein f. Geschichte und Altertumskunde Westfalens 1, 26 ff.

Ennen L., Die Altertumsstudien in Köln,

Monatsschrift f. rheinisch-westfälische Geschichtsforsch. u. Altertumskunde 3, 384 ff.

Frey J., Schulen im heutigen Westfalen vor dem 14. Jahrh. Programm. Münster 1894.

Reichling G., Die Reform der Domschule zu Münster i. J. 1500. Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung u. des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. 2. Berlin 1900.

Egen A., Der Einfluß der Münsterschen Domschule auf die Ausbreitung d. Humanismus. Festschrift zur Feier der Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes. Münster 1898. S. 13 ff.

Bömer A., Der münsterische Domschulrektor Timann Kemner. Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde Westfalens 53, 182 ff.

Bömer A., Die ältesten Münsterschen Schulgesetze aus der Rektoratszeit Kerssenbrocks. Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde Westfalens 55, 103 ff.

Frey J., Das Paulinische Gymnasium zu Münster. Münster 1897.

Reichling D., Johann Murmellius. Sein Leben und seine Werke. Freiburg i. B. 1880.

Bömer A., Johannes Murmellius ausgewählte Werke. Hsg. Münster 1895.

Riesert J., Joann Murmellius literarische Verdienste. Westphalia 1825, 20 ff.; 29 ff.; 35 ff.; 41 ff.; 68 ff.; 85 ff.

Baeumker C., Beiträge zur Geschichte des Münsterischen Humanisten Murmellius. Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde Westfalens 39, 113 ff. Vgl. 40, 164 ff.

Detmer H., Hermann von Kerssenbrochs Leben und Schriften. Münster 1900.

Deneke J., Magister Hermann von Kerssenbrock. Zeitschrift f. vaterländische Geschichte und Altertumskunde. Hsg. v. d. Verein f. Geschichte und Altertumskunde Westfalens. N. F. 5, 241 ff.

Detmer H., Hermanni a Kerssenbroch Anabaptistici furoris Monasterium inclitam Westfaliae metropolim evertentes historica narratio. Die Geschichtsquellen d. Bistums Münster 5 u. 6. Münster 1899 f.

Wormstall A., Das Schauspiel zu Münster im 16. u. 17. Jahrhundert. Zeitschrift f. vaterländische Geschichte und Altertumskunde 56, 75 ff.

Kumann, Der Maigang der Münsterschen Studenten. Westphalia 1826, 83 ff.

Rosenkranz G. J., Paderbornsche Gelehrte aus dem Reformationszeitalter. Zeitschrift f. vaterländische Geschichte und Altertumskunde. Hsg. v. d. Verein f. Geschichte und Altertumskunde Westfalens 6, 1 ff.

Reichling D., Beiträge zur Charakteristik der Humanisten Alexander Hegius, Josef Horlenius, Jakob Montanus und Johannes Murmellius. Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Altertumskunde 3, 286 ff.

Reichling D., Die Humanisten Josef Horlenius und Jakob Montanus. Zeitschrift f. vaterländische Geschichte u. Altertumskunde Westfalens 36, 3 ff.

Tschackert P., Antonius Corvinus Leben und Schriften. Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. 3. Hannover u. Leipzig 1900.

Tschackert P., Briefwechsel des Antonius Corvinus. Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. 4. Hannover u. Leipzig 1900.

Hugskens A., Des Antonius Corvinus Schrift an den sächsischen Adel. Zeitschr. d. Vereins f. hessische Geschichte u. Landeskunde N. F. 29, 259 ff.

Kinkel G., Theaterspiele in Dortmund aus der letzten Zeit des Mittelalters und im Jahrhundert der Reformation. Monatsschrift f. d. Geschichte Westdeutschl. 7, 301 ff.

Hölscher, Friedrich Spee, sein Leben u. seine Schriften. Düsseldorf 1871.

Diel J., Friedrich von Spee. Freiburg i. Br. 1901.

Micus F. J., Friedrich Spee. Zeitschrift für vaterländische Geschichte u. Altertumskunde. Hsg. v. d. Verein f. Geschichte u. Altertumskunde Westfalens. N. F. 3, 59 ff.

Ebner Th., Spee und die Hexenprozesse seiner Zeit. Hamburg 1898.

2. Ostfalen.

Nedderich W., Ostfalen. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. 14.

Blasius, Die anthropologische Literatur Braunschweigs und der Nachbargebiete mit Einschluß des ganzen Harzes. Braunschweig 1900.

Olbricht K., Grundlinien einer Landeskunde

der Lüneburger Heide. Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde 18, 501 ff.

Hennings, Das hannoversche Wendland. Festschrift. Lüchow 1862.

Stobbe O., Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechts. Braunschweig 1865.

Borchling C., Literatur und geistiges Leben im Kloster Ebstorf am Ausgange d. Mittelalters. Zeitschrift d. historischen Vereins f. Niedersachsen 1905, 361 ff.

Schröder E., Die Ebstorfer Liederhandschrift. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 15, 1 ff.

Hänselmann L., Braunschweig und seine Beziehungen zu den Harz- und Seegebieten. Hansische Geschichtsblätter 1873, 3 ff.

Hänselmann L., Braunschweigische Findlinge. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 3, 70 ff. 6, 135 ff.

Borchling C., Über mittelniederdeutsche Handschriften des nordwestlichen Deutschlands. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 23, 103 ff.

Brandes H., Hermen Botes boek vom veleme rade. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 16, 1 ff.

Damköhler E., Zum Braunschweiger Schichtsspiel und Schichtbuch. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 29, 123 ff.

Euling K., Jakob Scracz. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforsch. 25, 110 ff.

Schröder E., Geleitwort für die Faksimile-Ausgabe des Straßburger Eulenspiegel v. J. 1515. Leipzig 1910.

Holland W. L., Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Lit. Verein 36.

Tittmann, Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius v. Braunschweig. Leipzig 1880.

Schwab H., Der Dialog in den Schauspielen des Herzogs Heinrich Julius. Programm. Troppau 1899.

Sonnenburg F., Herzog Anton Ulrich von Braunschweig als Dichter. Berlin 1896.

Wendenbourg H., Des Herzogs Anton Ulrich zu Braunschweig und Lüneburg geistliche Lieder. Geistliche Sänger der christlichen Kirche deutscher Nation. 7. Halle 1856.

Bodemann E., Zwei Briefe von Leibniz, betreffend eine Teutsche Gesellschaft in Wolfenbüttel. Zeitschrift d. historischen Vereins f. Niedersachsen 1899, 299 ff.

Chrysander Fr., Geschichte der Braunschweig-Wolfenbüttelschen Kapelle u. Oper. Jahrbücher f. musikalische Wissenschaft 1, 147 ff.

Koeller R., Heinrich Tolle, ein Göttinger Dramatiker des 17. Jahrhunderts. Dissertation. Hannover 1894.

Hasselrank G., Die geschichtliche Volksdichtung Braunschweigs. Zeitschrift des Harzvereins 35, 1 ff.

Deiter H., Niederdeutsche Gedichte aus den hannöversch-braunschweigischen Landen. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 35, 65 ff.

Goebel Fr., Einige Proben aus der hannoverschen Hofdichtung am Ende des 17. Jahrhunderts. Hannoversche Geschichtsblätter 2, 110 ff.; 117 f.; 126 f.

Nutzhorn K., Ein niederdeutsches Gedicht auf Ernst August. Hannoversche Geschichtsblätter 2, 142 f.

Goebel Fr., Ein niederdeutsches Gedicht auf die Thronbesteigung König Georg I. Hannoversche Geschichtsblätter 2, 94 f.

Jacobs E., Übersichtliche Geschichte des Schrifttums und des Bücherwesens in der Grafschaft Wernigerode. Zeitschrift des Harzvereins 6, 96 ff. 7, 338 ff.

Keßlin Chr. Fr., Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode v. Jahr 1074—1855. Wernigerode 1856.

Jacobs E., Geschichte der Tonkunst in der Grafschaft Wernigerode. Zeitschrift d. Harzvereins 24, 347 ff.

Jacobs E., Alter und Ursprung der Wernigeroder Schule. Zeitschrift des Harzvereins 7, 424 ff.

Ullrich H., Robinson und Robinsonaden. Bibliographie, Geschichte, Kritik. Literarhistorische Forschungen. 7.

Stern A., Der Dichter der Insel Felsenburg. Beiträge zur Literaturgeschichte des 17. u. 18. Jahrhunderts. Leipzig 1893. S. 61 bis 93. Vgl. Kleemann Selmar im Beiblatt zur Magdeburger Zeitung 16. November 1891.

Johann Gottfried Schnabel. Allgemeine deutsche Biographie 27, 104.

3. Mecklenburg.

Geinitz E., Der Boden Mecklenburgs. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. 1.

Boll, Mecklenburgs deutsche Kolonisation. Jahrbuch d. Vereins f. Mecklenburg. Geschichte 13, 57 ff.

Eckart R., Handbuch zur Geschichte der plattdeutschen Literatur. Bremen 1911.

Harzen-Müller A. N., Verzeichnis der plattdeutschen Kunstlieder u. ihrer Komponisten. Berlin 1907.

Wiechmann C. M., Mecklenburgs altniedersächsische Literatur. Bibliographisches Repertorium der bis zum dreißigjährigen Kriege gedruckten niedersächsischen und plattdeutsch. Bücher. Schwerin 1860—1885.

Lorenz K., Der Anteil Mecklenburgs an der deutschen Nationalliteratur. Rostock 1893.

Schröder K., Mecklenburgs Anteil an der deutschen Nationalliteratur bis zum Ende des 17. Jahrh. Vortrag. Schwerin 1894.

Seelmann W., Eberhards von Wampen Spiegel der Natur. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 10, 114 ff. Vgl. 11, 118 ff.

Walther C., Zum Redentiner Spiel. Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 16, 44 ff.

Schröder C., Redentiner Osterspiel. Denkmäler, hsg. vom Verein f. niederdeutsche Sprachforschung. 5. Norden u. Leipzig 1893.

Kühl G., Die Bordesholmer Marienklage. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 24, 1 ff.

Lisch G. C. F., Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg bis zum Jahre 1540. Jahrbuch d. Vereins f. Mecklenburg. Geschichte. 4. Vgl. 5, 183 ff.

Wiechmann-Kadow C. M., Beiträge zur ältern Buchdruckergeschichte Mecklenburgs. Jahrbücher d. Vereins f. Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 22, 225 ff.

Möhlmann, kritische Bemerkungen zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg. Jahrbücher d. Vereins f. Mecklenburgische Geschichte u. Altertumskunde 21, 152 ff.

Stieda W., Studien zur Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels in Mecklenburg. Archiv f. Geschichte d. deutschen Buchhandels 17, 119 ff.

Ebert H., Versuch einer Geschichte des Theaters in Rostock. Rostock 1872.

Lisch G. C. F., Zwei plattdeutsche Gedichte aus dem 15. Jahrhundert. Jahrbuch des Vereins f. Mecklenburg. Geschichte 22, 268 ff.

Bechstein, Über die Floia. Das älteste makkaronische Gedicht der deutschen Literatur. Verhandlungen der 36. Versamml. deutscher Philologen u. Schulmänner in Karlsruhe. Leipzig 1883. S. 245 ff.

Blümlein C., Die Floia und andere deutsche maccaronische Gedichte. Straßburg 1900.

Wiechmann-Kadow C. M., Joachim Slüters ältestes Rostocker Gesangbuch v. J. 1531. Schwerin 1858.

Hofmeister A., Das Lied vom König Anthyrius. Jahrbuch d. Vereins f. Mecklenburg. Geschichte 61, 239 ff.

Möller H., Das Doberaner Anthyrlied. Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. 40. 1895.

Hofmeister A., Die mecklenburger Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft. Jahrbuch des Vereins für Mecklenburgische Geschichte. Quartalbericht 62, 2 ff.

Daal L., Om Humanisten og Satirikeren Johan Lauremberg. Universitetsprogram. Christiania 1884.

Weimer H., Laurembergs Scherzgedichte. Diss. Norden 1900.

Weimer H., Laurembergs Scherzgedichte. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 25, 53 ff.

Withe E., Ein Vorkämpfer Lessings u. Ahnherr Reuters (Lauremberg). Zeitschrift f. deutsche Mundarten 1908, 218 ff.

Jellinghaus H., Zwei plattdeutsche Possen von Lauremberg. Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 3, 91 ff.

Nissen C. A., Eine dritte plattdeutsche Posse von J. Lauremberg. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 11, 145 ff.

Sprenger R., Zu Laurembergs Scherzgedichten. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 15, 84 ff.

Bolte J., Laurembergs handschriftlicher Nachlaß. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 13, 42 ff.

Kohfeldt G., Plattdeutsche mecklenburger Bauerngespräche. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 33, 159 ff.

Giesebrecht L., Über einige Gedichte der Sibylla Schwarz. Stettin 1865.

Wöhler R., Sibilla Schwarz, die Pommersche Dichterin und ihre Zeit. Zeitschrift für preuß. Geschichte u. Landeskunde 15, 70 ff.

4. Hamburg und Lübeck.

Reinhard R., Die wichtigsten deutschen Seehandelsstädte. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. 13.

Simon A., Die Verkehrsstraßen in Sachsen und ihr Einfluß auf die Städteentwicklung bis zum Jahre 1500. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. 7.

Gloy A., Beiträge zur Siedlungskunde von Nordalbingien. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. 7.

Feldtmann E., Geschichte Hamburgs und Altonas. Hamburg 1902.

Koppmann K., Aus Hamburgs Vergangenheit. Hamburg und Leipzig 1885.

Müller G. H., Landesgeschichtliche, speziell niedersächsische Bibliographie. Zeitschrift d. histor. Vereins f. Niedersachsen 1909, 131 ff.

Barthold F. W., Geschichte der deutschen Hansa. Leipzig 1854.

Thiessen J. O., Versuch einer Gelehrtengeschichte von Hamburg. Hamburg 1783.

Weichmann C. F., Poesie der Niedersachsen. Hamburg 1725.

Kinderling J. Fr. A., Geschichte der niedersächsischen oder sogenannten plattdeutschen Sprache. Magdeburg 1800.

Lappenberg J. M., Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg. Hamburg 1840.

Borchling C., Die niederdeutsche Literatur Ostfrieslands. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 28, 1 ff.

Walther C., Über die Lübecker Fastnachtsspiele. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 6, 6 ff.

Walther C., Zu den Lübecker Fastnachtsspielen. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 27, 1 ff.

Wehrmann C., Fastnachtsspiele der Patrizier in Lübeck. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 6, 1 ff.

Müllenhoff, Schwerttanzspiel aus Lübeck nebst anderen Nachträgen über den Schwerttanz. Zeitschrift für deutsches Altertum 20, 10 ff.

Seelmann W., Mittelniederdeutsche Fastnachtsspiele. Drucke d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung. 1. Norden und Leipzig 1885.

Bolte J. und Seelmann W., Niederdeutsche Schauspiele älterer Zeit. Drucke d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung. 4. Norden und Leipzig 1895.

Walther C., Das Fastnachtsspiel Henselin. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 3, 9 ff.

Bolte J., De Düdesche Schlömer. Drucke des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung. 3. Norden und Leipzig 1889.

Hagedorn, Johann Stricker, Prediger an der Burgkirche. Mitteilungen des Vereins f. Lübeckische Geschichte 2, 50 ff.

Bolte J., Bartholomäus Krügers Spiel von den bäurischen Richtern und dem Landsknecht. 1580. Leipzig 1884.

Jellinghaus H., Niederdeutsche Bauernkomödien des 17. Jahrhunderts. Lit. Verein. 147. Tübingen 1880.

Böhlau, Rechtsgeschichtliches aus Reineke Vos. Neue Mitteilungen aus d. Gebiete histor.-antiquarischer Forschungen d. thüringisch-sächsischen Vereins. Halle IX 2, 77 ff.

Seelmann W., Niederdeutsches Reimbüchlein. Drucke d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung. 2. Norden u. Leipzig 1885.

Collijn J., Lübecker Frühdrucke in der Stadtbibliothek zu Lübeck. Zeitschrift d. Vereins f. Lübeckische Geschichte u. Altertumskunde 9, 285 ff.

Schrader Th., Störtebeker. Mitteilungen des Vereins für hamburg. Geschichte 13, 26 ff. Vgl. 15, 455 ff.

Koppmann K., Zum Sagenkreise Stortebekers. Mitteilungen des Vereins für Hamburg. Geschichte 4, 134. Vgl. 152; 153 f. 5, 24.

Laurent J. C. M., Klaus Stortebeker. Zeitschrift d. Vereins f. hamburgische Geschichte 2, 43 ff.; vgl. 93 ff.

Koppmann K., Der Seeräuber Klaus Störtebeker in Geschichte und Sage. Hansische Geschichtsblätter 1877, 37 ff.

Mantels W., Niedersächsische Lieder. Zeitschrift d. Vereins f. Lübeckische Geschichte u. Altertumskunde 1, 93 ff.

Lappenberg J. M., Niedersächsische Lieder in Bezug auf die Kirchenreformation vom Jahre 1528 u. 1529. Zeitschrift d. Vereins f. hamburgische Geschichte 2, 230 ff.

Mantels W., Des Syndikus Domann Lied von der deutschen Hanse. Zeitschrift des Vereins f. Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 2, 470 ff.

Lappenberg J. M., Des Syndikus Domann Lied von der deutschen Hanse. Zeitschrift d. Vereins f. hamburgische Geschichte 2, 451 ff.

Krause K. E. H., Zwei Lieder Domanns. Hansische Geschichtsblätter 9, 91 ff.

Schütze J. Fr., Hamburgische Theatergeschichte. Hamburg 1794.

Gaedertz K. Th., Das niederdeutsche Drama. Berlin 1884.

Gaedertz K. Th., Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck, Lüneburg im 16. und 17. Jahrhundert. Bremen 1888.

Lappenberg J. M., Von der Ansiedelung der Niederländer in Hamburg. Zeitschrift d. Vereins f. hamburg. Geschichte 1, 241 ff.

Koppmann K., Holländer in Hamburg. Mitteilungen des Vereins für Hamburg. Geschichte 1, 30 f.; 147 f.

Ehrenberg R., Englische Musikanten in Hamburg und Bückeburg. Mitteilungen des Vereins f. Hamburg. Geschichte 14, 233 ff.

Hansen Th., Rist und seine Zeit. Halle 1872.

Gaedertz K. Th., Johann Rist als niederdeutscher Dramatiker. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 7, 101 ff.

Bolte J., Rists Irenaromachia und Pfeiffers Pseudostratiotae. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 11, 157 ff.

Schultz H., Die kleineren Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Diss. Göttingen 1888.

Neubaur L., Zur Geschichte des Elbschwanordens. Altpreuß. Monatsschrift 47, 113 ff.

Guhrauer G. E., Joachim Jungius und sein Zeitalter. Stuttgart und Tübingen 1850.

Bischoff Th., Johann Balthasar Schupp. Programm. Nürnberg 1889.

Vogt C., Johann Balthasar Schupp. Euphorion 16, 6 ff.; 245 ff.; 673 ff.

Ottingen W. v., Über Georg von Greflinger. Quellen und Forschungen. 49. Straßburg 1882.

Walther C., Georg Greflinger und der Ratsweinkeller. Mitteilungen des Vereins f. Hamburg. Geschichte 5, 90 ff.

Walther C., Georg Greflingers hamburgisches Reisehandbuch und Beschreibung von Hamburg. Zeitschrift d. Vereins f. hamburg. Geschichte 9, 122 ff.

Neubaur L., Georg Greflinger. Eine Nachlese. Altpreußische Monatsschrift 27, 476 ff.

Vogel H., C. F. Hunold. Sein Leben und seine Werke. Hamburg 1897.

Sittard J., Geschichte der Musik und des Konzertwesens in Hamburg. Altona und Leipzig 1890.

Geffcken J., Die ältesten Hamburger Opern. Zeitschrift d. Vereins f. hamburgische Geschichte 3, 34 ff.

Gaedertz K. Th., Die hamburgischen Opern in Beziehungen auf ihre niederdeutschen Bestandteile. Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 8, 115 ff.

Geffcken J., Der erste Streit über die Zulässigkeit des Schauspiels 1677—1688. Zeitschrift d. Vereins f. hamburgische Geschichte 3, 1 ff.

Kowalewski G., Hamburgs periodische Literatur und die Herausgabe eines Verzeichnisses über dieselbe. Zeitschrift d. Vereins f. hamburgische Geschichte 10, 273 ff.

Lappenberg J. M., Die poetischen Zeitungen zu Hamburg. Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte 2, 491 ff.

Milberg E., Die moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts. Meißen 1880.

Kawczynski M., Studien z. Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Moralische Zeitschriften. Leipzig 1880.

Jakoby K., Die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs am Anfange des 18. Jahrhunderts. Programm. Hamburg 1888.

Keller L., Die maurische Sozietät und die moralischen Wochenschriften. Monatshefte der Comeniusgesellschaft 14, 43 ff.

Keller L., Die deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts. Monatshefte d. Comeniusgesellschaft 9, 222 ff.

Petersen Chr., Die Teutsch-übende Gesellschaft zu Hamburg. Zeitschrift d. Vereins f. hamburgische Geschichte 2, 533 ff.

Schmidt-Temple A., Studien zur Hamburger Lyrik im Anfang des 18. Jahrhunderts. Dissertation. München 1898.

Brandl A., Barthold Heinrich Brockes. Innsbruck 1876.

Sauer A., Versuch einiger Gedichte von Fr. v. Hagedorn. Deutsche Literaturdenkmale d. 18. u. 19. Jahrhunderts. 10.

Badstüber H., F. von Hagedorns Jugendgedichte 1904.

Witkowski G., Die Vorläufer der anakreontischen Dichtung in Deutschland u. Friedrich von Hagedorn. Leipzig 1889.

III. Kapitel. Die Altstämme.

1. Kassel und Köthen.

Rommel Chr. v., Neuere Geschichte von Hessen. Kassel 1837.

Piderit F. C. Th., Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel. 2. Aufl. Kassel 1882. „Kasseler Kinder" S. 483—514.

Schoof W., Die deutsche Dichtung in Hessen. Marburg 1901.

Ayrmann C. F., De litteraturae elegantioris statu in Hassia veteri. Gießen 1773.

Henneberger A., Meiningens Anteil an der deutschen Nationalliteratur. Festschrift zur Feier des höchsterfreulichen Geburtsfestes Sr. Hoheit des Herzogs. Meinigen 1854.

Nebe A., Zur Nassauischen Schriftstellergeschichte. Annalen d. Vereins f. Nassauische Altertumskunde 10, 113 ff.

Koberstein A., Über das Verhältnis Thüringens und Hessens zur deutschen Literatur. Weimarisches Jahrbuch 2, 40 ff.

Lynker W., Geschichte des Theaters und der Musik in Kassel. Kassel 1865.

Habicht H., Ein halbes Jahrhundert aus dem Theaterleben Schmalkaldens. Zeitschrift d. Vereins f. Hennebergische Geschichte und Landeskunde 3, 19 ff.

Hartwig Th., Die Hofschule zu Kassel unter Landgraf Moritz dem Gelehrten. Diss. Marburg 1864.

Fietz C., Prinzenunterricht im 16. und 17. Jahrhundert. Programm. Dresden 1887.

Duncker A., Landgraf Moritz von Hessen und die englischen Komödianten. Deutsche Rundschau 48, 260 ff.

Herz E., Englische Schauspieler und englische Schauspiele zur Zeit Shakespeares in Deutschland. Hamburg 1903.

Hauffen A., Shakespeare in Deutschland. Prag 1893.

Creizenach W., Die Schauspiele der englischen Komödianten. Deutsche Nationalliterat. 23.

Schröder E., Ein dramatischer Entwurf des Landgrafen Moritz von Hessen. Marburg 1894.

Harms P., Die deutschen Fortunatus-Dramen und ein Kasseler Dichter des 17. Jahrhunderts. Theatergeschichtliche Forschungen. 5. Hamburg und Leipzig 1892.

Losch Ph., Johannes Rhenanus, ein Kasseler Poet des 17. Jahrhunderts. Diss. Marburg 1895.

Devrient O., Freudenspiele am Hofe Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha und Altenburg. Zeitschrift d. Vereins f. thüringische Geschichte und Altertumskunde 11, 1 ff.

Beck H., Über Koburgische Dichter aus der Zeit des Herzogs Kasimir. Festschrift des Gymnasium Casimirianum. Koburg 1889.

Anemüller B., Geschichtsbilder aus der Vergangenheit Rudolfstadts. Rudolfstadt o. J. (1889).

Anemüller B., Dramatische Aufführungen in den schwarzburg-rudolfstädtischen Schulen, vornehmlich im 17. und 18. Jahrhundert. Rudolfstadt 1882.

Höfer K., Die Rudolfstädter Festspiele 1665 bis 1667. Probefahrten. 1. Leipzig 1904.

Höfer K., Der Dichter der Rudolfstädter Festspiele aus dem Jahre 1665—1667. Dissertat. Leipzig 1904.

Rothe L., Die theatralischen Aufführungen der Stiftsschüler zu Zeitz in 16., 17. und 18. Jahrhundert. Neue Mitteilungen aus dem Gebiete histor.-antiquarischer Forschungen des thüringisch-sächsischen Vereins. Halle. 16, 431 ff.

Böhme E., Die weimarischen Dichter von Gesangbuchliedern und ihre Lieder. Zeitschrift d. Vereins f. thüringische Geschichte 16, 311 ff.

Kirchhoff A., Die ältesten Theateraufführungen in Erfurt. Mitteilungen des Vereins f. d. Geschichte u. Altertumskunde von Erfurt 4, 191 ff.

Köster A., Der Dichter der geharnschten Venus. Marburg 1897.

Keller L., Die Hohenzoller und die Oranier in ihren geistigen, verwandtschaftlichen und politischen Beziehungen. Hohenzollern-Jahrbuch 10, 221 ff.

Beckmann J. Ch., Historie des Fürstentums Anhalt. Zerbst 1710.
6. Teil. Landeskunde. S. 314—369 die Literaturgeschichte Anhalts: „von unterschiedenen Gelehrten in dem Fürstentum Anhalt, so durch Schriften berühmt worden".

Beckmann J. Chr., Accessiones Historiae Anhaltinae. Zerbst 1716.

VII. Fürst Ludwigs zu Anhalt-Köthen Reise-Beschreibung. S. 165—292.

Krause G., Ludwig, Fürst zu Anhalt-Köthen und sein Land vor und während des dreißigjährigen Krieges. Neusalz 1877. 1879. 3. Band. 1617—1650. Stiftung und Wirksamkeit der fruchtbringenden Gesellschaft.

Fürst Ludwig zu Anhalt-Köthen, Reisebeschreibung von ihm selbst in deutsche Verse gebracht. Vollständig gedruckt: Beckmann J. Ch., Accessiones Historiae Anhaltinae. Zerbst 1716. VII, 165—292.
Auszugsweise: Beckmann J. Ch., Historie des Fürstentums Anhalt. Zerbst 1710. V, 467—476.

Krause G., Der fruchtbringenden Gesellschaft ältester Erzschrein. Leipzig 1855.

Borkowski H., Zur Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft. Euphorion 8, 571 ff.

Preller L., Weimar u. Jena vor zweihundert Jahren. Zeitschrift d. Vereins f. thüringische Geschichte 2, 1 ff.

Eckstein F. A., Die tugendliche Gesellschaft. Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen des thüringisch-sächsischen Vereins 6, 39 ff.

Keller L., Die Großloge zum Palmbaum und die sogenannten Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Monatshefte d. Comeniusgesellschaft 16, 189 ff.

Keller L., Zur Geschichte der Bauhütten und Hüttengeheimnisse. Monatshefte der Comeniusgesellschaft 7, 26 ff.

Keller L., Comenius und die Akademie der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts. Monatshefte d. Comeniusgesellschaft 4, 1 ff.; 69 ff.; 133 ff.

Reber J., Johann Amos Comenius und seine Beziehungen zu den Sprachgesellschaften. Denkschrift. Leipzig 1895.

Keller L., Die Sozietäten u. Kollegien der böhmischen Brüder vom 15. bis 17. Jahrhundert. Monatshefte der Comeniusgesellschaft 11, 231 ff.

((Keller L.), Die Machtstellung der bömischen Brüder im Zeitalter des Comenius. Monatshefte d. Comeniusgesellschaft 13, 270 ff.

Gloël Fr., Wolfgang Ratich in Magdeburg. Neue Jahrbücher f. Philologie und Pädagogik 104, 177 ff.

Gerland O., Hans Christof Fuchs der ältere zu Wallenburg u. Arnschwang, ein humanistischer Ritter d. 16. Jahrhunderts. Zeitschrift d. Vereins f. hessische Geschichte und Landeskunde. N. F. 23, 204 ff.

Genthe F. W., Hans Christoph Fuchs's heroisch-komisches Gedicht Der Mückenkrieg. Nach der Ausgabe von 1600 hsg. Eisleben 1833.

Witkowski G., Diederich von dem Werder. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte d. 17. Jahrh. Leipzig 1887.

Diederich von dem Werder, Gottfried von Bulljon od. das Erlösete Jerusalem. Frankfurt am Main 1627.

Diederich von dem Werder, Die Historie vom Rasenden Roland. Leipzig 1836.

Dissel K., Philipp von Zesen u. die deutschgesinnte Genossenschaft. Programm. Hamburg 1890.

Prahl K., Philipp von Zesen, ein Beitrag zur Sprachreinigung. Programm. Danzig 1890.

Riemann R., Die Entwicklung des politischen und exotischen Romans in Deutschland. Programm. Leipzig 1904.

Neubaur L., Eine litauische Strophe in Philipp von Zesens „Rosental". Mitteilungen der litauischen literarischen Gesellschaft 2, 416.

2. Nürnberg.

Priem-Reicke, Geschichte der Reichsstadt Nürnberg. 2. Aufl. Nürnberg 1895.

Haenle, Geschichte der Stadt Ansbach. In: „Adreß- u. Firmenbuch der Kreishauptstadt Ansbach". Ansbach 1865.

Meyer J., Ansbach, eine Heimstätte der Dichtkunst. Ansbach 1885.

Wills G. A., Geschichte u. Beschreibung der nürnbergischen Universität Altdorf. Altdorf 1795.

Lattmann J., Ratichius u. die Ratichianer. Göttingen 1898.

Schwarzenberg A., Das Leben und Wirken Johann Michael Dilherrs. Programm. Dresden 1892.

Hampe Th., Die Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg. Nürnberg 1900.

Trautmann K., Englische Komödianten in Nürnberg (1593—1648). Archiv f. Literaturgeschichte 14, 113 ff.

Bolte J., Die Singspiele der englischen Komödianten u. ihrer Nachfolger. Theater-

geschichtliche Forschungen. 7. Hamburg u. Leipzig 1893.
Schletterer H. M., Das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit. Augsburg 1863.
Heine C., Johannes Velten. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters im 17. Jahrhundert. Diss. Halle 1887.
Johannes Velten. Allgemeine deutsche Biographie 39, 577 ff.
Keller A. v., Ayrers Dramen. Literarischer Verein 76. 77. 78. 79. 80.
Helbig K. G., Zur Biographie u. Charakteristik des Jakob Ayrer. Hennebergers Jahrbuch f. Literaturgeschichte 1, 32 ff.
Helbig K. G., Zur Chronologie der Schauspiele des Jakob Ayrer. Prutz Literarhistorisches Taschenbuch 5, 443 ff.
Robertsohn J. G., Zur Kritik Jakob Ayrers. Mit besonderer Rücksicht auf sein Verhältnis zu Hans Sachs u. den englischen Komödianten. Diss. Leipzig 1892.
Bolte J., Die Quelle von Ayrers Ehrlicher Beckin. Euphorion 7, 225 ff.
Heller J., Jakob Ayrers Bamberger Reimchronik vom Jahre 900—1599. Bericht über das bisherige Bestehen u. Wirken des historischen Vereins d. Ober-Main-Kreises zu Bamberg. Bamberg 1838. (Nicht zugängl.)
Kreß Frh. v., Ein Nürnberger Hochzeitsbüchlein. Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine 33, 81.
Hampe Th., Spruchsprecher, Meistersinger u. Hochzeitslader vornehmlich in Nürnberg. Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1894, 25 ff; 60 ff.
Holstein H., Der Nürnberger Spruchsprecher Wilhelm Weber 1602—1661. Zeitschrift f. deutsche Philologie 16, 165 ff.
Frommann G. K., Grübels sämtliche Werke. Nürnberg 1857.
Spieß E., Naturhistorische Bestrebungen Nürnbergs im 17. und 18. Jahrhundert. Nürnberg 1890.
Johann Georg Gichtel. Allgemeine deutsche Biographie 9, 147 ff.
Keller L., Gottfried Wilhelm Leibniz u. die deutschen Sozietäten. Monatshafte der Comeniusgesellschaft 12, 141 ff.
Bischoff Th. u. Schmidt A., Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des pegnesischen Blumenordens. Nürnberg 1894 (mit erschöpfender Bibliographie).
Tittmann J., Die Nürnberger Dichterschule. Harsdörfer, Klaj, Birken. Göttingen 1847.
Amarantes (Herdegen), Historische Nachricht von deß löblichen Hirten-, u. Blumenordens an der Pegnitz Anfang u. Fortgang. Nürnberg 1744.
Hodermann R., Bilder aus dem deutschen Leben des 17. Jahrhunderts. Mit einem Nachdrucke der Schutzschrift für die teutsche Spracharbeit. Paderborn 1890.
Bischoff Th., G. Harsdörffer. Ein Zeitbild aus dem 17. Jahrhundert. Nürnberg 1894.
Krapp A., Die ästhetischen Tendenzen Harsdörffers. Berlin 1903.
Franz A., Johann Klaj. Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft. 6. Marburg 1908.
Schmidt A., Sigmund von Birken. Nürnberg 1894.
Quedenfeld G., Sigmund von Birken. Programm. Freienwalde 1878.

3. Schwaben und Elsaß.

Krauß R., Schwäbische Literaturgeschichte. Freiburg i. Br. 1897.
Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsasses. Berlin 1871.
Johann Sebastian Wieland. Allgem. deutsche Biographie 42, 395 ff.
Schepß G., Dr. Phil. Jac. Hamerers Heldengedicht über den schmalkaldischen Krieg. Neues Archiv f. sächsische Geschichte 5, 239 ff.
Hoßbach W., Johann Valentin Andreä und sein Zeitalter. Berlin 1819.
Glöckler J. Ph., Johann Valentin Andreä. Stuttgart 1886.
Glöckler J. Ph., Schwäbische Frauen. Stuttgart 1865.
Johann Valentin Andreä, Geistliche Kurzweil. Straßburg 1619.
Johann Valentin Andreä, Turis Babel sive Judiciorum de fraternitate rosaceae crucis. Argentorati 1619.
Johann Valentin Andreä, Adenlicher Zucht Ehrenspiegel. Straßburg 1623.
Pust R., Über Valentin Andreäs Anteil an der Sozietätsbewegung des 17. Jahrhunderts. Monatshefte d. Comeniusgesellschaft 14, 240 ff.
Begemann W., Johann Valentin Andreä u.

die Rosenkreuzer. Monatshefte der Comeniusgesellschaft 8, 145 ff.

Fechter D. W., Thomas Platter und Felix Platter. Zwei Autobiographien. Hsg. Basel 1840.

Esaias von Hulsen, Aigentliche Wahrhaffte Delineatio vnnd abbildung aller fürstlichen auffzüg vnnd Rütterspilen. Bey des .. Herrn Johann Fridrichen . . . jungen Printzen . . wohlangestellter Kindtauff. Stuttgart 1618. Beigebunden Weckherlins Beschreibung. (Exemplar der Münchner Hof- u. Staatsbibliothek 2° Germ. sp. 80.)

Fischer H., Georg Rudolf Weckherlins Gedichte. Lit. Verein 199—200. Supplement 245.

Huber C. F. W., Stammbaum der Familie Weckherlin mit geschichtlichen Nachrichten. Stuttgart 1857.

Fischer H., Neues über Georg Rudolf Weckherlin. Euphorion 7, 48 ff.

Weckherlin G. R., Triumf neulich bei der f. Kindtauf zu Stuttgart gehalten. Stuttgart 1616. (Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek 4° Germ. sp. 350.)

Schultz H., Die kleineren Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Dissertation. Göttingen 1888.

Voigt G., Die Dichter der aufrichtigen Tannengesellschaft. Programm. Großlichterfeld 1899.

Bünger C., Matthias Bernegger, Straßburg 1893.

Obser C., Zur Lebensgeschichte Joh. Michael Moscheroschs. Euphorion 5, 471 ff.

Beinert J., Johann Michael Moscherosch u. sein Geburtsort Willstatt. Alemannia 35, 186 ff.

Beinert J., Moscherosch im Dienste der Stadt Straßburg. Jahrbuch f. Geschichte, Sprache u. Literatur Elsaß-Lothringens 23, 138 ff.

Schmidt A., Moscheroschs Schreibkalender. Jahrbuch f. Geschichte, Sprache u. Literatur Elsaß-Lothringens 16, 139 ff.

Pariser L., Beiträge zu einer Biographie von Hans Moscherosch. Diss. München 1891.

Bobertag F., Gesichte Philanders von Sittewald von Hans Michael Moscherosch. Hsg. Deutsche Nationalliteratur 52.

Pariser L., Insomnis cura parentum. Neudrucke. 108—109. Halle 1893.

Pariser L., Die Patientia von Hans Michael Moscherosch. Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. 2. München 1897.

Bolte J., Unbekannte Gedichte v. Moscherosch. Jahrbuch f. Geschichte, Sprache u. Literatur Elsaß-Lothringens 13, 151 ff.

Ettlinger E., Ein ungedrucktes Gedicht von Moscherosch. Jahrbuch f. Geschichte, Sprache u. Literatur Elsaß-Lothringens 17, 25 ff.

Frankhauser Fr., Gedichte von Quirin Moscherosch zur Willstätter Kirchweihe von 1657. Zeitschrift f. Geschichte d. Oberrheins 59, 260 ff.

Beinert J., Deutsche Quellen u. Vorbilder zu H. M. Moscheroschs Gesichte Philanders von Sittewald. Alemannia 32, 161 ff.

Hinze W., Moscherosch u. seine deutschen Vorbilder in der Satire. Diss. Rostock 1903.

Hauffen A., Zu den Quellen der Gesichte Philanders von Sittewald. Euphorion 7, 699 ff.

Reber J., J. A. Comenius u. Johann Michael Moscherosch. Monatshefte der Comeniusgesellschaft 9, 44 ff.

Bolte J., Zu Moscherosch. Jahrbuch f. Geschichte, Sprache u. Literatur Elaß-Lothringens 21, 156 ff.

Duncker A., Ein Gelnhäuser Kopialbuch des 16. Jahrhundert mit der ersten Erwähnung der Familie Grimmelshausen. Zeitschrift des Vereins f. hessische Geschichte u. Landeskunde. N. F. 9, 385 ff.

Keller A., Schriften von Grimmelshausen. Lit. Verein 33, 34, 65, 66.

Meißner, Zur Geschichte der Simplizianischen Schriften. Mitteilungen der Geschichts- u. Altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes 10, 259 ff.

Becker K. Chr., Über Simplicius Simplicissimus. Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte u. Altertumskunde in Frankfurt am Main 2, 52 ff.

Bloedau C. A. v., Grimmelshausens Simplicissimus u. seine Vorgänger. Palaestra. 51. Berlin 1908.

Rausse H., Zur Geschichte des spanischen Schelmenromans in Deutschland. Münsterische Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. 8. Münster 1908.

Stilgebauer E., Grimmelshausens Dietwald u. Amelinde. Diss. Gera 1893.

Dieffenbacher, Grimmelshausens Bedeutung für die badische Volkskunde. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine 49, 193 ff.

Amersbach K., Aberglaube, Sage u. Märchen bei Grimmelshausen. Programm. Baden-Baden 1891, 1893.
Hechtenberg K., Das Fremdwort bei Grimmelshausen. Diss. Heidelberg 1901.

4. Landschaften des Pietismus.

Stephan H., Der Pietismus als Träger des Fortschritts. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge u. Schriften aus dem Gebiete der Theologie u. Religionsgeschichte. 50. Tübingen 1908.
Opel, Glaubens- und Gewissensfreiheit in Deutschland im 1. Drittel des 17. Jahrhunderts. Grenzboten 3, 281 ff.
Johann Arndt. Allgemeine Deutsche Biographie 1, 548 ff.
Henke E. L. Th., Georg Calixtus u. seine Zeit. Halle 1853. 1860.
Emsfelder E., Zur Geschichte des Pietismus im Elsaß. Alsatia 1875—1876, 333 ff.
Grünberg P., Philipp Jakob Spener. Göttingen 1893. (Enthält eine reiche Bibliographie zu Spener.)
Schircks W., Philipp Jakob Speners Lebensbild u. geistliche Lieder. Deutche Zeitschrift 1853, 183 ff.
Dibelius Fr., Gottfried Arnold. Sein Leben u. seine Bedeutung f. Kirche u. Theologie. Berlin 1873.
Blanckmeister Fr., Aus dem Briefwechsel Gottfried Arnolds. Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte von Annaberg und Umgebung I. 4, 36 ff.
August Hermann Francke. Allgemeine Deutsche Biographie 7, 219 ff.
Kramer G., Neue Beiträge zur Geschichte August Hermann Franckes. Halle 1875.
Hertzberg G. F., August Hermann Francke u. sein hallisches Waisenhaus. Halle 1898.
Kawerau W., Die Anfänge der Universität Halle. Monatshefte der Comeniusgesellschaft 3, 239 ff.
Schrader W., Geschichte der Friedrichsuniversität zu Halle. Berlin 1894.

Fünftes Buch. Kämpfer und Sieger.

I. Kapitel. Die Schweiz.

1. Urschweiz und Rheintal.

Henne Am-Rhyn O., Geschichte des Schweizervolkes und seiner Kultur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2. Auflage. Leipzig 1871.
Weber R., Die Schweiz, ihre Natur, Geschichte und ihr Volksleben im Spiegel der Dichtung. Basel 1880.
Osenbrüggen E., Die Schweizer. Daheim u. in der Fremde. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. Berlin 1874.
Leu H. J., Allgemeines Helvetisches, Eydgenössisches od. Schweizerisches Lexicon. Zürich 1747—1765. Holzhalb H. J. Supplement. Zürich 1786—1795.
Genealogisches Handbuch zur Schweizer Geschichte. Hsg. v. der Schweizerischen Heraldischen Gesellschaft. 1. Band Hoher Adel. Zürich 1900—1908.
Lendorff C. F., Schweizerisches Geschlechterbuch. Basel 1904 ff.
Baechtold J., Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld 1892.
Mörikofer J. C., Die Schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1861.
Semmig H., Kultur- u. Literatur-Geschichte der franz. Schweiz u. Savoyens. Zürich 1882.
Rahn J. R., Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz. Zürich 1873.
Wackernagel W., Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel 1833.
Schiffmann F. J., Die älteste Zeitung Luzerns. Der Geschichtsfreund 31, 322 ff.
Lütolf A., Aus der frühern Schaubühne der Stadt u. Landschaft Luzern. Der Geschichtsfreund 23, 154 ff.
Heinemann Fr., Peter Spichtigs Dreikönigsspiel v. Lungern v. J. 1658. Der Geschichtsfreund 56, 153 ff.
Wikart P. A., Gegenwärtige u. ausgestorbene

Geschlechter der Stadt Zug. Sonderabdruck. Einsiedeln 1868.
Staub B., Zugerische Dichter aus dem 17. Jahrhundert. 1866.
Zschokke E., Der Toggenburger Epigrammatiker Johannes Grob. Zürich 1890. Mit einer Stammtafel.
Kind P. H., Glarner Namenbüchlein. Schwand 1892.
Dieth-Locher F., Bürgerbuch der Stadt St. Gallen. St. Gallen 1887.
Mägis C., Die Schaffhauser Schriftsteller von d. Reformation bis zur Gegenwart. Schaffhausen 1869.
Basler Biographien. Hsg. von Freunden vaterländischer Geschichte. Basel 1900—1905.
(Lutz M.), Baslerisches Bürgerbuch. Basel 1819.
Burckhardt L. A., Geschichte der dramatischen Kunst in Basel. Beiträge zur Geschichte der Stadt Basel 1, 169 ff.
Burckhardt K., Geschichte der Baslerischen Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen. Basel 1827.
Mangold Fr., Die Basler Mittwoch- und Samstag-Zeitung 1682—1796. Basel 1900.
Miaskowski A. v., Isaak Iselin. Basel 1876.
Widmann J., Bürger-Familienbuch von Liestal. Liestal 1860.
(Küttner K. G.), Briefe eines Sachsen aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig. Leipzig 1785. 1786.

2. Bern.

Hilty C., Berner Staatsgedanken. Vortrag. Bern 1877.
Geiser K., Beiträge zur Bernischen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Bern 1890.
Haag Fr., Die Hohen Schulen zu Bern. Bern 1903.
Müller K., Geschichte der Zensur im alten Bern. Dissertation. Bern 1904.
Müller C., Die letzten Tage des alten Bern. Bern 1886.
Fetscherin W., Madame Perregaux. Ein bernisches Zeit- und Sittengemälde aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Berner Taschenbuch 1867, 46 ff.
Burri A., Johann Rudolf Sinner von Ballaigues 1730—1787. Dissertation. Bern 1912.
Jenny E., Die Alpendichtung der deutschen Schweiz. Bern 1905.
Vetter F., Berner-Oberländer Poeten des 17. Jahrhunderts. Berner Taschenbuch 1880, 46 ff.
Merz, Das Ommlilied aus dem Simmental. Berner Taschenbuch 1873, 191 ff.
Vetter F., Über die Sage der Herkunft der Schwyzer und Oberhasler aus Schweden und Friesland. Bern 1877.
Rebmann H. R., Ein New Lustig Ernsthafft Poetisch Gastmal u. Gespräch zweyer Bergen. Bern 1606.
Trechsel F., Die Familie Rebmann (Ampelander). Sittenzüge und Kulturbilder aus dem Leben des 16. Jahrhunderts. Berner Taschenbuch 1883, 53 ff.
Hagen H., Jakob von Graviſſet, der Donator d. Bongarsischen Bibliothek. Berner Taschenbuch 1879, 156 ff.
Heutelia. Lutetiae 1658.
Greyerz O. v., Beat Ludwig von Muralt. Frauenfeld 1888.
Greyerz O. v., Lettres sur les Anglais et les Français. 1725. Bern 1897.
Bernard A., Le piétisme à Berne à la fin du 17. siècle. Bern 1867.
Trechsel F., Samuel Lutz, Pfarrer zu Yverdon, Amsoldingen und Diesbach bei Thun. Ein Beitrag zur Geschichte des bernischen Pietismus. Berner Taschenbuch auf das Jahr 1859. 50 ff.
Streit A., Geschichte des bernischen Bühnenwesens. Bern 1873—1874.
Tobler G., Zwei bernerische Schuldramen des 17. Jahrhunderts. Berner Taschenbuch 1889, 174 ff.
Blösch E., Johann Rudolf Gruner. Berner Taschenbuch 1880, 1 ff.
Bodemann E., Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis. Hannover 1874.
Familie Haller: Schweizerisches Geschlechterbuch 1, 178 ff.
Ahnentafel Albrecht Hallers: ebenda 3, 698.
Hirzel L., Albrecht von Hallers Gedichte. Frauenfeld 1882.
Greyerz O. v., Albrecht Haller als Dichter. Vortrag. Bern und Dresden 1902.
Hirzel L., Albrecht Hallers Tagebücher. Leipzig 1883.
Widmann M., Albrecht Hallers Staatsromane. Biel 1894.
Zagajewski K., Albrecht von Hallers Dichtersprache. Quellen u. Forschungen. 105. Straßburg 1909.

Tobler G., Vinzenz Bernhard Tscharner. Neujahrsblatt der literarischen Gesellschaft. Bern 1896.
Mülinen W. F. von, Daniel Fellenberg u. die Patriotische Gesellschaft in Bern. Bern 1900.
Baebler J. J., Samuel Henzis Leben und Schriften. Aarau 1879.
Baebler J. J., Zwei deutsche Gedichte Samuel Henzis gerichtet an J. J. Bodmer. Archiv f. Literaturgeschichte 10, 364 ff.

8. Zürich.

Meyer v. Knonau Gerold, Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer von Knonau. Frauenfeld 1883.
Vögelin S., Die literarische Bedeutung Zürichs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Zürich 1853.
Hadorn A., Die politischen und sozialen Zustände im Kanton Zürich gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Biel 1890.
Finsler G., Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Zürich 1884.
Schauenberg-Ott, C., Die Stammregister der bürgerlichen Geschlechter d. Stadt Zofingen. Zofingen 1884.
Lehmann H., Namenbüchlein der bürgerlichen Geschlechter der Stadt Zofingen. Zofingen 1884.
Büdinger M. u. Grunauer E., Älteste Denkmale der Züricher Literatur. Zürich 1866.
G. R. Z., Die zürcherischen Musikgesellschaften. Züricher Taschenbuch 1885, 1 ff.
Die Schweizer Presse. Hsg. vom Verein der schweizerischen Presse. 1896.
Bodmer H., Die älteste Züricher Zeitung. Züricher Taschenbuch 1891, 175 ff.
Bodmer H., Die Gesellschaft der Maler in Zürich und ihre Diskurse. Dissertation. Frauenfeld 1895.
Vetter Th., Discourse der Mahlern. Neudruck. Frauenfeld 1891.
Vetter Th., Der Spektator als Quelle der Diskurse. Frauenfeld 1887.
Braitmair F., Geschichte der poetischen Theorie und Kritik von den Diskursen der Maler bis auf Lessing. Frauenfeld 1888.
Mörikofer J. C., J. J. Breitinger u. Zürich. Ein Kulturbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Leipzig 1874.
Bodmer H., Johann Jakob Breitinger. Dissertation. Zürich 1897.
Vetter Th., Bodmers persönliche Anekdoten. Zürcher Taschenbuch auf d. Jahr 1892. 91 ff.
Baechtold J., Bodmers Tagebuch, 1752—1782. Turicensia. Beiträge zur Zürcherischen Geschichte. Zürich 1891. S. 190—216.
Tobler G., J. J. Bodmer als Geschichtsschreiber. Neujahrsblatt d. Züricher Stadtbibliothek. 1891, 8 ff.
Lavater J. C., Historische Lobrede auf J. J. Breitinger. Zürich 1771.
Seuffert B., Karl von Burgund. Ein Trauerspiel von J. J. Bodmer. Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts. 9.
Jenny G., Miltons Verlorenes Paradies in d. deutschen Literatur d. 18. Jahrhunderts. St. Gallen 1890.
Koch M., Über die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im 18. Jahrhundert. Leipzig 1883.
Vetter Th., Zürich als Vermittlerin englischer Literatur im 18. Jahrhundert. Programm. Zürich 1891.
Vetter Th., Johann Heinrich Waser, Diakon in Winterthur (1713—1777), Vermittler englischer Literatur. Zürich 1898.
Tobler-Meyer W., Das Geschlecht der Tobler. Sonderabdruck. Zürich 1870.
(Keller-Escher C.), Die Familie Grebel. Zürich 1886.
(Anonym), Das Geschlecht der Schmid genannt Heß, Burger der Stadt Zürich. Einsiedeln 1877.
Schultheß J., Denkschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Stiftung des Schultheßischen Familienfonds. Zürich 1859.
Wolf R., Johann Georg Sulzer von Winterthur. Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz. Zürich 1860. 3, 291 ff.
Morell K., Die helvetische Gesellschaft. Winterthur 1863.
Keller F., Die römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz. Zürich 1860—1864.
Zollinger M., Eine schweizerische Nationalbühne? Studie zur schweizerischen Theatergeschichte. Dissertation. Aarau 1909.
Wolf R., Martin Planta von Süs. Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz. Zürich 1859. 2, 193 ff.
Planta, P. von, Chronik der Familie von Planta. Zürich 1892.

Ott Fr. S., Leben des Zürcherischen Bürgermeisters Johann Jakob Leu 1689—1768. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich 1862.

Rahn J. R., Die Künstlerfamilie Meyer in Zürich. Züricher Taschenbuch 1881, 232 ff.

Keller-Escher C., Die Familie Hirzel von Zürich. Genealogie und geschichtliche Übersicht. Leipzig 1899.

Keller-Escher C., Fünfhundertundsechzig Jahre aus der Geschichte der Familie Escher vom Glas. Zürich 1885.

Wölfflin H., Salomon Geßner. Mit ungedruckten Briefen. Frauenfeld 1889.

Broglié H., Die französische Hirtendichtung des 18. Jahrhunderts in ihrem Verhältnis zu Geßner. Leipzig 1903.

Muncker F., Lavater, eine Skizze seines Lebens und Wirkens. Stuttgart 1883.

Johann Kaspar Lavater. 1781—1801. Denkschrift zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages. Hsg. von der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich 1902.

Waser H., Johann Kaspar Lavater. Nach Ulrich Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen. Zürich 1894.

Arx O. v., Lavaters Schweizerlieder. Olten 1897.

Hoffmann Krayer E., Eine handschriftliche Sammlung Lavaterscher Gedichte. Züricher Taschenbuch 1900, 150 ff.

Finster G., Lavaters Beziehungen zu Paris in den Revolutionsjahren 1789—1795. Züricher Neujahrsblätter 1898.

Düntzer H., Christof Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und der herrnhutische Arzt. Leipzig 1882.

Heß D., Salomon Landolt. Ein Charakterbild, nach dem Leben ausgemalt. Hsg. v. Korrodi E. Zürich 1912.

Bessire P. O., Jacob-Henri Meister. Dissertation. Delémont 1912.

Pestalozzi-Pfyffer E., Die Familie Pestalozzi. Zürich 1878.

Leser H., Johann Heinrich Pestalozzi. Leipzig 1908.

Meyer H., Johann Heinrich Pestalozzi. Züricher Taschenbuch auf das Jahr 1847. 1 ff.

Mörikofer J. C., Heinrich Pestalozzi und Anna Schultheß. Zürich 1859.

Vogel A., Systematische Darstellung der Pädagogik J. H. Pestalozzis. Hannover 1886.

Melchers K., Pestalozzi und Comenius. Monatshefte der Comeniusgesellschaft 5, 24 ff.

Schmidt J., Pestalozzi und sein Neuhof. Zürich 1847.

Salis-Saglio N. v., Die Familie von Salis. Lindau 1891.

Frey N., J. Gaudenz von Salis-Seewis. Frauenfeld 1889.

Götzinger E., Aus den Papieren des Barden von Riva. Sankt Gallen 1891.

Baechtold J., Johann Kaspar Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution von David Heß. Berlin 1884.

Schweizers Werke verzeichnet S. 247.

II. Kapitel. Leipzig und Halle.

1. Altleipzig.

Wustmann G., Aus Leipzigs Vergangenheit. Leipzig 1885.

Witkowski G., Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig. Leipzig u. Berlin 1909.

Blümmer, Geschichte des Theaters in Leipzig. Leipzig 1818.

Wustmann G., Zur Leipziger Theatergeschichte. Leipziger Tageblatt 22. Dezember 1907.

Wustmann G., Eine deutsche Schulkomödie auf der Thomasschule 1660. Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 2, 82 ff.

Witkowski G., Englische Komödianten in Leipzig. Euphorion 15, 441 ff.

Opel J. O., Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650. Archiv für Geschichte d. deutschen Buchhandels. 3.

Kirchhoff A., Das älteste Leipziger Zeitungswesen. Vortrag. Mitteilungen d. deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer 8, 68 ff.

Kirchhoff A., Zur ältesten Geschichte des Leipziger Zeitungswesens. Archiv f. Geschichte d. deutschen Buchhandels 5, 1 ff.

Benndorf K., Der Musikalische Quack-Salber von Johann Kuhnau. Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts. 83—88.

Spitta Ph., Johann Sebastian Bach. Leipzig 1873 ff.

Zarncke F., Christian Reuter, sein Leben und seine Werke. Leipzig 1884.
Zarncke F., Weitere Mitteilungen über Christian Reuter, den Verfasser d. Schelmuffsky. Berichte über die Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 39, 44 ff.; 253 ff.
Zarncke F., Neue Mitteilungen zu den Werken Christian Reuters. Berichte über die Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 40, 71 ff.; 201 f.
Ellinger G., Über Reuter als Dramatiker. Zeitschrift f. deutsche Philologie 20, 289 ff.
Distel Th., Reuters Lustspiel Graf Ehrenfried. Berichte d. sächsischen Akademie d. Wissenschaften 1902.
Ellinger G., Nicolaus Peuckers Wolklingende Paucke 1650—1675 und drei Singspiele Christian Reuters. Berliner Neudrucke I. 3. Berlin 1888.
Zarncke F., Christian Reuter als Passionsdichter. Berichte über die Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 39, 306 ff.
Stübel B., Die deutsche Gesellschaft in Leipzig von ihrem Entstehen bis zur Gegenwart. Mitteilungen der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer 6, 1 ff.
Paur Th., Ursprung und Ausgang der Görlitzischen Poetengesellschaft in Leipzig zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Neues Lausitzisches Magazin 56, 243 ff.
Treitschke R., Burkard Mencke. Zur Geschichte der Geschichtswissenschaft im Anfange des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1842.
Rogge A., Johann Biemann der Großvater Gottscheds. Altpreuß. Monatsschrift 7, 233 ff.
Rose R., Stammtafel der Familie Gottschewsky. Archiv für Stamm- u. Wappenkunde 7, 67.
Reicke J., Zu Johann Christoph Gottscheds Lehrjahren auf der Königsberger Universität. Altpreußische Monatsschrift 29, 70 ff.
Lecky W. E. H., Geschichte des Ursprungs u. Einflusses der Aufklärung in Europa. Deutsch von Jolowicz H. 2. Aufl. Leipzig u. Heidelberg 1873.
Danzel Th. W., Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1848.
Wolff E., Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben. Kiel u. Leipzig 1895. 1897.
Waniek G., Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit. Leipzig 1897.
Reichel E., Gottsched der Deutsche. Berlin 1901.
Reichel E., Kleine Gottsched-Halle. Jahrbuch der Gottschedgesellschaft. 1904 ff.
Günther O., Aus Gottscheds Briefwechsel. Mitteilungen der deutschen Gesellschaft in Leipzig IX 1, 47 ff.
Schwabe J. J., Herrn Johann Christoph Gottscheds Gedichte gesammelt und herausgegeben. Leipzig 1736.
Schlenther P., Frau Gottsched u. die bürgerliche Komödie. Berlin 1886.
Rankel H. v., Briefe der Frau Gottsched. Hsg. Dresden 1771. 1772.
Reichel E., Die vernünftigen Tadlerinnen von J. Chr. Gottsched. Gottscheds gesammelte Werke. 2. Berlin 1908.
Reichel E., Der Biedermann von J. Chr. Gottsched. Gottscheds gesammelte Schriften. 3. Berlin 1910.
Wolff E., Die deutschen Gesellschaften in Erlangen und Altdorf im 18. Jahrhundert. Monatshefte der Comeniusgesellschaft 8, 209 ff.
Krause G., Gottsched und Flottwell, die Begründer d. deutschen Gesellschaft in Königsberg. Festschrift. Leipzig 1893.
Heine C., Das Schauspiel der deutschen Wanderbühnen von Gottsched. Halle 1889.
Reden-Esbeck Fr. J. v., Karoline Neuber und ihre Zeitgenossen. Leipzig 1881.
Wustmann G., Die Verbannung des Harlekin durch die Neuberin. Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 2, 149 ff.

2. Die Leipziger Kämpfe.

Koch M., Gottsched und die Reform der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Hamburg 1887.
Servaes F., Die Poetik Gottscheds und der Schweizer. Quellen und Forschungen. 60. Straßburg 1887.
Eitner, Günthers Biograph Doktor Steinbach von Breslau und die Gottschedianer. Programm. Breslau 1872.
Dörffel E., Johann Friedrich Christ. Leipzig 1878.
Kroker E., Gottscheds Austritt aus der deutschen Gesellschaft. Mitteilungen d. deutschen Gesellschaft in Leipzig IX 2, 1 ff.

Trog C., Daniel W. Triller. Nassovia, 1, 167 ff.
Koch E., Urkundlicher Stammbaum der Familie Triller. Meiningen 1887.
Eckart R., Abraham Gotthelf Kästners Selbstbiographie. Hannover 1909.
Wahl G., Johann Christoph Rost. Leipzig 1902.
Ladendorf O., Christoph Otto von Schönaich. Dissertation. Leipzig 1897.
Klopsch Ch. D., Geschichte des Geschlechts von Schönaich. Glogau 1847.
Bieling A., Gottscheds Reineke Fuchs. Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur. 1. Halle 1886.
Witkowski G., Der Wurmsaamen. Sechs poetische Streitschriften aus den Jahren 1751 und 1752. Mitteilungen der deutschen Gesellschaft in Leipzig 10, 1 ff.
Günther O., Der Leipziger Aufenthalt deutscher Dichter und Denker im 18. Jahrhundert. Schriften des Vereins f. die Geschichte Leipzigs 2, 93 ff.

3. Halle.

Hertzberg G. F., Geschichte der Stadt Halle an der Saale. Halle 1891. 1893.
Dreyhaupt J. Chr. v., Lebensbeschreibungen gelehrter und berühmter Leute, die entweder zu Halle gebohren oder daselbst in Bedienungen und Ehrenämtern gestanden. Diplomatisch-historische Beschreibung des Saalkreises. Halle 1749 f. 2, 572 ff.
Dreyhaupt J. Chr. v., Von denen vornehmsten Adelichen, Patricien und Bürgerlichen theils abgestorbenen Familien zu Halle u. denen Geschlechts-Registern. Diplomatisch-historische Beschreibung des Saalkreises. Halle 1749 f. 2, 572 ff. Stammtafeln rückwärts angehängt S. 1—221.
Lambert E. M., Das hallische Patriziat. Halle 1866.
Beheim-Schwarzbach M. v., Hohenzollersche Kolonisationen. Leipzig 1874.
Kawerau W., Aus Halles Literaturleben. Halle 1888.
Kawerau W., Aus Magdeburgs Vergangenheit. Beiträge zur Literatur und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Halle 1886.
Stephan H., Der Pietismus als Träger des Fortschritts. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiete der Theologie und Religionsgeschichte. 51. Tübingen 1908.
Treitschke H. v., Samuel Pufendorf. Histor. u. politische Aufsätze. 4, 202 ff.
Wagner B. A., Christian Thomasius. Berlin 1872.
Hodermann R., Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jahrhunderts. Dissertation. Friedrichsroda 1891.
Sauer A., Christian Thomasius. Von Nachahmung der Franzosen. Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts. 51.
Pinr P., Studien zur sachlichen Würdigung Wolffs. Halle 1903.
Familie Velten: Dreyhaupt J. Chr. v., Diplomatisch-historische Beschreibung des Saalkreises. Halle 1749 f. 2, 182.
Chrysander Fr., G. F. Händel. Leipzig 1858.
Förstemann K. E., Georg Friedrich Händels Stammbaum. Leipzig 1844.
Opel, Mitteilungen zur Geschichte der Familie des Tonkünstlers Händel. Neue Mitteilungen des thüringisch-sächsischen Altertumsvereins 17, 1 ff.
Opel J. O., Zur zweihundertjähr. Geburtstagsfeier Georg Friedrich Händels. I. Die Hofoper unter dem Administrator Herzog August in Halle. Zeitschrift für allgemeine Geschichte 1, 909 ff.
Ramann L., Bach und Händel. Leipzig 1869.
Waniek G., Immanuel Pyra und sein Einfluß auf die deutsche Literatur. Leipzig 1882.
Sauer A., Freundschaftliche Lieder von J. J. Pyra und S. G. Lange. Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts. 22.

III. Kapitel. Die Niedersachsen.

1. Ostfalen und Meißen.

Schmidt O. E., Kursächsische Streifzüge. Leipzig 1902.
Loose, Beziehungen deutscher Dichter zu Meißen. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen 5, 414 ff.
Körte W., Johann Wilhelm Ludewig Gleims Leben. Halberstadt 1811.

Koch G., Gleims scherzhafte Lieder und die sogenannten Anakreonten. Jena 1894.
Sauer A., Preußische Kriegslieder von einem Grenadier von J. W. L. Gleim. Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts. 4.
Pawel J., Gleim der Freund und Dichter der Jugend. Programm. Wien 1894. 1896.
Schüddekopf K., Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse. Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur u. Geistesgeschichte. 2. 4. Weimar 1894. 1895.
Pröhle H., Friedrich der Große u. die deutsche Literatur. Berlin 1872.
Suphan B., Friedrich des Großen Schrift über die deutche Literatur. Berlin 1888.
Pott E. L. M. v., Lichtvers Schriften. Halberstadt 1828.
Muncker F., Bremer Beiträger. Deutsche Nationalliteratur. 43. 44.
Wolff E., Johann Elias Schlegel. Berlin 1889.
Seeliger K., Johann Elias Schlegel. Mitteilungen des Vereins für Geschichte von Meißen 2, 145 ff.
Kretschmer E., Gellert als Romanschriftsteller. Dissertation. Breslau 1902.
Coym J., Gellerts Lustspiele. Palaestra. 20. Berlin 1899.
Ellinger G., Gellerts Fabeln u. Erzählungen. Programm. Berlin 1895.
Hartung W., Die deutschen moralischen Wochenschriften als Vorbild G. W. Rabeners. Hermaea. 9. Halle 1911.
Richter P., Rabener u. Liscow. Programm. Dresden 1884.
Sillem W., Geburtsort u. Herkunft des Dichters Nikolaus Dietrich Giseke. Mitteilungen des Vereins f. Hamburger Geschichte 11, 209 ff.
Zimmer H., Zachariä und sein Renommist. Leipzig 1892.
Minor J., Christian Felix Weiße und seine Beziehung zur deutschen Literatur. Innsbruck 1880.
Sauer A., Joachim Wilhelm von Brawe der Schüler Lessings. Quellen u. Forschungen. 30. Straßburg 1878.
Genfel W., Johann Friedrich von Cronnegk. Dissertation. Leipzig 1894.
Rosenbaum R., Wilhelmine von Moritz August von Thümmel. Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts. 48.
Muncker F., Friedrich Gottlieb Klopstock. Stuttgart 1888.
Lorenz H., Altquedlinburg. Neujahrsblätter hsg. von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. 24. Halle 1890.
Kettner Fr. E., Kirchen- und Reformationshistorie des kaiserlichen freien weltlichen Stiftes Quedlinburg. Quedlinburg 1710.
Wolff G. A. B., Chronik des Klosters Pforta. Leipzig 1843. 1846.
Schröter O., Klopstock-Stätten in der Grafschaft Mansfeld. Mansfelder Blätter 6, 176 ff.
Schmidt E., Beiträge zur Kenntnis der Klopstockschen Jugendlyrik. Quellen und Forschungen. 39. Straßburg 1880.
Schmidt E., Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 3. Aufl. Berlin 1909.
Buchholz A., Die Geschichte der Familie Lessing. Herausgegeben von Lessing C. R. Berlin 1909.
Hoppe, F., Orts- u. Personennamen der Provinzen Ost- und Westpreußen. Altpreußische Monatsschrift 18, 255 ff. über lassek-Wäldchen in Polen, Kulm, Stargard, Posen, Bromberg.
Kirchner K., Johann Theophilus Lessing und das Chemnitzer Lyceum. Mitteilungen d. Vereins f. Chemnitzer Geschichte. 3.
Peter H., Die Pflege der deutschen Poesie auf den sächsischen Fürstenschulen im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte der Stadt Meißen I 3, 23 ff.
Muncker F., Lessings persönliches und literarisches Verhältnis zu Klopstock. Frankfurt a. M. 1880.

2. Kopenhagen.

Schütze P., Schleswig-Holsteins Anteil an der deutschen Literatur im 17. Jahrhundert. Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft des Hamburger Korrespondenten. 1866. Nr. 17. S. 118.
Elias J., Christian Wernicke. Dissertation. München 1888.
Neubaur L., Jugendgedichte von Christian Wernigke. Altpreußische Monatsschrift 25, 124 ff. Mit Stammtafeln.
Ahlefeldt L. von, Zur Geschichte der Familie von Rantzau. 1872.

Ratjen H., Daniel Georg Morhof. Jahrbücher f. d. Landeskunde d. Herzogtümer Schleswig, Holstein u. Lauenburg. 1, 18 ff.
Hoffory J. u. Schlenther P., Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien des Freiherrn Ludwig von Holberg. Berlin 1888.
Prutz R., Ludwig Holberg. Stuttgart u. Augsburg 1857.
Rentsch J., J. E. Schlegel als Trauerspieldichter mit besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zu Gottsched. Leipzig 1890.
Scheel W., Klopstocks Kenntnis des germanischen Altertums. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 6, 188 ff.
Koch M., Helferich Peter Sturz. München 1879.
Kawerau W., Friedrich Gabriel Resewitz. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung. Geschichtsblätter f. Stadt u. Land Magdeburg 20, 149 ff.
Cramer A. G., Hauschronik. Hamburg 1822.
(Rist J.,) Schönborn und seine Zeitgenossen. Hamburg 1836.
Weinhold K., G. F. E. Schönborns Aufzeichnungen über Erlebtes. Zeitschrift der Gesellschaft f. d. Geschichte der Herzogtümer Schleswig, Holstein u. Lauenburg 22, 129 ff.
Weilen A. v., Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts. 30. Stuttgart 1890.
Koch M., Die Schleswigischen Literaturbriefe. Dissertation. München 1878.
Jacobs M., Gerstenbergs Ugolino, ein Vorläufer des Geniedramas. Berlin 1898.

3. Hamburg.

Wehl F., Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert. Leipzig 1856.
Lisch G. C. F., Christian Ludwig Liscows Leben. Schwerin 1845.
Litzmann B., Christian Ludwig Liscow in seiner literarischen Laufbahn. Hamburg und Leipzig 1883.
Heitmüller F., Hamburgische Dramatiker zur Zeit Gottscheds. Dissertation. Wandsbeck 1890.
Rüdiger O., Ein Beitrag zur Literatur der Faustdramen. Mitteilungen des Vereins f. hamburg. Geschichte 2, 101 ff.
Heitmüller F., Der Bookesbeutel. Lustspiel von Hinrich Borkenstein. 1742. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. 56—57.
Litzmann B., Friedrich Ludwig Schröder. Hamburg u. Leipzig 1890. 1894.
Grotefend, Aus der Jugend des Schauspieldirektors Konrad Ernst Ackermann. Jahrbuch d. Vereins f. Mecklenburg. Geschichte 55, 288 ff.
Uhde, Konrad Ekhof. Gottschalls Neuer Plutarch. 4. Leipzig 1876.
Heitmüller F., Adam Gottfried Uhlich. Holländ. Komödianten in Hamburg. Theatergeschichtliche Forschungen. 8. Hamburg und Leipzig 1894.
Fischer H., Lessings Laokoon und die Gesetze der bildenden Kunst. Berlin 1887.
Cosack W., Materialien zu Lessings hamburgischer Dramaturgie. Paderborn 1891.
Kettner G., Über Lessings Minna von Barnhelm. Berlin 1896.
Stockmayer K. H., Das deutsche Soldatenstück des 18. Jahrhunderts seit Lessings Minna von Barnhelm. Literarhistorische Forschungen. 9.
Gaedechens C. F., Englisches Theater in Hamburg. Mitteilungen des Vereins f. hamburg. Geschichte 13, 74 f.
Schlösser R., Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne. Hamburg 1895.
Schaz G., Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig 1788.
Lüder H. A., Carlo Goldoni in seinem Verhältnis zu Molière. Dissertat. Oppeln 1883.
Merschberger D., Die Anfänge Shakespeares auf der Hamburger Bühne. Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft 25, 205 ff.
Vincke Fr. v., Shakespeare und Schröder. Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft 11, 1 ff.
Litzmann B., Schröder und Gotter. Hamburg und Leipzig 1887.
Raab F., J. J. F. von Kurz, genannt Bernardon. Frankfurt a. M. 1899.

4. Die sächsische Scholle.

Lübker D. L. und Schröder H., Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1796 bis 1828. Altona 1829.

Koppe J. Chr., Jetztlebendes gelehrtes Mecklenburg. Rostock und Leipzig 1783. 1784.
Mejer O., Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen. Linden-Hannover 1889.
Jansen G., Aus vergangenen Tagen. Oldenburgs literarische und gesellschaftliche Zustände während des Zeitraums von 1773 bis 1811. Oldenburg 1877.
Bippen W. v., Eutiner Skizzen. Zur Kultur- u. Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Weimar 1859.
Mirow E., Wandsbeck und das literarische Leben Deutschlands im 18. Jahrhundert. Wandsbeck 1898.
Prutz R. E., Der Göttinger Dichterbund. Leipzig 1841.
Redlich C. Chr., Versuch eines Chiffernlexikons zu den Göttinger, Voßischen, Schillerschen und Schlegel-Tieckschen Musenalmanachen. Programm. Hamburg 1875.
Redlich C., Göttinger Musenalmanach auf 1771. Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts. 52—53.
Weinhold K., Heinrich Christian Boie. Halle 1868.
Michael W., Überlieferung und Reihenfolge der Gedichte Höltys. Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur. 2. Halle 1909.
Rhoades B. A., Höltys Verhältnis zur englischen Literatur. Göttingen 1892.
Herbst W., Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Gotha 1857.
Jansen G., Matthias Claudius und Oldenburg. Jahrbuch f. die Geschichte des Herzogtums Oldenburg 10, 1 ff.
Leesenberg A., Die Familie Sieveking. Vierteljahrsschrift f. Heraldik, Sphragistik und Genealogie 12, 617 ff.
Herbst W., Johann Heinrich Voß. Leipzig 1872. 1874. 1876.
Schröter A., Geschichte der deutschen Homerübersetzung. Jena 1882.
Menge Th., Der Graf Friedrich Leopold Stolberg u. seine Zeitgenossen. Gotha 1862.
Keiper W., Friedrich Leopold Stolbergs Jugendpoesie. Berlin 1893.
Hennes J. H., Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg. Mainz 1870.
Jannsen J., Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Freiburg i. B. 1882.
Hellinghaus O., Briefe Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg an Johann Heinrich Voß. Münster 1891.
Schröder, Müller nach seinem Leben u. seinen Werken. Hamburg 1843.
Brand A., Müller von Itzehoe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert. Berlin 1901.

5. Ostfalen.

Schiller C. G. W., Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745—1800. Wolfenbüttel 1845.
Rust J. L. A., Historisch literarische Nachrichten von den jetzt lebenden Anhaltischen Schriftstellern. Wittenberg u. Zerbst 1776.
Eschenburg J. J., Entwurf einer Geschichte des collegii Carolini in Braunschweig. Berlin und Stettin 1812.
Jerusalem, Über die deutsche Sprache und Literatur. Berlin 1781.
Zimmer H., Just Friedrich Wilhelm Zachariä. Dissertation. Leipzig 1892.
Zimmermann P., Zachariä in Braunschweig. Wolfenbüttel 1896.
Barnstorff J., Youngs Nachtgedanken und ihr Einfluß auf die deutsche Literatur. Dissertation. Bamberg 1895.
Eberhard A., Johann Anton Leisewitz Julius von Tarent und andere poetische Schriften. Berlin 1870.
(Mauvillon), Über den Wert einiger deutscher Dichter. Ein Briefwechsel. Frankfurt u. Leipzig 1771 f.
Kindscher F., Joachim H. Campe. Mitteilungen d. Vereins für Anhaltische Geschichte u. Altertumskunde 7, 647 ff. 9, 383 ff.
Justi K., Winckelmann, sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Leipzig 1898.
Stoecker A., Zur Kunstanschauung d. 18. Jahrhunderts von Winckelmann bis zu Wackenroder. Palaestra. 26. Berlin 1904.
Bürger G. E. und B., Chronik der Familie Bürger. O. O. u. o. J. (Görlitz 1907). Mit 3 Stammtafeln.
Wurzbach W. v., Bürger, sein Leben und seine Werke. Leipzig 1900.
Ebstein E., Neue Kunde von und über Bürger. Süddeutsche Monatshefte IV 2, 407 ff.
Beyer B., Die Begründung der ernsten Ballade durch Bürger. Straßburg 1905.

Mayr R., Beiträge zur Beurteilung G. E. Lessings. Wien 1880.
Kawerau W., Klotz und die Klotzianer. Geschichtsblätter f. Stadt und Land Magdeburg 22, 330 ff.
Schmidt E., Goezes Streitschriften gegen Lessing. Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts. 43—45. Stuttgart 1893.
Kettner G., Über Lessings Emilia Galotti. Naumburg 1893.
Arnold B., Emilia Galotti in ihrem Verhältnis zur Poetik des Aristoteles. Berlin 1880.
Sauer A., Über den fünffüßigen Jambus vor Lessings Nathan. Sitzungsberichte d. Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, philologisch-historische Klasse 90, 625 ff.
Werder K., Vorlesungen üb. Lessings Nathan. Berlin 1892.

6. Westfalen.

Koepper G., Literaturgeschichte des Rheinisch-westfälischen Landes. Elberfeld 1898.
Raßmann E., Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Münster 1866. 1881.
(Galland J.), Zeit- und Lebensbilder aus der neueren Gechichte des Münsterlandes. Historisch-politische Blätter 82, 279 ff.; 349 ff.; 429 ff.; 531 ff.; 741 ff. 83, 190 ff.; 249 ff.; 405 ff.; 561 ff.
Kreißig F., Justus Möser. Berlin 1857.
Schierbaum H., Justus Mösers Stellung in den deutschen Literaturströmungen während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück 33, 167 ff. 34, 244 ff.
Riehemann J., Der Humor in den Werken Justus Mösers. Mitteilungen des histor. Vereins zu Osnabrück 26, 1 ff.
Rupprecht L. Justus Mösers soziale u. volkswirtschaftl. Anschauungen. Stuttgart 1892.
Hofmann R., Justus Möser, der Vater der deutschen Volkskunde. Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück 32, 72 ff.
Nordhoff J. B., Haus, Hof, Mark u. Gemeinde Nordwestfalens im historischen Überblick. Forschungen z. deutschen Landes- u. Volkskunde. 4.
Regula, Zwei Handschriften Justus Mösers. Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück 34, 394 ff.
Frensdorff F., Die Geschichte der Hansa und des Handels bei Justus Möser und Stüve. Hansische Geschichtsblätter 19, 3 ff.
Runge, Johann Ägidius Rosemann, genannt Schöntrup, der Osnabrücker Jurist, Dichter und Sprachforscher. Mitteilungen d. historischen Vereins zu Osnabrück 23, 71 ff.
Esser W., Franz von Fürstenberg. Münster 1842.
(Schlüter Chr. B.), Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalie von Gallitzin. Münster 1874. 1876.
Galland J., Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde. Köln 1880.
Overberg B., Sämtliche Schriften. Münster 1838 ff.
Krabbe C. F., Leben Bernhard Overbergs. 2. Aufl. Münster 1846.
Wedekind E., Werke Broxtermanns. Osnabrück 1841.

IV. Kapitel. Rheinfranken und Schwaben.

1. Königsberg und Riga.

Goldbeck J. F., Literarische Nachrichten von Preußen. Leipzig u. Dessau 1781. 1783.
Sembritzki J., Die ostpreußische Dichtung 1770 bis 1800. Altpreußische Monatsschrift 45, 217 ff., 361 ff.
Reichel E., Die Ostpreußen in der deutschen Literatur. Leipzig 1892.
Rosenkranz K., Königsberger Skizzen. Danzig 1842.
Erdmann B., Martin Knutzen und seine Zeit. Leipzig 1876.
Sembritzki J., Neue Nachrichten über Kants Großvater. Altpreußische Monatsschrift 37, 139 ff. 38, 312 f.
Arnoldt E., Kants Jugend und die ersten fünf Jahre seiner Privatdozentur. Altpreußische Monatsschrift 18, 606 ff.
Gerland G., Immanuel Kant, seine geographische und anthropologischen Arbeiten. Berlin 1906.
Minden D., Der Humor Kants im Verkehr und in seinen Schriften. Altpreußische Monatsschrift 8, 345 ff.

Wichert E., Verse Kants und an Kant. Altpreußische Monatsschrift 15, 377 ff.

Gildemeister C. H., Johann Georg Hamanns, des Magus im Norden Leben u. Schriften. Gotha 1857—1873.

Unger R., Hamann u. die Aufklärung. Jena 1911. Hier die gesamte Literatur.

Unger R., Johann Georg Hamann. Sibyllinische Blätter des Magus. Erzieher zu deutscher Bildung. 5. Jena u. Leipzig 1905.

Unger R., Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens. München 1905.

Weber H., Hamann u. Kant. München 1904.

Minor J., Johann Georg Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode. Frankfurt a. M. 1881.

Funck H., Briefwechsel zwischen Hamann und Lavater. Altpreuß. Monatsschrift 31, 95 ff.

Lettau, Johann Georg Hamann als Geistesverwandter des Comenius. Monatshefte der Comeniusgesellschaft 2, 201 ff.

Schneider F. J., Theodor Gottlieb von Hippel in den Jahren 1741—1781. Prag 1911.

Hippel W. v., Geschichte der Familie Hippel. Berlin 1899.

Brenning E., Theodor Gottlieb Hippel. Monatshefte d. Comeniusgesellschaft 11, 257 ff.

Brenning E., Hippel u. Rousseau. Altpreuß. Monatsschrift 16, 286 ff.

Czerny J., Sterne, Hippel u. Jean Paul. Ein Beitrag zur Geschichte des humoristischen Romans. Berlin 1904.

Brenning E., Johann Friedrich Lauson. Altpreußische Monatsschrift 10, 1 ff.

Geiser A., Die deutschen Balten. 3. Aufl. München 1906.

Zweck A., Litauen. Eine Landes- und Volkskunde. Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen. Stuttgart 1898.

Harnack O., Livland als Glied des deutschen Reiches vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert. Preuß. Jahrbücher 67, 364 ff.

Buchholtz A., Hervorragende Söhne des baltischen Landes. Die deutschen Balten. 3. Aufl. München 1906. S. 18 ff.

Gernet A. von, Forschungen zur Geschichte des baltischen Adels. Reval 1893.

Neuß H., Revals sämtliche Namen nebst vielen anderen, wissenschaftlich erklärt. Reval 1849.

Hansen G. v., Aus baltischer Vergangenheit. Reval 1894.

Grotthuß J. E. Freiherr von, Das baltische Dichterbuch. Reval 1894.

Buchholtz A., Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga 1588—1888. Riga 1890.

Koehler Fr., Esthländische Klosterlektüre. Ein Beitrag zur Kenntnis der Pflege d. geistigen Lebens in Ehstland im Mittelalter. Reval 1892.

Rachel P., Elisa von der Recke. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. Leipzig 1900. 1902.

Rogge A., D. Heinrich Lysius in Litauen u. Masuren. Altpreuß. Monatsschrift 18, 116 ff.

Falck P. Th. v., Das Haus Lenz und dessen Stammbaum. Vierteljahrsschrift f. Wappen-, Siegel- u. Familienkunde 22, 30 ff.

Falck P. Th. v., Lenz in Livland. Winterthur 1878.

Reicke R., Reinhold Lenz in Königsberg und sein Gedicht auf Kant. Altpreußische Monatsschrift 4, 647 ff.

Haym R., Herder nach seinem Leben u. seinen Werken. Berlin 1880.

Suphan B., Herders Werke. Berlin 1877 ff.

Sembritzki J., Sebastian Friedrich Trescho, Diakonus zu Mohrungen in Preußen. Sonderabdruck aus den Oberländischen Geschichtsblättern Heft 7.

Sembritzki J., Trescho und Herder. Altpreuß. Monatsschrift 41, 532 ff.

Berger A. E., Der junge Herder und Winckelmann. Studien zur deutschen Philologie. Halle 1903. S. 83 ff.

Jacoby G., Herders und Kants Ästhetik. Leipzig 1907.

Meyer-Benfey H., Herder u. Kant. Halle 1904.

Keller L., Herder und Leibniz und die Sozietäten des 17. Jahrhunderts. Monatshefte d. Comeniusgesellschaft 18, 82 ff.

2. Frankfurt.

Mentzel E., Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1882.

Creizenach W., Über das Auftreten englischer Schauspielerbanden in Frankfurt. Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte u. Altertumskunde in Frankfurt a. M. 3, 80.

Grotefend, Zur Geschichte der Familie Goethe. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte u. Altertumskunde in Frankfurt a. M. 6, 225 ff.

Düntzer H., Goethes Stammbäume. Gotha 1894.
Carben C., Zu Goethes Ahnentafel. Archiv f. Stamm- und Wappenkunde 8, 138.
Sommer R., Goethe im Lichte d. Vererbungslehre. Leipzig 1908.
Sommer R., Goethes Wetzlarer Verwandtschaft. Leipzig 1908.
Ewert F., Goethes Vater. Hamburg 1899.
Heinemann K., Goethes Mutter. Leipzig 1904.
Witkowski G., Cornelia, die Schwester Goethes. Frankfurt 1903.
Kriegk G. L., Die Brüder Senkenberg, nebst Anhang über Goethes Jugendzeit in Frankfurt. Frankfurt a. M. 1869.
Scherer W., Aus Goethes Frühzeit. Quellen und Forschungen. 34. Straßburg 1879.
Grimm H., Vorlesungen über Goethe. Berlin 1903.
Bielschowsky G., Goethe. Sein Leben und seine Werke. München 1905.
Meyer R. M., Goethe. Berlin 1895.
Creizenach W., Über Klingers Geburtshaus. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte und Altertumskunde in Frankfurt a. M. 3, 1 ff.

3. Straßburg.

Froitzheim J., Zur Straßburger Sturm- und Drangperiode. Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen. 7. Straßburg 1886.
Martin E., Herder und Goethe in Straßburg. Jahrbuch f. Geschichte, Sprache u. Literatur Elsaß-Lothringens 14, 106 ff.
Müller G., Goethe in Straßburg. Leipzig 1896.
Leyser J., Goethe zu Straßburg. Neustadt 1871.
Minor J. und Sauer A., Studien zur Goethephilologie. Wien 1880.
Landsberg H., Das Buch Anette. Berlin 1905.
Zurbonsen F., Herder und die Volkspoesie. Programm. Arnsberg 1888.
Grohmann W., Herders nordische Studien. Leipzig 1899.
Matthias Th., Über den Ursprung der Sprache. Hsg. v. Leipzig 1901.
Waldberg M. v., Goethe und das Volkslied. Berlin 1889.
Martin E., Elsässische Literatur zur Zeit Gottscheds. Jahrbuch f. Geschichte, Sprache u. Literatur Elsaß-Lothringens 7, 117 ff.
Martin E., Eine Straßburger Dichterin aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Jahrbuch f. Geschichte, Sprache u. Literatur Elsaß-Lothringens 4, 57 ff.
Maurer Th., Die Sesenheimer Lieder. Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen. 32. Straßburg 1907.
Froitzheim J., Goethe und Heinrich Leopold Wagner. Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen. 10. Straßburg 1889.
Stöber A., Der Aktuar Salzmann und seine Freunde. Alsatia 1853, 1 ff. Vgl. 1862 bis 1867, 163 ff.; 173 ff.
Schmidt E., Lenz und Klinger. Berlin 1878.
Neuschel K., Goethe und die Volkskunde. Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. deutsch. Geschichts- und Altertumsvereine 53, 77 ff.
Barrentrapp, Straßburgs Einwirkung auf Goethes historische Anschauungen. Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine 47, 186 ff.
Leo F. A., Shakespeare und Goethe. Jahrbuch d. deutschen Shakespeare-Gesellschaft 24, 9 ff.
Falck P. Th., Friederike Brion. Neustadt a. H. 1884.
Rieder J., G. K. Pfeffel. Stuttgart 1820.
Poll M., Die Quellen zu Pfeffels Fabeln. Dissertation. Straßburg 1888.
Gruppe O. F., Lenz' Leben und Werke. Berlin 1861.
Urlichs, Lenz' Tagebuch. Deutsche Rundschau 1877.
Rauch H., Lenz u. Shakespeare. Berlin 1892.
Anwand O., Beiträge zum Studium der Gedichte von J. M. R. Lenz. München 1897.
Schmidt E., Lenziana. Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie d. Wissenschaften. 61.

4. Rheinfranken.

Koepper G., Literaturgeschichte des Rheinisch-westfälischen Landes. Elberfeld 1898.
Schmidt E., Rousseau, Richardson u. Goethe. Jena 1875.
Lauchert F., Lichtenbergs schriftstellerische Tätigkeit in chronologischer Übersicht. Göttingen 1893.
Meyer R. M., Swift und Lichtenberg. Leipzig 1886.
Ebstein E., Neue Briefe G. Chr. Lichtenbergs. Süddeutsche Monatshefte V 2, 310 ff.

Stahr A., Mercks ausgewählte Werke. Oldenburg 1840.
Bollert M., Beiträge zu einer Lebensbeschreibung von Fr. M. Leuchsenring. Jahrbuch f. Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 17, 33 ff.
Kozlowski F. v., Gleim und der Darmstädter Kreis um Merck. Euphorion 15, 681 ff.
Herbst W., Goethe in Wetzlar. Gotha 1882.
Eggers H. K., Die Buff. Vierteljahrsschrift f. Heraldik, Sphragistik u. Genealogie 9, 431 ff.
Appell J. W., Werther und seine Zeit. Oldenburg 1896.
Spieß A., Zu Goethes Aufenthalt in Ems im Sommer 1774. Annalen d. Vereins f. Nassauische Altertumskunde u. Geschichtsforsch. 12, 286 ff. Vgl. 31, 87 f.
Gesky Th., Goethe in Nassau. Nassovia 2, 206 ff.; 218 ff.
Baechtold J., Goethes Götz von Berlichingen in dreifacher Gestalt. Freiburg i. B. 1887.
Mörikofer J. C., Lavater im Verhältnis zu Goethe. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1878, 1 ff.
Stahl H., P. Martin von Cochem und das „Leben Christi". Beiträge zur Literaturgeschichte und Kulturgeschichte des Rheinlandes. 2. Bonn 1909.
Beckmann K., Heinrich Lindenborn, der Kölnische Diogenes. Beiträge zur Literaturgeschichte und Kulturgeschichte des Rheinlandes. 1. Bonn 1908.
Walther Ph. A. F., Die „große Landgräfin". Landgräfin Caroline von Hessen. Darmstadt 1893.
Schmidt E., Heinrich Leopold Wagner. Jena 1875.
Froitzheim J., Goethe und Wagner. Straßburg 1889.
Rieger M., Klinger in der Sturm- u. Drangperiode. Darmstadt 1880.
Erdmann O., Über Klingers dramatische Dichtung. Königsberg 1877.
Jacobowsky L., Klinger und Shakespeare. Dresden 1891.
Seuffert B., Otto, Trauerpiel von F. M. Klinger. Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts. 1.

5. Schwaben.

Schneider E., Württembergische Geschichte. Stuttgart 1896.
Klaiber J., Über deutsche und schwäbische Zustände um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. 1873.
Krauß R., Schwäbische Literaturgeschichte. Freiburg i. B. 1897. 1899.
Fischer H., Die schwäbische Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. Tübingen 1911.
Fischer H., Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens. Tübingen 1891. 1899.
Fischer H., Analekten zur Geschichte der Literatur in Schwaben. Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. N. F. 9, 14 ff.
Holder A., Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung. Heilbronn 1896.
Ofterdinger L. F., Wielands Leben und Wirken in Schwaben und der Schweiz. Heilbronn 1877.
Stobitzer H., Die Schweizer Jahre d. Oberondichters. Neue Zürcher Zeitung. 1913. Nr. 20. 21. 22.
Mülinen W. F. v., Wieland in Bern. Basel 1899.
Assing L., Sophie von La Roche, die Freundin Wielands. Berlin 1859.
Ofterdinger L. F., Geschichte des Theaters in Biberach von 1686 bis auf die Gegenwart. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgesch. N. F. 6, 36 ff.; 118. ff; 229 ff.
Stadler E., Wielands Shakespeare. Quellen und Forschungen. 107. Straßburg 1910.
Döll M., Die Einflüsse der Antike auf Wielands Hermann. München 1897.
Scheidl J., Persönliche Verhältnisse und Beziehungen zu den antiken Quellen in Wielands Agathon. Dissertation. Berlin 1904.
Behmer C. A., Sterne und Wieland. Berlin 1899.
Hauff G., C. F. D. Schubart in seinem Leben und Wirken. Stuttgart 1885.
Strauß D. F., Schubarts Leben in seinen Briefen. Kleine Schriften. 8 u. 9. Bonn 1878.
Schubart L., Schubarts Karakter. Erlangen 1798.
Holzer E., Schubart als Musiker. Stuttgart 1905.
Krauß R., Zur Geschichte der Schubartschen Chronik. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F. 12, 78 ff.
Solger R., Schubart der Gefangene auf Hohenasperg. Bamberg 1893.

Holzer E., Schubartstudien. Ulm 1902.
Weyermann A., Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm. Ulm 1798.
Schön Th., Geschichte des Theaters in Ulm. Diözesanarchiv von Schwaben 17, 17 f.; 37 ff.; 61 ff.; 70 ff.; 101 ff.; 133 ff; 168 ff.; 189 ff. 18, 14 ff.; 54 ff.; 72 ff.; 103 ff.; 119 ff.; 138 ff.; 155 ff.
Kraeger H., Johann Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Bremen 1894.
Beck P., Ein kaum mehr bekanntes Gedicht des Sigwart-Miller. Alemannia 27. 179 ff.
Pentzhorn E., Thomas Abbt. Berlin 1884.
Klaiber J., Stuttgart vor hundert Jahren. Vortrag. Stuttgart 1870.
Belschner C., Ludwigsburg in zwei Jahrhunderten. Ludwigsburg 1904.
Weller K., Geistiges Leben. In: Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Eßlingen 1905. S. 394 ff.
Krauß R., Die schöne Literatur. In: Herzog Karl Eugen von Württemberg u. seine Zeit. Eßlingen 1905. S. 411 ff.
Krauß R., Zur Geschichte des Schauspiels am Württemberger Hofe bis zum Tode Karl Alexanders. Württemberg. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F. 16, 377 ff.
Sittard J., Zur Geschichte der Musik u. des Theaters am Württembergischen Hofe. Stuttgart 1891.
Krauß R., Das Theater. In: Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Eßlingen 1905. S. 485 ff.
Abert H., Die dramatische Musik. In: Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Eßlingen 1905. S. 557 ff.
Krauß R., Die englischen Komödianten im heutigen Württemberg. Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgechichte. N. F. 7, 89 ff.
Steiff K., Die Presse. In: Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Eßlingen 1905. S. 378 ff.
Landshoff S. L., Johann Rudolf Zumsteeg. Berlin 1902.
Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Oldenburg und Leipzig 1900.
Baumstark, Friedrich Karl von Moser. Stuttgart 1846.
Böhm G., Wekhrlin, ein Publizistenleben des 18. Jahrhunderts. München 1893.
Ebeling F. W., Wekhrlin, Leben u. Auswahl seiner Schriften. Berlin 1869.
Krauß R., Zu Gotthold Stäudlins Ausgang. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F. 14, 85 ff.
Minor J., Schiller. Sein Leben und seine Werke. Berlin 1890 ff.
Schiller R., Die Schillergeschlechter Deutschlands. Stuttgart 1909.
Weltrich R., Schillers Ahnen. Eine familiengeschichtliche Untersuchung. Weimar 1907. Vgl. Albert P., Archiv f. Stamm- und Wappenkunde 8, 195 f.
Maier, Schillergenealogie. Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. N. F. 14, 130 ff.
Beck, Zur Schillergenealogie. Diözesanarchiv von Schwaben 17, 113 ff.
Albert P., Die Schiller von Herdern. Freiburg i. B. 1908.
Goldegg H. v., Die Schiller von Herdern in Tirol. Heraldisch-genealogische Zeitschrift des Adler 2, 193 ff.
Güntter O., Marbacher Schillerbuch. Stuttgart und Berlin 1907. 1909.
Brosin O., Schillers Vater. Leipzig 1879.
Müller E., Schillers Mutter. Leipzig 1894.
Hirzel A., Schillers Beziehungen zum Altertum. Aarau 1905.
Minor J., Die Räuber und Goethes Götz von Berlichingen. Zeitschrift für deutsche Philologie 20, 66 ff.

6. Die Pfalz.

Hahn H., Johann Nikolaus Götz. Programm. Birkenfeld 1889 ff.
Schüddekopf K., Briefe von und an Johann Nikolaus Götz. Wolfenbüttel 1893.
Werner R. M., L. Ph. Hahn. Ein Beitrag zur Geschichte der Sturm- und Drangzeit. Quellen und Forschungen. 22. Straßburg 1877.
Seuffert B., Maler Müller. Berlin 1877.
Oeser M., Geschichte der Stadt Mannheim. Mannheim 1904.
Schriften der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft in Mannheim. Mannheim 1787 ff.
Pichler A., Chronik des Hof- und Nationaltheaters in Mannheim. Mannheim 1879.
Marterſteig M., Die Protokolle des Mann-

heimer Nationaltheaters unter Dalberg. Mannheim 1890.
Alafberg Fr., Wolfgang Heribert von Dalberg als Bühnenleiter u. Dramatiker. Berliner Beiträge zur Germanischen und Romanischen Philologie. 32. Berlin 1907.
Behringer J. A., Goethe und seine Beziehungen zur Kunst in der Kurpfalz. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 56, 204 ff.
Koffka W., Iffland u. Dalberg. Leipzig 1865.
Duncker K., Iffland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer u. Direktor. Berlin 1859.
Geiger L., Ifflands Briefe. Schriften der Gesellschaft f. Theatergeschichte. 5. 6. Berlin 1904 f.
Scholze A., Johann David Beil. Mitteilungen d. Vereins f. Chemnitzer Geschichte. 1.
Uhle P., Ungedrucktes von dem Dichter und Schauspieler Johann David Beil. Mitteilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte. 6.
Petersen H., Schiller u. die Bühne. Palaestra. 32. Berlin 1904.
Becker A., Schiller und die Pfalz. Programm. Ludwigshafen 1907.
Beetschen A., Schiller in Mannheim. Als Manuskript gedruckt. Berchtesgaden 1905.

2. Personenverzeichnis.

Familiennamen mit „von" sind nach den Vornamen angeordnet. Doch verweist jedesmal der betreffende Familienname auf das Stichwort des Vornamens. Die Bewohner deutscher Landschaften und Städte sind bei diesen verzeichnet. Die römische Ziffer I. hinter mehreren gleichen Namen bedeutet das älteste erwähnte Mitglied der Familie. Zahlen in Fettdruck bezeichnen die Hauptstelle.

Abadonna: 312.
Abbt, Thomas: 430.
Abraham von Dohna: 93, 165.
Abraham von Frankenberg: 80, 81, 82.
Abraham von Sommerfeld: 80.
Achilles: 339, 380.
Achim von Arnim: 46, 69, 193, 335, 415.
Ackermann, Charlotte: 337, 341.
Ackermann, Dorothea: 337, 341.
Ackermann, Hans: 9, 317.
Ackermann, Konrad Ernst: 242, 288, 307, 324, 333, 335, 336, 337, 338, 341, 343, 378, 388, 450.
Adelbert von Chamisso: 189.
Adam: 133.
Addison: 141, 272.
Adersbach, Andreas: 55.
Adolf Friedrich von Gottorp: 321.
Adramelech: 313.
Aeneas Silvius Piccolomini: 44.
Aesprung, Johann Michael: 430.
Agnes von Witzleben: 353, 355.
Agricola, Georg: 316.
Agricola, Gregorius: 23.
Agricola, Johann: 56.
Agricola, Rudolf: 111.
Alba, Herzog: 135, 356.
Albani, Alessandro: 362, 403.
Albert Friedrich von Preußen: 52.
Albert, Heinrich: 53, 54, 62.
Alberti, Julius Gustav: 348.
Albert von Bremen: 375.
Albertus, Laurentius: 9.
Albertus Magnus: 161.
Albertus von Wormditt: 33.
Albrecht Anton von Rudolfstadt: 156.
Albrecht von Eyb: 42.
Albrecht von Mecklenburg: 127.
Albrecht von Preußen: 44, 50, 51, 52.
Albrici, Vicenzo: 261.
Alexander von Suchten: 51.
Aligieri, Alessandro: 61.
Alischer: 29.
Alliopagus, Konstanz: 46.
Altamor: 166.
Altenburger Prinzen: 182.
Altmann, Johann Georg: 228.
Amalia von Gallitzin: 355, 368—371.
Ambrosius: 85.
Amthor: 267.
Anakreon: 146, 185, 445.
Andreä, Johann Valentin: 182—183, 186, 187, 194, 228, 432, 434, 435.
Andreas Peter von Bernstorff: 353.
Äneas: 313.
Angelsachsen: 132.
Angelus Silesius: s. Scheffler J.
Anhalter Grafen: 159.
Anna, Großfürstin von Rußland: 321.
Anna von Bentheim: 160, 162.
Anthyr: 129.
Anton, Paul: 205.
Anton Ulrich von Braunschweig: 120—122.
Apostel: 311.
Appel, die: 84.
Appel, Johann: 50.

Apollo: 15, 267.
Archilochos: 355.
Arianer: 199.
Arioſt: 358.
Arioviſt: 190.
Ariſtophanes: 323.
Ariſtoteles: 293, 316, 340, 364, 365, 369, 383.
Arminius: 121, 163, 190.
Arndt, Johann: **199**, 200.
Arnim: ſ. Achim von A.
Arnold, Gottfried: **202—204**, 286, 318, 397.
Arnold, Michael: 98.
Arpaden: 45.
Artus: 49.
Askanier: 159, 199.
Äſop: 279.
Aſpaſia: 370.
Aſtioten: 33.
Auguſt Adolf von Haugwitz: 93.
Auguſte zu Stolberg: 353.
Auguſtiner: 106, 107, 114.
Auguſtinereremiten: 105, 106, 124.
Auguſtinus: 183.
Auguſtinus Olumucenſis: 23.
Auguſtus von Braunſchweig: 122.
Auguſt von Sachſen: 59.
Auguſt von Württemberg: 184.
Aweiden, die: 35.
Ayrer, Jakob: 60, 170, **171** bis **174**, 176, 196, 429.

Babenberger: 31, 187.
Babtiſte, Jan: 135.
Bacchus: 16, 50, 109, 124.
Bach, Johann Sebaſtian: 52, 62, 262, 289.
Bacon: 137.
Baczko: ſ. Ludwig Adolf von B.
Bahrdt, Karl Friedrich: 241.
Baldanders: 196.
Balde, Jakob: 187, 188, 214.
Balten: 399, 400, 406.
Balthaſar: 240.
Balthaſar, Urs: **238—239**, 240.
Banduken: 33.
Barac: 138.
Barbara, Gattin Kaiſer Sigmunds: 69.
Barden: 331.
Bardenhold: 345; ſ. auch Miller, Gottlob Dietrich.
Bärenhäuter: 335.
Barth, Kaſpar: 15.
Baſedow: 241, 326, 327, 348, 398, 414, 415.
Baſilius, heiliger: 46.
Bauer, Gertrud Eliſabeth: 361; ſ. auch Bürger, Gertrud Eliſabeth.
Baumgarten, Alexander Gottlieb: 287, 293, 297.
Baumgarten, Siegmund Jakob: 287.
Beat von Muralt: 212, 215, **222—225**, 226, 227, 228, 229, 230, 235, 270, 280, 285, 322, 329, 401.
Becanus, Martin: 26.
Bechſtedt, Johann: 156.
Beck, Heinrich: 449, 450, 451, 453.
Beck, Johann Ferdinand: 242.
Beckmann: 403.
Beckmann, Otto: 114.
Beheim, Martin: 176.
Behemb, Martin: 83.
Behm, die: 34.
Behrmann, Friedrich Georg: 334, 335.
Beil, Johann David: 449, 450, 451.
Beler, Johann: 51.
Benediktiner: 105.
Benediktinerinnen: 118.
Berens, Guſtav: 380—381.
Berens, Johann Chriſtoph: 376, 377, 379.
Bernegger, Matthias: 12, 14, 15, 29, 53, 176, 182, 187.
Bernhardi, Gottfried: 175.
Bernhard von der Geiſt: 108.
Bernold von Walenſtadt: **254—255**.
Bernoulli, Nikolaus: 217.
Bernſtorff: ſ. Andreas Peter u. Johann Hartwig Ernſt von B.
Bernſtorff, die: 353, 368.
Berthold von Regensburg: 106.
de Berſac: 388.
Beſſer, Johann: 267.
Bethlen Gabor: 26.
Beza: ſ. Theodor v. B.
Biemann, Anna Regine: 265; ſ. auch Gottſched Anna Regine.
Biemann, Johann: 56, **265**.
Birken, Daniel: 180.
Birken, Sigmund: 176, 180, 261, 318.
Biron, Marſchall: 99, 290.
Bitſchin, Konrad: **41—42**, 47.
Blackwell: 347.
Blaſius: 192.
Bleſſig: 250.
Blücher: 371.
Boccaccio: 19, 42, 56, 173, 365.
Bock, Friedrich Raphael: 386.
Bock, Johann Chriſtian: 342, 449.
Bock, Johann Georg: 277.
Bock, Karl Gottlieb: 386.
Bocquet: 433.
Bode, Johann Joachim Chriſtoph: 348, 349.
Bodenſtein, Andreas Rudolf: 73.
Bodmer, Anna: 245.
Bodmer, die: 225, 232, 234.
Bodmer, Eliſabeth: 245.
Bodmer, Hans Jakob: 233.
Bodmer, Heinrich: 245.
Bodmer, Johann Jakob I.: 232.
Bodmer, Johann Jakob II.: 245.
Bodmer, Johann Jakob: 224, 228, 230, **234—238**, 240, 242, 243, 246, 247, 248, 249, 250, 252, 253, 274, 276, 279, 280, 282, 294, 305, 309, 358, 426, 427, 436, 437, 443.
Bodmer, Melchior: 234.
Bogatzky: ſ. Karl Heinrich von B.
Bogislav, Friedrich von Tauentzin: 338.

Böhme, Jakob: 29, 30, 54, 58, 70—80, 81, 82, 85, 89, 90, 97, 180, 204, 224, 286, 311, 318, 376, 377, 384, 385, 397, 399, 424.
Böhme, Jakob (von Braunsberg): 33.
Böhmische Brüder: 40, 83, 87, 98, 161.
Boie, die: 344—345.
Boie, Erneſtine: 349.
Boie, Heinrich Chriſtian: 342, 344, 345, 346, 347, 349, 351, 359, 394, 418.
Boie, Vage: 344.
Boileau: 224, 303.
Bonaventura: 26.
Bondeli, Julie: 228, 426.
Bongars, ſ. Jakob von B.
Bonnet, Charles: 249.
Borchers, David: 337.
Borkenſtein, Hinrich: 334, 335.
Borkenſtein, Suſanna: 334; ſ. auch Gontard Suſanna.
Bornmann: 114.
Bornmeiſter, Simon: 175.
Borsnitz, die: 38.
Boſſuet: 327.
Boſtel: ſ. Lukas von B.
Bote, Hermen: 118, 119.
Boyſen: 297.
Brandes, Johann Chriſtian: 449.
Brandmüller, die: 216.
Brandmüller, Johannes: 216.
Brandmüller, Johann Jakob: 216.
Brant, Sebaſtian: 14, 128, 182, 190.
Brawe: ſ. Joachim Wilhelm von Br.
Brederoo: 95, 116.
Brehme, Chriſtian: 66, 259.
Breitinger, die: 245.
Breitinger, Franz Kaſpar: 234.
Breitinger, Jakob: 245.
Breitinger, Johann Jakob I.: 234.
Breitinger, Johann Jakob: 234—238, 242, 243, 247, 252, 253, 276, 279, 293, 294, 305.
Breitinger, Suſanna: 245.
Breitkopf: 275, 301.
Brentano, Clemens: 46, 189, 191, 192, 193, 350, 415, 416, 417, 418.
Brentano, Peter Anton: 418, 423.
Breſſand, Friedrich Chriſtian: 123.
Bretke, Johann: 52.
Brewers, Anthony: 152.
Briesmann, Johannes: 50.
Brion: 406.
Brion, Friederike: 406—407, 408, 422.
Brockes, Barthold Heinrich: 142, 143—144, 217, 335, 413.
Brockmann, Johann Franz: 341, 342, 343.
Broglie, Herzog von: 388.
Browne, Robert: 154, 171, 387.
Brückner, Alexander: 45.
Brüder vom gemeinſamen Leben: 41, 104, 105, 106, 110, 111, 115, 128, 367.
Brüder vom Heiligen Geiſte: 43.
Brühl, Graf: 87, 278, 280, 298, 332.
Brülow, Kaſpar: 186.
Brutus: 424.
Buchholz, Andreas Heinrich: 121.
Buchner, Auguſt: 18, 61.
Buchwald, Sigismund: 23.
Bucretius: 26.
Buff, Charlotte: 414, 418.
Burenius, Arnold: 114, 127.
Bürger, Gertrud Eliſabeth: 361.
Bürger, Johann Gottfried I.: 360.
Bürger, Johann Gottfried: 262, 300, 346, 356, 359—361, 363.
Bürger, Molly: 360.
Burkart von Hohenfels: 187.
Buſtidius, Hieronymus: 114.
Caeſar, Caius Julius: 412, 424.
Caeſarius, Johannes: 112.
Calagius, Andreas: 25.
Calderon: 273.
Calixt, Georg: 200.
Callot, Jean: 232.
Calovius: 53.
Calvin: 11, 159.
Calviſius, Seth: 63.
Camerarius, Joachim: 50, 170.
Campe, Joachim Heinrich: 358.
Canitz, Friedrich Ludwig von: 267.
Cäſaren: 320.
Caſimir von Koburg: 155.
Cato, Marcus Porcius: 12.
Cave, William: 203.
Celtis Protucius, Konrad: 18, 23, 24, 193.
Centauren: 328.
Cervantes: 306, 323, 428.
Chamiſſo: ſ. Adelbert von Ch.
Charlotte von Wolzogen: 453.
Chatten: 386.
Chojenski, Johannes: 47.
Chriſt, Johann Friedrich: 277.
Chriſtian III. von Dänemark: 320.
Chriſtian V. von Dänemark: 321, 322.
Chriſtian VI. von Dänemark: 323, 324.
Chriſtian VII. von Dänemark: 331.
Chriſtian I. von Oldenburg: 320.
Chriſtian Günther zu Stolberg: 353.
Chriſtian II. von Sachſen: 59.
Chriſtian Ernſt von Stolberg: 125.
Chriſtian Hofmann von Hofmannswaldau: 28, 30, 90, 94, 215.

Christian von Anhalt: 160, 162.
Christian zu Stolberg: 353.
Christine Marianne von Ziegler: **275**, 277, 279.
Christoph Hain von Löwenthal: 20.
Christoph Otto von Schönaich: 281.
Christoph von Liebenau: 137.
Christus: 16, 54, 72, 76, 79, 83, 85, 86, 88, 105, 106, 111, 167, 199, 203, 204, 370.
Chrysostomus: 327.
Chytraeus, Nathan: 128.
Cidli: 330.
Clajus, Johannes: 9.
Claudius, die: 345.
Claudius, Matthias: 290, 312, 325, 326, 344, **348—351**, 352, 355, 367, 371, 398.
Claudius, Rebecca: 349.
Clemens VII., Papst: 107.
Clodius, Christian August: 301, **308**, 313.
Cloris: 185.
Coberg, Johann Burchard: 124.
Coelde, Dederich: **106**, 115.
Comenius, Johann Amos: 5, 9, 40, 57, 80, 137, 162, 280.
Concini: 99.
Condillac: 249.
Contarini: 150.
Conway, Lord: 184.
Conz, Karl Philipp: 438, 440, 441, 443.
Coppernicus, Nikolaus: 23, 40—41, 44, 46, 47, 374, 382.
Cordelia: 343.
Corneille: 135, 138, 260, 340.
Corsi, Jacopo: 27.
Corvinus, Antonius: 114.
Corvinus, Laurentius: 23, 24, 26, 40.
Coster, Samuel: 95, 116.
Cotta, Christoph Friedrich: 434.
Cotta, Johann Georg: 433—434.
Cousser, Johann Sigmund: 123, 184.
Cramer, Johann Andreas: 279, 301, 303, 304, 305, 309, 313, 316, 326, 327, 328, 329, 330, 331.
Cramer, Karl Friedrich: 328, **345—346**, 347.
Cranach, Lukas: 391.
Creutz, Jakob: 16.
Crichingen u. Puttingen, Freiherr von: 189.
Crimolt: 133.
Cronegk: s. Johann Friedrich von C.
Crotus Rubianus: 50, 157.
Crüger, Johann: 84.
Cunrad, Kaspar: 26, 30.
Curiis, de: s. Dantiscus.
Curtius, Pastor: 124.
Cyrillus von Jerusalem: 47.
Cysat, Rennwart: 151.
Czepko: s. Daniel von Cz.

Dach, Simon: **53—55**, 56, 64, 65, 85, 386.
Däfftle: 262.
Dalberg, s. Johannes u. Wolfgang Heribert von D.
Dame, Friedrich: 199.
Danaiden: 49.
Dänen: 272, 320, 376.
Daniel Casper von Lohenstein: 86, 89, 90, **91**, 96.
Daniel von Czepko: 29, 30, 318.
Dante: 290, 330, 416.
Dantiscus, Johannes: 41, 44, **46**, 47, 50.
Dantizek: s. Dantiscus.
Dauthendey, die: 189.
David: 61, 65, 298.
David, Christian: 87.
David, Lukas: 32.
David von Oppen: 80.
Dedekind, Konstantin Christian: 62.
Defoe, Daniel: 125.
Denaisius, Peter: 11, 12, 16.
Denis, Michael: 345.
Derones: 388, 394.
Derschau: s. Friedrich von D.
Derschau, die: 35.
Descartes: 137.
Deschamps: 272.
Destouches: 272.
Detharding, Georg August: 324.
Detlev von Rantzau: 321, 322.
Dichter der „Minneburg“: 181.
Diderot: 398.
Diederich von dem Werder: 123, 151, **164—167**.
Dietrich von Nieheim: 107.
Dietz, Ludwig: 128.
Dilger, Daniel: 199.
Dilherr, Johann Michael: 170, 178, 179, 180, 261.
Dimitri von Gallitzin: 368.
Diogenes der Zyniker: 415.
Dionysos: 49.
Diotima: 334, 369.
Ditmarsen: 344.
Dohna: s. Abraham, Karl Hannibal, Peter von D.
Dohna, die: 165, 170.
Domann, Syndikus: 134.
Dorchester, Viscount: 184.
Doris: s. Gnügin Anna Dorothea.
Dornspach: 98.
Dorothea Maria von Weimar: 160.
Dorothea Sibylla, Herzogin: 93.
Dorothea von Montau: 43.
Dreijers, Bernhard: 114.
Dreyhaupt: 403.
Drollinger, Karl Friedrich: **216—217**.
Dryden: 145, 216.
Du Bellay: 185.
Mr. Duodetz: 141.
Dürer, Albrecht: 176, 382, 394.
Durham, William: 288.
Duttenhofer, Georg Jakob: 437.

Ebeling, Johann Georg: 84.
Eberhard von Gemmingen: **436**, 437.
Eberhard von Neisse: 32, 33.
Eberhard von Wampen: 127.

Ebert, Johann Arnold: 279, 303, 304, 305, 357, 358.
Eccard, Johannes: 52, 54, 62.
Eckhart, Meister: 77, 82, 161.
Egard, Paul: 199.
Eglentieren, de: 116.
Ehrenwert: 334.
Eichendorff: s. Joseph von Ei.
Eike von Repkow: 117, 118, 119.
Ekhof, Hans Konrad Dietrich: 308, 324, 333, 335, 336, 337, 340, 341, 448, 449, 450, 451, 452.
Elisabeth Christine v. Braunschweig: 120.
Elisabeth Maria Charlotte, Pfalzgräfin bei Rhein: 97.
Elisabeth von England: 150, 152, 172.
Elisabeth von Hessen-Kassel: 150, 152, 164.
Elisabeth von Schönau: 43.
Elisa von der Recke: 376.
Emirenus: 166.
Ender: s. Karl von E.
Endter, Drucker: 180.
Engel, Anna Maria: 228.
Engel, Johann Anton: 228.
Engel, Landvogt: 238.
Engerd, Johannes: 9.
Engländer: 34, 35, 57, 145, 146, 150, 152, 154, 172, 174, 185, 191, 212, 217, 222, 223, 226, 268, 271, 280, 304, 308, 310, 320, 321, 329, 401, 413.
Eobanus Hessus: 18, 24, 44, 46, 50, 114, 157, 415.
Erasanus: 177.
Erasmus von Rotterdam: 22, 50, 111, 114, 182, 240, 415.
Erasmus von Venningen: 11.
Erast: 11.
Erdmuth Dorothea v. Reuß: 87.
Erhard von Queis: 44.
Erich von Kalenberg: 117.
Erwin von Steinbach: 405.
Esaias Rumpler von Löwenhalt: 187.
Esaias von Hulsen: 184.
Eschenburg, Johann Joachim: 357, 358, 424.
Escher, Heinrich: 235.
Escher, Regula: 247.
Etienne, Henri: 12.
Eugen Ludwig v. Württemberg: 241.
Eugen, Prinz: 125, 275, 277.
Eulenspiegel, Till: 119.
Euphorion: 126.
Euricius Cordus: 24, 391.
Euripides: 302.
Europa: 225.
Eva: 133.
Ewald von Kleist: 242, 246, 293, 294, 297, 299, 300, 308, 340, 357.
Eyb: s. Albrecht von E.

Faber, Jakob: 111.
Faber, Johann Gottlieb: 437.
Fabricius, Johann Albert: 142, 143.
Fabronius, Hermann: 152.
Fagilucus: s. Buchwald S.
Falstaff: 343.
Faust: 194, 196, 256, 412.
Faustulus: 173.
Fellner: 316.
Felßecker, Johann Jonathan: 171.
Ferdinand Albrecht von Braunschweig: 123.
Ferdinand I. von Österreich: 22, 24.
Ferdinand II. von Österreich: 26, 170.
Ferdinand III. von Österreich: 82.
Ferdinand IV. von Österreich: 96.
Fiesko: 452.
Filander: 185.
Filodor: 185.
Fingal: 398.
Finkeltaus, Gottfried: 66, 259.
Fischart, Johann: 19, 27, 181, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 197, 214, 221, 295, 402.
Fischer, Klemens: 157.
Flachsbinder: s. Dantiscus.
Flachsland, Karoline: 398—399, 401, 411, 412.
Fleck, Johann Friedrich: 343.
Fleming, die: 65.
Fleming, Heinrich: 32.
Fleming, Johannes: 32.
Fleming, Paul: 62, 64—66, 84, 167, 193, 259, 261, 313, 326.
Flottwell, Coelestin Christian 267—268.
Folengo, Theophilo: 165.
Folz, Hans: 176.
Fouqué: s. Friedrich de la Motte.
Francisco Gomez de Quevedo y Villegas: 190.
Franck: 138.
Franck, die: 84.
Francke, Anna: 205.
Francke, August Hermann: 87, 204—206, 284, 285, 286, 287, 288, 290, 292, 294.
Franck, Fabian: 25, 26.
Franck, Johann: 53, 84—85.
Frankenberg: s. Abraham von Fr.
Franziskanerobservanten: 106.
Franz Ludwig von Erlach: 221.
Franziska von Hohenheim: 429, 432, 436.
Franziska von Leutrum: s. Fr. von Hohenheim.
Franzosen: 4, 9, 12, 15, 16, 28, 49, 55, 58, 113, 123, 124, 133, 141, 142, 145, 146, 149, 152, 155, 158, 159, 160, 162, 164, 168, 181, 185, 186, 190, 191, 203, 212, 215, 216, 222, 223, 224, 229, 230, 231, 233, 234, 236, 241, 247, 252, 253, 254, 269, 270, 272, 273, 276, 277, 280, 283, 284, 285, 290, 296, 302, 306, 310, 312, 319, 320, 321, 322, 325, 326, 327, 330, 334, 335, 340, 341, 345,

351, 352, 358, 387, 388, 392, 394, 396, 398, 401, 402, 413, 427, 429, 432, 433, 436, 438, 447, 449, 453.
Franz von Fürstenberg: 368—370.
Fraterherren: s. Brüder vom gemeinsamen Leben.
Fräulein von Kleve: 152.
Frei, Hauptmann: 239.
Freiligrath, Ferdinand: 27.
Freinsheim, Johann: 187.
Freytag, Gustav: 21.
Friderici, Daniel: 128.
Friedeborn, die: 91.
Friederike von Württemberg: 432.
Friedrich August I. von Sachsen: 58, 263.
Friedrich August, Fürstbischof von Lübeck: 321.
Friedrich de la Motte Fouqué: 189.
Friedrich I. von Dänemark: 320.
Friedrich IV. von Dänemark: 322, 323.
Friedrich V. von Dänemark: 323, 325, 331.
Friedrich III. von der Pfalz: 12.
Friedrich IV. von der Pfalz: 12, 446.
Friedrich V. von der Pfalz: 16.
Friedrich II. von Preußen: 21, 282, 288, 289, 298, 299, 339, 353, 356, 368, 422, 432.
Friedrich, Kurfürst von Sachsen: 28.
Friedrich Leopold zu Stolberg: 290, 312, 313, 325, 344, 347, 348, 350, 353—355, 371.
Friedrich, Prinz von Württemberg: 184.
Friedrich von Derschau: 56, 265.
Friedrich von Hagedorn: 145—146, 224, 246, 280, 304, 305, 310, 322, 347.
Friedrich von Hausen: 18.
Friedrich von Logau: 93, 309.
Friedrich von Sachsen, Hochmeister: 49.
Friedrich von Stadion: 426—427.
Friedrich von Wattenwyl: 224.
Friesen, die: 86, 131, 220.
Frischlin, Nikodemus: 25, 55, 152, 157, 173, 181, 431.
Fritsch, Ambrosius: 71.
Frühhumanisten: 187.
Frutiger: 220.
Fuchs, Hans Christoph: 165.
Fugger, die: 52, 140.
Führer, Christoph: 176.
Fulton: 256.
Funk, Gottfried Benedikt: 326.
Fürstenberg: s. Franz v. F.
Fusilius, Sigismund: 23.
Füßli, die: 232, 245.
Füßli, Heinrich: 242, 246, 247, 248, 256.
Füßli, Johann Heinrich: 242.
Füßli, Johann Kaspar: 242.

Gabriel: 313.
Gabrieli, Giovanni: 61.
Gabriel von Wattenwyl: 219.
Galgenmännlein: 335.
Galilei: 137.
Gallitzin: s. Amalia u. Dimitri von G.
Garcia Ordonez de Montalvo 168.
Garrick: 342.
Gart, Thiebold: 387.
Gärtner, Karl Christian: 279, 301, 304, 305, 306, 307, 308, 313, 357.
Gebhard, Janus: 16.
Gebwiler, Hieronymus: 404.
Geiler von Kaisersberg: 190, 200, 201.
Geller, Ernst: 62.
Gellert, Christian Fürchtegott: 279, 301, 302, 303, 304, 305—306, 307, 308, 309, 310, 313, 317, 326, 357, 395, 406.
Gemmingen, Freiherr von: 182.
Gemmingen: s. Eberhard u. Otto von G.
Genovefa: 415.
Georg Philipp von Harsdörfer: 176—178, 179, 318.
Georg III. von Glogau: 97.
Georg I. von Hannover: 124.
Georg Ehrenfried von Lüttichau: 263.
Georg Friedrich von Ansbach: 52.
Georg Friedrich von Baden: 184.
Georg, Herzog von Sachsen: 259.
Georg thom Berge: 113.
Georg von Greflinger: 56, 137, 140.
Georg I. von Hessen-Darmstadt: 27.
Georg II. von Hessen-Darmstadt: 155.
Georg von Schönborn: 94.
Gerhard, Johann: 199.
Gerhard, Stephan: 44.
Gerhardt, Paul: 52, 83—84, 89, 100.
Gerhard von Minden: 105.
Gerhard von Oldenburg: 320.
Gerlach von Kerssenbroch: 113.
Gerlach, Melchior: 70, 98.
Gerold Meyer von Knonau: 237.
Gerrit de Groote: 105.
Gersdorf, die: 38, 86.
Gerstenberg, Heinrich Wilhelm: 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 340, 342, 345, 347, 348, 350, 360, 364, 379, 380, 401, 413.
Gert, Stephan: 49.
Gervinus: 356.
Gesner, Konrad: 9.
Geßler: 254.
Geßner, David: 244.
Geßner, die: 232.
Geßner, Hans Konrad: 244, 245.

Geßner, Heinrich: 244.
Geßner, Kleophea: 244.
Geßner, Konrad I.: 244.
Geßner, Konrad II.: 242.
Geßner, Salomon I.: 244.
Geßner, Salomon: 229, 239, **246—247**, 248, 251, 252, 426, 446.
Geuder, Johann: 175.
Gichtel, Johann Georg: 180.
Gilhausen, Isaak: 153.
Giseke, Gerhard: 303.
Giseke, Nikolaus Dietrich: 279, 303, 304, 305, 357.
Gleim, Anna Gertraud: 297.
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig: 243, 280, 284, 290, 293, 294, **297—300**, 306, 308, 310, 345, 359, 360, 362, 394, 409, 413, 416, 417, 428, 429.
Gleim, Laurenz: 297.
Gloger, die: 91.
Gloger, Georg: 64.
Gluck: 449, 453.
Gnaphaeus, Wilhelm: 49.
Gnügin, Anna Dorothea: **292—293**, 294.
Göckingk: s. Leopold Friedrich Günther von G.
Gocklenius, Konrad: 114.
Goerris am Deister, Joust: 124.
Goethe, Cornelia: 393, 412, 419, 423.
Goethe, die: 389.
Goethe, Johann Kaspar: **391—392**, 394, 397, 418, 419.
Goethe, Johann Wolfgang: 13, 126, 149, 151, 183, 188, 197, 212, 236, 241, 242, 243, 248, 249, 250, 266, 282, 294, 298, 302, 304, 313, 320, 325, 328, 329, 340, 342, 352, 353, 363, 364, 366, 370, 371, 372, 377, **388—394**, **395—408**, 409, 410, **412—425**, 428, 435, 436, 440, 442, 446, 447, 455.
Goeze, Johann Melchior: 348, 361, 363, **364—365**.
Goldast: 168, 185.
Goldfuß, die: 91.
Goldoni, Carlo: 340, 341, 342, 452.
Goldsmith: 348, 401.
Golem: 335.
Gongora, Luis de: 89, 416.
Gontard, Jakob Friedrich: 334.
Gorka, Andreas Graf: 40.
Gossinger, Sigismund: 23.
Gothard von Kurland: 51.
Gotter, Friedrich Wilhelm: 345, 394, 451.
Gottesfreunde: 73.
Gottfried von Bouillon: 166, 167.
Gottfried von Neifen: 185, 195.
Gottfried von Straßburg: 190, 309.
Gottorper, die: 321.
Gottschalk, Lenchen: 98.
Gottsched, Anna Regine: 265.
Gottsched, Johann Christoph: 7, 8, 56, 64, 102, 139, 167, 203, 212, 216, 223, 224, 228, 230, 235, 236, **265—274**, **275—282**, 284, 286, 288, 290, 291, 292, 293, 296, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 308, 323, 324, 325, 333, 335, 339, 363, 366, 372, 373, 383, 394, 395, 421.
Gottsched, Luise: 228, 268, 272, 279, 303, 306.
Gottschewsky, die: 56.
Götz, Johann Nikolaus: 284, 294, 297, 299, 417, 445, 447.
Götz von Berlichingen: 412, 420.
Goudimel: 12.
Graf von Holach: 184.
Gratius, Ortwin: 109.
Graubündner: 254, 444.
Graviseth: s. Jakob von Gr.
Graviseth, Renatus: 221.
Grazini, Francesco: 161.
Grebel: 242, 426.
Grebel, Landvogt: 248.
Greff, Joachim: 317.
Greflinger: s. Georg von Gr.
Gregor Os de Breda: 113—114.
Gretchen: 394.
Griechen: 4, 14, 15, 17, 27, 29, 55, 62, 95, 96, 112, 119, 142, 149, 152, 154, 156, 173, 229, 230, 240, 246, 251, 253, 279, 289, 291, 299, 316, 319, 320, 327, 329, 330, 346, 353, 354, 355, 362, 363, 369, 370, 380, 392, 398, 424, 428, 455.
Grieninger, Johannes: 119.
Grimmelshausen: s. Hans Jakob Christoph von Gr.
Grobian: 334.
Grob, Johannes: 215.
Große Kurfürst, der: 138.
Grosser, Samuel: 67, 264, 265, 403.
Grotius, Hugo: 12, 26, 200.
Gruner, Johann Rudolf: 225.
Gruter: 13.
Gryphius, Andreas: 65, 86, 90, 92, **94—97**, 98, 99, 100, 120, 214, 267, 273, 291, 302, 387.
Gryphius, Christian: 286.
Gryphius, Paul: 94.
Guarini: 61, 91.
Guillaume Salluste du Bartas: 164, 165, 167.
Günther, Johann Christian: 92, **100—101**, 126, 145, 262, 263, 269, 277, 359.
Günther von Schwarzburg: 157.
Gürtler, Hieronymus: 22, 40, 41.
Gustav Adolf von Schweden: 12, 171, 176.
Gutermann, Sophie: 426; s. auch Sophie von La Roche.
Gutjahr: 310.
Guyer, Jakob: 241.

Habrecht, Isaak: 16.
Habsburger: 21, 24, 57, 75, 95, 170, 187, 420.
Hagedorn: s. Friedrich u. Hans Statius von H.
Hagen, Peter: 52.

Hahn, Johann Friedrich: 345, 445, 446.
Halbach, die: 34, 38.
Haller, Albrecht: 217, 220, 224, 225—228, 229, 233, 235, 252, 280, 290, 293, 303, 344, 434, 442.
Haller, die: 224, 225, 226.
Haller, Johannes: 225—226.
Haller, Nikolaus Emanuel: 226.
Hallmann, Johann Christian: 90.
Halloren: 370.
Hamann, Johann Georg I.: 333, 375.
Hamann, Johann Georg II.: 348, 350, 352, 364, 366, 368, 370, 373, 375, 376—377, 378—379, 381, 382, 383—385, 386, 397, 398, 399, 401, 408, 412, 413.
Hamilton, Heinrich Albert: 16.
Hamilton, Johann Immanuel: 287.
Hamlet: 343, 452.
Hammaker, Johann: 114.
Händel, Dorothea: 288.
Händel, Georg Friedrich: 62, 284, 318.
Händel, Valentin: 288.
Hans Jakob Christof von Grimmelshausen: 99, 137, 155, 188, 189, 190, 191—197, 263, 271, 402.
Hans Statius von Hagedorn: 322, 333.
Happel, Eberhard Werner: 140.
Hardmeyer, Hans Kaspar: 233.
Hardmeyer, Johann Melchior: 232.
Harpagon: 342, 452.
Hardenberg, Präsident von: 432.
Harsdorfe, die: 176.
Harsdörfer: s. Georg Philipp von H.
Harsdörfer von Fischbach, die: 176.
Hartknoch, Johann Friedrich: 378, 379, 381.
Hartmann, Gottlob David: 437—438.
Hasler: 220.
Haßfurth, Johann Christoph: 264.
Haß, Johannes: 71.
Haug, Balthasar: 438—439.
Haug, Friedrich: 442, 443, 444.
Haugwitz: s. August Adolf von H.
Haugwitz, die: 38.
Hausen: s. Friedrich von H.
Haverland, Gerhard: 107.
Hebräer: 400.
Hecht, Andreas: 187.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: 438.
Hegendorf, Christoph: 259.
Hegius, Alexander: 111, 112.
Hegner, Anna: 244, 245.
Hegner, die: 244.
Hegner, Hans Ulrich: 244, 245.
Hegner, Kleophea: 245.
Hegner, Konrad: 244.
Heermann, Johann: 90.
Heidegger, Gotthard: 233.
Heimburg, Gregor: 170.
Heine, Heinrich: 189, 416, 417.
Heinrich Anshelm von Zigler u. Kliphausen: 89, 90, 91—92.
Heinrich der Finkler: 305.
Heinrich der Glichezare: 190.
Heinrich Julius von Wolfenbüttel: 117, 119—120, 122.
Heinrich Karl von Schimmelmann: 337.
Heinrich (Magister): 112.
Heinrich, Martin: 40.
Heinrich IV. von Frankreich: 155, 221.
Heinrich XIII. von Reuß: 268.
Heinrich von Bünau: 362.
Heinrich von Harsdörfer: 176.
Heinrich von Hesler: 42.
Heinrich von Kleist: 92.
Heinrich von Lettland: 375.
Heinrich von Münzelburg: 27.
Heinrich von Nördlingen: 249.
Heinrich von Schwarzburg: 110.
Heinse, Wilhelm: 232, 299, 300, 309, 359, 415, 446
Heinsius, Daniel: 16, 17, 94, 116.
Held, Henrich: 85.
Helena: 62.
Helianddichter, der: 311, 312.
Hellenen: 354, 422.
Helvetier: 240.
Helvetius: 219.
Helwig, Johann: 179.
Hemsterhuis, Franz: 369, 370, 371.
Hemsterhuis, Tiberius: 369.
Henel, Nikolaus: 26, 30.
Henckel, Johannes: 22.
Henriette Friederike zu Stolberg: 353.
Henriette Katharina von Gersdorf: 86.
Henriette von Wolzogen: 453.
Hensel, Friederike: 338.
Henzi, die: 230.
Henzi, Nikolaus: 230.
Henzi, Samuel I.: 230.
Henzi, Samuel II.: 224, 225, 227, 229—230.
Herbort von Fritzlar: 339.
Herder, Gottfried: 377.
Herder, Johann Gottfried: 249, 294, 329, 339, 348, 349, 352, 353, 357, 364, 366, 370, 372, 373, 374, 377—381, 382, 383, 384, 385, 386, 391, 395, 397—406, 408, 410, 411—412, 413, 414, 422, 424, 442.
Hermann, Nikolaus: 204.
Hermann von dem Busche: 110, 112.
Hermann von Eisenach: 158.
Hermann von Kerssenbroch: 113.
Hermann von Langen: 111.

Hermann von Neuenaar: 112.
Hermann von Salza: 31.
Hermann von Schildesche: 107.
Herodot: 240.
Herrnhuter: 250.
Heruler: 129.
Hesler: s. Heinrich von H.
Heß, Anna Maria: 245.
Heß, David: 256.
Heß, die: 245.
Heß, Felix: 247.
Heß, Georg: 245.
Hesse, Hofrat: 411.
Heß, Johann: 23.
Heß, Johann Jakob I.: 255.
Heß, Johann Jakob II.: 246, 249.
Heß, Ludwig: 242.
Heß, Magdalena: 255—256.
Heß, Ursula: 245.
Heyl, Christophorus: 49.
Heyne, Christian Gottlob: 313, 316, 317, 344, **346**, 347, 349, 350, 354, 355, 369, 410.
Hildegard von Bingen: 43.
Hiller, Johann Adam: 310.
Hiller, Philipp Friedrich: 183.
Hinke: 136.
Hinrek van Alkmer: 134.
Hiob von Dobeneck: 43, 44.
Hippel, Bernhard: 377.
Hippel, die: 377.
Hippel, Georg I.: 377.
Hippel, Georg II.: 377.
Hippel, Melchior: 377.
Hippel, Theodor Gottlieb: 351, 352, 373, **377**, 378, 379, **381—382**, 385, 386.
Hirzel, Anna: 244.
Hirzel, Anna Margarethe: 251.
Hirzel, Barbara: 244.
Hirzel, Christoph: 245.
Hirzel, die: **244—245**, 251.
Hirzel, Diethelm: 245.
Hirzel, Elisabeth: 245.
Hirzel, Esther: 244, 245, 246.
Hirzel, Hans Georg: 245.
Hirzel, Hans Heinrich: 244.
Hirzel, Hans Jakob: 245.
Hirzel, Hans Kaspar: 239, 240, 241, 243, 294.
Hirzel, Hans Ludwig: 245.
Hirzel, Hans Rudolf: 244, 245.
Hirzel, Johannes: 244.
Hirzel, Johann Kaspar: 244.
Hirzel, Kleophea: 244.
Hirzel, Küngolt: 245.
Hirzel, Magdalena: 244.
Hirzel, Peter: 244.
Hirzel, Salomon I.: 244.
Hirzel, Salomon II.: 245.
Hirzel, Salomon III.: 245.
Hirzel, Salomon IV.: 239.
Hirzel, Verena: 244, 245.
Höck, Theobald: **19**.
Hoe: 199.
Hoefft: 142.
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus: 364, 373, 374, 378, 385.
Hoffmann, Johann: 157.
Hofmannswaldau: s. Christian Hofman von H.
Hogarth, William: 410.
Hohburg, Christian: 199.
Hohenfels: s. Burkart von H.
Hohenzoller: 31, 284, 420.
Holberg, Ludwig: 272, 306, **322—324**, 325, 334, 335, 342, 360, 419.
Hölderlin, Johann Christian Friedrich: 334, 438, 443.
Holländer: 14, 15, 97, 104, 113, 134, 135, 140, 150, 387.
Holstein, Friedrich: 25.
Holstein, Graf: 326.
Hölty, Ludwig Heinrich Christoph: 254, 344, **346**, 347.
Holz, Arno: 377.
Holzbauer: 448.
Homburg, Ernst, Christoph: 66, 359.
Homer: 305, 312, 313, 316, 328, 329, 339, 340, 347, 350, 354, 355, 356, 362, 378, 379, 380, 383, 401, 405, 406, 413, 419.
Honré d'Urfé: 162.
Hooft: 95, **116**.
Horaz: 17, 27, 125, 145, 146, 185, 187, 234, 254, 294, 310, 321, 370.
Horlenius, Joseph: 114.
Horneius, Konrad: 200.
Horner, Thomas: 51.
Hose, Ulrich: 46.
Hosius, Stanislaus: 37, 44, **46—47**, 48, 50.
l'Hote: 388.
Hottinger, Johann Jakob: 242.
Hotze, General: 252.
Hotz, Susanne: 251, 252.
Hoven, von: s. Dantiscus.
Huber, Johann Ludwig: **435—436**, 437, 443.
Hübner, Johann: 142, 143.
Hübner, Tobias: **163—164**, 167.
Huchtebrock, Marie: 105.
Hugenotten: 11, 155, 164.
Hume, David: 374, 375, 378, 382.
Hund, Samuel: 179.
Hunnen: 320.
Hunold, Christian Friedrich: 141, 322.
Hussiten: 69, 73, 202, 314, 315.
Huth, Kaspar Jakob: 268.
Hutten: s. Ulrich von H.
Jacobi, die: 415, 416.
Jacobi, Friedrich Heinrich: 350, 369, 370, 416, 417.
Jacobi, Johann Georg: 300, **416—417**, 446.
Jagellonen: 5, 40.
Jäger von Werle: 192.
Jago: 342.
Jakobiner: 254.
Jakob von Bongars: 221.
Jakob von Graviseth: 215, **221—222**, 223, 224, 227, 228, 229, 235.
Jakob von Rijndorp: 135.
Janitius, Kaspar: 98.
Jann, Franz Xaver: 430.
Janus: 184.
Ibsen, Hendrik: 324.
Jeliphus, Joris: 174.
Jeroschin: s. Nikolaus von J.

Jerusalem, Johann Friedrich Wilhelm: 356, 368.
Jerusalem, Wilhelm: 303, 423.
Jesuiten: 25, 26, 28, 29, 64, 113, 115, 157, 213, 214, 238, 447.
Iffland, August Wilhelm: 333, 336, 343, 449, 450—451, 452, 453, 454.
Indianer: 153.
Joachim Ernst von Anhalt: 159, 164.
Joachim Wilhelm von Brawe: 308, 330.
Joannes de Renis: 114.
Johann Albert I. von Mecklenburg: 150.
Johann Bernhard von Muralt: 224.
Johann XXII., Papst: 107.
Johann IV. Roth, Bischof von Breslau: 23.
Johannes Baptista: 304.
Johannes von Muralt: 222.
Johannes von Neumarkt: 23.
Johann Friedrich von Ansbach: 181.
Johann Friedrich von Cronegk: 308.
Johann Friedrich von Württemberg: 184.
Johann Gaudenz von Salis-Seewis: 254, 255.
Johann Georg I. von Sachsen: 27, 57, 58, 61.
Johann Georg II. von Sachsen: 60.
Johann Georg III. von Sachsen: 60, 201.
Johann Georg IV. von Sachsen: 60.
Johann Hartwig Ernst von Bernstorff: 326, 327, 331, 348, 351, 353, 368.
Johann Heinrich von Traunsdorff: 229.
Johann Joachim von Rusdorf: 13, 15.
Johann Kasimir von der Pfalz: 12.
Johann Ludwig Meyer von Knonau: 237, 279.
Johann Ulrich von König: 139, 142, 144, 267.
Johann von Dalberg: 17, 455, 456.
Johann von Leiden: 113, 114.
Johann von Mecklenburg: 127.
Johann von Schwarzenberg: 164, 193, 421.
Johann von Weimar: 160.
John, George Friedrich: 386.
Jomelli, Niccolo: 432, 433, 436, 448.
Jonier: 354.
Joseph: 394.
Josef II., Kaiser: 241, 265, 394, 438, 448, 451.
Josef von Eichendorff: 254.
Josef von Kurz: 338, 448.
Jost von den Dondel: 95, 96, 116, 135, 137.
Iris: 312.
Iselin, die: 217.
Iselin, Heinrich: 217.
Iselin, Johann Christoph: 403.
Iselin, Isaak: 216, 217, 229, 238, 239.
Isidorus Fidelis: 181.
Italiener: 4, 60, 61, 123, 145, 155, 177, 184, 191, 319, 322, 388, 432, 433, 447.
Juden: 311.
Julius von Wolfenbüttel: 117, 119.
Jungius, Joachim: 137.
Jungmann, die: 150.
Jung-Stilling, Heinrich: 399, 415.
Jupiter: 194, 380.
Just: 342.
Just, Michael: 98.
Jüten: 322, 323.
Juvenal: 130, 321.
Iwan der Schreckliche: 376.
Kalandsbruderschaften: 109.
Kaldenbach, Christoph: 55.
Kalviniſten: 12, 13, 16, 26, 58, 63, 155, 160, 164, 165, 182, 199.
Kanter, Johann Jakob: 378.
Kanter, Philipp Christoph: 374, 378.
Kant, Immanuel: 327, 352, 366, 372, 374—375, 377, 378, 379, 380, 381, 382—384, 385, 386, 408.
Karl Alexander von Württemberg: 184, 432.
Karl August von Weimar: 248, 418, 419, 454.
Karl der Große: 103, 151.
Karl IV., Kaiser: 23.
Karl V., Kaiser: 46, 376.
Karl VI., Kaiser: 216, 275.
Karl Eugen von Württemberg: 430, 431, 432, 433, 435, 436, 437, 438, 441, 442, 444, 448, 453.
Karl Friedrich von Gottorp: 321.
Karl Heinrich von Bogatzky: 289.
Karl Leopold von Mecklenburg: 131.
Karl Philipp von der Pfalz: 446—447.
Karl Theodor von der Pfalz: 447, 448, 449, 453.
Karl von Braunschweig: 356.
Karl von Hessen-Kassel: 155.
Karl XII. von Schweden: 86.
Karl Hannibal von Dohna: 26.
Karlinge: 6, 240, 353.
Karlstadt: s. Bodenstein.
Karl von Ender: 80.
Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig: 331.
Karoline von Hessen-Darmstadt: 411.
Karsch, Anna Luise: 300, 345.
Kartäuser: 104, 105.
Kaspar von Schwenckfeld: 72, 73, 75, 80, 82.
Kaspar von Teutleben: 161.
Kassuben: 51.
Kästner, Abraham Gotthelf: 279, 294, 302, 324, 369.
Katharina II. von Rußland: 321,

Katharina Francisca von Wattenwyl: 219.
Katharina Hedwig von Brockdorf: 321.
Kaufmann, Christoph: 250.
Keiser, Richard: 139, 144.
Kelten: 403, 404.
Keller, Freihauptmann: 239.
Kemner, Timann: 112.
Kepler: 12, 137.
Kerssenbroch: s. Gerlach u. Hermann von K.
Kestner, Johann Christian: 414.
Kieser, Johann: 192.
Kinga: 45.
Kirchhof: 193.
Kirchner, Kaspar: 16, 28.
Klaj, Johann: 178—179.
Klaus von der Flüe: 215.
Klein, Anton von: 447, 448.
Kleinhans, Hamburger Postverwalter: 140.
Kleist: s. Ewald u. Heinrich von Kl.
Kleist, Herren von: 406.
Klettenberg: s. Susanna Katharina von Kl.
Klinger, Friedrich Maximilian: 340, 342, 345, 376, 394, 418, 424.
Klopstock, die: 310.
Klopstock, Friedrich Gottlieb: 143, 235, 242, 243, 246, 254, 280, 281, 287, **289**, 290, 291, 294, 296, 299, 300, 302, **304—305**, 306, 307, 309, **310—313**, 319, **326—331**, 345, 346, 348, 349, 350, **351—352**, 353, 354, 355, 356, 357, 359, 361, 363, 367, 376, 380, 391, 394, 395, 397, 399, 401, 418, 426, 427, 429, 430, 431, **437**, 442.
Klotz, Christian Adolf: 363, 364, 380.
Knipperdolling: 113.
Knutzen, Martin: 373, 374.
Koch, Heinrich Gottfried: 302, 308, 310, 335, 336, 338.
Koch, Johann: 136.
Kochanowski, Johann: 5, 29, 46.
Koelhof: 104.
Köler, Christoph: 15, **28—29**, 30.
Kohlhans, Johann Christoph: 156.
König: s. Johann Ulrich von K.
König, Eva: 363.
König, Samuel: 230.
Konrad von Jungingen: 43, 51.
Konrad von Masowien: 31.
Konstantin von Weimar: 418.
Kopp: 279.
Koppe, Adam: 24.
Kormart, Christoph: 260.
Kormart, Georg: 261.
Körner, Christian Gottfried: 454.
Kornmann, die: 391.
Köszeghi: 303.
Kotter, Christoph: 80.
Kraft Ernst zu Öttingen-Wallerstein: 435.
Kratzenstein, Heinrich: 203, 311.
Krause, Johann Heinrich: 264.
Kretschmann: 345.
Kreutzfeld, Johann Gottlieb: 385—386.
Krieger, Adam: 62.
Kroaten: 196.
Kromer, Martin: 37, 44, 46, **47**, 48.
Krüger, Johann Christian: 335, 338.
Kuchler, Jakob: 40.
Kugelmann, Hans: 51.
Kuhlmann, Quirinus: 90.
Kuhnau, Johann: 62, **261**, 262, 318.
Kulmus, Luise Adelgunde Victoria: 272; s. Gottsched Luise.
Kunigunde von Böhmen: 99.
Kuno: 139.
Künzlin, Anna: 251.
Kurz: s. Joseph von K.
Kyburtz, Abraham: 226.
Kyklop: 354.

Lactantius: 41.
Lafayette: 233.
Lafontaine: 145, 306.
Lamey, Andreas: 447.
Lamprecht, Jakob Friedrich: 333.
Landiskron, die: 38.
Landolt, Anna: 245.
Landolt, die: 245, 251.
Landolt, Hans Heinrich: 245.
Landolt, Salomon I.: 251.
Landolt, Salomon II.: 242, 246, **251—252**.
Lange, Joachim: 287, 290.
Langen: s. Hermann u. Rudolf von L.
Lange, Paul: 140.
Lange, Samuel Gotthold 243, 280, 290, 291, **292—293**, 294, 363, 364, 417.
Langenhorst: 105.
La Roche, Gatte Sophie Gutermanns: 426.
La Roche: s. Maximiliane u. Sophie von La Roche.
Laube, Heinrich: 452.
Laub, Johann Gottfried: 324.
Lauck, die: 391.
Laudon: 298.
Lauremberg, Johann: 129—130, 332.
Lauremberg, Peter: 130.
Lauson, Johann Friedrich: 378.
Lauth, Schwestern: 401.
Lavater, Annette: 247.
Lavater, die: 232, 245, 247.
Lavater, Johann Heinrich: 247.
Lavater, Johann Jakob: 245.
Lavater, Johann Kaspar: 241, 242, 246, **247—251**, 257, 328, 369, 374, 410, 414, 415, 437.
Leade, Jeane: 224.
Lear: 452.
Le Blanc: 224.
Leibniz, Gottfried Wilhelm: 121, 170, 180, 248, 259, 266, 267, 286, 318, 321, 382.

Leisentritt, Johann: 83.
Leisewitz, Johann Anton: 342, 346.
Lenz, Jakob Michael Reinhold: 340, 343, 381, **406**, 418, 419, 424.
Leo X., Papst: 23.
Leonore: 100.
Leopold Friedrich Günther von Göckingk: **361.**
Leopold von Braunschweig: 363.
Leopold I. von Österreich: 180.
Leporin, Dorothea Christine: 289.
Leppert, Johann Martin: 278.
Lerse, Franz: 399, 405.
Lesage, Alain René: 195.
Lessig, Klemens: 315, 316.
Lessigk, Michil: 315.
Lessik, Geistlicher: 314.
Lessing, Christian: 316.
Lessing, die: 301, **314—316**, 318.
Lessing, Gotthold Ephraim: 17, 19, 27, 29, 70, 100, 102, 121, 269, 274, 280, 281, 291, 293, 294, 297, 298, 300, 301, 303, **306—309, 310, 314—319**, 323, 325, 326, 328, 329, **333**, 336, **338—341**, 342, 343, 346, 348, 356, 357, 358, **361**, **363—366**, 372, 374, 377, 379, 380, 383, 388, 395, 396, 398, 406, 421, 422, 424, 427, 430, 436, 442, 448, 449, 450.
Lessing, Johann Gottfried: 316.
Lessing, Karl: 448.
Lessing, Michel: 316.
Lessing, Theophilus: 316, 318.
Leu: 242.
Leuchsenring, Franz Michael: **411**, 412.
Lichtenberg, Georg Christoph: 342, 344, **410.**
Lichtenstein: s. Ulrich von L.
Lichtwer, Magnus Gottfried: **300.**
Lila: s. Ziegler, Fräulein von.
Limpurgus, Johannes: 113.
Lincoln: 256.
Lindenborn, Heinrich: 415.
Lindheimer, Anna Margarethe: s. Textor Anna Margarethe.
Lindheimer, Cornelius: 390.
Lindheimer, die: 389, 390, 391, 392.
Lindheimer, Ferdinand: 390.
Lindheimer, Johann Gerhard: 390.
Lindner, Johann Gotthelf: 376, 379, 381, 385.
Linemann: 53.
Lingelsheim, Friedrich: 13, 16.
Lingelsheim, Georg Michael: 12, 13, 14, 15, 29, 221, 456.
Linguet: 357.
Linodesmon: s. Dantiscus.
Liscow, der Jüngere: 333.
Liscow, die: 277, 332.
Liscow, Christian Ludwig: 280, 294, **332—333.**
Lisette: 310.
Listrius, Gerhardus: 114.
Litauer: 3, 32, 33, 52, 53, 67, 319.
Liven: 375.
Liudger, heiliger: 112.
Löben, von: 287.
Lobwasser, Ambrosius: 11, 12, 53, 150.
Locke: 276, 374.
Logau: s. Friedrich von L.
Logau, die: 26, 38.
Longinus Eleutherius, Vincentius: 23.
Lohenstein: s. Daniel Casper von L.
Lope de Vega: 138, 273.
Loredano, Giovanni Francesco: 167.
Lorenz, Johann Michael: 403.
Lotichius, Peter Secundus: 11, 50.
Lotter, Johann Georg: 275.
Löwen, Johann Friedrich: 338, 340, 341.
Lucian: 177, 426, 427.
Luck, die: 391.
Ludolf von Holte: 108.
Ludwig Adolf von Baczko: 386.
Ludwig der Baier: 107.
Ludwig Meyer von Knonau: 231.
Ludwig von Anhalt: 160, 161, 163, 164, 167, 169, 177.
Ludwig VI. von der Pfalz: 12.
Ludwig XIII. von Frankreich: 12, 99.
Ludwig XIV. von Frankreich: 215, 225.
Ludwig von Stolberg: 124.
Ludwig von Thüringen: 42.
Ludwig von Ungarn: 24.
Lufft, Hans: 71.
Luise Christine von Hessen-Darmstadt: 155.
Lukas von Bostel: 138.
Lukas von Watzelrode: 44.
Luten: 33.
Lütgens: 138.
Luther, Martin: 36, 44, 46, 47, 50, 52, 63, 70, 72, 73, 76, 82, 83, 90, 332, 360, 428.
Luther von Braunschweig: 51.
Lyaeus: s. Bacchus.
Lylys, John: 89.
Lysius, Heinrich: 373.

Madeleine de Scuderi: 168.
Madjaren: 24, 303.
Magnus II. von Mecklenburg: 111.
Mährische Brüder: 87, 161.
Majolus: 177.
Makedonier: 231, 282.
Mancinus, Thomas: 122.
Mansfelder Grafen: 63.
Manste von Heilsberg: 33.
Manzel, Ernst Johann Friedrich: 332.
Marchand, Theobald: 449.
Maria: 51, 82, 85, 111, 127, 128.

Maria Anna von Riffer: 368.
Maria Theresia, Kaiserin: 21, 298, 368.
Marienwerder, Johannes: 43.
Marinelli: 342.
Marini: 61.
Marino: 89, 144.
Markwart, Martin: 125.
Marot: 11.
Marrot, die: 150.
Marschalk: 129.
Martin von Cochem: 415.
Martin von Muralt: 222.
Massena: 248.
Maßklappe: 310.
Matthesius, Johann: 316.
Mattheson: 141.
Matthisson, Friedrich von: 254.
Mauren: 195.
Mauvillon, Eleazar: 280.
Mauvillon, Jakob: 358, 369.
Maximilian, Erzherzog: 368.
Max I. von Baiern: 170.
Maximilian I. von Österreich: 23, 161.
Maximilian II. von Österreich: 22.
Maximilane von La Roche: 418.
Maximilian Joseph von Baiern: 453.
May, die: 224.
Mediceer: 256.
Meibom: 107.
Meier, Georg Friedrich: 283, 287, 294, 297.
Meister, Hans Heinrich: 252.
Meister, Jakob: 252.
Meister, Leonhard: 246, 251, **252.**
Meistersänger: 97, 116, 171, 172, 175.
Melanchthon: 11, 50, 70, 114.
Melchisedech: 121.
Melissus: s. Schede.
Mencke, Johann Burkard: 264, 265, 266.
Mencke, Otto: **264,** 286.
Mendelssohn, Moses: 307, 309, 383.
Mendikantenorden: 105.
Merck, Johann Heinrich: 268, 398, **410—412,** 413, 414, 423.
Merkur: 312.
Messias: 305.
Metastasio, Pietro: 432, 433.
Metz, Doktor: 397.
Metzler, Franz: 24.
Meyer, die: 232, 245.
Meyer, Dietrich: 232.
Meyer, Heinrich I.: 232.
Meyer, Heinrich II.: 232.
Meyer, Johann: 140.
Meyer, Konrad: 232.
Meyer, Rudolf: 232.
Meyer von Knonau: s. Gerold, Ludwig, Johann Ludwig Meyer von Kn.
Meyer von Knonau, die: 232, 237.
Michael: 96.
Micheel, Gödke: 134.
Milczener: 67.
Miller, Gottlob Dietrich: 345.
Miller, Johann Martin: **345,** 346, 347, **430,** 443.
Milton, John: 141, 144, 185, 222, 235, 237, 269, 276, 291, 293, 357.
Minderlein, Hans: 176.
Minerva: 122, 380.
Mingotti, Pietro: 335.
Minnehold: 345; s. auch Miller Johann Martin.
Minnesänger: 158, 168, 187, 190.
Mirabeau: 255.
Mivitius, Sebastian: 44.
Mohr in „Fiesko“: 451.
Mölich, Gabriel: 61.
Molière: 99, 135, 224, 262, 272. 323, 335, 342.
Moller, Meta: 330.
Moller, Peter: 330.
Moller, Heinrich: 57.
Möllerin, Gertraud: 55.
Mongolen: 228.
Montanus, Jakob: 114.
Montesquieu: 228, 398.
Morenberg, Gregorius: 23.
Morhof, Daniel Georg: 56, 130, 321.
Moritz August von Thümmel: **309—310,** 345.
Moritz I. von Hessen: 60, 61, **150—155,** 162, 164, 171.
Moritz von Spiegelberg: 112.
Morus, Thomas: 183, 228.
Moscherosch, Hans Michael: 99, 137, 187, 188, **189—191,** 194, 285, 402.
Mosellanus: 259.
Moser, die: Familie Johann Jakob und Friedrich Karl Mosers: 434.
Moser, die: Familie von Andreäs Mutter: 182.
Moser, Friedrich Karl: 434.
Moser, Johann Jakob: 434.
Moser, Philipp Ulrich: 440.
Möser, Justus: 114, **367—368,** 369.
Moßbachische Erben: 260.
Mozart: 448, 449, 453.
Mühlbach, Christoph: 261.
Mühlgraf, Hans: 174.
Mühlpfort, Heinrich: 28, 93.
Müller, Friedrich: 445—446.
Müller, Johann Gottwert: 351.
Müller, Josef Ferdinand: 278.
Müller, Witwe: 262, 263.
Münnich, Feldmarschall: 335.
Münter, Balthasar: 327.
Müntzer, Thomas: 63, 202.
Muralt: s. Beat Ludwig, Johann Bernhard, Johannes, Martin von M.
Muralt, die: 222, 225, 245.
Murmellius, Johannes: 110, 112, 113.
Murner, Thomas: 190.
Muschler, Johann: 259—260.
Muscovius, Johann: 375.
Mustapha: 139.
Mutianus Rufus: 23, 111, 300.
Mylius, Georg: 53, 54.
Mylius, Christlob: 279, 303. 306, 307.
Myllius, Martin: 9.

Ramsler, Elias: 25.
Raogeorgus, Thomas: 62, 93.
Ratzmer, von: 287.
Reifen: s. Gottfried von R.
Reuber, Hans: 316.
Reuber, Johann: 273.
Reuber, Karoline: 175, 260, 273—274, 277, 302, 307, 333, 334, 335, 388, 450.
Reuber, Katharina: 316.
Reuffer, Ludwig: 443.
Reuhaus, Johann Rudolf: 226.
Reumark, Georg: 169.
Reumeister, Erdmann: 90, 351.
Reveu, Baptiste: 242.
Newton: 374.
Nicolai, Christoph, Friedrich: 307, 308, 309.
Nicolas des Essarts: 168.
Niederländer: 99, 114, 133, 135, 140, 177.
Nieheim: s. Dietrich von N.
Nietzsche, Friedrich: 189.
Niklas Emanuel von Tscharner: 229.
Nikolaus Ludwig von Zinzendorf: 64, 84, 86—89, 90, 92, 94, 96, 188, 206, 207, 224, 281, 292, 294.
Nikolaus von Gersdorf I.: 68.
Nikolaus von Gersdorf II.: 86.
Nikolaus von Jeroschin: 42.
Nikolaus von Siegen: 157.
Nikolaus von Straßburg: 201.
Niordt, Sophie: 325.
Nitsch, Gregorius: 24.
Niger, Antonius: 23.
Nordschwaben: 159, 199.
Normannen: 132.
Nosseni, Johann Maria: 59—60.
Novalis: 63, 276.
Noverre, Jean Georges: 433.

Oberlin, Jeremias Jakob: 401, 403—404, 405, 408.
Oberlin, Johann Friedrich: 404.
Obrecht, die: 402.
Obrecht, Georg: 402.
Obrecht, Ulrich: 402, 403.
Odoardo: 452.
Odysseus: 313, 354.
Oemeke, Franz: 128.
Oeser, Adam Friedrich: 362, 363, 395.
Ogier, Charles: 49.
Oldenbarneveld: 116.
Olearius, Adam: 65, 193.
Olearius, die: 288, 289.
Opecz, Peter: 25.
Opetz von Logau: 26.
Opitz (Opez): 26.
Opitz, die: 25—26.
Opitz, Martin I.: 25.
Opitz, Martin II.: 5, 8, 14—20, 24, 25—28, 29, 30, 42, 52, 53, 54, 56, 58, 60, 61, 64, 65, 74, 85, 87, 89, 90, 92, 93, 94, 95, 120, 129, 130, 131, 143, 149, 153, 164, 167, 168, 177, 181, 182, 185, 186, 187, 215, 232, 234, 236, 266, 267, 269, 270, 272, 274, 291, 318, 339, 363, 366, 372, 383.
Oppen: s. David von O.
Orlandus Lassus: 12, 52.
Orpheus: 391.
Osiander: 50.
Ossian: 320, 329, 331, 355, 401, 405, 406, 409, 419.
Osthof, Konrad: 180.
Othello: 342.
Otto I., Kaiser: 326.
Otto, Georg: 155.
Otto Heinrich von der Pfalz: 11.
Otto, Johann: 171.
Ottokar II. von Böhmen: 31, 99.
Ottonen: 6.
Otto Schütz: 152.
Otto von Gemmingen-Hornberg: 447.
Otto von Grünrad: 12.
Overberg, Bernard: 369, 371.
Ovid: 11, 50, 109, 304, 323.

Pachelbel, Wolfgang Gabriel: 206.
Pan: 267, 391.
Paracelsus: 75, 194, 196, 397, 399, 439.
Paris von dem Werder: 164, 167.
Paschkowitz, die: 35.
Paul IV., Papst: 47.
Paul I. von Rußland: 321.
Paul von Stetten: 430.
Pauli, Claudius: 347; s. auch Paulsen Claus.
Paul, Jean: 193, 194, 300, 351, 377, 381, 382, 410.
Paulsen, Claus: 347.
Sankt Paulus: 252.
Paul von Segovia: 190.
Paul von Watt: 49.
Peilen, Anna Gertraud: 297; s. auch: Gleim Anna Gertraud.
Percy: 329, 355, 360, 401.
Pergener, Oswald: 98.
Peri: 27.
Perikles: 370.
Perregaux: 219.
Persius: 130.
Persona, Gobelinus: 107.
Pestalozza, die: 252.
Pestalozzi, Anton: 252.
Pestalozzi, Elisabeth: 245.
Pestalozzi, Johann Heinrich: 229, 246, 251, 252—253, 257, 404.
Peter, Christoph: 85.
Peter III. von Rußland: 321.
Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Eutin: 398.
Petersen, Johann Wilhelm: 224.
Petersen, Johann Wilhelm: 442, 444.
Peterson, Dietrich: 137.
Peter von Dohna: 44.
Peter von Dusburg: 42.
Peter Wok von Rosenberg: 162.
Petrarca: 191.
Petrus von Königssaal: 98.
Peucer, Kaspar: 70.
Pfeffel, Gottlieb Konrad: 406.
Pfeiffer, Erasmus: 136.

Pforten, von der: 34.
Philander: 267.
Philippi, Johann Ernst: 332.
Philipp von Zesen: 137, 158, **167—168.**
Piasten: 96.
Pickelhering: 97.
Pietsch, Johann Valentin: **265,** 267.
Pindar: 185, 347, 401, 412.
Pirkheimer, Wilibald: 24, 111, 394, 420.
Pistoris: 23.
Planta, Martin: 241.
Plato: 161, 177, 183, 369, 384, 401, 426.
Platter, Felix: 184.
Plautus: 97, 316, 323, 419.
Plutarch: 321.
Polabier: 3.
Polen: 3, 5, 21, 30, 33, 35, 46, 47, 48, 55, 81, 376, 386.
Poleus, Zacharias: 24.
Poliander, Johannes: 51.
Polich, Martin: 12, 23.
Poniatowsky, Christine: 80.
Ponitz, die: 315.
Pope: 144, 216, 303.
Popowitsch, Johann Sigmund Valentin: 281.
Pörner, Moritz: 260—261.
Portatius: 55.
Posa: 451.
Postel, Christian Henrich: 122, 123, 139, 322.
Praetorius, Johann Philipp: 139.
Praetorius, Michael: 122.
Praetorius, Stephan: 199.
Predigerbrüder: 105.
Preußen: 3, 31, 32, 33, 319.
Pritschmeister: 175.
Prometheus: 256, 424.
Properz: 438.
Proteus: 398.
Prudentius: 41.
Psyche: s. Flachsland Karoline.
Pufendorf, Samuel: 285, 323.
Puschmann, Adam Zacharias: 25, 71.
Pyra, Immanuel: 280, 284, **290—294,** 295, 297, 303, 305, 312, 313, 328, 329, 330, 337, 340, 345, 350, 352, 355, 367, 371, 384, 397, 417, 426.
Pyramus: 139.
Pythia: 345.

Quentel: 104.
Quevedo: s. Francisco Gomez de Qu.
Quoten, Herr von: 323.

Raabe, Wilhelm: 75, 119, 120.
Rabe, die: 35.
Rabelais: 19, 221, 224.
Rabener, Gottlieb Wilhelm: 279, 299, 302, 303, 304, 305, **306,** 308.
Rachel, Joachim: 130, 332.
Racine: 272, 452.
Ramler: 246, 300, 307, 326, 345.
Rantzau: s. Detlev von R.
Rantzau, die: 321.
Rathmann, Hermann: 199.
Ratichius, Wolfgang: 151, **162—163.**
Raue, Johann: 57.
Rebhun, Paul: 9, 62, 93, 95, 96, 316—317, 387.
Rebmann, Hans Rudolf: 220, 226.
Rederijker: 116.
Reichardt, Johann Friedrich: 385—386.
Reimann, Jakob Friedrich: 287.
Reimarus, Hermann Samuel: 348, 357, 363.
Reinhard, Karl Friedrich: 438, 441, 443.
Reinicke: 138.
Reinmar von Hagenau: 187.
Reiser, Anton: 138.
Rej, Nikolaus: 5.
Remus: 173.
Rebel, Anna Rosine: 289.
Reibenitz, die: 38.
Reinbeck: 280.
Resewitz, Friedrich Gabriel: 327, 328, 398.
Reuter, Anna Regina: 374.
Reuter, Christian: **262—264,** 278, 359, 396.
Rhagius, Johann: 23.
Rhenanus, Beatus: 404.
Rhenanus, Johannes: 124, **152—153.**
Rhesen: 43.
Rhoden, die: 150.
Ribovius, Laurentius: 54.
Richardson: 306, 406, 409, 423.
Richey: 142, 145.
Richter, Gregorius: 75, 76.
Richter, Hermann Heinrich: 260.
Rinkart, die: 62—63.
Rinkart, Hans: 63.
Rinkart, Martin: **62—64,** 65, 85, 93, 261, 313, 317.
Rinuccini: 27.
Rist, Johann: 128, 129, **136,** 137, 139, 155, 180, 215, 232.
Rist, Kaspar: 136.
Ritzsch, Timotheus: 261.
Robertin, Robert: 12, **53—54,** 55.
Robespierre: 256.
Robinson: 125.
La Roche, Maximiliane: 416.
Rohan, Prinz de: 388.
Rolevinck, Werner: 104, **109,** 367.
Röling, Johann: 56.
Roll, Georg: 24.
Romanen: 6, 222, 223, 280, 390.
Romantiker: 17, 149, 178, 364, 366, 384.
Römer: 240, 278, 291, 294, 319, 320, 329, 390, 391, 403, 408, 424, 428, 441.
Romulus: 173.
Ronsard: 5, 17, 27, 185.
Rosefeld, Jakob: 156.
Rosenberge: 19.
Rosenblüt, Hans: 170, 175, 176.
Rost, Johann Christoph: 280.
Rothe, Gabriel Christian: 324.
Rousseau, Jean Jaques: 126, 197, 228, 229, 247, 248, 249,

250, 253, 398, 409, 413, 418, 423, 426.
Rouſſillon, Fräulein von: 411.
Rouſſin, Pietro: 167.
Ruberſtreit: 310.
Rudnick, Paul Jakob: 294.
Rudolf Auguſt von Braunſchweig: 120.
Rudolf von Habsburg: 376.
Rudolf von Langen: 111—112, 114, 368, 369.
Rudolf II. von Öſterreich: 170.
Rumpler: ſ. Eſaias Rumpler von Löwenhalt.
Runge, Philipp Otto: 352.
Ruppenau, Marie: 375.
Rusdorf: ſ. Johann Joachim von R.
Ruſſen: 377.
Ruthenen: 5.
Rybiſch, Heinrich: 22.

Sabinus, Georg: 11, 50.
Sachs, Hans: 70, 71, 79, 97, 99, 171, 172, 173, 176, 387, 419, 429.
Sachß, Johann: 180.
Sackville, Thomas: 171, 387.
Sadowsky, Baron: 80.
Salicola, Margherita: 60.
Salis, die: 254.
Salis-Seewis: ſ. Johann Gaudenz von S.
Salluſt: 430.
Salome von Bonſtetten: 229.
Salome von Erlach: 221.
Salomon von Gohlau: ſ. Friedrich von Logau.
Salzburger: 35.
Salzmann, Johann Daniel: 399, 406, 408, 419.
Samuel von Schmettau: 368.
Sanquileo: 165.
Sansculotten: 255.
Sappho: 187.
Satan: 313.
Sauermann, Buchhändler: 280, 304.
Sauermann, die: 23.
Sauermann, Georg: 22—23.
Sauer, Stanislaus: 23.
Scaliger, Joſef: 12.
Schaffgotſch, Graf: 27.
Scharfſcheer: 310.
Schede, Paul: 11, 12, 16, 26.
Scheffler, Johann: 28, 29, 30, 46, 54, 81—83, 85, 88, 89, 90, 91, 94, 115, 204, 291.
Scheffler, Stanislaus: 81.
Scheffner, Johann George: 378, 386.
Scheibe, Johann Adolf: 324, 330.
Schelling, Friedrich Wilhelm Joſeph: 438.
Schelmuffski: 262, 263.
Scherer, Wilhelm 317—318.
Scherffer: ſ. Wenzel Scherffer von Scherffenſtein.
Scherz, Johann Georg: 402.
Scheuchzer, Johann Jakob: 233, 238.
Scheurer, Georg: 175.
Scheurl, die: 176.
Schickard, Wilhelm: 182.
Schikaneder, Johann Emanuel: 436.
Schildeſche: ſ. Hermann von Sch.
Schiller, Friedrich: 149, 212, 213, 241, 246, 254, 351, 358, 361, 363, 364, 372, 377, 420—421, 425, 428, 434, 437, 438, 439—444, 450, 451, 452, 453—455.
Schiller, Johann Kaſpar: 440.
Schiller, Stephan: 439, 440.
Schiller von Herdern, Bernhard: 439.
Schiller von Herdern, die: 439—440.
Schiller von Herdern, Franz Leo Marquard: 440.
Schiller von Herdern, Joachim I.: 439, 440.
Schiller von Herdern, Joachim II.: 439, 440.
Schiller von Herdern, Leomann: 439—440.
Schiller v. Herdern, Stephan: 439, 440.
Schiltarn: 439.
Schilter, Johann: 402, 403, 408.
Schimmelmann: ſ. Heinrich Karl von Sch.
Schinz: 239.
Schirmer, David: 61—62.
Schlegel, Auguſt Wilhelm: 325.
Schlegel, Chriſtoph: 29, 301.
Schlegel, die: 301—302, 313, 316, 317, 346, 363.
Schlegel Friedrich: 325.
Schlegel, Johann Adolf: 243, 279, 280, 302, 303, 304, 305.
Schlegel, Johann Elias: 279, 301—302, 303, 304, 323, 324—325, 326, 330, 337, 338, 340, 342, 391, 396.
Schlegel, Johann Friedrich: 302.
Schlegel, Johann Heinrich: 307, 325, 327.
Schlegel, Martin: 301, 302.
Schlie, die: 128.
Schloſſer, Joh. Georg: 350, 394, 413, 418, 419.
Schlue, Jochim: 128.
Schmettau, die: 91, 368.
Schmid, Konrad Arnold: 301, 304, 357.
Schmidt, Johann Chriſtoph: 299, 304, 305.
Schmolck, Benjamin: 90.
Schnabel, Johann Gottfried: 125—126, 262, 359.
Schneewittchen: 391.
Schneuber, Joh. Matthias: 187.
Schobinger: 185.
Schobinger, Anna: 234.
Schoch, Johann Georg: 66, 259, 263.
Schoen, Johann Adolf: 264.
Schoepflin, Johann Daniel: 403, 404, 405, 408, 447.
Schönaich: ſ. Chriſtoph Otto von Sch.
Schönborn, Gottlob Friedrich Ernſt: 326, 328.
Schönemann, Lili: 419.
Schönemann, Joh. Friedrich:

274, 308, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 449.
Schönkopf, Anna Katherina: 395, 396.
Schott, Gerhard: 138, 139, 322.
Schottelius, Charlotte: 120.
Schottelius, Justus Georg: **120—121**, 158, 177, 180, 356.
Schotten: 34, 35, 271, 374.
Schreck, Valentin: 57.
Schröder, Elias: 56.
Schröder, Friedrich Ludwig: 324, 333, 336, 337, 338, 341, **342—343**, 366, 421, 452, 453.
Schröder, Johann Dietrich: 335.
Schröder, Sophie: 333, 335, 336, 338 341.
Schroeder, die: 389.
Schroeter, die: 389, 391, 392.
Schubart, Christian Friedrich Daniel: **429—431**, 434, 435, 441, 442, 443, 444, 445, 454.
Schubart, Ludwig: 442, 444.
Schuch, Franz: 278, 338, 381, 388, 449.
Schuler, Balthasar: 50.
Schultheß, die: 237.
Schultheß, Joh. Georg: 237, 305.
Schultz, Franz Albert: 373.
Schultz, Magdalena: 311.
Schulze, Johann Heinrich: 289.
Schulze, Karoline: 338.
Schuppius, Johann Balthasar: 137, 153, 155.
Schütz, Heinrich: 27, 54, **60—61**, 62, 122, 155, 164, 289.
Schwabe, Johann Joachim: 275, 279, 280, 301, 302, 303, 304, 307.
Schwan, Christian Friedrich: 447, 452, 453.
Schwarzburger Fürsten: 156.
Schwarz, Sibylla: 131.
Schweden: 56, 63, 86, 164, 171, 261, 376.
Schweitzer: 449.
Schweizelsberger, Kasimir: 175.
Schweizer, Barbara: 245.
Schweizer, Elisabeth: 244.
Schweizer, Jaques: 255.
Schweizer, Johann Kaspar: 243, 251, 254, **255—257**.
Schweizer, Kleophea: 245.
Schweizer in den „Räubern“: 451.
Schwenckfeld: s. Kaspar von Schw.
Schwieger, Jakob: 138.
Scracz, Jakob: 118.
Scudéry: 233.
Scultetus, Abraham: 30.
Scultetus, Andreas: 28, 29.
Scultetus, Bartholomaeus: 72.
Sechst: s. Sachß, Johann.
Seclutian, Johann: 52.
Seidelitz, die: 38.
Seidelitz, Opetz: 26.
Seip, die: 391, 392.
Semnen: 67.
Seneca: 28, 302, 321.
Senfl, Ludwig: 51.
Senftleben, Andreas: 29.
Senftleben, Valentin: 29.
Servius Tullius: 173.
Seuse, Heinrich: 43, 249.
Seyfferditz, von: 263.
Seyler, Abel: 338, 341, 449, 452.
Shakespeare: 59, 96, 152, 156, 159, 173, 174, 191, 224, 269, 302, 324, 328, 329, 331, 340, 342, 343, 358, 360, 364, 379, 401, 406, 412, 421, 426, 427, 436, 449, 453.
Sieber, Postmeister: 260.
Siegfried: 190.
Siegfried von Heilsberg: 33.
Siegwart, Xaver: 430.
Sieveking, Georg: 351.
Sigismund I. von Polen: 44, 46.
Sigismund III. von Polen: 81.
Sigmund, Kaiser: 69, 108.
Sigmund von Schweinitz: 80.
Silinger: 21.
Simler, Johann Wilhelm: 232.
Simler, Josias: 232.
Simler, Peter: 232.
Simplicius: 193, 194.
Sinner, Johann Rudolf: 219.
Siona: 313.
Sionitin: 313.
Sittenreich: 334.
Sitter: s. Zittau.
Sivers, Heinrich Jakob: 332.
Skalden: 328, 330.
Slaven: 3, 5, 6, 10, 21, 25, 26, 29, 32, 34, 44, 56, 57, 58, 67, 68, 70, 72, 75, 80, 81, 87, 92, 96, 117, 121, 127, 131, 137, 147, 152, 159, 161, 170, 176, 180, 181, 203, 206, 207, 262, 265, 280, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 353.
Slowaken: 5.
Slowenen: 152, 281.
Smollet: 348.
Sokrates: 79, 91, 369, 370, 373, 384, 412.
Soldan, die: 391.
Solon: 225.
Sommerfeld: s. Abraham von S.
Sommerfeldt, die: 35, 94.
Sophia Elisabeth von Mecklenburg: 121, 122.
Sophokles: 28, 331.
Sophie Magdalene von Dänemark: 353.
Sophie von La Roche: 426.
Sorben: 67.
Spalding, Johann Joachim: 247, 300.
Spangenberg, Wolfhart: 186.
Spanier: 168, 190.
Spee, Friedrich: **115**, 214.
Spencer, John: 171, 387.
Spener, Kriegsrat: 324.
Spener, Philipp Jakob: 86, 138, 180, 183, 187, 188, 199, **200—201**, 202, 204, 205, 206, 224, 249, 292,

294, 306, 311, 388, 397, 399.
Speratus, Paulus: 44, 50.
Spichtig, die: 214.
Spichtig, Johann Peter: 214.
Spiegelberg, Johann: 273.
Spielberger, Michael: 50.
Spinoza: 416, 424.
Spreng, Johann Jakob: 216.
Sprögel: 203.
Spruchsprecher: 175.
Stadion: s. Friedrich von St.
Stähelin, Benedikt: 226.
Starke, Christian: 60.
Statius, Martin: 199.
Stäudlin, Gotthold Friedrich: 438, 443—444, 454.
Steele: 141, 233.
Steffens, Heinrich: 323.
Stein, Bartholomäus: 23.
Steinauer: 274.
Steinbach, Christian Ernst: 277, 278.
Stella, Erasmus: 44, 49.
Stenus: s. Stein B.
Sterne: 348.
Sterops: 165.
Stetten: s. Paul von St.
Steuber, die: 391.
Stieler, Kaspar: 66, 138, 156, 157—158, 185, 359.
Stifter, Adalbert: 173.
Stigel: 50.
Stobaeus, Johann: 53, 54.
Stolberg: s. Auguste, Christian, Christian Günther, Friedrich Leopold, Henriette Friederike zu St.
Stolberg, die: 328, 347, 353, 419.
Stolberger Grafen: 124.
Storch, Nikolaus: 314.
Störtebeker: 118, 134, 139.
Stoß, Veit: 176.
Straube: 279.
Streicher, Andreas: 444.
Stricker, Johannes: 133.
Struensee, Johann Friedrich: 327, 331, 351, 352.
Strungk, Nikolaus Adam: 260.
Stübler, die: 224.
Sturz, Helfrich Peter: 326, 327, 328, 330, 331, 351, 410.
Stüven, Peter: 278, 334.
Suchten: s. Alexander von S.
Suerbeer, Albert: 32.
Sultan: 90.
Sulzer, Hans: 237.
Sulzer, Heinrich I.: 237.
Sulzer, Heinrich II.: 237.
Sulzer, Johann Georg: 237—238, 240, 243, 250, 280, 294, 305.
Sulzer, Ulrich: 237.
Susanna Katharina von Klettenberg: 397.
Swartze, Wilhelm: 43.
Sweden: 67, 73, 149, 150, 152, 159, 200.
Swedenborg: 376.
Swift: 235, 332, 401.
Sylvius Nimrod zu Württemberg u. Öls: 81.
Szymonowicz Bendonski, Simon: 5.

Tacitus: 47, 223, 331.
Tasso, Torquato: 165, 329.
Tauler, Johannes: 73, 80, 199, 201, 249, 370.
Tauft, Dorothea: 288; s. Händel Dorothea.
Telemann: 262.
Temonius: 44.
Terenz: 24, 97, 152, 259, 316.
Terhoernen: 104.
Tetzel, Johann: 332.
Teuthard: 345; s. auch Hahn Johann Friedrich.
Teutleben: s. Kaspar von T.
Textor, Anna Margarethe: 389, 390, 391.
Textor, Katharina Elisabeth: 392, 393.
Textor, Stadtschultheiß: 388, 392.
Textor, die: 389.
Theodor von Beza: 11, 12.
Theodor von Niem: 107.
Theodor von Tscheisch: 80.
Theokrit: 247.
Theophile: 91.
Thiederich, Samuel: 187.
Thilo der Jüngere: 53.
Thisbe: 139.
Thomas a Kempis: 80, 105.
Thomasius, Christian: 204, 205, 259, 284, 285—286, 288, 289, 321, 323, 332.
Thomson, James: 144, 236, 293, 357.
Thoranc, Graf: 392.
Thümmel: s. Moritz August von Th.
Thusnelda: 121.
Thylo von Kulm: 41.
Thysius aus Antwerpen: 150.
Tibull: 297, 438.
Tieck, Ludwig: 193.
Tiedge: 300.
Tietz, Johann Peter: 56.
Tiez, Johann Daniel: 281.
Tillemann, Johann Martin: 338.
Tilly: 15, 155, 164.
Tirolff, Hans: 317.
Titz, Andreas: 28.
Titanen: 313.
Tobler, Johann: 235.
Tolle, Heinrich: 123—124.
Traunsdorff: s. Johann Heinrich von Tr.
Treitschke: 35.
Trepka, Eustachius: 40.
Trescho, Sebastian Friedrich: 378.
Triewald, Samuel: 142.
Triller, Daniel Wilhelm: 279, 281.
Trojaner: 62.
Trotzendorf, Valentin: 71.
Tscharner: s. Niklas Emanuel u. Vinzenz Bernhard von Tsch.
Tscharner, die: 229.
Tschechen: 21, 67, 68, 70, 80, 181, 314, 315, 316, 318.
Tscherning, Andreas: 28, 29, 53, 56, 84, 85, 130.
Tscherning, die: 25, 28.
Tschudi, Johann Heinrich: 233.
Tucher, Friedrich: 50.
Türken: 71, 85, 139, 148, 157, 173, 184, 199, 225.

Tyrtaeus: 438.
Tzwyvel, Theoderik: 114.

Uhlich, Gottfried: 334, 335.
Ulenspeighel, Till: 119.
Ulso: 325.
Ulrich von Hutten: 421.
Ulrich von Lichtenstein: 347.
Ulrich von Mecklenburg: 127.
Ulrich von Württemberg: 184.
Ulysses von Salis: 241.
Uranie: s. Roussillon, Fräulein von.
Urban VI., Papst: 107.
Urban VIII., Papst: 41.
Urban, Johann Christoph: 264.
Uriot, Joseph: 433.
Ursinus Velius, Kaspar: 22.
Uz, Johann Peter: 284, 294, 297, 299, 417, 445.

Valois, die: 159.
Vandalen: 67, 129.
Varro: 12.
Veghe, Johannes: 110—111.
Velten, die: 174.
Velten, Johannes: 174—175, 260, 273, 288, 388, 450.
Venator, Balthasar: 15, 16.
Venetianer: 167.
Venus: 158, 190.
Verena von Erlach: 228.
Vergerius, Petrus Paulus: 52.
Vergil: 11, 18, 109, 254, 281, 304, 305, 312, 329, 386.
Verne, Jules: 313.
Verrina: 452.
Vida, Hieronymus: 290, 291.
Viktor de Löw: 140.
Vinzenz Bernhard von Tscharner: 229.
Virgina: 363.
Vischer, Luise: 442.
Vives: 177.
Voigt, Balthasar: 53.
Volckamer, Georg: 180.
Voltaire: 219, 224, 281, 307, 329, 356, 398, 447.
Vos, Jan: 95.
Voß, Johann Heinrich: 313, 344, 346, 347, 349, 353, 354, 355, 361, 410.
Vrye, Dietrich: 106.
Vulpius, Jakob Anton: 225.

Wagner, Heinrich Leopold: 342, 406, 418.
Wagner, Richard: 62, 63, 289.
Wagner, Samuel: 219.
Waimer, Philipp: 57.
Waldemar IV. von Dänemark: 132.
Waldis, Burkart: 357.
Wallenstein: 155, 170, 171.
Walther, Balthasar: 80.
Walther von der Vogelweide: 347, 360.
Wampen: s. Eberhard von W.
Waser, Hans Heinrich: 235.
Wattenwyl, die: 224.
Watzelrode: s. Lukas von W.
Weber (Textor), Georg: 389.
Weber, Wilhelm: 176.
Weckherlin, die: 184.
Weckherlin, Georg Rudolf: 16, 184—186, 187, 345.
Weckherlin, Ludwig: 185.
Weichmann, Johann: 85.
Weidner, Johann Bernhard: 13.
Weidner, Johann Leonhard: 15.
Weigel, Valentin: 73, 80, 82, 199, 286.
Weinhold, Karl: 22.
Weise, Christian: 92, 97, 98—100, 136, 143, 157, 261, 265, 267, 317, 318.
Weiße, Christian Felix: 281, 301, 307, 308, 309, 310, 313, 316, 317, 452.
Weiße, Michael: 83.
Weißel, Georg: 52.
Weißenbach, die: 214.
Weißenbach, Johann Kaspar 214.
Weißenborn, Daniel: 273.
Weißenborn, Friederike Karoline: 273; s. auch Neuber Karoline.
Wekhrlin, Wilhelm Ludwig: 434—435, 454.
Welfen: 420.
Wenden: 3, 21, 25, 59, 67, 68, 69, 70, 72, 98, 131, 159, 181, 281.
Wenemar von der Horst: 112.
Wenzel: 267.
Wenzel Scherffer von Scherffenstein: 29, 30.
Wenzel von Böhmen: 99.
Wenzel von Budowec: 162.
Wernicke, Christian: 321—322.
Werner, Georg: 24.
Werner, Zacharias: 386.
Wesselius, Balthasar: 16.
Westfal, Matthaeus: 49.
Wetter, Josua: 214.
Wetzelrode, Barbara: 40.
Wickram, Jörg: 193, 387.
Wiedertäufer: 73, 113.
Wieland, Christoph Martin: 228, 242, 243, 246, 309, 310, 345, 346, 356, 376, 401, 409, 417, 424, 425—429, 431, 434, 435, 437, 438, 442, 443, 448, 455.
Wieland, Johann Sebastian: 181—182.
Wiering: 141.
Wigand, Johann: 44.
Wilhelm von Berg: 107.
Wilhelm von Hoven: 442, 444.
Wilhelm von Oranien: 225.
Wilhelm, Prinz von Preußen: 297.
Wilhelm von Wense: 182.
Wille, Georg Andreas: 268.
Willentus, Bartholomaeus: 52.
Willers, die: 337.
Wimpfeling, Jakob: 22, 114, 187, 190, 403, 404.
Winckelmann, die (Geldern): 361.
Winckelmann, die (Hessen): 361.
Winckelmann, die (Kurland): 361.

Winckelmann, die (Vogtland): 361.
Winckelmann, Johann Joachim: 242, 339, **361—363**, 366, 380, 410, 429.
Winckler, Johann: 138.
Windesheimer Kongregation 105.
Winkler: 308.
Winterkönig: 19.
Wirz, Peter Achilles: 216.
Witte, die: 34.
Witzendorf, Domherr von: 347.
Wladislaw von Polen: 23.
Wolf Ernst von Stolberg: 124.
Wolff, Christian: 248, 266, 276, 284, **286—287**, 289, 290, 292, 293, 297, 373, 382.
Wolfgang Heribert von Dalberg: 449, **450**, 451, 452, 453, 454, 455.
Wolf, Johann Christian: 142.
Wolfram von Eschenbach: 181, 192, 193.
Wolrab, Nikolaus: 70.
Wolzogen: s. Henriette u. Charlotte von W.
Wurm in „Kabale u. Liebe“: 453.
Wüst, Heinrich: 242, 246.
Wyttenbach, die: 214, 227.
Wyttenbach, Nikolaus: 227.

Xenophon: 426.
Xerxes: 139.

Young: 156, 157.

Zachariä, Just Friedrich Wilhelm: 279, 303, 304, **357**, 358.
Zähringer: 420.
Zapf, Georg Wilhelm: 430.
Zedlitz, die: 38.
Zeidler, Susanna: 289.
Zererin, Verena: 226.
Zesen: s. Philipp von Z.
Zeus: 313.
Ziegler: s. Christine Marianne von Z.
Ziegler, Charlotte: 289.
Ziegler, Fräulein von: 411.
Ziegler, Johann Gotthelf: 289.
Zierotin, Karl: 162.
Zigler: s. Heinrich Anshelm von Z.
Zimmermann: 239.
Zimmermann, Johann Jakob: 248, 249.
Zinkgref, Julius Wilhelm: 11, 13, 14, 15, 16, 18, 27.
Zinzendorf: s. Nikolaus Ludwig von Z.
Zinzendorf, die: 86.
Zisterzienser: 105.
Zoestius, Hermann: 108.
Zoller: s. Hohenzoller.
Zöllner, Konrad: 41.
Zuchta, die von: 51.
Zwaldt, Matthias: 220.
Zwingli, Ulrich: 11, 159, 215, 237.

3. Geographisches Register.

Es waren die gleichen Grundsätze maßgebend wie bei der Anlage des Registers zum 1. Band. Bei den häufig vorkommenden deutschen Landschaften wurden nur die wichtigsten Stellen vermerkt.

Aachen: 113, 189.
Aalen: 429.
Aarau: 230, 242.
Aare: 218, 219, 229, 239.
Afrika: 194, 398.
Akropolis: 230, 282.
Alamannische Landschaften: 181—198, 200—201, 211—257, 395—408, 425—444.
Algäu: 234.
Algier: 326.
Alkmar: 112.
Alle: 32.
Allstedt: 204.
Alp: 182.
Alpen: 226, 362.
Alsleben: 321.
Altdorf: 170, 171, 172, 176, 268, 290, 402, 429.
  Gymnasium: 170.
  Universität: 170, 172, 176.
Altenburg: 57, 261, 307.
Altengleichen: 360.
Altenstadt: 390.
Altmark: 361.
Altona: 138, 140, 350.
Altpreußen: s. Preußen.
Altseidenberg: 75.
Altstetten: 232.
Amberg: 160, 161.
Amerika: 87, 132, 256, 398.
Ammendorf: 287.
Amsterdam: 80, 81, 95, 116, 135, 168, 180, 308, 356, 376.
Angelsächsisch: 267.
Anhalt: 62, 150, 158, 159—168, 176, 199, 202, 267.
Annaberg: 202, 203, 307, 308, 316.
  Lateinschule: 202.
Ansbach: 52, 164, 181, 206, 435.
Antwerpen 116, 133, 150, 161.
  Sankt Lukasgilde: 161.
Appenzell: 215.
Arnsdorf (Preußen): 33.
Arragonien: 189.
Aschersleben: 65, 100, 118.
Asien: 166, 398.
Aslau: 250.
Asperg: 431, 436, 441, 442, 444.
Athen: 79, 80, 134, 220, 231, 370, 379, 384, 444.
Aubonne: 229.
Augsburg: 8, 24, 51, 56, 63, 71, 163, 169, 181, 186, 199, 260, 274, 387, 429—430, 435.
Augstenberg: 254.
Aversa: 432.
Avignon: 107, 215.

Baden (Baden): 194.
Baden-Durlach: 158, 234, 403.
Baden (Schweiz): 219, 226, 240.
Baiern: 8, 51, 86, 133, 148, 170, 172, 187, 188, 439, 449.
Baldingen: 435.
Ballenstädt: 199.
Baltenlande: 376, 379, 381.
Bamberg: 171, 172.
Barntrup: 113.
Barth: 247.
Basel: 26, 106, 108, 113, 182, 199, 200, 215—217, 226, 238, 239, 240, 274, 402, 403.
  Gymnasium: 216.
  Pädagogium: 216.
  Sankt Peter: 216.
  Universität: 215.
Bauerbach: 453.
Bautzen: 68, 69, 70, 83, 98, 290.
  Gymnasium: 70, 290.
Bayreuth: 176, 432.
Bebenhausen: 182.
Belgisch-Limburg: 377.
Belt: 320, 327.
Bergen: 322.
Berlin: 52, 57, 84, 159, 187, 193, 201, 202, 205, 206, 243, 246, 262, 265, 285, 287, 293, 300, 307, 309, 320, 327, 332,

335, 338, 339, 340, 349, 355, 363, 365, 368, 376, 385, 400.
Georgenkirche: 335.
Joachimstaler Gymnasium: 243.
Köllnisches Gymnasium: 293.
Sankt Nikolai: 84, 201.
Bern: 211, 212, 213, 214, 216, **217—230**, 231, 233, 234, 235, 238, 239, 240, 241, 252, 253, 274, 290, 426.
Untere Schule: 225.
Bernburg: 261.
Berner Alpen: 220.
Berner Oberland: **220**, 226, 229.
Berry: 11.
Bessunger Wald: 413.
Berthelsdorf: 87.
Beuthen: 14.
Bezieres: 160.
Bickenbach: 408.
Bieberach: 425, 426, 427, 428.
Biecz: 47.
Biel: 226, 227.
Birrfeld: 253.
Bispinghof: 110.
Bitterfeld: 125.
Blankensee: 33.
Blaubeuren: 430.
Bober: 3, 20, 21, 25.
Böddeken: 107.
Bode: 159, 259.
Böhmen: 7, 16, 19, 21, 31, 33, 40, 43, 57, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 75, 83, 98, 127, 137, 147, 162, 170, 176, 180, 181, 187, 261, 288, 297, 314, 318.
Bologna: 23, 40, 46, 47, 160.
Universität: 23.
Bonn: 415.
Bordesholm: 127.
Klosterkirche: 127.
Borgholzhausen: 113.
Borwicze: 81.
Bothmar: 254.
Bothnang: 434.
Boudry: 221.
Brabant: 36, 118, 125.
Bramstedt: 353.
Brandenburg: 6, 11, 31, 34, 50, 57, 67, 68, 158, 258, 259, 283, 284, 361, 362.
Brauchitschdorf: 90.
Braunsberg: 33, 49.
Artushof: 49.
Braunschweig (Land): 28, **118—123**, 125, 136, 274, **356—359**, **363—366**.
Braunschweig (Stadt): 118 **—119**, 132, 136, 200, 280, 296, 336, 348, **356—359**.
Carolinum: 280, 356, 357, 358.
Bremen: 131, 132, 280, 304, 344, 351.
Bremervörde: 174.
Bremgartenwald: 226.
Brenner: 375.
Breslau: 8, 22, **23—24**, 25, 26, 28, 29, 30, 71, 81, 86, 90, 91, 93, 94, 176, 265, 266, 277, 286, 288, 338, 339, 343, 368, 374, 385.
Dorotheenkirche: 23.
St. Elisabeth: 23, 24, 29.
Jesuitenkolleg: 29.
Magdaleneum: 25, 28, 91, 286.
Matthiaskirche: 81.
Matthiasstift: 82.
Universitätsplan: 23.
breslauisch: 31.
Bretten: 128.
Brieg: 24, 29, 33, 43, 73, 91.
Brinke: 113.
Brocken: 311.
Brockut: 93.
Bruchsal: 298.
Brügge: 104, 131.
Brühne: 297.
Brünn: 375.
Brüssel: 106.
Bückeburg: 399, 412, 430.
Büdingen: 86.
Bümplitz: 229.
Bünde: 225, 254.
Bunzlau: 14, 20, **25—29**, 164.
Burgdorf: 253.
Bütow: 294.
Byzanz: 95.
Calw: 87, 182, 437.
Cannae: 24.
Capo d'Istria: 52.
Capranica: 47.
Celle: 124, 180, 199.
Schloß: 124.
Chemnitz: 316, 346, 451.
Chiavenna: 252.
Chur: 229, 254.
Colombier: 224.
Corbie: 112.
Corvey: 112.

Dänemark: 129, 132, 194, 296, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 329, 331, 337, 342, 348, 351, 355, 373.
Danzig: 27, 31, 34, 35, 40, 41, 43, 46, 48, 49, 51, **56—57**, 59, 64, 90, 94, 132, 134, 137, 169, 175, 199, 272.
Artushof: 49, 56.
Georgenbruderschaft: 56.
Gymnasium: 57, 90, 94.
St. Marien: 49, 51.
Marienschule: 57.
Darmstadt: 155, 326, 349, 398, **408—412**, 413, 414, 416, 417, 419, 454.
Delmenhorst: 321.
Dessau: 137, 158, 160, 162, 164, 167, 261.
Deutschböhmen: 98, 177, 181.
Deventer: 41, 104, 105, 111, 113, 114.
Dittrichsdorf (Preußen): 33.
Doberan: 128.
Domnau: 52.
Donau: 31, 299, 320, 355, 430.
Donaulandschaft: 187.
Dorpat: 130, 376, 381.
Dortmund: 112, 114.
Reinoldipfarrschule: 112.
Drage: 321.
Drau: 375.
Drebnow: 68.
Dresden: 18, 22, 54, **57—62**, 66, 76, 86, 100, 120, 122, 150, 152, 154, 155, 158, 175, 181, 198, 201, 202, 204, 205, 206, 215, 259, 261, 263, 268,

273, 280, 285, 298, 302, 305, 308, 332, 342, 346, 362.
Frauenkirchhof: 60.
Kreuzkirche: 59.
Kreuzschule: 261.
Schloß: 59.
Theater: 60.
Driesen: 62.
Düna: 375, 376.
Durlach: 158, 216.
Düsseldorf: 87, 113, 115, 415, 416, 417.

Ebstorf: 118.
Edinburgh: 374.
Eger: 51, 180.
Eglisau: 232.
Ehrenbreitstein: 416, 418.
Eichsfeld: 273.
Eichstädt: 128.
Eider: 324.
Eilenburg: 63.
Einbeck: 120.
Einsiedeln: 196, 213, 214.
Eisenach: 66, 149, 152, 158, 262, 273, 359.
Eisleben: 25, 63.
Elbe: 3, 6, 7, 8, 20, 21, 59, 91, 116, 117, 120, 122, 127, 129, 130, 131, 135, 136, 137, 140, 146, 147, 149, 151, 158, 159, 198, 199, 211, 236, 242, 258, 264, 274, 277, 282, 283, 284, 299, 303, 317, 319, 344, 348, 351, 354, 397, 410.
Elbelandschaften: 146, 275, 320.
Elbelinie: 57, 121, 205.
Elbemündung: 127, 131, 140, 288, 335.
Elbestadt: 57.
Elbetal: 314.
Elbing: 33, 44, 47, 48, 49, 53, 56, 321.
Artushof: 49.
Nicolaikirche: 47.
Universitätsplan: 44.
Ellwangen: 44.
Elm: 119.
Elmshorn: 139.
Elsaß: 12, 14, 29, 105, 176, 181, 186—198, 200, 202, 232, 295, 395—408, 411, 447.
Elster: 27, 60, 69.
Emmendingen: 419.
Ems: 414.
Engeltal: 170.
Engern: 361.
England: 48, 53, 59, 60, 89, 120, 124, 125, 135, 137, 138, 140, 141, 142, 144, 145, 152, 153, 154, 155, 171, 173, 174, 176, 183, 184, 186, 194, 198, 200, 203, 222, 223, 224, 225, 233, 234, 235, 236, 249, 267, 270, 271, 272, 276, 283, 297, 321, 325, 330, 331, 342, 343, 344, 348, 357, 358, 360, 386, 387, 397, 403, 411, 434.
Ensisheim: 187.
Enz: 183.
Enzenschwyl: 215.
Eperies: 24, 157.
Erdeborn: 63.
Erfurt: 23, 24, 44, 111, 138, 148, 149, 157—158, 163, 205, 259, 300, 351, 387, 426.
Anger: 157.
Stiftsschule: 24.
„theatrum“: 157.
Universität: 205, 426.
Erlangen: 170, 268, 429, 430.
Ermatingen: 236.
Ermland: 32, 35, 44, 46, 47.
Ermsleben: 297, 359.
Erzgebirge: 62, 72, 98, 204, 261, 300, 301, 303, 306, 308, 310, 313, 314, 315, 316, 317, 322, 325, 346, 354.
Eßlingen: 434.
Estland: 375, 376.
Eulau: 21.
Europa: 12, 165, 388, 403.
Eutin: 133, 348, 350, 353—355, 356, 368, 398.
Everswinkel: 111.

Feldkirch: 24.
Flamland: 116.
Flandern: 48, 49, 59, 132, 133, 353.
Flensburg: 345.
Florenz: 27, 160, 161.
Academia della crusca: 161.
Palazzo vecchio: 160.
Forbach: 445.
Franken: 23, 58, 100, 172, 176, 218, 222, 246, 247, 248, 252, 271, 391, 428.
Frankenberg: 391.
Frankenhausen: 157, 303.
Frankenstein (Hessen): 57.
Frankenstein (Schlesien): 24, 40.
Klosterkirche: 24.
Frankfurt am Main: 34, 175, 200, 201, 203, 205, 248, 334, 386—394, 396, 397, 399, 401, 407, 410, 412, 414, 417, 418—420, 442, 447.
Junghof: 388.
Frankfurt an der Oder: 14, 29, 40, 49, 50, 85, 92, 93, 259, 287, 307, 434.
Universität: 91, 93, 259.
Frankreich: 60, 98, 138, 140, 155, 184, 194, 215, 219, 222, 225, 248, 309, 402, 403, 438.
Frauenburg: 40.
Freiberg (Hadeln): 139.
Freiberg (Meißen): 61, 273, 301.
Freiburg (Breisgau): 378, 416, 439, 440.
Freiburg (Schweiz): 213, 254.
Freistadt: 23.
Friedland (Preußen): 52, 386.
Schule: 52.
Friesland: 369.
Fulda (Fluß): 150.
Fulda (Stadt): 149.

Gachnang: 214.
Gaisbach: 192.
Silberne Stern: 192.
Sankt Gallen: 214, 215, 225, 240.
Gallien: 255.
Gandersheim: 119.
Pädagogium: 119.
Gehag: 206.
Geising: 261.
Geislingen: 429.
Geldern: 36, 112, 361.

Gelnhausen: 191, 192.
Gemünden: 152.
Genf: 11, 12, 160, 176, 182, 200, 222, 224, 232, 234, 249, 417.
Gent: 131, 133.
Rhetorikenkammer: 133.
Genua: 234, 441.
Gera: 202, 206, 335.
Gymnasium: 202.
Gerbauen: 377.
Geroldseck: 190, 194.
Gersbach: 114.
Giebichenstein: 288.
Gießen: 203, 326, 387, 391, 392, 410, 418.
Universität: 418.
Glatz: 368.
Glogau (Fürstentum): 94.
Glogow: 21.
Sankt Goar: 16.
Goldap: 378.
Goldberg: 22, 40, 71, 86.
Partikularschule: 24, 71.
Goldene Au: 93, 94, 95, 205.
Goreliz: s. Görlitz.
Görlitz: 25, 28, 68, 69, **70—80**, 81, 91, 97, 98, 264, 265.
Bibliothek: 265.
convivium musicum: 72.
Gymnasium: 14, 91, 264.
Goslar: 118.
Gotha: 149, 169, 205, 261, 262, 342, 345, 445, 448, 449, 451, 453.
Gymnasium: 205.
Gotthard: 419.
Göttingen: 123, 227, 301, 316, 317, 326, 337, 338, 344, 345, 346, 347, 353, 354, 355, 358, 359, 360, 361, 367, 376, 394, 410, 416, 443, 445, 446.
Paulinerkirche: 123.
Rathaussaal: 123.
Gottland: 132.
Grafeneck: 432.
Gräfenheinichen: 84.
Graz: 341.
Graubünden: 254.
Graudenz: 54.
Gredowy: 33.
Greifensee: 234, 251, 252.
Greifswald: 54, 131, 259, 324.
Greiz: 71.
Griechenland: 230, 240, 291, 410, 422.
Grimma: 84, 316.
Grobe: 133.
Gröningen: 361.
Groß-Breese: 84.
Groß-Glogau: 80, 94, 97.
Groß-Graba: 375.
Groß-Hennersdorf: 86, 87.
Grunau: 265, 386.
Guben: 53, 84.
Universitätsplan: 85.
Guhrau: 85.
Güns: 303.
Güstrow: 127, 128, 150.
Guttstadt (Preußen): 33.

Haag: 368, 369.
Habelschwert: 64.
Habichtswald: 150.
Habsburg: 239, 241.
Hadeln: 139, 349, 354.
Hainichen: 301.
Halberstadt: 118, 119, 121, 284, **297—300**, 308, 361, 416.
Haldenstein: 241.
Halle: 7, 61, 87, 143, 150, 174, 181, 187, 200, **205—206**, 207, 243, 259, 262, 266, 280, **282—295**, 296, 297, 300, 303, 310, 311, 312, 329, 331, 332, 344, 353, 362, 363, 370, 371, 373, 408, 411, 416, 427, 445, 447.
Armenschule: 206.
Bürgerschule: 206.
Mädchengymnasium: 206.
Pädagogium: 87, 206.
Ritterakademie: 205.
St. Ulrich: 206.
Universität: 205, 206, 285, 286, 287, 288.
Waisenhaus: 290, 373.
Hallstadt: 12.
Hamburg: 7, 14, 28, **30**, 43, 57, 59, 65, 114, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, **123**, 124, 128, 129, 130, **131—133**, **134—146**, 148, 152, 154, 155, 162, 168, 169, 170, 172, 199, 200, 205, 211, **212**, 213, 216, 217, 243, 246, 258, 265, 267, 268, 269, 270, **271**, 276, 277, 278, 279, 288, 289, 295, 296, 303, 305, 308, **320**, 321, 322, 324, 330, **331—343**, 344, 347, 348, 351, 352, 353, 356, 357, 358, **363**, 364, 366, 367, 368, 375, 387, 398, 448, 449, 452, 453.
Gänsemarkt: 138, 139, 334.
Gymnasium: 120, 130, 348.
Jakobikirche: 137, 138.
Katharinakirche: 138, 348, 364.
Opernhaus: 138, 322, 335.
Hamm: 113.
Hanau: 195, 196.
Hannover (Land): 334, 346, 414.
Hannover (Stadt): 118, 124, 130, 289, 304, 333, 336, 348, 358, 398, 414, 450.
Harsdorf: 176.
Hartenstein: 64, 326.
Harz: 53, 91, 116, 118, 147, 258, 263, 310, 311, 326, 338, 362.
Harzberg: 9.
Hasle: 220.
Hasli: 226.
Havelmündung: 258.
Heck: 111.
Heidelberg: 8—**20**, 22, 26, 30, 58, 65, 80, 105, 111, 134, 149, 150, 155, 158, 159, 165, 187, 206, 221, 266, 283, 284, 295, 356, 372, 387, 420, 444, 445, 446, 447.
Heilbronn: 87, 182, **436**, 447.
Heiligenbeil: 265.
Heiligensee: 28.
Heilsberg: 32, **33**, 42, 47.
Heldra: 204.
Helfta: 200, 206, 311.
Hellas: 282, 351.
Helmstedt: 119, 123, 134, 200, 259, 351, 356.
Universität: 119.

Henneberg: 11.
Herderingen: 368.
Herdern (verschiedene Orte): 377—378.
Herford: 112, 114.
Heringen: 94.
Hertsau: 215.
Hernsheim: 450.
Herrenberg: 182.
Herrnhut: 87, 224.
Hersbruck: 170.
Hessen: 34, 56, 94, **148—155**, 157, 158, 159, 361, 387, 391, 401.
Hessen-Darmstadt: 434.
Hessen-Homburg: 411.
Hessen-Kassel: **148—155**, 157, 158.
Hildesheim: 118, 120, 346, 361.
Himmelpforten: 124.
Hinterindien: 92.
Hinterpommern: 294.
Hirsau: 87.
Hirschberg: 40.
Hirschholm: 327, 353.
Hispania: 194.
Hochhaus: 435.
Höchst: 195.
Hohenlohe: 389.
Hohentwiel: 434.
Holland: 16, 43, 57, 66, 87, 90, 94, 95, 106, 135, 136, 137—138, 142, 158, 160, 162, 168, 186, 229, 251, 273, 320, 353, 368, 397, 434.
s. Niederlande.
Holstein: 56, 133, 139, 158, 162, 199, 320, 321.
Honekamp: 110.
Hornbach: 445.
Hornstein: 160.
Horstmar: 109, 111.
Husum: 130.
Hutberg: 69.

Jahnsdorf: 315, 316.
Jankowa: 289.
Jena: 100, 145, 156, 171, 180, 187, 259, 268, 273, 286, 303, 305, 326, 345, 348, 362, 367, 402, 447.
Universität: 180.
Ill: 405.
Indien: 166, 214.
Ingolstadt: 9.
Joachimstal: 4, 11, 30, 31, 70, 203, 204, 316, 317, 318.
Jöhstadt: 303.
Italien: 13, 22, 24, 40, 50, 60, 89, 112, 142, 148, 150, 152, 160, 161, 164, 165, 167, 172, 176, 260, 266, 273, 289, 323, 335, 339, 341, 355, 363, 366, 392, 407, 419, 420, 434.
Itzehoe: 351.
Judithenkirch: 265.
Jülich: 53, 164.
Julin: 131.
Jungbunzlau: 83.
Jütland: 16, 397.

Kaiserstuhl: 247.
Kalenberg: 117.
Kamenz: 68, 70, 306, 307, 314, 315, 316.
Kannstatt: 434.
Kanth: 374.
Karlsruhe: 352, 399, 419.
Kappel: 217, 226, 232, 234, 237.
Käslauisch: 31.
Kassel: 58, 120, 124, 149, **150—155**, 156, 158, 160, 163, 164, 165, 168, 171, 172, 189, 192, 200, 203, 268, 387.
Bärengraben: 151.
Mauritianum: 61, 151, 152, 164.
Ottonium: 154.
Rennbahn: 151, 152.
Schloß: 151, 154.
Zwerentor: 154.
Kaufbeuren: 426.
Kellinghusen: 199.
Kiel: 140, 169, 205, 301, 321, 398.
Universität: 321.
Kinzinger Tal: 194.
Kirchhagen: 140.
Klaustal: 338.
Klein-Gartach: 182.
Kletgau: 377.
Kleve: 104, 152, 297.
Klosterbergen: 426.
Kneiphof: 48, 378.
Kneitlingen: 118.
Köben: 90.
Koburg: **155—156**, 175, 309, 391.
Gymnasium Casimirianum: 155.
Ratsschule: 156.
Kohlstetten: 182.
Kolin: 298.
Kolmar: 186, 200, 402, 406.
Köln (am Rhein): 22, 24, 32, 47, 104, 106, 112, 113, 115, 132, 175, 368, 415, 416.
Kartäuserkloster: 109.
Universität: 112.
Köln (Schlesien): 33.
Königsberg (Altstadt): 7, 11, 22, 32, 34, 35, 36, 37, 43, 44, 45, 48, **50—56**, 57, 58, 59, 62, 64, 65, 85, 89, 91, 104, 128, 138, 157, 169, 172, 198, 211, 259, 265, 266, 267, 268, 271, 272, 277, 282, 289, 320, 336, 337, **372—386**.
s. Kneiphof u. Löbenicht.
Akademisches Gymnasium: 50.
collegium Fridericianum: 373, 374, 378.
Domkirche: 54.
Domschule: 50, 52, 53, 268, 376.
Kathedralschule: s. Domschule.
Kirchschule: 50.
Riemergasse: 373.
Universität: 49—50, 53, 56, 85, 265, 268, 374, 375, 377, 385.
Königshain: 68.
Königssaal: 98.
Kopenhagen: 113, 130, 309, 310, **319—331**, 332, 337, 344, 345, 346, 352, 353, 356, 360, 368, 380, 388, 397, 399, 401, 426.
Petrikirche: 327.
Universität: 322.
Koschwitz: 29.
Köstritz: 27, 60.

Köthen: 123, 149, 150, 155, 158, **159—168**, 181, 198, 204, 206.
Kottbus: 84, 290, 312.
Krakau: 5, 23, 40, 46, 47.
Universität: 40, 47.
Kreuznach: 445.
Krossen: 334.
Kulm: 8, 33, 40, 41, 44, 47.
Schule: 22.
Universitätsplan: 41.
Kunersdorf: 300.
Kurland: 361, 376, 381, 438.
Kursachsen: 9, 84, 259, 260 261, 273, 298.
Küstrin: 15.
Kuttenberg: 176.
Kütten: 262.

Lahn: 414.
Landskron: 73.
Langenlandel: 411.
Langensalza: 305.
Latium: 291.
Lauban: 68, 69, 83.
Laublingen: 290, **292—293**, 294, 411, 413, 417.
Lauenburg: 310, 320.
Lausanne: 160, 219, 254.
Lausitz: 7, 8, 21, 23, 45, 54, 57, 58, 62, 65, **66—80, 83—89, 97—100**, 115, 120, 134, 207, 258, 264, 266, 269, 274, 281, 290, 314, 315, 333, 368, 373, 384, 385.
Lauternsee: 33.
Lech: 430.
Leine: 346.
Leipzig: 7, 23, 24, 30, 39, 40, 49, 53, 54, 57, 62, 64, **66**, 91, 98, 99, 100, 102, 114, 121, 126, 138, 146, 149, 150, 157, 158, 159, 171, 174, 175, 197, 199, 203, 205, **258—274, 275—282**, 283, 284, 285, 286, 287, 293, 296, **300—310**, 324, 325, 333, 334, 335, 336, 344, 356, 357, 361, 363, 387, 392, 394, **395—396**, 399, 401, 402, 418, 454.
Fleischhaus: 260.
Nicolaistraße: 308.
Niklasschule: 259.
Opernhaus: 260.
Paulinerkolleg: 260.
Peterstor: 260.
Quandts Hof: 308.
Roter Löwe: 262, 263.
Thomaskirche: 262.
Thomasschule: 63, 65, 261.
Universität: 65, 174, 259, 264, 268, 285, 302, 307, 308, 395.
Lemberg: 5.
Lemgo: 107, 114.
Leobschütz: 29.
Lesna: 68.
Leyden: 16, 65, 94, 143.
Liebeck: 221.
Liebertwolkwitz: 92.
Liebstadt: 378.
Liegnitz: 14, 26, 27, 29, 56, 86, 93.
Liestal: 449.
Limmat: 230, 255.
Lindheim: 390.
Linz: 23.
Lippe: 112, 113.
Lippstadt: 114.
Lissa: 40, 80, 90, 375.
Gymnasium illustre: 40.
Litauen: 378, 386.
Livland: 300, 376, 381.
Löbau: 68.
Löbenicht: 48, 50, 53, 54.
Lobenstein: 54.
Locarno: 222.
London: 132, 145, 152, 159, 163, 172, 184, 248, 289, 322, 326, 367, 376.
Stahlhof: 132.
Westminsterabtei: 289.
Lorch: 438, 440.
Lothringen: 11, 403, 405.
Löwen: 11, 106, 114, 415.
Athenaeum: 114.
Löwenberg: 24.
Löwenstein: 377.
Lübben: 84.
Lübeck: 32, 43, 65, 104, 114, 132, **133—134**, 135, 137, 199, 200, 202, 204, 205, 321, 327, 331, 332, 333, 347, 353, 355, 375, 376.
Zirkelgesellschaft: 133.
Lüben: 73, 90.
Ludwigsburg: 184, 429, 433, 434, 442.
Opernhaus: 433.
Ludwigsdorf: 80.
Lugano: 59, 234.
Lunden: 130.
Lüneburg: 84, 117, 118, 199, 200, 205, 301, 334, 335, 357, 361.
Lüneburger Heide: 3, 118.
Lutetia: 221.
Lützenburg: 56.
Luzern: 151, 213, 214, 216, 220, 221, 231, 232, 238, 240.
Lyk: 386.
Lyngbye: 327.
Lyon: 167, 234.

Magdeburg: 40, 48, 49, 53, 56, 59, 100, 131, 136, 140, 195, 238, 243, 275, 301, 303, 367, 426.
Stadtschule: 53.
Mähren: 73.
Mailand: 234, 235.
Main: 3, 35, 39, 42, 200, 387.
Mainlandschaft: 412.
Mainz: 157, 189.
Makedonien: 230.
Malans: 254.
Mannheim: 387, 403, 442, 444, 445, 446—455.
Hoftheater: 442.
Opernhaus: 447.
Mansfeld: 389.
Marbach: 440.
Marburg: 61, 137, 140, 151, 152, 164, 287, 387, 391.
Universität: 150, 151, 164.
Marienburg: 33, 42, 48.
Marienfeld: 108.
Marienfee: 346.
Marienthal: 356.
Marienwerder: 42, 44.
Mark: 333.
Marschlins: 241.
Maulbronn: 182, 183.
Mauritiolum Leucopetraeum: 151.

Mecklenburg: 111, 121, **127—131**, 332, 347, 355, 356, 361.
Meiningen: 453.
Meißen (Land): 7, 8, 32, 34, 35, 39, 40, 43, **57—66**, 67, 68, 148, 180, 181, **258—282**, 295, 296, **300—310**, **313—319**, 322, 334, 344, 346, 359, 361, 395, 396, 402, 454.
Meißen (Stadt): 178, 179, 279, 301, 302, 303, 306, 316.
Fürstenschule: 279, 301, 306, 316.
Meldorp: 345.
Mellrichstadt: 12.
Memel: 35, 39, 53, 130, 374, 375.
Mensingen: 128.
Merseburg: 273.
Mesopotamien: 66, 67.
Metz: 251.
Mewe: 51.
Milz: 156.
Minden: 105, 114.
Mitau: 376, 379, 381, 438.
Mittelelbe: 147, 455.
Mittelrhein: 104.
Mittenwalde: 84.
Modena: 230.
Modlehnen: 33.
Mohacs: 24.
Mohrungen: 377, 378.
Möllen: 199.
Molmerswende: 359.
Molsheim: 447.
Mömpelgart: 160, 432.
Monte Cassino: 49.
Montmirail: 224.
Moskau: 90, 193.
Moß: 194.
Mühla: 66.
Mühlhausen (an der Enz): 183.
Mühlhausen (Thüringen): 52, 169, 204.
Mulde: 63, 64, 159, 261, 313, 317.
Mülheim: 187.
Mummelsee: 194.
München: 51, 184, 343, 349, 352, 449, 451, 453.
Mundingen: 406.
Münster: 41, 104, 106, **108—113**, 116, 117, 128, 312, 350, 355, 367, **368—371**, 417.
St. Ägidien: 114.
Domschule: 112, 113.
Fraterhaus: 110, 114.
Jesuiten-Gymnasium: 369.
Liudgerstift: 112.
Martinistift: 112.
Mauritzkirche: 108, 112.
Universität: 369.

Nagold: 436.
Nancy: 433.
Nantes: 215, 397—398, 399, 400.
Narbonne: 160.
Naugard: 199.
Naumburg: 66, 273.
Neapel: 432.
Neckar: 26, 372, 444, 446, 455, 456.
Neiße: 66, 83.
Neuenburg: 219, 224, 230.
Neuhaus: 28.
Neuhof: 253.
Neumark: 62.
Neumühlen: 351.
Neuschlesien: 377.
Neusohl: 24.
Neustadt (Schlesien): 30.
Neustadt (Thüring.): 9, 156.
Neustadt (Württemb.): 439.
Neuwied: 415.
Niederbaiern: 13.
Niederbronn: 405.
Niederfranken: 84, 90, 94, 95, 97, 100, **103—105**, 111, **115—116**, 117, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 140, 143, 259, 356, 362, 368, 371, 385, 446.
Niederhessen: 297.
Niederlande: 34, 53, 69, 95, 104, 116, 117, 123, 135, 137, 140, 150, 153.
S. Holland.
Niederlausitz 67, 68, 80, 83, 84.
Niederrhein: 118, 140, 152.
Niedersachsen: **103—146**, **198—207**, **282—295**, **296—300**, **310—313**, **331—371**.
Niederzell: 11.
Niemen: 3, 31.
Niesink: 110.
Nimptsch: 91, 93.
Niklashausen: 75.
Nithuis: 369.
Niwnitz: 80.
Norddeutsche Tiefebene: 103.
Norddithmarschen: 130.
Nordhausen: 94.
Nördlingen: 30, 136, 195, 429, 430, 435.
Nordsachsen: 117.
Nöthnitz: 362.
Nowgorod: 132.
Sankt Peterhof: 132.
Nürnberg: 8, 23, 24, 28, 31, 34, 40, 49, 51, 56, 70, 71, 79, 87, 99, 104, 115, 120, 133, 140, 162, 167, **169—181**, 187, 188, 195, 200, 206, 260, 261, 387, 429, 439.
Ägidiengymnasium: 170.
Ägidienkloster: 171.
Augustinerkloster: 175.
Burkhardssaal: 177.
Heilbronner Hof: 171.
Katharinenkirche: 171.
St. Lorenz: 175.
Opernhaus: 175.
Pegnitzorden: 55, 175, **179—180**, 187.
Schüttinsel: 174—175.
Sebaldkirche: 171.
Sebaldschule: 175, 178.
Spitalschule: 175.
Theater: 174.

Oberamstädt: 410.
Oberbaiern: 187.
Oberelbe: 122.
Oberhessen: 390.
Oberelsaß: 194.
Oberholzheim: 425.
Oberlausitz: 67, 68.
Obermeißen: 315.
Oberösterreich: 12.
Oberpfalz: 267.

Oberrhein: 147, 247.
Oberſachſen: 34, 65, 86.
Oberſontheim: 429.
Oberungarn: 24.
Oder: 3, 5, 8, 21, 67, 90, 122, 127, 131.
Oeſel: 376.
Offenburg: 192.
Oggersheim: 453.
Ölberg: 313.
Oldenburg: 264, 308, 320, 321, 326, 350, 353.
Olmütz: 24, 44, 83, 375.
Sodalitas Meyerhofiana: 24.

Öls: 73, 80.
Olymp: 62, 331.
Olympia: 240.
Open: 33.
Oppeln: 375.
Oppenauer Tal: 194.
Orient: 65.
Orleans: 13, 160, 221.
Osnabrück: 105, 106, 114, 134, 137, 356, 367, 369.
Oſſa: 313.
Oſſig: 73.
Oſtbaiern: 86, 187.
Oſterland: 258.
Öſterreich: 24, 31, 43, 148, 176, 182, 187, 241, 254, 282, 298, 341, 376, 415, 430, 439.
Oſtfalen: **117—126**, 146, 158, 167, 206, 258, 259, 262, 268, **296—300**, 306, 308, **310—313**, 329, 333, 343, 344, 346, 348, **356—366**.
Oſtfranken: 8, 43, 72, 73, 84, 86, 93, 176, 181, 187, 206, 268, 273, 314, 387.
Oſtindien: 115, 250.
Oſtmark: 86.
Oſtpreußen: 48, 52, 53, 267, 270, 271, **372—386**.
Oſtſee: 131, 132.
Ottenſen: 136.
Otterndorf: 349, 350.
Ottersheim: 15.
Owyn: ſ. Oybin.
Oybin: 69.

Paderborn: 107, 108, 112, 114, 115, 341, 367.
Dreifaltigkeitskapelle: 107.
Salentiniſches Gymnaſium: 113.
Padua: 11, 46, 47, 81.
Pansfelde: 360.
Pappendorf: 61.
Paris: 11, 12, 26, 53, 112, 127, 151, 176, 182, 196, 232, 251, 254, 255, 256, 310, 322, 331, 398, 403, 404, 432, 433, 438.
Collegium Navarrinum: 151.
Greveplatz: 256.
Montmartre: 256.
Tuilerien: 255, 256.
Parnaſſus: 20, 51, 257.
Paſſarge: 3, 31.
Paſſargelauf: 32.
Paſſarowitz: 100.
Patſchau: 24.
Pegau: 402.
Pegnitz: 179.
Pelion: 313.
Pempelfort: 415, 417.
Perleburg: 204.
Perſien: 166.
Petersburg: 278, 377, 379.
Peterszell: 215.
Petrikau: 47.
Pfäffikon: 235, 244.
Pfalz: 11, 12, 13, 15, 16, 19, 148, 158, 159, 221, 267, 283, 284, 298, 387, 399, 442, 444—456.
Pforzheim: 46.
Pilſen: 176, 375.
Pirna: 60.
Pleiſſe: 283.
Polen: 5, 6, 8, 21, 22, 25, 26, 27, 34, 40, 42, 44, 45, 46, 47, 50, 51, 52, 55, 56, 57, 58, 67, 68, 70, 71, 80, 81, 94, 96, 130, 157, 159, 260, 273, 376.
Pomeſanien: 32, 33, 42, 43, 44.
Pommern: 186, 247, 351.
Pompeii: 362.
Portugal: 194.
Poſen: 8, 40, 41, 375.
Potsdam: 297, 307.
Prag: 42, 43, 57, 69, 75, 83, 85, 98, 108, 119, 160, 297, 342.
Daliborkaturm: 75.
Hradſchin: 75.
Pregel: 3, 31.
Pregelmündung: 31.
Prenzlau: 447.
Preußen: 5, 7, 8, 18, 21, **36—57**, 62, 65, 67, 75, 85, 102, 132, 138, 148, 167, 205, 271, 277, 280, 284, 287, 288, 291, 297, 298, 299, 304, 305, 308, 318, 340, 351, **362, 366, 371**, 376, 399, 408.
Preußiſch-Holland: 56.
Probſthain: 92.
Prurhein: 15.
Pulsnitz: 66.
Putlos: 353.
Pyritz: 186.
Pyrmont: 124.

Quedlinburg: 118, 199, 200, **202—203**, 204, 289, 297, 304, **310—311**, 359, 363.
Queiß: 66.
Querfurt: 128.

Radmeritz: 91.
Radom: 5.
Rappenau: 182.
Rappoltsweiler: 200.
Raſtenburg: 377.
Rätien: 252.
Rauden: 90.
Rendentin: 127.
Regensburg: 56, 93, 137, 165, 180.
Reichenau: 240.
Reichenbach (Lauſitz): 303.
Reichenbach (Vogtland): 273.
Reinhardswald: 150.
Renchen: 192.
Renchtal: 192.
Reppichau: 117.
Reinfeld: 348.
Reinsdorf: 62, 164.
Remstal: 440.
Reutlingen: 434.
Reval: 376.

Rhein: 5, 15, 16, 22, 104, 110, 112, 132, 147, 149, 159, 194, 200, 240, 341, 376, 387, 415, 416, 417, 443, 444, 446, 453.
Rheinlinie: 214.
Rheinmündung: 103, 362.
Rheintal: 15, 159, 216, 238, 284, 338, 415, 453.
Rheinau: 232, 247.
Rheine: 114.
Rheinfranken: 8—20, 386—394, 408—425, 444—456.
Rheinhessen: 386, 446.
Rheinlande: 115.
Rheinpfalz: 149, 150, 158. s. auch Pfalz.
Rheinstein: 311.
Rhonetal: 227.
Riedlingen: 439, 440.
Riesenburg 43.
Riga: 375—376, 377, 379—381, 395, 398, 400.
Domschule: 379.
Rigebach: 375.
Riva: 254.
Roche: 227.
Roermond: 112.
Rom: 23, 47, 160, 182, 238, 322, 329, 363, 370, 379, 403, 432, 446.
Peterskirche: 432.
Römhild: 156.
Römstedt: 124.
Rosenfeld: 217.
Roßbach: 298.
Roßtrappe: 331.
Roßwag: 437.
Rostock: 28, 110, 114, 127, 128, 129, 130, 134, 162, 259, 324, 332.
Marienkirche: 128.
Universität: 114, 127, 129.
Röthlen: 44.
Rudau: 32.
Rudolfstadt: 156—157, 158.
Rügen: 127.
Ruhla: 273.
Rußland: 321, 336, 376, 378, 398, 418.
Ryswik: 225.
Saale: 3, 21, 159, 205, 283, 292, 297, 317, 370.
Saalfeld (Preußen): 53.
Saalfeld (Thüringen): 156.
Saar: 189.
Sachseln: 214.
Sachsen: siehe Niedersachsen, Nordsachsen, Obersachsen, Ostfalen, Westfalen.
Sachsenhausen: 390.
Sagan: 40, 377.
Salzwedel: 199.
Samland: 32.
Samter: 34.
Sandersdorf: 125.
Sandez: 45.
Klarissinnenkloster: 45.
Sandholm: 327, 329.
Sargans: 254.
Schaffhausen: 221.
Schauenburg: 192.
Schelmerode: 263.
Scherneck: 156.
Schinznach: 239—241.
Schkeuditz: 316, 318.
Schlesien: 7, 8, 14, 15, 16, 18, 20—30, 33, 34, 35, 37, 40, 41, 42, 45, 46, 54, 62, 64, 67, 68, 71, 73, 74, 80, 81—83, 85, 86, 89—97, 99, 100—102, 115, 120, 122, 126, 129, 135, 148, 167, 175, 186, 250, 262, 264, 266, 267, 269, 271, 272, 277, 286, 287, 289, 291, 322, 339, 351, 359, 361, 362, 372, 373, 377, 382, 385.
Schleswig (Stadt): 130, 200.
Domschule: 130.
Schleswig (Land): 319, 320, 321.
Schleswig-Holstein 321, 350.
Schlettau: 202.
Schlettstadt: 41, 186, 402, 406.
Schlüchtern: 11.
Schmalkalden: 152, 154, 155, 165.
Wilhelmsburg: 152.
Schmoditten: 386.
Schneeberg: 11, 316.
Schöningen: 121.
Schorndorf: 438.
Schottland: 34, 374, 385.
Schulpforta: 294, 302, 304, 308, 316.
Schwaben: 181—186, 409, 425—444.
Schwarzwald: 194.
Schweden: 127, 141, 157, 194.
Schweidnitz: 26, 90, 100.
Gymnasium: 100.
Schweinfurt: 180.
Schweiz: 98, 134, 144, 160, 194, 196, 197, 211—257, 268, 269, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 283, 290, 291, 293, 295, 303, 304, 336, 347, 353, 406, 441.
Schwerin: 122, 127, 335, 357.
Schwetzingen: 448.
Schwiebus: 55.
Schwyz: 240.
Sechsstädte: 68, 314.
Sedan: 232.
Seehausen: 362.
Seeland: 321, 322, 323, 324, 327, 330, 331, 353.
Segovia: 190.
Seifersdorf: 80.
Selke: 159.
Sentrupper Heide: 113.
Sesenheim: 405, 406, 407, 408, 419.
Seßwegen: 381.
Siebenbürgen: 26, 27.
Siegen: 114.
Simmental: 220.
Simser: 32.
Sion: 54.
Sizilien: 107.
Skandinavien: 323, 329.
Soest: 107, 112, 114, 196.
Minoritenkloster: 107.
Schule: 112.
Solothurn: 213, 240.
Somme 112.
Sommerfeld: 23.
Sommersdorf: 347.
Sondershausen: 303.
Soroe: 129, 151, 323, 325, 326.

Kloſterkirche: 325.
Ritterakademie: 129, 151, 323.
Spanien: 59, 89, 96, 190, 194, 195, 214, 273, 334, 357, 441.
Sparta: 134, 156, 220, 231, 240.
Speier: 11, 114.
Speſſart: 194.
Spree: 3, 4, 66, 151.
Spreewald: 67.
Sprottau: 80.
Stammheim: 438.
Stans: 253.
Stargard: 312, 350.
Starigard: 353.
Steckborn: 377.
Steintal: 404.
Stendal: 361.
Stettin: 84, 449.
Stockholm: 142.
Stolberg (Grafſchaft): 124—126.
Stolberg (Stadt): 125, 126, 326.
Stolpe: 376.
Straßburg: 7, 8, 11, 12, 14, 15, 16, 26, 29, 52, 53, 73, 83, 87, 95, 113, 119, 159, 161, 170, 175, 176, 180, 182, **186—188,** 189, 190, 192, 195, 199, 200, 203, 216, 221, 250, 268, 381, 387, **395—408,** 412, 413, 414, 418, 419, 443, 445, 449.
Gaſthof zum Geiſt: 395.
Gymnaſium: 12, 186, 187.
Knoblochsgaſſe: 401.
Lateinſchule: 189.
Münſter: 195, 200, 405.
Thomasplatz: 404.
Univerſität: 12, 186, 187, 189, 200, 402—404, 405—406, 408, 419.
Strehla: 304.
Stuttgart: 182, 184, 432, 433, 434, 436, 437, 438, 443, 447, 448, 449, 453.
école des demoiselles: 436.
Gymnaſium: 438.
Karlsſchule: 431, 434, 436, 437, 438—439, 440—441, 443, 444, 453.
Opernhaus: 432, 437.
Schauſpielhaus: 437.
Solitüde: 433, 438, 441.
Sudeten: 20, 29.
Sulzburg: 403.
Sund: 320.
Süs: 241.
Syczyn: 5.

Tannenberg: 38, 48.
Teinach: 432.
Teuchel: 157.
Texas: 390.
Theben: 220, 231.
Themar: 170.
Thermopylen: 24.
Thorn: 8, 22, 23, 35, 40, 41, 48, 49, 84, 375, 385.
Akademiſches Gymnaſium: 84.
Artushof: 79.
Thun: 226.
Thurgau: 377.
Thüringen: 8, 9, 43, 62, 72, 73, 77, 93, 94, 95, 100, 105, 121, 148, 149, **155—158,** 168, 205, 206, 258, 259, 261, 262, 264, 267, 271, 289, 309, 310, 336, 345, 356, 359, 360, 361, 387, 389, 392.
Thüringerwald: 103, 455.
Tiber: 173.
Tilſit: 35, 374.
Tirol: 160, 194, 362, 439, 440.
Toggenburg: **214—215,** 217, 225.
Tondern: 326.
Torgau: 27, 28, 59, 60.
Tremeſſna: 80.
Trient: 47, 182.
Trier: 115, 139, 298.
Trieſt: 363.
Troia: 354.
Troppau: 30.
Trotſchendorf: 71.
Tſchabing: 303.
Tübingen: 151, 182, 226, 433, 434, 436, 437, 439, 441, 442, 443.
Ritterakademie: 151, 184.
Stift: 183, **437—438,** 441, 442, 443.

Üchtland: 254.
Ulenburg: 192.
Ulm: 73, 140, 184, 187, 430.
Ulmerland: 429.
Ungariſch-Brod: 80.
Ungarn: 16, 21, 24, 157, 176, 301, 302, 303, 368.
Unſtrut: 259.
Unterelſaß: 194, 405.
Unterengadin: 241.
Unterrhein: 105.
Urach: 182.
Urſchweiz: **213—214,** 217, 220, 238.
Utleben: 94.
Utrecht: 353.

Vaihingen: 182.
Valangin: 219.
Venedig: 31, 48, 52, 60, 61, 182.
Vernal: 234.
Vierwaldſtätterſee: 238.
Villa Albani: 362.
Villa Mauritiana: 151.
Vineta: 131.
Vinſtingen: 189.
Vogtland: 43, 54, 71, 85, 267, 273, 361.
Voigtsdorf (Preußen): 33.
Voltlage: 369.
Vorarlberg: 24.
Vorpommern: 127.

Waadt: 219.
Wachau: 301.
Wädenswyl: 242.
Waiblingen: 440.
Waidenhain: 59.
Walachei: 376.
Waldeck: 34, 163.
Waldersbach: 404.
Waldshut: 377.
Wallenburg: 165.
Walliſer Alpen: 220.
Wandersleben: 141.
Wandsbeck: 347, 349, 350, 352.
Warburg: 114.

Waren: 347.
Warmbrunn: 30.
Warschau: 57, 81.
Warthausen: 426.
Wechmar: 262.
Wedel: 136.
Weichsel: 3, 5, 8, 31, 147.
Weichseldamm: 43.
Weichselmündung: 56.
Weida: 85.
Weimar: 17, 39, 148, 149, 150, 155, 156, 159, 160, 163, 192, 198, 248, 250, 261, 266, 304, 333, 363, 370, 399, 406, 407, 418, 420, 421, 424, 425, 442, 444, 445, 454.
Weingarten: 15.
Weiningen: 237.
Weiße Berg: 19.
Weißenburg (Siebenbürgen): 26, 27.
Weißenfels: 60, 98, 308.
Weißenhorn: 430.
Weißensee 302.
Weißenstein: 151.
Wendisch-Ossig: 333.
Wengenkloster: 9.
Werben: 204.
Werdershausen: 164.
Wermetschwyl: 241.
Werl: 113.
Werle: 192.
Werne: 112.
Wernigerode: 53, 124, 297.
Wertheim (Grafschaft): 43.
Wertheim (Schloß): 124.
Weser: 117, 124, 311.
Westfalen: **103—116**, 118, 128, 214, 353, 361, **367—371**.
Westpreußen: 35, 37, 48, 56, 281.
Wetterau: 87, 391.
Wetzlar: 389, 390, 392, 410, 413, 414, 416, 417, 418, 423.
Gasthof zum Kurprinzen: 414.
Wien: 12, 22, 23, 24, 44, 59, 139, 175, 231, 260, 265, 267, 278, 280, 320, 339, 341, 342, 343, 349, 352, 363, 376, 388, 432, 435, 448, 449, 452, 453.
Burgtheater: 452.
Stephansdom: 44.
Wiener-Neustadt: 187.
Wiesbaden: 49.
Wildenberg: 22.
Wilstädt: 189.
Wilster: 162.
Wimpfen: 182.
Winterburg: 445.
Winterthur: 235, 237, 242, 244, 250, 426.
Wipper: 159.
Wisby: 132.
Wismar: 127, 130.
Wittenberg: 44, 50, 52, 53, 61, 71, 73, 84, 87, 100, 133, 157, 171, 174, 201, 202, 205, 259, 307.
Stadtschule: 53.
Universität: 100, 174, 202, 307.
Wittenburg: 332.
Wittstock: 195.
Wohlau: 90.
Wohlberg: 107.
Wohra: 152.
Wolfenbüttel: 117, 120, 121, 122, 123, 154, 180, 259, 268, 308, 341, 348, 356, **363—366**, 448.
Opernhaus: 122.
Wolgast: 85.
Wolmirstädt: 287.
Wormditt: 33.
Worms: 63, 189, 445.
Wülfingen: 251.
Wursten: 344.
Württemberg: 73, 181, 184, 298, 425, **431—444**, 448, 453, 454.
Wurzen: 300.
Wyl: 225.

Zagost: 67.
Zerbst: 261.
Zissendorf: 94.
Zittau: 68, 69, 70, 71, **97—100**, 121, 142, 265, 317.
Gymnasium: 98.
Lateinschule: 98.
Zizers: 241.
Zopten: 21.
Zörbig: 262.
Zschopau: 73.
Zug: 213, 214.
Zülpich: 159.
Zürich: 9, 182, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 220, 221, 222, 225, 226, 228, 229, **230—257**, 275, 276, 293, 295, 305, 309, 328, 329, 399, 406, 413, 419, 425, 427, 429, 436, 437, 443.
Carolinum: 234.
Waisenhauskirche: 247.
Zum Wildries: 250.
Züricher See: 242, 328, 419.
Zweibrücken: 15, 19, 387, 445.
Zwickau: 11, 43, 70, 201, 202, 273, 308, 309, 314, 316, 317.
Grünhainer Hof: 314.

4. Sachregiſter.

Titel von Büchern und Dramen ſind geſperrt gedruckt. Bei der Fülle des Stoffes hielt ich es für notwendig, die Art der Werke und die Namen der Verfaſſer hinzuzufügen.

Abels Tod, Idylle Geßners: 246, 446.
Abhandlung von der Nachahmung von Johann Elias Schlegel: 302.
Ach Gott tu dich erbarmen: 54.
Academia della crusca: 161.
Academie des vrais amants: 162.
Acta eruditorum Menckes: 264.
Actus oratorii in habitu: 155.
Adenlicher Zucht Ehrenſpiegel Andreäs: 183.
Adliger Bußſpiegel Davids von Oppen: 80.
Adreßcomptoirnachrichten, Zeitung: 342, 348, 349.
Adriatiſche Roſamunde, Roman Zeſens: 168.
Aeneis:
  traveſtiert von Henzi: 230.
  überſetzt von Pyra: 290.
  überſetzt von Stäudlin: 443.
Aesthetica, Alexander Baumgartens: 287.
Aesthetica in nuce, Hamanns: 377.
Agrippina, Drama Lohenſteins: 91.
Ajax, Überſetzung Pfeiffers: 136.
Akademie der Wiſſenſchaften in Mannheim: 447.
Alceſte:
  Hamburger Oper: 138.
  Wielands Oper: 448.
Alexander, plattdeutſches Volksbuch: 128.
Alexandriner: 12, 15, 18, 95, 97, 131, 145, 165, 214, 290, 303, 310, 396.
Alfred, Roman Hallers: 228.
Allgemeines Helvetiſches Lexicon: 242.
Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, Sulzers: 243.
Almanac des Muses: 345.
Alsatia illustrata Schoepflins: 403.
Alsatia litterata Oberlins: 403, 404.
Alzire, Drama Stüvens: 278.
Amadisroman: 168.
Amaryllis, Gedichtſammlung Wernickes: 321.
Amusemens de Misodème, Zeitſchrift Henzis: 230.
Anapäſt: 18.
Andachtsgemälde, Harsdörfers: 178.
Andachtszymbeln, Chriſtoph Peters: 85.
Andromeda, Drama Brülows: 186.
Äneas und Lavinia, Drama Raues: 57.
Anfang, Fortgang, Änderungen und Mißbrauch der edlen Muſika, Melodrama Klajs: 178.
Anke van Tharau von Simon Dach: 55.
Anmerkungen über das Theater von Lenz: 419.
Annales Herulorum et Vandalorum Marſchalks: 129.
Annenpreis: 118.

Annolied: 27.
Anthologie auf das Jahr 1782: 444.
Anthyrlied: 128—129, 131.
Anthyrstrophe: 129.
Antigone des Sophokles: 154.
Apokalypse Heinrichs von Heseler: 42.
Apolloniusroman: 187.
Apologie Herzog Albrechts: 51.
Apophtegmata Zinkgrefs: 15, 16.
Aramena, Roman Anton Ulrichs von Braunschweig: 121.
Aran en Titus, Drama von Jan Vos: 95.
Ariadne auf Naxos, Kantate Gerstenbergs: 330.
Arie: 91, 124, 139, 144.
Arien des Johann Stobaeus: 54.
Arion, Ballett Laurembergs: 129.
Aristarchus von Opitz: 14—15.
Arminius: Drama Mösers: 367. Roman Lohensteins: 91.
Arsene, Stuttgarter Operette: 436.
Artaserse, Oper Metastasios: 432.
Artushöfe: 48—49, 51, 56, 59.
Asmus omnia sua secum portans, Sammlung von Claudius: 349.
Assenat, Roman Zesens: 168.
Astrée, Roman des Honoré d'Urfé: 162.
Auf, auf mein Herz mit Freuden, Gerhardts: 84.
Auf! Es dunkelt von Salis-Seewis: 254.
Aufklärung: 248, 265, 266, 274, 284, 285, 286, 287, 288, 318, 352, 358, 373, 374, 375, 426.
Aufrichtige Tannengesellschaft: 187—188.
Aurora oder Morgenröte im Aufgang Jakob Böhmes: 78, 80.
Auserlesenes Historybuch Martins von Cochem: 415.
Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache Schottels: 121.
Ausführliche Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche Lichtenbergs: 410.
Ausführlicher Bericht von der neuen Propheten ... Religion: 200.
Aussichten in die Ewigkeit Lavaters: 249.
Ave maris stella: 118.
Babels Grablied Arnolds: 202.
Babylonische Gefangenschaft, Drama Kaldenbachs: 56.
Bachidon und Milon, Idylle Friedrich Müllers: 446.
Ballade: 360.
Ballett: 60, 61, 62, 90, 113, 122, 124, 129, 337, 341, 432, 433, 436, 447—448.
Bamberger Reimchronik von Ayrer: 171.
Bänkelsänger: 297, 360.
Bankett der Minerva, Wolfenbüttler Ballett: 122.
Bardiet: 331.
Basilene, Rudolfstädte Lustspiel: 156.
Bauhütten: 7, 161.
Beilage zu den Denkwürdigkeiten des seligen Sokrates Hamanns: 382.
Beiträge zum spanischen Theater Linguets: 357.
Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Zeitschrift Gottscheds: 275, 276, 277, 280, 304.
Belagerung Samarias, Frankensteiner Drama: 24.
Belustigungen des Verstandes und Witzes, Zeitschrift Schwabes: 279, 303.
Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmackes, Haller Zeitschrift: 293.
Bibliotartarus, Epos Pyras: 293, 303.
Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Literatur, Zeitschrift Hottingers: 242.
Bibliothek der schönen Wissenschaften, Zeitschrift Nicolais: 309.
Bibliotheken:
Albrechts von Preußen: 50.
Berneggers: 12.
Berliner: 339.
Bünaus: 362.
Dilherrs: 171.
Eschenburgs: 358.
Graf Stadions: 427.
Graviseths und Berner: 221, 229, 230.
Hippels: 382.
Hochmeister: 43.

Stolberger: 124—125.
Treschos: 378.
Wolfenbüttler: 341, 356.
Binnenreim: 183.
Boek van veleme rade Botes: 118.
Bogurodziza, Lied Kingas: 45.
Bonaventuras Leben Christi: 26.
Braunschweigische Anzeigen: 357.
Brauttänze Dachs: 55.
Bremer Beiträge: 280, 281, 304, 305, 306, 307, 357.
Briefe antiquarischen Inhalts Lessings: 316, 363.
Briefe christlicher Heldinnen des Eoban Hessus: 44, 46, 50.
Briefe die neueste Literatur betreffend: 309, 327, 328, 377, 379, 430.
Briefe Julius an Raphael, Romanbruchstück Schillers: 442.
Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur: 328—329, 347, 379.
Briefsteller: 158.
Brüdergemeinden: 73, 87, 89, 98, 161, 162, 181, 224, 250.
Buch der Hymnen des Dantiscus: 46.
Buchdruck: 70, 71, 104, 113—114, 128, 134, 138, 171, 348, 379, 431, 433, 434, 447.
Buch Hiob, übersetzt von Stolberg: 354.
Buch über Kriegskunst, Albrechts von Preußen: 51.
Buch von den berühmten Frauen Boccaccios: 42.
Buch von den sieben Siegeln Thylos: 41.
Buch von der deutschen Poeterey: 16—18, 19—20, 25, 167, 186, 268, 270.
Bucolica: 109.
Canis Bologniensis, Johann Friedrichs von Ansbach: 181.
Canut, Drama Elias Schlegels: 325, 337.
Carabonna, Drama Rosefelds: 156.
Kara Mustapha, Hamburger Oper: 138—139.
Cardenio und Celinde, Lustspiel des Gryphius: 96.
Carminum structura von Laurentius Corvinus: 26.
Carolus Stuartus, Drama von Gryphius: 96.
Cäsar, Plan Goethes: 408, 412, 424.
Cautio criminalis von Spree: 115.
Charakter der teutschen Gedichte Bodmers: 236.
Chariklea, Drama Brülows: 186.
Chorlieder: 214.
Christenspiegel Coeldes: 106.
Christianopolis Andreäs: 183.
Christkindspiel: 24.
Christliches Ehrengedächtnis Schefflers: 81.
Christliche Sterbenslust Dachs: 54.
Chronik des Peter von Dusberg: 41—42.
Chronikon der deutschen Kaiser: 118.
Chronikon ecclesiasticum: 157.
Cid, Drama Corneilles: 138, 335.
Clavigo: 342, 419, 424, 442, 452.
Cleopatra, Drama Lohensteins: 91.
Codrus, Drama Cronegks: 308.
Collegia philobiblica: 205.
Collegia pietatis: 201, 202, 224.
Collegium musicum: 262.
confessio fidei catholicae: 47.
Consilia: 204.
Contemplation de la nature Bonnets: 249.
Corydon und Phyllis Czepkos: 30.
Cosmidromius Personas: 107.
Cosmus von Medici, Drama Schillers: 442.
Criton, Zürcher Zeitschrift: 246.
Cyrus, Epos Wielands: 426.
Daktylus: 18.
Damons des unseligen Hirten einfältige Cither Weißenbachs: 214.
Daphne, Oper von Opitz-Schütz: 27, 58, 61.
Daphnis, Idylle Geßners: 246.
Das befreite Jerusalem: 123, 165—167.
Das Bernische Freytags-Blättlein: 228.
Das Caffee, Wochenschrift Bodmers: 235.
Das Chorpult Boileaus: 303.
Das deutsche Museum, Zeitschrift: 351.
Das Dörfchen von Bürger: 360.
Das Felleisen, Zeitung Wekhrlins: 435.
Das friedejauchzende Deutschland, Drama Nists: 136.
Das friedewünschende Deutschland, Drama Nists: 136.

Das Geheimnis der göttlichen Sophia Arnolds: 204.
Das gelehrte Wirtemberg von Balthaſar Haug: 439.
Das große Myſterium oder Erklärung über das erſte Buch Moſis Jakob Böhmes: 79.
Das güldene Tugendbuch Spees: 115.
Das hohe Lied: 28, 109.
Das innwendige Himmelreich Czepkos: 30.
Das Leben der ſchwediſchen Gräfin von G., Roman Gellerts: 306.
Das leidende Weib, Drama Klingers: 418.
Das Nußkernen, Idylle Friedrich Müllers: 446.
Das Paradiesgärtlein voll chriſtlicher Tugenden Arndts: 199.
Das pegneſiſche Schäfergedicht von Harsdörfer und Klajus: 179.
Das Ratsſtübel Plutonis von Grimmelshauſen: 195.
Das ſchöne Blumenfeld, Gedichte von Höck: 19.
Das Seebuch: 104.
Das verliebte Geſpenſt, Luſtſpiel von Gryphius: 97.
Das verlorene Paradies: 144, 235, 305, 357.
Das verwirrte aber wiederhergeſtellte Griechenland, Berner Drama: 225.
Das Vogelneſt von Grimmelshauſen: 195.
Das Vorſpiel, Pamphlet Roſts: 280.
Das wahre Chriſtentum von Arndt: 199, 200.
Das wiedergewonnene Paradies: 144.
De antiquitatibus Borussiae von Erasmus Stella: 44.
De Bucolicis Vergili: 109.
De düdeſche Schlömer, Drama Striks: 133.
De igne, Diſſertation Kants: 374.
De laude veteris Saxoniae von Rolevinck: 109.
De l'esprit von Helvetius: 219.
Demetrius Schillers: 454.
Denkwürdigkeiten von Wien, Feuilletonſammlung Wekhrlins: 435.
Denk- und Dankaltar Lohenſteins: 91.
De passione ac morte Christi von Montanus: 114.
Depoſitionsſtück: 136.
De pulchritudine carminum von Johann Georg Bock: 277.
Der allerkoſtbarſte Schatz, Vorſpiel der Neuberin: 278.
De ratione componendi cantus von Horner: 51.
Der Ährenkranz, Idylle von Voß: 347.
Der bäuriſche Machiavell, Luſtſpiel Weiſes: 100.
Der Beſuch um Mitternacht von Leiſewitz: 358.
Der betrogene Betrug: Luſtſpiel Chriſtian Weiſes: 100. Rudolfſtädter Spiel: 156.
Der Biedermann, Wochenſchrift Gottſcheds: 269, 276.
Der Bookesbeutel, Luſtſpiel Borkenſteins: 334.
Der Brachmann, Berner Wochenſchrift: 228, 230.
Der Bürgerfreund, Wochenſchrift Lenzens: 406.
Der Cherubiniſche Wandersmann Scheffilers: 82, 83.
Der deutſche Dichterkrieg Gottſcheds: 303.
Der teutſche Merkur, Zeitſchrift Wielands: 356.
Der deutſchen Gedichte Frühling, Gedichte Tſchernings: 28.
Der deutſchen Sprache Einleitung Schottels: 121.
Der die Welt beleuchtende Köln iſche Diogenes, Wochenſchrift Lindenborns: 415.
Der ehrlichen Frau Schlampampe Krankheit und Tod, Luſtſpiel Reuters: 262.
Der Eidgenoß, Basler Wochenſchrift: 216.
Der Eisleb iſche Chriſtliche Ritter, Drama von Rinkart: 63—64, 93.
Der Erinnerer, Zürcher Wochenſchrift: 249.
Der erſte Schiffer, Idylle von Geßner: 246.

De revolutionibus orbium caelestium von Koppernicus: 23, 40.
Der ewige Jude Goethes: 419.
Der Faun, Idylle Friedrich Müllers: 446.
Der fliegende Wandersmann nach dem Monde von Grimmelshausen: 192.
Der Freigeist:
Trauerspiel Brawes: 308, 330.
Zeitschrift von Mylius: 307.
Der Fremde, Kopenhagener Wochenschrift: 324.
Der Freymäurer, Zeitschrift Schwabes: 301.
Der Geheimnisvolle, Lustspiel Johann Elias Schlegels: 325.
Der Geizige, Lustspiel Molières: 323, 342.
Der geprüfte Abraham, Epos Wielands: 426.
Der geschaffene, gefallene und wiederaufgerichtete Mensch, Hamburger Oper: 138.
Der gestürzte Markgraf von Ancre, Drama Weises: 99.
Der goldene Rosenkranz: 106.
Der Graf von Olivarez, Drama Weises: 99.
Der große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte von Harsdörfer: 178.
Der große Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte von Harsdörfer: 178.
Der große Wittekind, Epos Postels: 139.
Der Hamburgische Korrespondent: 333, 348.
Der Held von Mitternacht, Epos Sebastian Wielands: 182.
Der helvetische Zankapfel, Berner Drama: 225.
Der Herr und der Diener von Friedrich Karl Moser: 434.
Der hochdeutsche Helikon von Zesen: 168.
Der Hofmeister, Lustspiel Lenzens: 343, 418.
Der Hungerpastor, Roman Raabes: 75.
Der junge Gelehrte, Lustspiel Lessings: 307.
Der Kampf der Horazier und Curiatier, Drama von Wetter: 214.
Der keusche Joseph von Grimmelshausen: 195.
Der kritische Musicus, Kopenhagener Zeitschrift: 324.
Der leyen doktrinal: 118.
Der Lockenraub von Pope: 303.
Der Mann nach der Uhr, Lustspiel Hippels: 381.
Der Morgen, Idylle von Voß: 347.
Der Mückenkrieg von Fuchs: 165.
Der Musai von Grimmelshausen: 195.
Der Musikalische Quacksalber, Roman Kuhnaus: 261.
Der Naturforscher, Zeitschrift von Mylius: 307.
Der neue Amadis, Epos Wielands: 427.
Der nordische Aufseher, Kopenhagener Zeitschrift: 326, 328.
Der nordische Merkur, Hamburger Zeitung: 138, 140.
Der österreichische Ehrenspiegel: 180.
Der Patriot, Hamburger Wochenschrift: 142, 145, 217, 269.
Der pegnesische Blumenorden: 179, 181.
Der Plauderer, englische Wochenschrift: 141.
Der poetische Trichter: 178.
Der politische Kannengießer, Lustspiel Holbergs: 324.
Der politische Quacksalber, Lustspiel Weises: 100, 261.
Der Prozeß, Epos Gottscheds: 272.
Der Renommist, Epos Zachariäs: 303, 357.
Der satirische Pilgram von Grimmelshausen: 192, 195.
Der Schulz im Dorfe, Stuttgarter Operette: 436.
Der seltsame Springinsfeld von Grimmelshausen: 195.
Der siebzigste Geburtstag, Idylle von Voß: 350.
Der Sieg der Natur über die Schwärmerei, Roman Wielands: 427, 428.
Der sterbende Cato, Drama Gottscheds: 272, 278.

Der sterbende Sokrates von Theophile: 91.
Der Student von Nassau, Drama Schillers: 442.
Der Sturm, Drama Shakespeares: 173.
Der Tempel der wahren Dichtkunst von Pyra: 290—291, 293, 352.
Der Teufel ist los, Operette von Weiße: 281, 308.
Der Teutsche Kriegscourier, Nürnberger Zeitung: 171.
Der teutsche Merkur, Zeitschrift Wielands: 417.
Der treue Schäfer von Guarini: 91.
Der triumphierende Amor, Ballett Schirmers: 62.
Der verfolgte Lateiner, Lustspiel Weises: 100.
Der verlorene Sohn von Dantiscus: 46.
Der vermeinte Prinz, Rudolfstädter Lustspiel: 156.
Der Vernünftler, Hamburger Wochenschrift: 141.
Der verwirrte Hof von Lope de Vega: 138.
Der von Prinz Eugenio kurierte Ludovicus der XIV., Wolfenbüttler Oper: 123.
Der Vormund, englische Wochenschrift: 141.
Der Wandsbecker Bote: 349.
Der Weg zu Christo von Jakob Böhme: 79.
Der Winter von Thomson: 144.
Der Zuschauer, englische Wochenschrift: 141, s. auch Spectator.
Des . . . Großfürsten und der . . . Fräulein Valiska Wundergeschichte, Roman von Buchholtz: 121.
De tragoediae constitutione von Heinsius: 16.
Deutsche Chronik Schubarts: 430, 431.
Deutsche Gesellschaft in Mannheim: 447, 452—453, 454.
Deutsche Schaubühne Gottscheds: 324.
Deutsche Sprachkunst von Schottel: 121.
Deutsches Provinzialwörterbuch Josephs von Klein: 447.
Deutsche Vers- oder Reimkunst Schottels: 120.
Deutschgesinnte Gesellschaft: 137, 142.
Deutschübende Gesellschaften: 7, 121, 138, 142—143, 265, 267—268.
Deutschübende poetische Gesellschaft: 265, 266—267, 277.
Diarium obsidionis Wetzlariensis von Cornelius Lindheimer: 390.
Die Alpen Hallers: 226—228, 229, 290.
Die ärgsten Erznarren der ganzen Welt, Roman Weises: 99.
Die Asiatische Banise, Roman Ziglers: 92.
Die Beschreibung der drei Prinzipien göttlichen Wesens von Jakob Böhme: 78—79.
Die Betschwester, Lustspiel Gellerts: 304, 306.
Die Biene, Wochenschrift Cottas: 434.
Die Braut in Trauer, Drama Elias Schlegels: 325.
Die Brüder aus Syrakus, Drama Ayrers: 173.
Die dänische Schaubühne: 324.
Die deutsche Gelehrtenrepublik von Klopstock: 352.
Die drei Hauptverderber in Deutschland, Roman Weises: 99.
Die drei klügsten Leute in der Welt, Roman Weises: 99.
Die drei liebreichen Schwestern, Novelle Arnims: 69.
Die Entzückung an Laura, Ode Schillers: 444.
Die erfreute Unschuld, Rudolfstädter Lustspiel: 156.
Die erste Liebe, das ist wahre Abbildung der ersten Christen von Arnold: 203.
Die Erziehung des Bürgers von Resewitz: 327.
Die Farbenlehre Goethes: 365.
Die Flohhatz Fischarts: 194.
Die Fürstengruft Schubarts: 431.
Die geistliche Jagd: 111.
Die geliebte Dornrose, Lustspiel von Gryphius: 97.
Die geprüfte Treue, Schäferspiel Gärtners: 304.
Die Geschwister in Taurien, Drama Elias Schlegels: 302.
Die Hölle, Lübecker Fastnachtsspiel: 133.
Die Horazier, Drama Behrmanns: 334.

Die Jahreszeiten von Thomson: 144.
Die Insel von Friedrich Stolberg: 355.
Die Insel Felsenburg, Roman Schnabels: 125—126, 197, 263.
Die Jungfrau, Drama Vondels: 96.
Die Kindermörderin, Drama Wagners: 418.
Die Kirschenpflückerin, Idylle von Voß: 350.
Die Komödie der Irrungen von Shakespeare: 173, 343.
Die Komödie im Tempel der Tugend, Vorspiel Ackermanns: 337.
Die Langeweile, Vorspiel Elias Schlegels: 325.
Die Laune des Verliebten, Lustspiel Goethes: 396.
Die lustige Fama aus der närrischen Welt, Hamburger Wochenschrift: 142.
Die lustige Hochzeit, Hamburger Singspiel: 139.
Die Matrone von Ephesus, Lustspiel Weißes: 307.
Die Minneburg: 181.
Die Mitschuldigen, Lustspiel Goethes: 396.
Die Mondreise von Grimmelshausen: 19.
Die Nacht, Idylle Geßners: 246.
Die Pfandung, dramatische Szene von Leisewitz: 358.
Die Pferdeknechte, Idylle von Voß: 347.
Die Rache der Schwester, Epos Bodmers: 238.
Die Räuber: 420—421, 437, 442, 444, 450, 451, 452, 454.
Die Religion, Lehrgedicht Lessings: 307.
Die Schäferei von der Nymphe Hercynia von Opitz: 27.
Die Schafschur, Idylle Friedrich Müllers: 446.
Die sieben weisen Meister: 128.
Die stumme Schönheit, Lustspiel Elias Schlegels: 325.
Die Tageszeiten von Zachariä: 357.
Dietwald und Amelinde von Grimmelshausen: 192, 194, 195.
Die ungewöhnlichen Nebenbuhler, Lustspiel Hippels: 381.
Die verkehrte Welt:
Erzählung von Grimmelshausen: 195.
Lustspiel von Christian Weise: 100.
Die Verklärung Jesu Christi in der Seele von Arnold: 204.
Die vernünftigen Tadlerinnen, Wochenschrift Gottscheds: 268.
Die Verwandlungen, Epos Zachariäs: 304.
Die verwechselten Prinzen, Leipziger Drama: 260.
Die Weiber von Weinsberg, verlorenes Lustspiel von Leisewitz: 358.
Die Wittekinden, Rudolfstädter Drama: 156.
Die Zukunft, Epos Friedrich Stolbergs: 355.
Die zweifache Poetenzunft, Lustspiel Weises: 100.
Die Zwillinge, Drama Klingers: 342.
Diskurse der Mahlern, Zürcher Wochenschrift: 234—235, 236.
Distichen: 29.
Don Carlos:
Solothurner Spiel: 213.
Tragödie Schillers: 451, 453, 454.
Don Quixote:
Roman des Cervantes: 426, 427, 428.
Wolfenbüttler Oper: 123.
Dorfgeschichte: 197.
Doris, Gedicht Hallers 227.
Drama: 24—25, 43, 53, 55—56, 56—57, 59—64, 66, 91, 93—97, 113, 116, 120, 121, 123—124, 127—128, 129, 130, 135—136, 137, 152—157, 158, 171—175, 182, 186, 213—214, 220, 225, 238, 240, 249, 259—260, 262—263, 272—274, 278, 288, 295, 302, 304, 305, 307, 308, 310, 311, 316—317, 320, 322—325, 329, 330, 331, 333—343, 355, 358—359, 367, 381, 386—388, 394, 396, 406, 418, 419, 420—422, 426, 430, 436—437, 440, 442, 445, 447—455.
Dramentechnik: 95—96, 99—100, 173, 293, 310, 324, 340, 364.
Herold: 173.
Humanistendrama: 63.
Jesuitendrama: 157.
Schulkomödie: 56, 57, 70, 113, 123, 152, 154, 156, 157, 175, 186, 213—214, 225, 259—260, 316—317.
Stegreifkomödie: 174, 274, 278, 335.

Dramatische Friedensrede, Dieberichs von dem Werder: 167.
Dreikönigsspiel:
Schlesisches: 24.
Spichtigs: 214.
Dreireim: 185.
Ecyra, Lustspiel von Terenz: 259.
Edda: 329, 355.
Eduard III., Drama Weißes: 308.
Egmont: 419.
Ehebüchlein Eybs: 42.
Eidgenössisches Contrafeth, Drama Weißenbachs: 214.
Eine gemeine Beicht, Satire Haverlands: 107.
Einfältiges Gespräch, Komödie von Vulpius: 225.
Ein halbes Hundert neuer Fabeln Johann Ludwig Meyers von Knonau: 237, 279.
Eintritt in die Einsamkeit, Gedicht Arnolds: 203.
Ekloge: 152, 304, 322.
Elbschwanorden: 137.
Elbyngs Geile Trewlosigkeit: 56.
Elegiarum liber des Lotichius: 11.
Elegie: 237, 297.
Elias, Drama:
Brülows: 186.
Kochs: 163.
Elisa, Drama Waimers: 57.
Eli und Samuel, Bautzner Komödie: 98.
Emblemata ethicopolitica von Zinkgref: 13.
Emilia Galotti: 308, 342, 363—364, 421.
Empfindsamkeit: 292—293, 294, 299—300, 409—424.
Enchiridion musicum des Ribovius: 54.
Engel- und Drachenstreit, Drama von Klajus: 179.
Enkomion: 27, 332—333.
Ephemeriden der Menschheit, Basler Zeitschrift: 217.
Epicharis, Drama Lohensteins: 91.
Epigramm: 30, 93, 145, 185, 204, 215, 229, 301, 307, 321, 322.
Epistel: 85, 361, 406, 411.
Epos: 18, 91, 94—95, 107, 112, 128—129, 134, 139, 144, 165—167, 168, 182, 238, 249, 254, 265, 270, 293, 303, 304, 311—313, 322—323, 329, 330, 339, 355, 394, 419, 426, 427, 429.
Eques Mansfeldio-Christianus, Drama Rinkarts: 63—64, 93.
Ernelinde, Rudolfstädter Lustspiel: 156.
Erstes Fragment eines Ungenannten: 364.
Erweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe von Pyra: 293.
Erzählung: 56, 104—105, 141, 145, 177—178, 233, 406, 426, 427, 436.
Erzählungen Wielands: 426.
Erziehung des Menschengeschlechts: 318, 365.
Es ist das Heil uns kommen her, Lied von Speratus: 44.
Esther, Drama:
Andreäs: 182.
Landgraf Moritzens: 152.
Eulenspiegel: 118—119.
Eunuch, Lustspiel des Terenz: 24.
Europäische Relation, Hamburger Zeitung: 140.
Fabel: 18, 105, 133, 134, 145, 215, 237, 269, 279, 300, 305—306, 307, 317, 357, 406.
Fabeln des Burkard Waldis: 357.
Fabelsammlung des Pseudogerhard: 105.
Fabius und Cato, Roman Hallers: 228.
Fall Adams und Evas, Komödie Rolls: 24.
Fastenpredigten des Hosius: 47.
Fasti, christliche, des Sabinus: 50.
Fastnachtsspiel: 24, 25, 56, 133, 135, 156, 173.
Faust:
der englischen Komödianten: 57, 154, 387.
deutscher Komödianten in Basel: 216.
Goethes: 365, 408, 412, 422.
Faustbuch: 19, 193.
Fiesko: 451, 452, 453, 454—455.
Fortunats Wunschhütlein: 59, 154.
Fragmente über die neuere deutsche Literatur von Herder: 379.
Fragment über die Schönheit von Sturz: 351.
Frankfurter gelehrte Anzeigen: 413.
Fränkischer Kurier: 171.
Frauenreden des Paris von dem Werder: 164.

Frauenzimmergesprächsspiele Harsdörfers: 177.
Frau Krimhild, Lübecker Fastnachtsspiel: 133.
freimütige Nachrichten von neuen Büchern, Zürcher Zeitschrift: 242.
freudiges Sterbelied von Dach: 55.
Freundschaftliche Geschenke, Gedichte Tscharners: 229.
Freundschaft und Liebe, Roman: s. Woldemar.
Friedens- und Kriegscourier, Nürnberger Zeitung: 171.
fruchtbringende Gesellschaft: 160—162, 164, 169, 179, 182.
Frühromantik: 17.
fünffüßiger Jambus: 145, 153, 310, 325, 360, 365, 394.
Gargantua Fischarts: 193.
Gartenschriften: 138.
Gastmahl und Gespräch zweier Berge, Epos Rebmanns: 220, 226.
Gedanken der unsichtbaren Gesellschaft, Wochenschrift Pyras: 293.
Gedanken über das Theater und insonderheit das Dänische von Elias Schlegel: 324.
Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke von Winckelmann: 362.
Gedanken über meinen Lebenslauf von Hamann: 376—377.
Gedicht auf den Passarowitzer Frieden von Günther: 100.
Gedichte eines Wormsers von Götz: 445.
Gedicht eines Skalden von Gerstenberg: 330.
Gedichtsammlungen:
Christs: 277.
Drollingers: 216.
Flemings: 65.
Gottscheds: 301.
Hallers: 224.
Lavaters: 249.
Opitzens: 26.
Scheffners: 378.
Scherffers: 29.
Schlegels, Johann Friedrich: 302.
Schubarts: 431.
Simlers: 232.
Sprengs: 216.
Suchtens: 51.
Traunsdorffs: 229.
Uzens: 297.
Voigts: 53.
Voßens: 356.
Gedicht van dem Engell: 105.
Gegen die höfische Schmeichelei Bernhards von der Geist: 108.
Gegengift gegen die Liebe von Johann Heß: 23.
Geharnschte Venus, Gedichte Stielers: 158.
Geistliche Chormusik von Schütz: 61.
Geistliche Kurzweil Andreäs: 183.
Geistliche Lieder:
Klopstocks: 330.
Leisentritts: 83.
Geistliche Schatzkammer der Gläubigen von Statius: 199.
Geistliches Liederkästlein zum Lobe Gottes von Friedrich Hiller: 183.
Geistliche und weltliche Gedichte Weckherlins: 185.
Gelegenheitsdichtung: 18, 54—55, 56, 93, 180, 322, 386.
Genovefalegende: 415.
Georgica: 18, 386.
Germania:
Darmstädter Drama: 155.
des Tacitus: 47.
Wimpfelings: 403.
Gerusalemme liberata: 165.
Geschichte der Könige von Dänemark Heinrich Schlegels: 325.
Geschichte der Kunst des Altertums von Winckelmann: 363.
Geschichte der Welt, Drama Rosefelds: 156.
Geschichte des Agathon von Wieland: 427.
Geschichte des Deutschen Theaters von Löwen: 338.
Geschichte des Dreißigjährigen Krieges von Leisewitz: 358.
Geschichte Jesu von Johann Jakob Heß: 249.
Geschichtsspiegel Harsdörfers: 178.
Geschichtsreden: 91.
Gesellschaft der vollkommenen Freunde: 219.
Gesellschaften: 7, 14, 136—137, 141, 142—143,

149, 159, 160—162, 178—181, 182, 183, 187—188, 217, 228—229, 238—242, 247, 248, 249, 257, 264—265, 267—268, 277, 318, 447.
Gesellschaftslied: 18, 29.
Gesta Romanorum: 106.
Gibioniter von Vondel: 95.
Gijsbrecht van Aemstel von Vondel: 95.
Gil Blas, Roman des Lesage: 195.
Ginevra, Kasseler Drama: 154.
Glaubenslied Albrechts von Preußen: 51—52.
Golgatha und Scheblemini von Hamann: 383.
Görlitzische Poetengesellschaft: 264—265.
Götter, Helden und Wieland von Goethe: 424.
Göttinger gelehrte Anzeigen: 280.
Göttinger Musenalmanach: 345, 347, 349, 356, 361, 443.
Göttliche Liederfunken, Lieder Arnolds: 203.
Götz von Berlichingen: 342, 364, 365, 408, 412, 414, 418, 420—422, 424, 425, 443, 450, 453.
Graf Ehrenfried, Lustspiel Reuters: 263.
Griseldis, plattdeutsches Volksbuch: 128.
Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst von Gottsched: 280.
Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes von Bogatzky: 289.
Günther von Schwarzburg, Oper Josephs von Klein: 448.
Halladat oder das rote Buch von Gleim: 297.
Hamburger Jahrmarkt, Hamburger Singspiel: 139.
Hamburger Schlachtzeit, Hamburger Singspiel: 139.
Hamburgische Dramaturgie: 295, 340—341, 365, 396, 421.
Hamlet:
Der englischen Komödianten in Frankfurt und Hamburg: 387.
Shakespeares: 342, 343, 452.
Hanslied Domanns: 134.
Hanswursts Hochzeit von Goethe: 424.
Harlekins Hochzeitsschmauß, Lustspiel Reuters: 263.
Harlekins Kindbetterinschmaus, Lustspiel Reuters: 263.
Haupt- und Staatsaktionen: 323, 324, 337.
Hekuba, Drama:
des Euripides: 302.
Johann Elias Schlegels: 302.
Heldenbuch: 129.
Heilige Liederflammen d. himmlischgesinnten Seele von Schmolck: 90.
Heilige Seelenlust Schefflers: 82, 83.
Hekastus, Frankensteiner Komödie: 24.
helvetische Gesellschaft: 217, 238—242, 247, 257.
helvetisch-vaterländische Gesellschaft zur Gerwe: 248, 249.
Heraklitus und Demokritus von Harsdörfer: 178.
Herkules am Scheidewege von Brant: 182.
Herkuliskus und Herkuladisla, Roman von Buchholtz: 121.
Hermann:
Epos von Schönaich: 281.
Epos von Wieland: 426.
Tragödie Elias Schlegels: 302.
Hermanns Schlacht, Bardiet von Klopstock: 331.
Hermanns Tod, Bardiet von Klopstock: 331.
Hermann und die Fürsten, Bardiet von Klopstock: 331.
Herodes der Kindermörder, Drama von Klajus: 179.
Herodesspiel: 24.
Herodis furiae et Rachelis lacrymae von Gryphius: 94.
Heroiden: 44, 46, 50, 56, 91, 145.
Herrlichkeit Christi Diederichs von dem Werder: 167.
Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders von Tieck-Wackenroder: 235.
Herz-Jesu-Lieder: 55, 64.
Herzog Heinrich der Löwe, Wolfenbüttler Singspiel: 123.
Hessen-Darmstädtische Landzeitung: 349.
Het Pascha, Drama von Vondel: 95.
Heutelia von Graviseth: 221—222, 227.
Hexameter: 9, 18, 108, 257, 305, 313, 347, 354, 355, 357, 360, 381, 426.
Hierosolyma, Prosaskizze Rudolfs von Langen: 112.

Hierusalem verwoest, Drama Vondels: 95.
Hildebrandston: 129.
Hildegardis, Drama Frischlins: 55, 152.
Hirtengedichte: s. Schäfergedichte.
Historia rerum Alsaticarum von Ulrich Obrecht: 402.
historische Lieder: 69—70, 118—119, 134.
Historische Nachricht von den bekanntesten preußischen Poeten voriger Zeiten von Gottsched: 281—282.
Historische Reime auf den Regensburger Reichstag Abrahams von Dohna: 93, 165.
Hochzeitsgedicht von Brockes: 144.
Höllenfahrt Christi, Gedicht Goethes: 394.
Holofernes, Bautzner Drama: 70.
Horazübersetzung Langes: 294.
Höre Mond, du güldnes Licht, Lied von Zesen: 168.
Horribilicribrifax, Lustspiel von Gryphius: 97.
Hortulus deliciarum von Laurentius Corvinus: 23.
Hugdietrich, Drama Ayrers: 173.
Humanismus: 5, 7, 8, 11, 16, 18, 22, 23, 24, 26, 27, 40—44, 46, 49—52, 56, 95, 105, 108—114, 116, 129, 150, 151, 156, 161, 163, 170, 182, 186, 187, 196, 212, 289, 291, 317, 346, 368, 369, 379, 401, 421, 432.
Hyazinth, Drama Andreäs: 182.
Hymne an Gallien von Schweizer: 255.
Hymne auf Jesus: 105.
Hymnen: 406.
Jakob, Drama Puschmanns: 25.
Jamben Friedrich Stolbergs: 355.
Ibrahim:
Roman Zesens: 168.
Ibrahim Bassa, Tragödie Lohensteins: 91.
Ibrahim Sultan, Tragödie Lohensteins: 91.
Ich bin ja Herr in deiner Macht, Lied von Dach: 54.
Idylle: 27, 70, 98, 246, 347, 349, 350, 356, 446.
Idyllen Salomon Geßners: 246.
Idyllion Patria von Peucer: 70.
Jeppe vom Berge, Lustspiel Holbergs: 324.
Jerusalem von Mendelssohn: 383.
Jig: 172.
Il Caffé, Mailänder Wochenschrift: 235.
Ilias:
travestiert von Henzi: 230.
übersetzt von Bürger: 360.
übersetzt von Stolberg: 354, 355.
In allen meinen Taten, Lied Flemings: 65.
Inoculation der Liebe, Roman von Thümmel: 309.
Insomnis cura parentum von Moscherosch: 189.
Intronati: 179.
Inventionen: s. Ritterspiele.
Johanna Gray, Drama Wielands: 242, 426.
Johann Hus, Drama von Johann Agricola: 56.
Iphigenie:
Tragödie Costers: 116.
Tragödie Racines: 272.
Irdisches Vergnügen in Gott von Brockes: 144.
Irenaromachia, Drama Rists: 136, 155.
Iris, Zeitschrift von Johann Georg Jacobi: 416.
Isaak, Komödie Jochim Schlues: 128.
Isabella von Ägypten, Novelle Arnims: 335.
Judith:
Luzerner Spiel: 213.
Operntext Opitzens: 28.
Julie, Drama von Sturz: 330.
Julius Cäsar, Drama Brülows: 186.
Julius redivivus, Drama Frischlins: 152, 173.
Julius von Tarent, Drama von Leisewitz: 342, 258, 453.
Jungferlicher Zeitvertreib, Gedichte Susanna Zeidlers: 289.
Kabale und Liebe: 453—454, 455.
Kain und Abel, Breslauer Komödie: 24.
Kaiser Günther, Rudolfstädter Drama: 157.
Kaiser Heinrich IV., Rudolfstädter Drama: 157.
Kalliope: Epensamlung Bodmers: 238.
Kalvinismus: 11, 16, 58, 115, 155, 158—159, 160, 162, 164.
Kamers van Rhetorika: 116.
Kämpfe des christlichen Herkules von Andreä: 182.

Kantate: 144, 262, 268, 330.
Kanzone: 150.
Karl Stuart, Drama Schochs: 66.
Karl von Burgund, Drama Wetters: 214.
Kasperltheater: 157.
Katecheſen von Kromer: 47.
Katharina von Georgien, Drama von Gryphius: 96, 387.
Kaufmann von Venedig von Shakeſpeare: 156, 343.
Kinderlehrbüchlein Martins von Cochem 415.
Kindermord Marinos: 144.
Kirchenlied: 11, 12, 44, 46, 52, 53, 62, 64, 72, 83, 84, 85, 89, 90, 108, 183, 216, 345.
Kirchenliteratur: 48.
Kirchhofgedanken von Gryphius: 94.
Klage Sions von Dach: 54.
Knittelvers: 183, 297.
Kochbücher: 138.
Komiſche Erzählungen von Wieland: 309, 427.
Komiſches Heldengedicht: 272, 293, 303, 322—323, 360.
Komödie vom Studentenleben von Schoch: 66.
König Arphaxat, Luzerner Drama: 213.
König Artus, Lübecker Faſtnachtsſpiel: 133.
König Wenzel, Drama Weiſes: 99.
Königsberger Zeitung: 378, 381.
Konkordienformel: 70, 72, 199.
Koran: 297.
Krautlieb, Gedicht Weckherlins: 185.
Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig: 42.
Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z., Roman Hippels: 381—382.
Kreuzzüge eines Philologen von Hamann: 377.
Krieg und Sieg Chriſti Diederichs von dem Werden: 167.
Kritik der praktiſchen Vernunft: 383.
Kritik der reinen Vernunft: 381, 382—383.
Kritik der Urteilskraft: 383.
Kritiſche Abhandlung von dem Wunderbaren, Bodmers: 236.
Kritiſche Abhandlung von der Natur, Breitingers: 236.
Kritiſche Betrachtungen von Triller: 279.
Kritiſche Dichtkunſt Breitingers: 236, 276, 293, 305.
Kritiſche Wälder Herders: 339, 380.
Kuhlpſalter Kuhlmanns: 90.
Kurzgefaßte Grundſätze von der Beredſamkeit des Leibes von Löwen: 338.
Labyrinthus vitae coniugalis von Bitſchin: 42.
La fida Ninfa Contarinis: 150.
La noble Academie des Loyales: 162.
Laokoon: 328, 339, 340, 362, 363, 365, 380, 396.
laudatio funebris Guſtav Adolfs: 12.
Lauraoden Schillers: 442.
Lauſitziſche Denkwürdigkeiten von Groſſer: 67.
Lear von Shakeſpeare: 343, 418.
Leben Chriſti Martins von Cochem: 415.
Leben Dorotheas von Montau: 43.
Lebenserinnerungen Ludwig Meyers von Knonau: 231.
Lebensläufe nach aufſteigender Linie, Roman Hippels: 381.
Lectulus floridus von Veghe: 111.
Legende: 415.
Lehrreiche Luſtig-erbauende Monatliche Geſpräch, Zürcher Zeitſchrift: 233.
Leiden Chriſti, Drama Spichtigs: 214.
Leipziger gelehrte Zeitung: 264.
Leipziger Poſt- und Ordinari-Zeitung: 261.
Leo Armenius, Drama von Gryphius: 95, 387.
Leonore, Ballade Bürgers: 360.
Leſekonzerte: 179.
Lettres françaises et germaniques von Eleazar Mauvillon: 280.
Lettres sur les Anglois et les François Beats von Muralt: 222—224, 226.
Letztes Dank- und Ehrenmahl der Frau Schlampampe, Luſtſpiel Reuters: 263.
Leuuwendalers, Drama von Vondel: 116.

L'honnête femme, Luſtſpiel Reuters: 262.
Liber civitatis Culmensis von Bitſchin: 41.
Librettoſtil: 146.
Libuſſa, Wolfenbüttler Oper: 122.
Lied eines Schweizers an ſein bewaffnetes Mädchen von Geßner: 247.
Liederhandſchriften: 105—106, 118.
Lieder im Kirchenton: 40, 41, 46.
Liedertafeln: 28, 71—72, 233, 262.
Lienhard und Gertrud von Peſtalozzi: 229, 253.
Lingua, Drama von Brewers: 152.
Lob des Kriegsgottes Martii, Satire von Opitz: 27.
Lobgedicht auf Bacchus von Heinſius: 16.
Lobgedicht auf Chriſtus von Heinſius: 16.
Lobgedicht auf Haller von Stäudlin: 443.
L'ordre de la Palme d'or: 162.
Lucerna lucens, Satire von Scheuchzer und andern: 238.
Lucretia von Dantiscus: 46.
Ludus Dianae, Drama von Celtis: 23.
Luiſe, Idylle von Voß: 350, 356.
Lukasgilde: 161.
Luſt- und Scherzreime Kochanowskis: 29.
Lyrik: 8, 13, 18, 24, 26, 28, 40—41, 46, 50—51, 56, 61, 62, 64—66, 81—89, 90, 93, 94, 101, 108, 115, 118, 121, 131, 136, 138, 145—146, 158, 179, 183, 185—187, 202—203, 204, 214, 216—217, 220—221, 227, 229, 232—233, 249, 254, 270, 293, 294, 297—298, 302, 303, 305, 307, 311, 316, 326, 328, 329, 338, 345, 346, 347, 348, 350, 357, 359, 360—361, 385—386, 396, 401, 411, 416—417, 437, 443—444, 445.
Madrigale, fünfſtimmig, von Schütz: 61.
Madrigale: 91, 150, 164.
Mahomet, Plan Goethes: 424.
Mahomets Geſang, Gedicht Goethes: 424.
Majuma, Feſtſpiel von Gryphius: 96.
Makbeth von Shakeſpeare: 96, 343.
Mancipium suave ac sibi sufficiens Johann Friedrichs von Ansbach: 181.
Mannheimer Dramaturgie Ottos von Gemmingen: 447.
Marianne, Frankenhauſener Komödie: 157.
Maria Stuart:
Einſiedler Spiel: 213.
Tragödie Schillers: 453.
Zuger Spiel: 213.
Marienklage:
Bordesholmer: 127.
Dietrich Vryes: 106.
Marienleich: 118.
Marionettentheater: 157, 175.
Maskenkomödie: 323.
Maß für Maß von Shakeſpeare: 343.
Meditationes philosophiae de nonnullis ad poema pertinentibus von Alexander Baumgarten: 287.
Meiſtergeſang: 44, 56, 70, 171, 175—176.
Melodrama: 178—179.
Meluſine, plattdeutſches Volksbuch: 128.
Menelaus bei David, Epos Bodmers: 238.
Menippus von Andreä: 183.
Mercure Suisse, Zeitſchrift Henzis: 230.
Mercurius, Zürcher Monatsſchrift: 233.
Mercurius publicus, Zürcher Zeitſchrift: 233.
Meſſias:
Händels: 289.
Klopſtocks: 229, 281, 305, 311—313, 328, 330, 352, 355, 363, 391, 396, 430.
Metamorphoſen:
Ovids: 109.
Parodie Holbergs: 323.
Miles gloriosus: 97.
Minna von Barnhelm: 157, 316, 318, 336, 339—340, 342, 348, 396, 449, 452.
Miß Sara Sampſon: 307, 330.
Mithradates von Gesner: 9.
Mnich von Kromer: 47.
Monatsgeſpräche, Zeitſchrift des Thomaſius: 285.
Moraliſche Wochenſchriften: 140—142, 216, 228—229, 234—235, 246, 249, 268—269, 288, 293, 301, 306, 320, 324, 406, 434.
Moſes:
Drama Brülows: 186.
Drama Roſefelds: 156.
Mundart, Mundartliteratur: 30, 55, 57, 90, 95, 96, 97, 104—106, 110—111, 112—113,

117, 120, 124, 127—128, 129—130, 131, 133—136, 139—140, 185, 214, 216, 267, 269—270, 275—276, 279—280, 324, 334, 347, 349, 421, 446, 447.

Musarion Wielands: 427.

Musik: 42—43, 51—53, 54, 59, 60—62, 63, 71—72, 116, 122—123, 125, 138—140, 144, 146, 155, 171, 175, 178—179, 184, 233, 240, 260, 261—262, 288—289, 385—386, 429, 431, 432—433, 432—433, 447—448.

Musikalische Rhapsodien Schubarts: 431.

Musikgesellschaft auf der Thorherren: 233.

Musikkollegium auf der deutschen Schule: 233.

Mystik: 4, 7, 29, 30, 41, 43, 47, 48, 54, 55, 58, 72, 73, 74, 75, 78, 79, 80, 81, 82, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 94, 98, 105, 115, 144, 161, 170, 196, 198, 201, 203, 204, 205, 206, 207, 224, 249, 294, 311, 318, 367, 373, 417.

Nachfolge Christi: 105, 370.

Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen, Kannstatter Zeitung: 434.

Nachtfeier der Venus von Bürger: 360.

Nachtgedanken von Young: 156, 357.

Nachtmahl des Herrn, Gedichte Buchners: 61.

Narrenschiff von Brant: 128.

Nathan der Weise: 316, 318, 365.

Nathan und Jotham von Harsdörfer: 178.

Nationaltheater: 338, 329—341, 343, 352, 448—453.

Nebukadnezar, Drama Brülows: 186.

Neuangelegte Nouvellen-Correspondenz, Hamburger Zeitschrift: 142.

Neue Apologie des Buchstabens H von Hamann: 382.

Neue Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens, Leipziger Zeitschrift: 281.

Neue Legend der Heiligen Martins von Cochem: 415.

Nibelungenlied: 405.

Nibelungenstrophe: 220.

Niedersächsische Nachrichten, Hamburger Zeitung: 333.

Noah, Epos Bodmers: 238.

Noctes viduales von Bechstedt: 156.

Nomenclator latino-saxonicus von Chytraeus: 128.

Nötiger Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Kunst von Gottsched: 282.

Nova literaria Helvetica, Zeitschrift von Scheuchzer: 234.

Novela picaresca: 195.

Novelle: 141, 283, 323, 351, 411.

Nu, min dochter, segg van harten, Lied Rachels: 130.

Nun danket all und bringet Ehr', Lied von Gerhardt: 84.

Nun ruhen alle Wälder, Lied von Gerhardt: 84.

Octavia, Roman Anton Ulrichs von Braunschweig: 121.

Ode an den König von Lessing: 298.

Ode: 114, 145, 184, 185, 187, 268, 277, 298, 307, 313, 331, 351—352, 357, 381, 406, 442.

Oden, Lieder und Erzählungen von Johann Ludwig Huber: 436.

Oden und Gesänge von Weckherlin: 184.

Odyssee: 349, 354.

Odysseus von Ithacia, Lustspiel Holbergs: 324.

O Haupt voll Blut und Wunden, Lied von Gerhardt: 89.

Olivetum, Epos von Gryphius: 94.

Ommlilied: 220.

Oper: 27—28, 54, 57, 58, 60—62, 90, 120, 122—123, 124, 130, 135, 136, 138—140, 144, 175, 184, 260, 268, 270, 288, 289, 320, 322, 334, 337, 347, 428, 432—433, 437, 447—448, 449; italienische Oper: 60, 123, 172, 335.

Operetten: 130, 172, 174, 308, 310, 387, 436.

Opusculum de reliquiis Bacchi: 109.

Opus musicum novum continens textus evangelicos von Georg Otto: 155.

Opus theatricum Ayrers: 173.

Oratorium: 179, 289.

Ordinar Post u. Zeitung: 261.

Orlando furioso: 123, 167.

Orpheus, Oper von Buchner-Schütz: 61.

Ortnit, Drama Ayrers: 173.

Osnabrückische Geschichte von Möser 367.

Osterlied Voigts: 53.

Osterspiel: 135.

Ostfriesenlied: 220.
Othello von Shakespeare: 342.
Otto der Schütz, dramatischer Entwurf des Landgrafen Moritz: 152.
Otto, Drama Klingers: 418.
Palamedes, Drama von Vondel: 95, 96, 116.
Palpanista Bernhards von der Geist: 108.
Panegyricus auf Ludwig XIII: 12.
Panegyricus in triumphum Jesu Christi von Jakob Faber: 111.
Pannoniae luctus von Georg Werner: 24.
Pantomime: 214.
Papinianus, Drama von Gryphius: 96, 273.
Pappa puerorum von Murmellius: 113.
Paräneſe an Konſtanz Alliopagus von Dantiscus: 46.
Paris und Helena, Dresdner Ballett: 62.
Parzival, Epos Bodmers: 238.
Paſſionslied Voigts: 53.
Patriotiſche Phantaſien Mösers: 367—368.
Patriotiſche Träume eines Eidgenoſſen von Urs Balthaſar: 238.
Pauli Gerhardi geiſtliche Andachten: 84.
Pegnesis von Birken: 180.
Pentheſilea Heinrichs von Kleiſt: 92.
Peplus bonorum ingeniorum von Aliſcher: 29.
Perſeus, Drama Riſts: 136.
Peter Squenz, Luſtſpiel von Gryphius: 97.
Philologiſche Einfälle und Zweifel über eine akademiſche Preisſchrift von Hamann: 382.
Philoſophiſche Träume eines Eidgenoſſen von Iſaak Iſelin: 239.
Philotas, Drama Leſſings: 308.
Phyſiognomiſche Fragmente von Lavater und andern: 247, 250, 410.
Piaſtus, Drama von Gryphius: 96.
Pietismus: 7, 87, 90, 138, 180, 183, 196, 198—207, 262, 266, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 299, 300, 306, 310, 311, 312, 313, 328, 332, 355, 373, 374, 375, 378, 379, 388, 397, 399, 408—409, 416, 417, 422—424, 425, 426, 427—428, 431, 437, 440.
Poetenkränzchen: 64, 171, 178—181, 187—188, 264—265.
Poetik des Landgrafen Moritz: 155.
Poetiſche Birkenwälder, Gedichte von Birken: 180.
Poetiſche Blicke ins Landleben Eberhards von Gemmingen: 436.
Poetiſche Rautengebüſche, Gedichte von Schirmer: 62.
Poetiſches Spazierwäldlein, Gedichte von Grob: 215.
Poetiſche Tränen, Gedichte Scherffers: 29.
Poetiſche Verſuche, Gedichte Johann Georg Jacobis: 416.
Politiſche Bauerngeſpräche: 131.
Polonia von Kromer: 47.
Polyeuctes, Drama von Corneille: 260.
Porus, Wolfenbüttler Oper: 122.
Praxis pietatis melica, Lieder Crügers: 84.
Predigt: 110—111, 137, 182, 199, 201, 202, 204, 235, 327.
Preußiſche Blumenleſe: 386.
Preußiſche Feſtlieder von Eccard: 52.
Preußiſches Haanengeſchrei: 56.
Preußiſches Halleluja von Stobaeus: 54.
Prierie, Drama Czepkos: 30.
Primitive Christianity von Cave: 203.
Privilegierte Stutgarter Zeitungen: 434.
Proben einer teutſchen Aneis von Stäudlin: 443.
Prodromus poeticus, Gedichte von Haugwitz: 93.
Prometheus, Plan Goethes: 424.
Prophet Jonas, überſetzt von Opitz: 28.
Proſadichtung: 255—256, 309.
Prosodia germanica von Engerd: 9.
Pruſſiarchus, Feſtſpiel von Dach: 53.
Pſalmen Davids, komponiert von Schütz: 61.
Pſalmendichtungen, Pſalmenüberſetzungen:
Albrechts von Preußen: 51.
Ayrers: 171.
Diederichs von dem Werder: 167.
Eobans: 114.
Flemings: 65, 167.
Fuchſens: 165.

Hardmeyers: 233.
Kingas: 45.
Kohlhanſens: 156.
Lavaters: 249.
Lobwaſſers: 11—12, 150.
Marots und Bezas: 11.
Opitzens: 28, 167.
Riſts: 136.
Schedes: 12.
Simlers: 232.
Sprengs: 216.
Stolbergs: 354.
Psalterium Davidis von Eobanus Heſſus: 114.
Pseudostratiotae, Drama Pfeiffers: 136.
Pucelle d'Orleans: 219.
Puppenſpiel: 57.
Rebecca Friſchlins: 25, 152.
Redentinerſpiel: 127.
Regierkunſtſchatten, Wolfenbüttler Drama: 122.
Reihen: 96, 214.
Reimchronik: 42.
Reimgedichte, Gedichte Rumplers: 187.
Reimkunſt Buchners: 61.
Reimproſa: 55.
Reincke de Vos: 134.
Reineke Fuchs: 128.
Reiſebeſchreibung: 65, 163, 263, 309.
Reiſe in die mittägigen Provinzen Frankreichs von Thümmel: 309.
Reiſetagebuch Fürſt Ludwigs von Anhalt: 163.
Relationes curiosae von Happel: 141.
Relationskourier, Hamburger Zeitung: 140.
Reliques of ancient English poetry, Sammlung Percys: 329, 355.
Renaiſſance: 4, 6, 17, 25, 41, 50, 146, 148, 149, 151, 158, 160, 161, 165, 168, 198, 229, 240, 251, 252, 346, 359, 401, 421, 425, 426, 427, 428, 441.
Responsa theologica: 204.
Rettungen von Leſſing: 307, 318.
Rezitativ: 144, 179.
Rheiniſche Thalia, Zeitſchrift Schillers: 454.
Rhetorenliteratur, polniſche: 45, 47.
Rhetorikenkammer de Eglentieren: 116.
Genter: 133.
Richard III., Drama Weißes: 310.
Ritterakademien: 61, 151, 164, 184, 205, 356.
Ritterſpiele: 48, 49, 59—60, 122, 151—152, 154, 162, 164, 184.
Robinſon: 125.
Robinſonaden: 99.
Roman: 18, 63, 91—92, 121—122, 125—126, 140—141, 148, 162, 167, 168, 181, 192—197, 228, 233, 261, 263, 270, 276, 306, 330, 351, 381—382, 409, 411, 417, 422—424, 427—429, 430, 442, 443.
Romantik: 6, 29, 54, 95, 97, 179, 207, 349, 352, 356, 365, 366, 372, 379, 386, 456.
Romanzen aus dem Spaniſchen des Gongora von Johann Georg Jacobi: 416.
Roſamunde, Oper Wielands: 448.
Rubella sive Suaviorum liber von Fleming: 66.
Rudolfſtädter Feſtſpiele: 156—157.
ſapphiſche Oden: 9.
Satire: 27, 93, 129—130, 145, 190—191, 192, 221—222, 227, 238, 250, 252, 261, 262—263, 265, 293, 304, 305, 332—333, 355, 381—382, 390, 410.
Satyr Mopſus, Idylle Friedrich Müllers: 446.
Satyros Goethes: 424.
Saxenſpiegel: 117.
Schäfergedicht: 5, 27, 83, 90, 122, 123, 150, 162, 179, 185, 214, 246, 297, 304, 322, 396.
Schauſpieler, Schauſpielerweſen:
Berufsſchauſpieler, -ſänger: 57, 123.
Berufsſchauſpielerinnen: 135.
Bildungsverein: 338.
Deutſche Truppen: 57, 174—175, 216, 242, 260, 273—274, 278, 288, 307, 308, 323, 333, 334—338, 341—343, 381, 388, 448.
Engliſche Komödianten: 57, 59, 60, 113, 120, 153—154, 171—172, 343, 387.
Franzöſiſche Truppen: 113, 216, 242, 387, 388.
Hamburger Truppen: 59, 216.
Heſſen-Kaſſeler Schauſpieler: 154, 171, 387.
Holländiſche Komödianten: 57, 113, 135, 387.
Italieniſche Truppen: 260, 335, 388.
Kurpfälzer Schauſpieler: 216.
Liebhabertruppen: 57, 113, 133, 175, 214, 242, 387.
Opernſängerinnen: 60.

Polnische Kapelle: 57.
Schauspieler, fest angestellt: 60, 154.
Schauspielertechnik: 336, 337, 451, 452.
Wiener Truppen: 260, 278, 338, 381, 388.
Schediasmata von Schede: 12.
Schelmuffsky, Roman Reuters: 263.
Scherzgedichte von Lauremberg: 129.
Scherzhafte epische Poesien Zachariäs: 357.
Schichtbuch: 118.
Schimpf- und ernsthafte Clio Homburgs: 66.
Schulbossen von Zinkgref: 13.
Schulwesen: 22, 26, 40, 50, 70—71, 97—98, 112—113, 127, 150—151, 155, 162—163, 170—171, 205—206, 224, 238—239, 252—253, 285, 316, 327, 356—357, 368—369, 438.
Schutzschrift für die deutsche Sprachartheit von Harsdörfer: 177.
Schwäbische Chronik: 434.
Schwäbische Gedichte Duttenhofers: 437.
Schwäbischer Merkur: 434.
Schwäbischer Musenalmanach: 443—444.
Schweizerlieder Lavaters: 248.
Selbsteigene gottselige Tränen Diederichs von dem Werder: 164.
Selmas Geburtstag, Idylle von Voß: 347.
Seneca, Drama Ewalds von Kleist: 308.
Shakespeareübersetzung:
Eschenburgs: 358.
Wielands: 401, 427.
Sidea, Drama Ayrers: 173.
Siebengestirn, Gedichte von Kopperni-cus: 41, 46.
Siegfried von Lindenberg, Roman Gottwert Müllers: 351.
Siegwart, Roman Johann Martin Millers: 430.
Silesia togata Henels von Hennenfeld: 30.
Simplicius Simplicissimus von Grimmelshausen: 192, 193, 194, 195—197, 263.
Simplicianische Schriften: 193.
Simson, Roman Zesens: 168.
Singballett: 184.
Singspiel: 28, 60, 62, 97, 121, 122, 123, 139, 172—174, 175, 341, 448, 449.
Sinnekens: s. Sinnspiel.
Sinngedicht: s. Epigramm.
Sinnspiel: 116, 123, 153.
Sintflut, Epos Bodmers: 238.
Slennerhinke, Hamburger Drama: 135.
Societas solis: 182.
Sodalitas Literaria: 24.
Sodalitas Meyerhofiana: 24.
Sokrates, Plan Goethes: 413.
Sokratische Denkwürdigkeiten von Hamann: 370, 377.
Sommernachtstraum von Shakespeare: 97.
Sommerreise, Johann Georg Jacobis: 416.
Sonett: 168, 191, 232, 360.
Sonn- und Feiertagssonette von Gryphius: 94.
Sophonisbe:
Roman Zesens: 168.
Tragödie Lohensteins: 91.
Sophron von Gottlob David Hartmann: 437—438.
Sorgenlägerin, Gedichte Weichmanns: 85.
Specimen Philologiae von Harsdörfer: 177.
Spectator, englische Wochenschrift: 228, 234, 235, 237, 298.
Speculum Aistheticum, Drama des Johannes Rhenanus: 124, 152—153.
Spiegel der Natur Eberhards von Wampen: 127.
Spielleute: 42—43, 51.
Spondaeen: 186.
Stabreimvers: 313.
Städtegedichte: 23.
Stanzen: 165—167, 232.
Status mundi: 106.
Stegreifgedichte: 12, 23, 87, 176, 181, 378.
Stella: 424.
Sterbelieder: 54, 85.
Stimmen der Völker in Liedern: 401.
Stolbergische Sammlung neuer und merkwürdiger Weltgeschichten: 125.
Studentenpoesie: 99.
Stuttgartsches Ordinari-Dienstags-Journal: 434.
Suenos des Quevedo: 190.

Sur la dépravation du goût en Allemagne von Henzi: 230.
Susanna, Drama Frischlins: 25.
Tändeleien:
von Claudius: 348.
von Gerstenberg: 326.
Tanzlied: 107, 185, 190—191, 254, 297—298.
Tanz nach Art der Polen von Dach: 55.
Tanzspiel: 172, 386.
Tanzverse auf das Leiden Christi: 106.
Teutsche Art Sprach und Eygenschafft von Fabian Franck: 25.
Teutsche poemata Martini Opicii: 15—16.
Theater: s. Ballett, Drama, Lesekonzert, Musik, Oper, Operette, Rezitativ, Schauspieler, Singballett, Singspiel, Theateraufführungen, Theaterbetrieb, Theatergebäude.
Theateraufführungen:
Amsterdam: 95.
Bautzen: 70.
Bern: 220, 225.
Biberacher Schloß: 427.
Breslau: 24, 25.
Bunzlau: 25.
Danzig: 57.
Darmstadt: 155.
Dresden: 59—62.
Einsiedeln: 213.
Frankenhausen: 157.
Frankenstein: 24.
Frankfurt: 386—388.
Göttingen: 123.
Güstrow: 127.
Halle: 288.
Hamburg: 135—136, 138—140, 334—343.
Kassel: 152, 153—154.
Koburg: 155.
Kopenhagen: 323, 325.
Leipzig: 259—260, 274, 278, 281, 307, 308, 310.
Lübeck: 133.
Ludwigsburg: 433.
Luzern: 213.
Mannheim: 442, 447—453.
Nürnberg: 171—172, 174, 175.
Rostock: 127.
Rudolfstadt: 156—157.
Schmalkalden: 152.
Schwerin: 127.
Solothurn: 213.
Stuttgart: 432—433.
Wädenswyl: 242.
Winterthur: 242.
Wismar: 127.
Zittau: 98—99.
Zug: 213—216.
Theaterbetrieb:
Abonnierte Plätze: 174.
Bühne der englischen Komödianten: 172.
Einnahmen: 324, 338, 453.
Eintrittsgeld: 123, 436.
Fahrbare Bühne: 133.
Intendant: 338.
Kulissen: 174.
Rangunterschiede in den Plätzen: 174.
Reservierte Sitze: 174.
Tantiemen: 338, 342.
Theaterzettel: 127—128.
Wettbewerb: 133, 308, 342.
Theatergebäude:
Dresden: 60.
Hamburg: 138, 322, 337.
Kassel: 154.
Leipzig: 260, 308.
Ludwigsburg: 433.
Mannheim: 447.
Nürnberg: 174, 175.
Stuttgart: 432, 437.
Wolfenbüttel: 122.
Theologia naturalis et experimentalis von Kyburtz: 226—227.
Theosophische Sendbriefe von Jakob Böhme: 79.
Teweschen Hochtydt, Hamburger Drama: 136.
Thirsis' und Damons freundschaftliche Lieder von Lange und Pyra: 293.
Tierepos: 134.
Timoleon, Drama Behrmanns: 334.
Tobias, Drama Fridericis: 128.
Tod Adams von Klopstock: 330.
Todeserotik: 54, 55, 88, 91.
Traktat von der Verbesserung des Kalenders von Zoestius: 108.
Traité des sensations von Condillac: 249.
Tränen von Gryphius: 94.
Trauergedanken einer christlichen Seele, Drama Weißenbachs: 214.
Trauerode beim Absterben mei-

ner geliebten Marianne von Haller: 227.
Trauerrede Gottscheds auf den Tod seines Großvaters: 265.
Trauerreden über das Leiden Jesu von Klajus: 179.
Traumgeschichte von mir und dir von Grimmelshausen: 195.
Treugemeinter Eidgenössischer Aufwecker, Flugschrift Grobs: 215.
Triga amicopoetica von Weidner: 13.
Triunf neulich bei der Kindtauf zu Stuttgart gehalten von Weckherlin: 184.
Triumphi de Dorothea von Rinkart: 64.
Trojanerinnen:
von Euripides: 302.
von Johann Elias Schlegel: 302.
von Seneca: 28, 302.
Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges von Opitz: 16, 18.
Trunkenlitanei: 194.
Trutznachtigall von Spee: 115.
Trutz Simplex von Grimmelshausen: 195.
Turbo, Komödie Andreäs: 182.
Turris Babel von Andreä: 183.
Über das unschuldige Leiden und Todt unseres Erlösers von Fleming: 65.
Über den ungarischen Feldzug des Prinzen Eugen von Pietsch: 265.
Über den Ursprung der Sprache von Herder: 382, 400—401.
Über den Wert einiger deutscher Dichter von Jakob Mauvillon: 358.
Über den Ursprung des Übels von Haller: 227.
Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber von Hippel: 381.
Über die deutsche Sprache und Literatur von Jerusalem: 356, 368.
Über die Ehe von Hippel: 381.
Über die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands von Lichtenberg: 410.
Übersetzung: 28, 66, 95, 118, 135, 138, 142—143, 144, 150, 152—153, 156, 164, 165—167, 168, 184, 190, 229, 233, 234, 235—236, 272, 275, 290, 294, 302, 324, 326, 347, 348, 349, 354, 355, 357, 358, 360, 386, 401, 406, 416, 434, 438, 443, 445.
Ugolino, Drama Gerstenbergs: 330.
Unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorie von Arnold: 203—204.
Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie von Morhof 130.
Untersuchung über Homers Leben und Schriften von Blackwell: 347.
Usong, Roman Hallers: 228.
Valentin und Namenlos: 104.
Vaterländische Chronik Schubarts: 431.
veni redemtor gentium: 85.
Verbrechen aus Ehrsucht, Drama Ifflands: 451.
Vergleichung Shakespeares und Andreas Gryphs von Elias Schlegel: 302.
Vereinigte Musikgesellschaft der mehrerern Stadt: 233.
Vermächtnuß oder Schuldige Vorsorg von Moscherosch: 189.
Verstechnik: 9—11, 12, 15, 18, 19, 26, 42, 144, 153, 164, 164—166, 186, 216, 264, 267, 308, 313, 330, 354, 377, 429.
Versuch einer Einleitung in die historiam litterariam von Reimann: 287.
Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen von Gottsched: 228, 269—272.
Versuch einer Sibylle über die Ehe von Hamann: 382.
Versuche mit Gott zu reden von Johann Ludwig Huber: 436.
Versuch in scherzhaften Liedern von Gleim: 294, 297.
Versuch schweizerischer Gedichte von Haller: 227.
Versuchsgabe von Grob: 215.
Vesuvius von Opitz: 27.
Vielgut von Opitz 27.
Vier Bücher äsopischer Fabeln von Lichtwer: 300.
Vier Bücher geistlicher und weltlicher Gedichten von Johann Melchior Hardmeyer: 233.
Vierzeiler: 18, 46.
Volkslied: 6, 18, 22, 46, 65, 107, 130, 146, 168, 220—221, 269, 386, 401, 431.

Volleingeschenktes Tintenfäßl von Gottsched: 293.
Von dem Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft von Bodmer und Breitinger: 235.
Von den Kindern Adams und Evas, Drama Strickers: 133.
Von den klugen und törichten Jungfrauen: 106.
Von den Tugenden und Lastern, Dresdner Ballett: 62.
Von der alten Deutschen Abkunft, Stärke und Gottesdienst von Scherffer: 29.
Von der Geburt aller Wesen von Jakob Böhme: 79.
Von der Nachahmung der Franzosen von Thomasius: 285.
Von der Vortrefflichkeit der elenden Skribenten von Liscow: 333.
Von deutscher Art und Kunst von Goethe und Herder: 401.
Von Dionysii vnd Damonis vnd Pythiae freundschafft, Drama Oemckes: 128.
Von unserem Herrn dem Könige: 69.
Wahrhafte Delineatio von Hulsen: 184.
Wallbergs Briefe, Roman Stäudlins: 443.
Wallenstein, Drama Rists: 136.
Wappenbuch: 118.
Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken, Vortrag Schillers: 454.
Weihnachtsspiel: 135.
Weiß und Grün: 118.
Welk den Menschen stervende meesten Trost is, Genter Preisaufgabe: 133.
Weltkäfig von Zinkgref: 16.
Wendunmut von Kirchhof: 193.
Werther: 197, 294, 345, 414, 422—424, 430.
Wertherfieber: 423.
Wie der Hochmeister Mariam anruft: 51.
Wiedertäufergeschichte von Kerssenbroch: 113.
Wie die Alten den Tod gebildet von Lessing: 316, 363.
Wie König Karl stehlen ging, Lübecker Fastnachtsspiel: 133.
Wilhelm bin ich der Telle: 220.
Wilhelm Meisters Lehrjahre: 395.
Wilhelmine von Thümmel: 309.
Wilhelm Tell Bernolds von Walenstadt: 254.
Winterreise Johann Georg Jacobis: 416.
Wirtembergisches Repertorium der Litteratur, Zeitschrift Schillers: 443.
Wochen von Bartas: 165, 167.
Wöchentliche Ordinar-Zeitungen: 261.
Wochentliche Zeitung: 140.
Woldemar, Roman Friedrich Jacobis: 417.
Wolfdietrich, Drama Ayrers: 173.
Wohlriechende geistliche Violblumen von Johann Jakob Bodmer: 232.
Wort eines freien Schweizers an die große Nation von Lavater: 248.
Wundenlitanei Zinzendorfs: 88.
Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald von Moscherosch: 190—191.
Xerxes, Hamburger Oper: 139.
Zeitschriften, Zeitungen: 56, 125, 138, 140—142, 171, 216, 217, 230, 233—234, 242, 259, 260—261, 264, 275, 285, 303—304, 307, 309, 324, 328—329, 332—333, 348, 349, 351, 357, 378, 379, 381, 413, 416, 417, 429, 433—435, 443.
Geschriebene Zeitungen: 260—261.
Postregal: 261.
Zerstörung Trojas, plattdeutsches Volksbuch: 128.
Zirkelgesellschaft: 133.
Zlatna von Opitz: 27.
Zobeide, Märchen Reinhards: 438.
Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben von Balthasar Haug: 439.
Zweyer Vätter ungleich gereiste Kinder, Drama von Vulpius: 225.
Zwischenspiele: 55, 57, 90, 95, 120, 128, 129, 135, 136, 139, 155, 214.

MAR 10 1915

Verzeichnis der Abbildungen.

Seite

Schnabels „Insel Felsenburg“ 126
Brockes' „Irdisches Vergnügen“ 144
Diederichs von dem Werder „Befreites Jerusalem“ 166
Grimmelshausens „Simplizissimus“ 196
Breitingers „Dichtkunst“ 236
Geßners „Idyllen“ 246
Titelblatt der „Bremer Beiträge“ 304
Chodowieckis Kupfer zu Gellerts „Fabeln“ 306
Klopstocks „Messias“ 312
Lessings „Minna von Barnhelm“ 340
Chodowieckis Kupfer dazu 342
Herders „Briefwechsel über Ossian“ 400
Goethes „Werther“ 422
Chodowieckis Kupfer zu Schillers „Räubern“ 442

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Freunden und Fremden	III—V
Übersicht	VI—XVI
Text	1—456
Die Literatur	457—494
Personenverzeichnis	495—514
Geographisches Register	515—525
Sachregister	527—546
Verzeichnis der Abbildungen	547
Berichtigungen	548

Berichtigungen.

Einige unbedeutende Druckfehler erledigen sich von selber. Ich stelle richtig:

S. 108 u. 520 Marienfels statt Marienfeld.

S. 171 Ayrer 1543 geboren.